This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
B 3 924 817

GIFT OF
ERNST A. DENICKE

Von

agdeburg

bis

Königsberg.

Von

Karl Rosenkranz.

Jubiläum-Ausgabe.

Leipzig.
Verlag von Erich Koschny (L. Heimann's Verlag).
1878.

Von

Magdeburg

bis

Königsberg.

Von

Karl Rosenkranz.

Jubiläum-Ausgabe.

Leipzig.
Verlag von Erich Koschny (L. Heimann's Verlag).
1878.

B3325
V6
1878

DENICKE

UNIV. OF
CALIFORNIA

Seinen hochverehrten Freunden und Collegen, den Professoren der Philologie

Herren

Dr. Karl Lehrs

und

Dr. Ludwig Friedländer

als dankbare Gegengabe

in treuer Anhänglichkeit gewidmet

vom Verfasser.

900710

Vorwort.

Mein Leben zerfällt in zwei Hälften. Die erste reicht von Magdeburg bis Königsberg, die zweite verläuft seit vierzig Jahren in Königsberg. — Diese Stadt ist so sehr meine zweite Heimath geworden, daß ich mich nach ihr, wenn ich einmal längere Zeit von ihr entfernt war, immer wieder zurücksehnte. Die Freude an meinem Lehramt, die Anhänglichkeit meiner Zuhörer, die Liebe meiner Collegen und die Freundschaft so vieler ausgezeichneter Menschen haben mich die bekannten Unbilden der hiesigen Localität längst vergessen lassen. — Als ich nun vor mehreren Jahren durch eine Reihe sehr schmerzlicher Ereignisse ganz in mich hineingescheucht wurde, reagirte ich, nach meiner Weise, durch wissenschaftliche Arbeiten. Mein Gemüth suchte aber nach einer noch anderen Genugthuung. In dieser Stimmung fiel ich darauf, das vorliegende Buch zu schreiben. Als ich es im vorigen Sommer vollendet hatte, schien es mir nicht unwerth, auch veröffentlicht zu werden, weil es sittengeschichtlich, pädagogisch und literarisch einen Beitrag zu derjenigen Entwickelung in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts giebt, welche wir jetzt mit dem Namen der Romantik zu bezeichnen pflegen. Man sieht, wie ich allmälig ganz in sie versinke und wie ich mich dann allmälig durch die Philosophie aus ihr herauszukämpfen anfange. Ich sage: anfange, denn auch hier in Königsberg dauerte der Kampf fort. Waren der

Romantik doch von hier durch Hamann, Hippel und Werner ſtarke Elemente zugeführt worden, die auf einem Dualismus zwiſchen nüchterner Verſtändigkeit und phantaſtiſcher Ueberſchwänglichkeit beruhen.

Die Perſonen, die ich erwähnen mußte, ſind großentheils dahingeſchieden; doch lebt noch eine kleine Anzahl meiner alten Freunde, faſt von jeder Station noch der eine oder andere Repräſentat. Auch meine gute Schweſter Henriette, die Gefährtin und Vertraute meiner Jugend, habe ich das Glück, noch am Leben zu beſitzen. Meine Frau erlebte noch die Niederſchrift dieſes Buchs. An dem Tage aber, an welchem der erſte Correcturbogen deſſelben von Berlin anlangte, legten wir ſie, nach langen und ſchweren Leiden, in den Sarg.

Die ehrwürdige Anſtalt, welcher ich die Grundlagen meiner gelehrten Bildung verdanke, das Pädagogium Kloſter Lieben Frauen in Magdeburg, habe ich 1866 wiedergeſehen. Von der Straßenſeite her fand ich die zu ihm gehörigen Häuſer unverändert, im Innern dagegen große Umbauten, Erweiterungen und Verſchönerungen. Mein ehemaliger College, Herr Profeſſor Dr. Schulze, hatte die Güte, mich umherzuführen. Mit Wehmuth betrat ich die Stufen der großen Treppe, beſchritt ich den Claſſenſaal mit ſeinen nach dem Kreuzgang gerichteten Fenſtern und das Zimmer, worin jetzt noch, wie zu meiner Zeit, die Abiturientenarbeiten gefertigt werden. Die Menge der Claſſen, die Ausdehnung des Alumnats, der überall herrſchende Comfort der Einrichtung, gaben mir eine Anſchauung von der Blüthe, deren ſich das Kloſter gegenwärtig erfreut.

Die Ueberſchriften, welche ich den einzelnen Capiteln gegeben habe, ſollen den Inhalt derſelben nicht, wie es jetzt üblich iſt, erſchöpfen. Sie ſollen dem Leſer nur einen chronologiſchen und topographiſchen Leitfaden mit einer ungefähren Andeutung der Hauptſache darbieten. Wenn ich in der Ueberſchrift zum

dreizehnten Capitel sage: ich reiße mich von der Theologie los, so hätte ich mich vielleicht anders ausdrücken sollen, nämlich: ich reiße mich von dem Beruf für den geistlichen Stand los. Denn das Nachdenken über die Frage, ob ein Wesen existirt, wie die Menschen es sich unter dem Worte Gott vorzustellen pflegen, ist im Grunde das Problem, welches mich unaufhörlich beschäftigt und auf welches ich von jeder besonderen Wissenschaft aus zurückkomme. Alle sogenannte positive Theologie macht die Existenz Gottes schon zur Voraussetzung, die Philosophie aber hat diese Hypothese selber kritisch zu analysiren. Der Glaube beruhigt sich bei dem Zeugniß der Auctorität; die Wissenschaft, um zur absoluten Gewißheit vorzudringen, kann des Zweifels an der Wahrheit des Glaubens nicht entbehren.

Ich habe einfach, ohne allen künstlichen Aufputz, die Geschichte meiner Jugend erzählt. Die Zusammenhäufung der romantischen Elemente in ihr ist von mir rein thatsächlich, ohne Tendenzmacherei, geschildert. Ich habe der Versuchung widerstanden, diese Elemente über das Maaß meiner Wechselwirkung mit ihnen in eine Breite auszudehnen, zu welcher die biographische Form so leicht verlockt. Ich habe daher z. B. von dem Bergbau in Eisleben nur gesagt, daß ich durch einen öfteren Aufenthalt in dieser Stadt eine genauere Kenntniß des Berg- und Hüttenwesens erlangt habe. Der Bergmann galt nach Novalis' Osterdingen auch als eine poetische Figur der Romantik. Als ich aber in Eisleben mich auf eine gründlichere Anschauung seiner Arbeiten einließ, stand ich schon nicht mehr auf dem Standpunkt, in ihm mit der Romantik nur die geheimnißvolle Seite seines unterirdischen Reiches zu bewundern. Es überwog bereits die rationelle Auffassung. Nichts desto weniger gehört es zu der Vollständigkeit meiner romantischen Erfahrung, daß ich auf ganz natürliche, ungesuchte Weise auch den Betrieb des Bergbaus kennen lernte.

Unter den Druckfehlern dieser Schrift sind manche sehr lächerliche, z. B. ein Operprimaner statt eines Oberprimaners; oder boshafte, wie eine Phrase statt Phase der Begeisterung. Einen Fehler aber muß ich hier ausdrücklich denunciren, weil er eine historische Unrichtigkeit enthält. Seite 277 steht: Reinhard's Garten; es muß aber heißen: Reichhard's Garten.

Eine gerechte Kritik darf ich wohl nicht daran erinnern, daß in diesem Buche nicht mein ganzes Leben, sondern nur dessen erste kürzere Hälfte vorliegt, welche zeigt, wie ich aus dem labyrinthischen Irrgarten der Romantik mich bis zur Freiheit der Philosophie fortgearbeitet habe, deren Cultus in Lehre und Schrift das höchste Glück meiner Existenz ausmacht.

Königsberg, im Mai 1873.

Karl Rosenkranz.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Seite

Neustadt Magdeburg. Die Colonie der Reformirten. Das Paradies der Kindheit. Die Wunderfamilie Favreau 1

II.

Altstadt Magdeburg. Belagerung. Meine Verwilderung durch den Krieg und seine Folgen 29

III.

Errettung des höheren Sinnes in mir durch die Eindrücke der bildenden Kunst 48

IV.

Schule der Altstadt Magdeburg. Das Pädagogium Kloster der lieben Frauen. Harzreise und die Universität Göttingen 73

V.

Melancholie des Jünglings. Karl Immermann 142

VI.

Berlin. Ich stürze mich in die heterogensten Studien und Verhältnisse. Der Mathematiker Grüson. Professor Zeune. Der Jurist Müller. Die Hoffmann'sche Romantik und mein Roman: „Graf Gundolf“ 155

VII.

Meine erste Bekanntschaft mit der Hegel'schen Philosophie durch Leopold von Henning 185

VIII.

Magdeburg. Kritik der Berliner Hof- und Dom-Agende. Berlin. Wie Schleiermacher und Steffens mich bezauberten. Die Renaissance 192

IX.

Seltsame Geschichten mit den Juden Beifuß und Auerbach. Verzückung in Jean Paul's Titan 219

X.

Die Ironie der romantischen Schule. Otto von Ravensberg. Ich versinke in einen speculativen Mysticismus. Meine erste und letzte Predigt 244

XI.

Halle. Pfingstreise nach Schloß Mansfeld. Kampf zwischen Rationalismus und Supranaturalismus. Schlauch's Wanderungen Gottes und des Teufels zur Entdeckung der besten Dogmatik. Hinrichs gewinnt mich für die Hegel'sche Philosophie 272

XII.

Seite

Heidelberg. Daub's Einwirkung auf mich. Mein Verkehr mit Wippermann, Wunderlich, Franz Kugler und Theodor Parow. Geistlich Nachspiel zur Tragödie Faust. Rheinreise 306

XIII.

Magdeburg. Abhandlung über den Titurel. Ich reiße mich von der Theologie los 348

XIV.

Halle. Promotion. Durchgang durch den Spinozismus. Therese von Jacob, genannt Talvj 355

XV.

Mußmann und Bohtz. Philosophisches Satirspiel. Habilitation . . 370

XVI.

Reise nach Berlin. Halle. Calderon's wunderthätiger Magus. Neue Bekanntschaften. Lafontaine. Vorlesungen des Teufels über sich selbst 387

XVII.

Hotho. Varnhagen. Friedrich Lorentz. Moritz Besser und Heinrich Leo. Das Problem der persönlichen Unsterblichkeit. Friedrich Richter von Magdeburg. Kritik der Schriften de tribus impostoribus. Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter. Pfingstreise nach Dresden. Besuch bei Tieck. Die Naturreligion. Kritik der Schleiermacher'schen Glaubenslehre. Encyklopädie der theologischen Wissenschaften. Tholuck 405

XVIII.

Märchenhafte Zustände. Die Bergstadt Eisleben. Der Beuchlitzer Weinberg. Die Pfarre in Giebichenstein. Secretariat des thüringisch-sächsischen Alterthumsvereins. Neue Zeitschrift für die Geschichte der Germanischen Völker. Hofrath Dorow. Die Gesellschaft vom ungelegten Ei. Studentencultur 442

XIX.

Die Cholera. Berlin. Hegel's letzter Geburtstag. Choleraquarantaine im Gasthof Mailand vor Wittenberg. Halle. Hegel's Tod. Winterreise nach dem Harz. Halle. Die Cholera bringt mich dem Tode nahe 458

XX.

Heinrich Stieglitz. Die Geschichte der Poesie 466

XXI.

Uebergang in die Prosa. Entscheidung für Königsberg. Abreise von Halle 477

UNIV. OF CALIFORNIA

I.

Neustadt Magdeburg. Die Colonie der Reformirten. Das Paradies der Kindheit. Die Wunderfamilie Faureau.

In der nördlichen Vorstadt Magdeburgs, die Neustadt geheißen, bin ich am 23. April 1805 geboren.

Mein Vater bekleidete damals das Amt eines Steuersecretairs am Packhof. Er war am 6. December 1757 in der Gemeinde Buchholz bei Rostock in Mecklenburg geboren. Sein Vater war ein wohlhabender Leinweber gewesen, der ein eigen Haus mit einem großen Garten besaß. Mein Vater war der einzige Sohn. Bis zu seinem siebenten Jahr hatte er sehr einsam auf dem Gehöft zugebracht. Ein großer, schwarzer Hund war sein vornehmlicher Spielgefährte gewesen, denn das Haus lag auf einem weitumschauenden Hügel, wie das Vorwerk eines Gutes, sehr allein. Mit dem siebenten Jahr mußte mein Vater in die nächste Dorfschule einen langen Weg wandern, weshalb ihn seine Eltern bald in die Stadt Rostock zu einem Geistlichen in die Pension gaben, wo er in allen Schulwissenschaften Unterricht empfing. Dieser Geistliche gehörte zu den strengsten Pietisten. Täglich wurde mehrmals gebetet. Jeder Hausgenosse hatte einen lederüberzogenen Stuhl, vor dem er hinkniete und auf welchem Bibel und Gesangbuch lag. Der Gottesdienst wurde mit peinlicher Regelmäßigkeit besucht und die Selbsterforschung der Sündhaftigkeit mit finsterm Ernst betrieben.

Die Mutter wünschte, daß mein Vater sich einer Wissenschaft oder wenigstens einem nicht handwerksmäßigen Erwerb widmen möchte und

wußte es zu veranstalten, daß er nach seiner frühzeitig erfolgten Confirmation zu einem Advocaten als Schreiber kam. Allein mein Großvater war ihr entgegen und bestand darauf, daß der Sohn das Leinweberhandwerk erlernen müsse, weshalb mein Vater im fünfzehnten Jahr Rostock verließ und in das einsame Haus mit dem schönen Garten zurückkehrte.

Hier aber hatte sich viel verändert. Mein Großvater hatte sich mit heruntergekommenen Candidaten, mit Alchymisten und Schatzgräbern eingelassen und mit ihnen sein Vermögen allmälig in unsinnigem Streben verbracht. Mein Vater mußte mit ihm eine Reise nach Hamburg machen, allerlei mystische, höllenzwingende Bücher bei Antiquaren aufzusuchen. Durch eben diese Reise, sowie durch die immer sichtlicher werdende Zerrüttung seines sonstigen Wohlstandes ward man auf sein unglückseliges Treiben aufmerksam und das Consistorium setzte ihn wegen Schatzgräberei und Geisterbeschwörung in Anklagezustand.

Die Mutter, von Entsetzen ergriffen, glaubte es recht klug zu machen, wenn sie den Sohn überredete, die Schuld auf sich zu nehmen und nach Hamburg zu fliehen. Achtzehn Jahr alt, übernahm es mein Vater, den seinigen in dieser Weise zu retten. Dem Consistorium sollte vorgespiegelt werden, nicht der alte, sondern der junge Rosenkranz habe die Schatzgräberei betrieben und die Hamburger Reise des Alten habe sich bei diesem auf die Linnenfabrikation bezogen.

Aus Furcht, in Hamburg reclamirt zu werden, hielt mein Vater sich sehr still und wagte sich Niemandem anzuvertrauen. Er miethete sich bei einem Schneider ein und schlenderte am Tage in den Straßen umher, hoffend, der Sturm, der ihm, dem Schuldlosen, in der Heimath drohte, werde nun an dem getäuschten, abergläubischen Vater vorübergehen und dann in einiger Zeit auch seine völlige Nichtbetheiligung an diesen Dingen sich ergeben, so daß er vielleicht nach mehreren Jahren würde zurückkehren können. Allein allmälig wurde diese Aussicht zweifelhaft. Das Geld, welches die Mutter ihm mitgegeben und einige Male schon nachgesandt, zehrte sich auf. Mit der immer größeren Beschränkung, die er sich auferlegen mußte, schwand sein Muth, und in solch niedergeschlagener Stimmung fiel er eines Tages preußischen Werbern in die Hände, die ihn von Hamburg wegführten. So geschah es, daß

er am 26. Oktober 1776 in Croſſen bei dem Arnſtedt'ſchen, vom General von Natalis commandirten Regiment zur Fahne ſchwor.

Während er hier nun in Garniſon ſtand, entwickelten ſich die Folgen ſeiner künſtlichen Flucht. Die Mutter, den Sohn durch ihren Rath zu Hauſe mit einem in damaliger Zeit ſehr gefährlichen Proceß bedroht, auswärts aber ihn der preußiſchen Armee einverleibt und ſo wie ſo des einzigen Kindes ſich beraubt ſehend, ſtarb bald, und der Vater folgte gebrochenen Herzens ihr raſch nach, ſo daß die Gerichte die Hinterlaſſenſchaft der Eltern verſteigerten.

Als das Arnſtedt'ſche Regiment 1788 aufgelöſt wurde, kam mein Vater zum Regiment von Braunſchweig und blieb bei demſelben, bis er 1793 in dem Städtchen Burg bei Magdeburg als Kreiscontrolenr angeſtellt ward. Hier heirathete er, allein die Ehe war kinderlos und, wie es ſcheint, durch Schuld der Frau unglücklich, ſo daß ſie mit dem Ablauf des Jahrhunderts getrennt werden mußte. Sehr willkommen war es daher meinem Vater, 1799 nach Magdeburg als Steuerbeamter verſetzt zu werden.

Er hatte noch vom Regiment her einen Kameraden, der Feldſcheer geweſen war und nunmehr eine Anſtellung als Packhofsinſpector in Magdeburg erhalten hatte. Dieſer Mann war in vielen Stücken das gerade Gegentheil meines Vaters. War dieſer ein ernſter, ſtiller, einfacher, aufrichtiger, bis zur höchſten Aufopferung pflichttreuer, fleißiger und beſcheidener Menſch, ſo war jener ein lebensluſtiger, jovialer, pompliebender, jähzorniger, zur Intrigue geneigter, dünkelhafter Mann, dabei jedoch äußerſt gaſtfrei, gefällig und beredt. Durch dieſe Gegenſätze des Charakters erklärt ſich wohl ihre Zuneigung. Sie bedurften einander. Der lockere Lebemann erholte ſich in dienſtlichen und geſchäftlichen Verlegenheiten Raths bei meinem Vater, während dieſer ſich durch ihn zum Genuß des Lebens anfeuern, durch ſeine übertreibende Geſchwätzigkeit unterhalten ließ. Sie nannten ſich Herr Bruder, redeten ſich immer mit Ihr an und luden ſich zuweilen ein. Mein Vater beſuchte jedoch das Haus ſeines Kameraden und Collegen nur bis zum Tode von deſſen Frau. Als Feldſcheer nämlich hatte derſelbe noch immer eine ſtille und ſehr geſuchte Praxis, nicht nur im Verbinden von offenen Schäden, im Behandeln friſcher Wunden, ſondern vornehmlich in der Kur ge-

heimer Krankheiten. Er hatte sich gerade für diese einen besonderen Ruf zu erwerben gewußt und fand an den Handlungsgehülfen des Packhofs und den vielen damals durch Magdeburg ziehenden Offizieren ein großes und dankbares Publikum, so daß er ein bedeutendes Vermögen erwarb.

Von großer, schöner Statur, mit feurigem Blick, edlen Zügen, galantem Betragen, wußte er sich bei den Frauen sehr beliebt zu machen, zumal er auch ein ebenso geschickter als leidenschaftlicher Jäger war, dessen Geschenke von Hasen und Rebhühnern den Wirthinnen stets angenehm erschienen. Nach dem Tode seiner Frau verstrickten ihn eben diese chevalereskeu und persönlich liebenswürdigen Eigenschaften in verderbliche Verhältnisse, die wohl der Grund sein mochten, weshalb mein Vater den Besuch seines Hauses vermied. Er hatte mehrere Kinder. Mit diesen bestand zwischen mir und meiner Schwester ein steter Verkehr. Wir Kinder begriffen die eigenthümlichen Beziehungen unserer Eltern nicht und lernten sie erst in reiferem Alter verstehen.

Mit jenem Kameraden nun besuchte mein Vater in Magdeburg häufig die Gaststube eines großen Brauhauses an der Ecke des breiten Weges und der Domstraße der Neustadt gelegen, „Das rothe Haus" genannt. Hier lernte er meine Mutter, Marie Katharine, die Tochter des Eigenthümers, Grüson, kennen. Dieser gehörte zur wallonisch-reformirten Gemeinde, deren Mitglieder vorzüglich in der Neustadt wohnten, und dort als Brauherren, als Oelpresser, als Holzhändler unter den Privilegien der preußischen Könige zu bedeutendem Vermögen und Ansehen gelangt waren. In der Altstadt Magdeburg wohnten mehr die Fabrikanten der Réfugiés, wie man die nichtdeutschen Reformirten damals noch zu nennen pflegte. Diese Fabrikanten waren meistentheils reine Franzosen und betrieben vorzüglich die Seidenstrumpfwirkerei, die Hutmacherei und Zuckerraffinerie. Die wallonischen und französischen Gemeinden unterschieden sich wenig, außer daß in letzterer eine größere Feinheit der Sprache und des Umgangs herrschte. Jede Gemeinde hatte in der Altstadt eine besondere Kirche. Neben diesen beiden reformirten Gemeinden existirte in Magdeburg noch eine dritte deutsche, von der ich später Erwähnung zu thun habe.

Als mein Vater heirathete, trat er, ursprünglich lutherischer Con-

fession, zur reformirten über. Da meine Großmutter mütterlicherseits schon todt war und meine Mutter dem Großvater die Wirthschaft geführt hatte, so setzte sich derselbe nunmehr zur Ruhe, verkaufte das rothe Haus und zog zu meinen Eltern, die in der Neustadt am breiten Wege, nicht zu fern von der hohen Pforte der Altstadt, ein reizendes, sehr geschmackvoll gebautes Haus besaßen. In demselben bewohnte der Großvater im oberen Stockwerk nach dem Hof hinaus eine Stube und Kammer. Er war ein schlichter, würdiger Mann, der mit der Mutter gewöhnlich in einem patoisartigen Französisch sprach. Im Hause trug er eine schwere Sammtkappe, eine große dunkelbraune Schooßjacke, schwarze Manchesterhosen, Kniestiefel und eine weiße Schürze. Er war sehr geschickt in Holzarbeiten, weil er für den bessern Betrieb des Braugewerks es für räthlich erachtet hatte, auch das Böttcherhandwerk zu erlernen. In einem Hintergebäude des Hofes hatte er eine vollständig eingerichtete Werkstatt, worin er zu seinem Vergnügen alle in der Wirthschaft vorkommenden Holzgefäße, wie Eimer, Bütten, Zober, aber auch künstlichere Arbeiten fertigte. Er stand früh auf, als der Erste im Hause, kam die Treppe herunter und ging in das gemeinschaftliche, nach vorn gelegene Wohnzimmer, worin von der ganzen Familie das Frühstück genommen wurde. Bis wir uns nun Alle versammelten, spazierte er in der langen Stube auf und ab und sang ein geistliches Morgenlied. Seine beiden Lieblingslieder waren: Befiehl Du Deine Wege" und „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Meine Mutter sang dann oft mit. Nachmittags arbeitete er nicht in der Werkstatt, die immer sehr aufgeräumt aussah. Die Schneidebank, die großen und kleinen Hobel, die Schraubstöcke, der Nagelkasten u. s. w. waren stets an ihrem Ort. Diese Pfälzer, wie die Wallonen auch hießen, waren in der That recht zum Erwerb gemacht. Sie hatten einen äußerst regen Sinn für Schicklichkeit, Ordnung, Fleiß, Ausdauer, Rechtlichkeit in Handel und Wandel, und Gefälligkeit der Form. Mein Großvater war noch ein rechter Mustercolonist, dessen ernstes und doch behäbiges Wesen, dessen Würde und Leutseligkeit ihn allgemein geachtet und beliebt gemacht hatten.

Nach Tische schlief er oben in seinem Zimmer, nahm wieder den Kaffee unten mit uns und zog sich dann wieder zurück, um einige

Stunden in der großen Nürnberger Bibel mit Luther's Erklärungen zu lesen. Diese Bibel, mit den schönen Kupfern von J. Sandrart, lag immer unter dem Spiegel auf seinem Tisch. Vor ihr stand ein Lederſessel. Die Stube war sonst ganz einfach gehalten; ein großer nußbrauner Kleiderschrank war das Hauptmöbel, welches für mich dadurch merkwürdig war, daß auf ihm eine Gypsbüste Friedrichs des Großen stand, der von Allen im Hause, auch von meinem Vater, immer als ein höheres Wesen verehrt wurde. Nächst den religiösen Gegenständen hätten diese Menschen gewiß keinen zu nennen gewußt, der ihnen interessanter und bedeutender gewesen, als der alte Fritz. Wir Kinder blickten daher zu jener Büste immer als zu einer Art Gottheit hinauf. Nach der Lectüre der Bibel ging der Großvater entweder mit einem compère aus, in einen langen Oberrock gekleidet, ein großes spanisches, silberbeschlagenes Rohr in der Hand; oder er setzte sich vor die Hausthür, mit den Nachbarn und Vorübergehenden zu plaudern und aus einer langen Pfeife zu rauchen.

Diese Hausthür war von dunkelbrauner Farbe und mit schönen Messingblechen verziert. Zu ihr führte eine breite Steintreppe von einigen Stufen. Rechts und links von diesen waren Bänke angebracht, und neben den Eckpfählen, die ebenfalls mit Blech beschlagen und mit einem dicken Messingknopf geschmückt waren, standen zwei köstliche Linden, deren Zweige die Sitze höchst anmuthig überschatteten. Abends nach Tische, so lange die Jahreszeit es erlaubte, pflegte die ganze Familie hier im Genuß der freien Luft und in traulichen Gesprächen zuzubringen.

Von meinen ersten Kinderjahren ist mir nichts erinnerlich. Bei der Berennung Magdeburgs durch die Franzosen flüchteten meine Eltern in die Altstadt zu guten Freunden in der Klosterstraße, die einen trefflichen Keller besaßen, der in dem erwarteten Bombardement die besten Dienste zu leisten versprach. Meine Eltern erzählten oft von dieser Flucht, wie sie das Silberzeug in der Werkstatt des Großvaters vergraben, sich Goldmünzen in die Hemden eingenäht, Nachts im Keller geschlafen hätten u. dgl. m. Kleist's Verrath machte der Angst bald ein Ende. Ich lernte inzwischen laufen. Die Schlacht von Jena war, so viel ich mich entsinnen kann, in der Anschauung meiner Eltern das

größte Unglück aus der ganzen Profangeſchichte; denn obſchon die Mutter und ihr Vater für franzöſiſche Sprache und Sitte eine natürliche Vorliebe beſaßen, ſo war ihnen doch Preußen das gelobte Land geworden. Ihre Dankbarkeit gegen ſeine Gaſtlichkeit und die ihrer Induſtrie gewährte Bevorzugung hatte ſich in die innigſte Loyalität umgebildet.

Wir kamen nun unter die Herrſchaft Jérome's, da Magdeburg zum Königreich Weſtphalen geſchlagen ward. Mein Vater wurde als ein höchſt correcter Rechner auf ein Commiſſorium ſofort auf die Oberrechnungskammer nach Caſſel berufen. Die Mutter blieb mit dem Großvater und uns Kindern zwei Jahre allein. Ich erinnere mich aber auch hieran nur aus den Erzählungen der Eltern und weiß nur, daß wir dem rückkehrenden Vater entgegenfuhren und daß er mir hier gleichſam zum erſten Mal zum Bewußtſein gelangte. Ich hatte nun auch wirklich einen Vater, nachdem ich bis dahin nur von ihm reden gehört und meine Mutter bei ſeiner Erwähnung oft weinen geſehen hatte.

Ich wurde nunmehr mit meiner um faſt anderthalb Jahr älteren Schweſter in die unſerem Hauſe gegenüberliegende Cantorſchule geſchickt, wo ich in der gewöhnlichen Weiſe leſen, ſchreiben und rechnen lernte. Dieſe Schule war noch ganz in dem Styl eingerichtet, der jetzt nur als eine antediluvianiſche Tradition bei uns exiſtirt. Eine ungeheure, ſaalartige Stube. Zwei durch einen großen Zwiſchenraum getrennte Reihen von Bänken und Tiſchen, die amphitheatraliſch aufſtiegen, ſo daß der Lehrer alle Schüler überſehen konnte. Auf der einen Seite nach den Fenſtern zu, die nach einem Hof wieſen, ſaßen die Knaben, auf der andern die Mädchen. Die A-B-C-Schützen ſaßen auf einer ſehr niedrigen Bank voran, unmittelbar vor dem Lehrer. Sie hatten ſich nur mit Stillſitzen zu beſchäftigen. Am angenehmſten war es, wenn ſie ſchliefen, denn ihre faſt einzige Thätigkeit beſtand darin, daß ſie am Schluß der Schule auf einer Papptafel, die neben der Thür hing, die Buchſtaben des großen und kleinen, deutſchen und lateiniſchen Alphabets nebſt den Zahlen, auf welche der Lehrer mit einem Rohrſtöckchen wies, theils einzeln, theils im Chor herſagten. Da nun die Erwachſenen aus Ungeduld, herauszukommen, fleißig vorſagten, ſo iſt es Wunder genug, daß die Kinder überhaupt wirklich leſen lernten. Von Schulbüchern erinnere ich mich nur der Bibel, des Geſangbuchs

und eines französischen Lesebuchs. Ich habe in dem kleinen Druck meiner Halleschen Handbibel lesen gelernt und erinnere mich noch, welch schwierige Leseprobe die vielen Namen der Geschlechtsregister im alten Testament waren.

Die Disciplin wurde in einer Zeit, in welcher das Spießruthenlaufen noch in der preußischen Armee bestand, mit vielem Prügeln gehandhabt. Manche Jungen erwarben im Geprügeltwerden einen gewissen Ruf, indem sie bei der Execution sich gewaltig sträubten, so daß ihre Bestrafung für die Schule immer ein grausenerregendes und doch sehr unterhaltendes Fest war, ähnlich wie Hinrichtungen die Massen anziehen. Die Strampelnden und Abwehrenden mußten an Füßen und Händen gehalten und über einen Reitsessel gelegt werden, wo sie dann ihre weitschallenden Bullensinkenhiebe erhielten.

Wenn uns dergleichen barbarisch erscheint, so muß man deshalb noch nicht meinen, daß in einer solchen Schule auch nicht viel Munterkeit und Regsamkeit hätte sein können. Ich lernte ganz gut in der Bibel lesen und legte auch im Schreiben einen guten Grund.

Die Zeit, die mir außer den Schulstunden übrig blieb, verbrachte ich in sehr wilden Spielen. Ich war überhaupt ein heftiges und unruhiges Kind, das in dummen Streichen und Schlägereien sehr ergiebig war und deshalb auch vom Großvater wie vom Vater öfters derb gezüchtigt wurde. Wir Kinder bildeten gewissermaßen für die Erwachsenen eine anarchische Räuberschaar, gegen die man immer auf der Hut sein mußte. Die großen Häuser unserer Verwandten und Bekannten, der Seiffert, Bailleu, Düvigneau, Coqui, Favreau, Bonte, Ravia, Costenoble u. s. w. boten auf den Kornspeichern, in den Holzlagern, in den Brauhäusern, in den Stallungen, Höfen und Gärten einen ungeheuren Spielraum dar. Die ganze Jugend der Vorstadt war sich ungefähr bekannt, und der Platz um die Kirche herum, wo die Spritzenhäuser standen und welcher der „Thie" (wahrscheinlich von Thing) hieß, war ihr Sammelplatz zu gemeinschaftlichen Spielen und Kämpfen. In lichten Haufen zogen wir nicht selten nach der Elbseite zu in die Felder, thaten uns hier in den jungen Erbsen, in den Mohrrüben, in den Mohnköpfen und dergleichen gütlich und kamen dabei gelegentlich auch mit dem „Pannemann" (dem auspfändenden Flurschützen) in Conflict.

So erinnere ich mich, daß ich einst gewaltig vor ihm lief, weil ich meiner hölzernen Waffen durch ihn verlustig zu gehen fürchtete, zumal ich auch in meiner Patrontasche geraubte Mohnköpfe trug. Aber auch in die Gärten stahlen wir uns. Kirschen, Birnen, Nüsse, Maulbeeren (die der Seidenzucht halber unter Friedrich dem Großen mehr angebaut waren), Aepfel, nichts war vor uns kleinen Communisten sicher, und je gefährlicher eine solche Obstdieberei gewesen war, desto süßer schmeckte uns die Frucht, wenn wir sie endlich in einem sicheren Winkel aufschmausen konnten. Vor dem Eigenthum in den Häusern hatten wir Respect, aber die freiwachsenden Früchte, zu deren Genuß auch die Vögel des Himmels sich einfanden, wurden uns als Sondereigenthum schwer begreiflich.

Außer den Kindern unserer Verwandten ging ich vorzüglich mit dem Sohne eines Schlossers um, der neben uns an, und mit den Söhnen eines Schmieds, der neben der Schule wohnte. Der Erstere war ein guter, sinniger Knabe, Jakob Hövel, der jedoch seltsamer Weise durch phantastische Vorstellungen, die er von der Hölle empfangen hatte, fast schwermüthig gemacht war. Melancholie bei den Kindern ist eine Seltenheit, aber dieser weiche Knabe litt wohl schon daran. Er sprach am liebsten von den Höllenstrafen und ängstigte sich vorzüglich wegen des Stuhls mit glühenden Nadeln, worauf die Lügner sitzen müßten. Als der Lehrer in der Schule einmal von den Erdbeben erzählte, zog er sich diese Vorstellung zu Gemüth, indem er sich grauete, unter die Erde viele Klafter tief lebendig verschlagen zu werden und dann in gräßlicher Finsterniß ersticken und verhungern zu müssen. Da wir Nachbarskinder waren, so wurde ich sein natürlicher Vertrauter und er konnte mich so in seine Angst hineinziehen, daß ich ebenfalls von jenen Schreckbildern mich auf das Entsetzlichste gepeinigt fühlte und doch nicht zu meinen Eltern, nur zu meiner Schwester davon zu sprechen wagte. Dies war der erste düstere Schatten, der in den Sonnenschein meiner Kindheit vom Innern aus hereinkroch.

Die Hölle im Jenseits und die Hölle des vulkanischen Erdfeuers im Diesseits — diese beiden Vorstellungen wurzelten sehr tief in mir seit jenem Anstoß. Wenn ich auch nicht, wie Jakob, trübsinnig dadurch gestimmt ward, so machten sie mir doch viel zu schaffen und reizten

meine Phantasie immer von Neuem zu weiterer Ausbildung, so daß mein Nachdenken zuerst an diesem Stoff zu haften begann und ich stets von Frischem auf ihn als den anziehendsten zurückkam. Es blieb mir hiervon eine tiefe Empfindung der Vergänglichkeit unserer Existenz, denn konnte nicht allaugenblicklich die Erde mich verschlingen? — sowie der Verwerflichkeit des Bösen, denn welch entsetzliche Qualen warteten nicht seiner in der Hölle! —

Nun muß ich aber bemerken, daß in der Neustadt und in damaliger Zeit überhaupt noch viel Aberglauben, viel sinnliche Färbung der religiösen Ideen existirte. Ganz ernstlich wurde noch von den „Unterirschken", d. h. Unterirdischen, gesprochen, kleinen Männern mit schwarzen Mänteln und großkrämpigen Grauhüten, die unter den Viehställen wohnen und großen Einfluß auf das Vieh üben sollten. Schreckliche Beispiele ihrer Rache wurden erzählt, wenn man sie beleidigt hatte. Sie wanderten dann aus, kündigten dies dem Hausherrn durch einen Abgesandten an und sagten ihm den Tod der Thiere vorher. Der Plutus, der Gott des Reichthums, der Mehrung des irdischen Gutes, hat einmal seinen Sitz in der Erde. So wurde auch von den „Nickelmännern" im Wasser gesprochen. Namentlich wenn wir Knaben nach dem Elbufer an die sogenannte Kufferecke nach der Gegend der Bastion Cleve hin zum Baden gingen, warnte uns das Gesinde, uns doch ja vor dem Nickelmann, der in der Tiefe lauere, in Acht zu nehmen. Daß man an Hexen glaubte, versteht sich von selbst. Von diesem und jenem tiefäugigen alten Weibe ging die Rede, wie sie hier oder dort nicht aus der Thür zu gehen vermocht habe und in schreckliche Verlegenheit deshalb gerathen sei, weil nämlich ein Besen vor der Schwelle gelegen habe, auf welchem sie in der Walpurgisnacht zum Hexensabbath auf den Brocken gefahren sei. Einen solchen sollte die Hexe nicht überschreiten können. Da der Harz nur sechs Meilen von Magdeburg liegt, so ist begreiflich, daß dort diese Erinnerung des Altsassenschen Heidenthums lebendiger geblieben, und es war üblich, auf die Fahrt zum Blocksberg in der Nacht zum ersten Mai am Morgen des andern Tages scherzhafte Anspielungen zu machen. Wenn die bisher genannten Elemente des Volksglaubens einen mehr mythischen Charakter hatten, so daß die Aufgeklärteren schon nicht recht mehr daran glaubten, so

war es doch in Betreff der Geſpenſter anders. Dieſe wagten Wenige zu leugnen. Mein Vater war ein offener Leugner derſelben, wie er auch jene andern Volksſagen als ſelbſtbewußter Rationaliſt verwarf. Die Mutter, eine nervenzarte, phantaſiereiche Frau, konnte die Geſpenſter nicht recht aufgeben. Noch mehr verfocht ſie den Glauben an Ahnungen und wußte aus ihrem eigenen Leben ſehr merkwürdige und poetiſche Erfahrungen anzuführen. Uns Kindern gefielen dieſe Geſpenſtergeſchichten außerordentlich, beſonders die Sage von dem Reiter ohne Kopf, der in der Ritterſtraße Nachts zwiſchen zwölf und ein Uhr zuweilen auf ſchwarzem Roſſe zu ſehen ſein ſollte. Wagner's Geſpenſterbuch, worin, wie einſt in des Carteſianers Becker's bezauberte Welt, ſolche Geſpenſterhiſtorien natürlich erklärt wurden, machte daher in unſerer Familie großes Aufſehen. Noch erinnere ich mich der Titelvignetten und Titelkupfer, wo nachtwandelnde Wirthstöchter den Fremden ſchrecken, ein Scheintodter wieder erwacht, ein Wolf einem Menſchen auf den Rücken geſprungen iſt, Fröſche ausgebrochen werden u. dgl.

Meine Mutter war eine echte Franzöſin, voll von Geiſt, Leben, Redſeligkeit und voller Religiöſität. Die Phantaſie und der Witz ſtachen bei ihr hervor. Sie war ungemein kunſtreich in allen weiblichen Arbeiten. Sie nähte und ſtickte zum Entzücken. Das Sticken trieb ſie mit Leidenſchaft und ſtickte auch Gemälde, Vögel und ſchöne Landſchaften, von denen einige eingerahmt in unſern Zimmern hingen. Auch Blumen verſtand ſie zu machen und erfand die reizendſten Bouquets, die damals auf Arbeitsbeutel u. dgl. geſtickt wurden. Ihre Hauben und Hüte garnirte ſie ſich ſelbſt und wir Kinder hatten an der ſauberen und anmuthigen Thätigkeit, welche die Blumen mit Hülfe der Stempel, Nadeln, Zangen und Eiſen hervorzauberte, immer große Freude. Aber ſo lebhaft das ſchwarze Auge der geliebten Mutter brannte, ſo freundliche Beredſamkeit ihrem Munde entſtrömte, ſo ſchön ſie uns Kindern von der ſingenden Bohne oder anderen Märchen erzählte, ſo war die Arme doch im Innerſten krank, und dieſe Krankheit ſollte ſich ſchrecklich entwickeln und ſie noch ſchrecklicher tödten. In der Verzweiflung an ärztlicher Hülfe neigte ſie dann auch zu ſympathiſchen Kuren und zu ſogenannten Beſprechungen. Sie glaubte an das Verſchwinden von Warzen durch Knoten, die in Zwirnfaden eingebunden und mit ab-

nehmendem Mond unter eine Dachtraufe vergraben wurden; sie glaubte an das Verschwinden von Ausschlägen, Balggeschwülsten, Geschwüren u. dgl. durch Bestreichen mit einer Todtenhand, wobei man aber mit der Leiche allein im Zimmer sich befinden und die Worte: „Im Namen des Vaters, Sohnes und Geistes“ sprechen mußte; sie glaubte an das Besprechen des Feuers, an das Vernageln des Zahnschmerzes; sie glaubte an die Macht des „bösen Blickes“, an die Macht von Liebestränken; sie ließ sich die Gesichtsrose, von der sie auch zuweilen geplagt war, „beeten“, d. h. wegbeten. Alte Frauen in großen dunklen Capuzen schlichen zur Dämmerung ein. Wir Kinder mußten die Stube verlassen und brachten nur heraus, daß die Frau mit Kreuzschlagen die Rose dreimal anhauchte und dabei die Worte sprach:

Mutter Maria und hill'ge Ding
Stritten sich um en' golden Ring,
Mutter Maria gewannd,
Dat hill'ge Ding verschwand.

Das heilige Ding war eine volksthümliche Benennung für die Rose. Der Mutter half diese Ceremonie wirklich. Dem Vater aber mußte solche Winkelpraxis verborgen gehalten werden, da er einmal in Folge seiner Jugenderlebnisse ein abgesagter Feind alles Aberglaubens war. Auf mich ging diese Gesinnung über und ich konnte daher auch z. B. eine Warze am kleinen Finger der linken Hand durch keinerlei Sympathie, nur durch Höllenstein wegbeizen. Als ich in die Entwickelungsjahre kam, litt ich im Frühling und Sommer gewöhnlich außerordentlich an Nasenbluten, das oft kaum zu stillen war und sehr lästig wurde, da es oft mitten auf der Straße, auf Spaziergängen, in fremden Häusern mich befiel. Die Mutter bestand bei solchen Gelegenheiten darauf, daß ich auf kreuzweis gelegte Strohhalme das Blut niederrieseln ließ. Ich spottete, älter werdend, über dergleichen und ließ mir Weinessigumschläge um den Kopf und die Kühlung durch einen in den Nacken gelegten Schlüssel besser gefallen. Bei der Mutter hing diese Richtung auf die Nachtseite der Natur auch wohl mit ihrem poetischen Wesen zusammen. Sie träumte viel, träumte von vermißten Dingen, wobei sie uns öfter in Erstaunen setzte, daß sich z. B. eine silberne, lang gesuchte Strickscheide endlich in der That da fand, wo sie dieselbe

im Traume erblickt hatte; sie war überhaupt voll von einem echt weiblichen Ahnungsvermögen und kehrte gern die geheimnißreichen Beziehungen der Dinge hervor. Der Einfluß gewisser Mondesphasen war bei ihr über allen Zweifel erhaben und ebenso hielt sie auf gewisse Tage. Die Nägel durften z. B. nur am Freitag beschnitten werden.

Wie ich aus Gedichten schließe, die ich noch von ihr als Reliquie besitze, hatte sie ihre Mutter, die auch fast immer krank gewesen, unendlich geliebt, sie aber gerade in einer Zeit verloren, wo sie eines mütterlichen Beistandes sehr bedürftig gewesen. Sehr rührend sprechen jene Gedichte die Sehnsucht nach Vereinigung mit der theuren Verstorbenen, zugleich aber auch das Gefühl der Entsagung auf jede Lebensfreude und die Gewißheit baldigen Todes aus. Sie hatte nämlich, wie sie uns öfter erzählte, nach dem Verlust der Mutter in einem Traum ihr eigen Herz im Busen mit drei schwarzen Punkten erblickt und sich dies dahin ausgelegt, daß sie nach drei Jahren sterben müsse. Hierüber war sie in eine tiefe Schwermuth verfallen; denn so sehr sie nach der Hingeschiedenen sich sehnte, so sehr hing sie doch am Leben. Jene düstern Verse entsprangen aus diesem Kampf. Da ihre Melancholie einen gefährlichen Charakter annahm, so schickte der Großvater sie nach Berlin zu Verwandten, wo sie denn in anderer Umgebung, in geselliger Zerstreuung, im Besuch des Theaters u. s. w. nach einigen Monaten von ihrem Trübsinn genas.

In unserem Hause lebte damals ein Bruder meiner Mutter, David Grüson, der zu Breslau 1848 an der Cholera als ein sehr geschätzter Portraitmaler gestorben ist. Er hatte ursprünglich das Posamentirgeschäft erlernt. Bei demselben hatten die Farben und Zeichnungen der Bänder sein Talent für die Malerei so lebhaft angeregt, daß er zu dieser selbst überging. So lange er damals bei uns wohnte, widmete er sich dem Portraitiren mit großem Fleiß. Die schönen Farbenstoffe, das Mischen der Farben, die allmälige und doch ziemlich schnell vorschreitende Entstehung eines Gemäldes, endlich auch die vielen Herren und Damen, die zu ihm kamen, ihm zu sitzen, unterhielten uns Kinder außerordentlich und gaben mir frühzeitig einen Trieb, ebenfalls zu zeichnen und zu malen. Der Onkel David war ein heiterer Mann, der gern in Mußestunden mit uns schäkerte und uns auch der Ehre

würdigte, unſere kleinen Perſonen in Lebensgröße in Oel zu malen. Meine Schweſter in weißem Kleide hielt einen Blumenkorb in der linken Hand; ich, in einem gelben Nankinghabit, hielt meine linke Hand in ihrer rechten und in der rechten eine uns umſchlingende Epheuranke. Neben mir lagen meine Kinderwaffen. Ueber uns wölbte ſich ein kräftiger Eichbaum hin. In der Ferne erblickte man die Neuſtadt mit dem Thurm der Kirche. Das Bild war ſehr gut ausgeführt und fand bei allen Verwandten billige Anerkennung. Bei uns Kindern brachte es ein gewiſſes Selbſtgefühl hervor. Wir erſchienen uns durch dieſe Abſchilderung als einigermaßen diſtinguirte Weſen, und ich erinnere mich, daß ich ſpäterhin auf den ſechsjährigen, blondgelockten, pausbäckigen Knaben im Bilde öfters träumeriſch hingeſchaut habe, ob mir wohl eine Andeutung meiner Zukunft aus dieſer erſten Fixirung meiner Exiſtenz entgegenblitzen möchte. Mit dieſem Bilde ſchloß der Onkel ſeinen Aufenthalt bei uns ab, indem er ſich ſeiner höheren Ausbildung halber nach Dresden auf die Akademie begab.

Der große Familienzuſammenhang unſeres Hauſes hatte einen ſehr lebhaften Verkehr mit vielen und ſehr verſchiedenartigen Menſchen zur Folge. Als der Mittelpunkt dieſes ausgebreiteten Umganges erſchien der Markt, der zur Herbſtzeit in der Neuſtadt abgehalten ward, weil dann alle Bekannten und Freunde aus der Altſtadt und Umgegend die Vorſtadt beſuchten und bei uns einſprachen. Dieſer Markt dauerte eigentlich nur einen Tag und war vorzüglich ein Viehmarkt. Doch fehlte es nicht an Buden mit Putzwaaren, Spielzeug und Naſchwerk, die den breiten Weg hinunter aufgeſtellt waren. Zwiſchen der Reihe der Buden und zwiſchen den Häuſern wimmelte es von Viehgruppen, und das Feilſchen um Rindvieh, Pferde und Schweine ſchallte vom frühen Morgen bis ſpäten Abend dicht vor unſern Fenſtern. In unſerem Hauſe war für dieſen Tag Alles feſtlich geſchmückt. Die ein- und ausſtrömenden Gäſte wurden je nach ihrem Stande und Geſchmack bewirthet. Die näheren Freunde blieben Abends bei uns zu einem Mahle verſammelt, das in einem Saal des oberen Stockwerks abgehalten ward. Dieſer Saal war nur bei großen Feierlichkeiten für uns Kinder zugänglich. Für mich hatte er durch den Ofen, der in einer halbrunden Niſche ſtand, einen beſonderen Reiz, indem derſelbe mit

einer großen Gypsstatue der Minerva geziert war, die auf einem viereckten Würfel sich erhob, der den eigentlichen Ofen bildete. Diese Göttin mit ihrem Helm, ihrem Brustharnisch, in der Rechten den Speer, in der Linken den Medusenschild, den sie auf den Boden stützte, war für mich eine ganz außerordentliche Erscheinung, die mir völlig fremdartig, wie aus einer andern Welt, entgegentrat. Wie edel und sinnig blickte ihr Antlitz, wie schwermüthig das schlangenumgürtete Haupt der Medusa! Wenn der Kronleuchter die Statue recht hell beleuchtete und sich die Wellenlinien der schönen Gestalt von dem dunklen Grunde der Nische schärfer abhoben, schien mir die Göttin fast lebendig zu sein. Wer hätte wohl damals geahnt, daß diese Göttin mich für mein ganzes Leben in ihren Dienst nehmen würde! Wäre ich ein Jean Paul oder ein Bogumil Golz, so würde ich diesem Markttage der Neustadt mit seinem Glanz und Rausch, der sich mir unter dem fröhligen Klang der Gläser, unter dem Duft der Blumenaufsätze der Tafel, unter dem Scherz und Lachen der geputzten Herren und Damen, unter dem durch die Süßigkeiten des Mahles sinnlich gesteigerten Behagen endlich in den lebhaften und unverstandenen Cultus der Göttin der Weisheit verklärte, eine eigene Idylle widmen.

Zu den bedeutenderen Gestalten aus dem Kreise des elterlichen Verkehrs gehörten auch zwei Nonnen, Agnes und Cäcilie, aus dem Nonnenkloster der Neustadt, das nur eine Straße von uns entfernt lag. Wir Kinder durften nur um die Ecke des blauen Sterns, unseres linken Nachbarhauses, huschen, so waren wir bald die Klosterstraße entlang. Jene Nonnen waren Freundinnen meiner Mutter. Große Geschicklichkeit in allen feineren weiblichen Arbeiten und in Miniaturmalerei zeichnete sie aus. Ich erinnere mich ihrer Züge nur dunkel, aber ihrer Freundlichkeit gegen uns Kinder und der Begleitung ihrer Liebkosungen mit zartem Obst, mit Blumen, Zuckerwerk, Bildern von Heiligen sehr deutlich. Besonders gefielen uns die sogenannten Hauchbilder, die oft eine Art von frommen Rebus enthielten und die wir auch von dem Pater geschenkt empfingen, der für das Kloster Huy bei Halberstadt jährlich einmal zum Terminiren bei uns einsprach. Das Kloster war für uns Kinder eine eigenthümliche Welt. Wir waren zu jung, um eine Vorstellung von dem Unterschied der christlichen Glaubensarten zu haben,

uns interessirten die phantastischen Eindrücke, die sich uns hier in den Zellen der Nonnen, in den langen Corridoren, im Kreuzgang, in der Kapelle beim Gottesdienst und in dem melancholischen Garten darboten, der mit herrlichen dunkelschattigen Alleen hinten nach dem Elbufer zu lag. Vom Katholicismus wußten wir nur den Namen. Daß Schwester Agnes und Cäcilie uns, denen sie so viel Freiheit gestatteten, uns, die wir von ihnen so geherzt und geküßt wurden, uns, deren Mutter ihre Freundin war, bei welcher sie von Zeit zu Zeit Kaffee tranken, für Ketzer, für Verdammte hätten halten sollen, würde uns, selbst wenn man es uns gesagt hätte und wir es hätten verstehen können, als Lüge erschienen sein. Um so weniger würden wir dies geglaubt haben, als auch die Bürger der Neustadt in der großen Gaststube der Bierbrauerei des Klosters täglich im friedlichsten und heitersten Verkehr aus- und eingingen, da das „Klosterbier" eines vorzüglichen Rufes genoß. Für besonders katholisch hätt' ich damals nur den eigenartigen Geruch gehalten, der von dem Meßräucherwerk her sich in dem eigentlichen Kloster überall festgesetzt hatte.

Wie geheimnißvoll uns auch die Stille des Klosters ansprechen mochte, so bot doch unsere eigene Verwandtschaft uns ein Wunder dar, das alles Uebrige in unserem Kreise überwunderte, das war der Cousin Favreau. So lange ich zurücksinnen kann, stellte sich derselbe regelmäßig jeden Nachmittag Schlag drei Uhr bei uns ein, mit meinen Eltern und dem Großvater Kaffee zu trinken und Schlag vier wieder zu gehen. Erst galt dieser Besuch wohl mehr dem Großvater, seinem alten compère, mit dem er auch spazieren ging. Nach dessen Tode aber übertrug er diese Sitte auch auf meine Eltern und harrte darin aus bis an seinen eigenen Tod. Er war nicht sehr groß, trug einen einfachen braunen Oberrock und einen braunen Stock, der oben in eine schön gearbeitete Hand auslief, die einen Todtenkopf hielt. Er rauchte nicht, schnupfte aber, wie mein Vater. Dieser Mann hatte weite Reisen gemacht, namentlich im südlichen Europa, von denen er gern erzählte, vor Allem von seinen Abenteuern in Ungarn. Doch ist mir keines im Gedächtniß geblieben, wahrscheinlich weil mir doch noch zu viel Voraussetzungen zu ihrem Verständniß fehlten. Er betrieb einen großen Holzhandel, hatte eine Holzstrecke unmittelbar an der Elbe und eine

andere hinter seinem Hause am breiten Wege. Dies Haus war nur Parterrewohnung, dehnte sich aber nach hinten zu in einen gewaltigen Hof und Garten aus. Der alte Favreau war Wittwer, ein weibliches Wesen habe ich nie in der Wirthschaft gesehen. Zwei Söhne, Friedrich und Abraham, besorgten mit männlichem Gesinde das ganze Hauswesen und Friedrich war ein Meister in der französischen Küche. Vor dem Alten hatten wir Kinder immer eine große Scheu; selbst wenn er mit uns scherzte, fürchteten wir ihn. Die Söhne dagegen liebten wir unendlich, und sie boten stets Alles auf, uns angenehm zu unterhalten. Beide waren in der Physik, in der Mechanik, in allen Handwerken, im Drechseln, Schmieden, Schnitzeln, aber auch im Gebrauch der Waffen sehr erfahren und geschickt. Wenn wir kamen, so wurden wir bald in den Garten geführt, wo Abraham mit einer Windbüchse uns Sperlinge zusammenschoß, die Friedrich uns dann zum Abendbrod briet und köstlichen Salat dazu machte, mit Schwenkgabeln, die er selber geschnitten, aus Pflanzen, die er selber gezogen hatte. Oder wir fuhren mit Abraham die Seejungfer hinauf. So hieß ein großer Schiffsmast, der inmitten des Hofes stand und oben mit einer kolossalen aus Blech geschnittenen Figur, einer sich nach dem Winde drehenden Seejungfer, verziert war, deren langes schwarzes Haar lustig in der Luft flatterte. An diesem Maste waren in der Mitte und ganz oben kleine, mit Gallerien umgebene Söller befestigt, zu denen man sich in einem hölzernen Stuhl mit einem Kettengewinde hinaufziehen konnte. Es war ein nicht ganz ungefährliches Vergnügen; allein es war zu schauerlich süß, da oben auf den schmalen Brettern zu stehen und über die ganze Neustadt zum Elbufer hin aus der Vogelperspective einen Blick werfen, besonders aber der mysteriösen Seejungfer nahe kommen zu können. Und so ließen wir uns denn gern von Abraham auf den Schooß nehmen und himmelan fahren. Als er später auf mehrere Jahre nach Quebeck reiste, wollte er, Unglück zu verhüten, vorher den Ziehstuhl und das Gewinde abnehmen, stürzte bei dieser Gelegenheit selbst von oben herunter, kam jedoch noch glücklich mit dem Bruch einer Rippe davon, der nach einigen Wochen verheilte.

Ging es nicht die Seejungfer hinauf, so warfen wir uns auf die riesige Strickschaukel, die unter der Einfahrt zu einer großen Scheuer

befestigt war; oder Friedrich drechselte uns ein Spielwerk; oder wir ergötzten uns an den Bildern einer Camera obscura, die in einer Kammer nach der Straße zu angebracht war. Die Lebendigkeit der kleinen vorüberschwebenden Figuren hatte für uns etwas Geisterartiges. Oder Abraham spielte uns auf einem von ihm selbst erbauten Orgel-Fortepiano mit Pauke und Becken lustige Märsche und Tänze. Oder er setzte sich mit uns in den Wagen, den er ebenfalls selbst gebaut und den er von innen aus durch einen Mechanismus bewegte, worüber wir als Kinder uns denn kindisch freuten. Dieser Wagen hieß auch der „sich selbst fahrende". Oder wir neckten uns mit den mancherlei Thieren umher, die es hier gab, denn gleich im Hause wurde man von einem angeketteten Affen begrüßt, der — in rother Livree — einen Schein-Thürhüter vorstellte. In der Stube war in der einen Ecke ein großes Rollhaus für ein Eichhörnchen, das sich darin drillte. In einer andern Ecke stand ein Häuschen für weiße Mäuse, die mit ihren hellrothen klugen Augen allerliebst aus den Fenstern herausschauten und die Treppen zierlich auf- und abtrotteten. Zwischendurch flog das fliegenschnappende Rothkehlchen oder krächzte der Rabe sein heiseres „Jakob". Auf dem Hofe trafen wir gravitätische Pfauen und zierliche Tauben und ergötzten uns unbeschreiblich an ihren Bewegungen. Hühner, Enten und Gänse fehlten nicht; ein flügellahm gemachter Reiher stolzirte unter ihnen mit einsamer Grandezza umher. Daß Hunde aller Art dies bunte Spiel des Thierlebens noch erhöhten, brauche ich kaum zu sagen, da ich schon erzählt habe, daß meine Vettern treffliche Schützen waren und so weitläufige Besitzungen nicht ohne den nächtlichen Schutz von Hunden sein konnten.

An Regentagen, gegen Abend nahm der vielkünstige Abraham die Electrisirmaschine hervor, ließ Funken aus unseren Haaren sprühen, ließ Puppen eine kleine Treppe auf- und abtanzen oder den Blitz in ein Papierhäuschen schlagen. Am erfreulichsten aber war es uns, wenn er sich erbitten ließ, uns den magischen Spiegel zu zeigen. Dieser bestand aus einem starken Vergrößerungsglase, das, eingerahmt, aber beweglich, frei aufgestellt wurde. Dahinter auf Rollen wurden illuminirte Kupferstiche gelegt, die, mit einer Kurbel gedreht, dem staunenden Auge in der Größe vollkommener Wirklichkeit erschienen. Diese Rollen enthielten

Prospecte der vornehmsten Hauptstädte Europa's, Thierhetzen, Hofjagden, Stiergefechte, merkwürdige Gebäude und waren in jener sinnlich-kräftigen Manier gedacht und gemalt, die aus der niederländischen Schule noch auf die damalige handwerksmäßige Kunst übergegangen war. Welche Lust wir Kinder bei Anschauung der fremden Städte, der Paläste und Kirchen derselben, der See- und Berglandschaften empfunden, ist unsäglich. Nicht selten trat mir in meinem spätern Leben, wenn ich mit Entzücken auf Reisen eine Stadt, ein Gebäude begrüßte, dennoch unwillkürlich die Vorstellung entgegen, daß sie doch an Reiz die Trunkenheit hinter sich ließen, die mir im magischen Spiegel ihr erstes Bild erweckt hatte. Das ist die Macht der „Morgenröthe im Aufgang", mit deren dämmerungscheuchender Beleuchtung die Mittagssonne nicht wetteifern kann.

Man wird zugeben, daß eine solche Fülle interessanter Gegenstände, als das Dach unserer Verwandten umschloß, dargeboten überdies mit so hingebender Liebenswürdigkeit, als meine Vettern zierte, schon hinreichend gewesen sein würde, Kinder unwiderstehlich zu fesseln. Allein durch einen noch nicht bemerkten Zug stellte sich uns dies Alles in einem Tone dar, welcher unsere kindliche Einbildungskraft in ein Jenseits seltsamer und dunkler Vorstellungen hinüberriß. Der alte Favreau nämlich, den wir kurzweg den „Alten" hießen, hatte eine Art von Grabphantasie. Er selbst schon, wenn er, umgeben von Damascenersäbeln, Pistolen und Doppelpistolen, die mit Schiebeschlöffern versehen, deren Griffe mit Silber in mythologischen Figuren ausgelegt waren, auf einem Armstuhl am Fenster saß nnd durch ein Leseglas in Herder's „Ideen der Menschheit" oder in Young's „Nachtgedanken", seinen beiden Lieblingsbüchern, las, machte auf uns Kinder immer einen wahrhaft ägyptischen Eindruck. Wir wagten dann nicht laut zu sein und schlichen uns durch das Zimmer mehr, als daß wir gingen, fürchtend, daß die großen Figuren der Tapetenwände, welche venetianische Masken in der Umgegend des Marcusplatzes vorstellten, auf sein zauberisches Geheiß etwa gar auf uns zuschreiten möchten. Ging man nun von seinem Zimmer durch eine Tapetenthür in ein längliches Gemach nach dem Hofe hinaus, so fand man in demselben Oelbilder mit Lichteffecten, Köpfe von Mönchen und alten Herren, die vielleicht historisch merk-

würdig waren, was ich natürlich noch nicht verstehen konnte. Ich besinne mich nur auf die großen Kahlstirnen, auf die kräftigen Formen, angeleuchtet von grellrothem Schein von Lichtern oder Lampen. Aus diesem Gemach, das in uns Kindern immer eine düster beklommene Stimmung erregte, trat man links in Friedrichs Werkstatt, rechts in den Garten, oder vielmehr noch nicht in den Garten, sondern in eine Art von Kirchhof. Auf dieser Thür war nach außen ein Kater gemalt, der eine brennende Kerze in der Pfote hielt. Es führte aus dem Hofe auch ein großes Gitterthor in den Garten, zunächst in dessen heitere Partien, die sich um einen Hügel concentrirten, auf welchem eine Venusstatue aus Sandstein, und in welchem eine Eremitage sich befand. Jene kirchhofartige Anlage war nach der einen Seite hin durch einen langen Baumgang gewissermaßen abgesondert. Hier standen nun, aus Sandstein gehauen, mit Oelfarbe übermalt, Säulen, Pyramiden, Obelisken, bedeckt mit mysteriösen Figuren und Symbolen. Der Todtenkopf mit kreuzweis übereinander gelegten Knochen darunter war hier besonders häufig. Aber auch Dreiecke, Pentagramme und Schmetterlinge als Symbole der Unsterblichkeit kamen hier vor, und den griechischen Tod, den Jüngling, der die Fackel umkehrt und mit dem einen Arm auf den Schlaf als seinen Bruder sich lehnt, habe ich, meines Wissens, hier zum erstenmal gesehen. Auf mich wirkte die Abtheilung des Gartens, in welcher kein Obst, kein Gemüse, keine Blumen gezogen wurden, wo nur jene Steinsäulen zwischen Laubbäumen und Lärchen auf moosigem Rasengrunde ernst und mystisch dastanden, mit ungemeiner Anziehung. Offenbar sollte sie zum andern Theil des Gartens, den die lebensluftige Liebesgöttin beherrschte, einen Gegesatz bilden, und noch jetzt fühle ich lebhaft die heiligen Schauer, die mich in dieser Umgebung durchrieselten. Hatte ich im Umgang mit dem stillen Jakob die Qualen der Hölle und eines Untergangs im Erdbeben, hatte ich bei Onkel David den Reiz der reinen Farben und Formen, hatte ich im Anschauen der Minerva unseres Saalofens die erste Begeisterung für plastische Schönheit empfunden, hatte ich im Kloster bei den Nonnen eine süße, tändelnde Heimlichkeit genossen, so überkam mich hier zum erstenmal das Gefühl eines tiefen, unergründlichen Mysteriums.

Und doch war dies noch nicht das Letzte, was der Alte uns darbot.

An der Elbe hatte er, wie ich oben erzählt, eine Holzstrecke, in welcher er einen besonderen Verwalter hielt. Hier hatte er ein Haus mit einem flachen Dache erbaut, das getheert und von der Landseite her mit Nußbäumen umringt war, die ihre köstlichen Blätter und Früchte auf das Geländer und über dasselbe hinneigten. Nach der Wasserseite zu war das Dach offen und gewährte eine herrliche Aussicht auf den Elbspiegel und auf die Segel der von Hamburg kommenden, nach Hamburg fahrenden Schiffe. Hier auf diesem platten Dache gab der reiche Mann im Sommer einige Gesellschaften mit ausgesuchtem Luxus, zu denen auch meine Eltern mit uns Kindern geladen waren. So himmlisch uns nun oben im Genuß aller Weltfreuden zu Muthe war, so benutzten wir doch diese Gelegenheit, aus den überirdischen Regionen auch in die unterirdischen zu kommen, die an diesem Tage offen standen, weil sie für den gesellschaftlichen Apparat mitbenutzt werden mußten. Von diesen Gemächern flüsterte man Allerlei und wir Kinder wollten wissen, was daran wäre. Als Hauptresultat ist mir Folgendes erinnerlich. In dem einen gewölbten Zimmer waren die Wände mit dichtem Gebüsch bemalt. Aus dem Dickicht sahen Eulen und Raubthiere hervor, oder Spinnengewebe hatten sich über Blätter und Früchte gezogen und die Spinne lauerte auf ihren Raub. Inmitten dieser Scenerie aber stand ein großer Sarg, der Sarg, in welchem der Alte einst begraben sein wollte und in welchem er schon von Zeit zu Zeit schlief. An Leichen und Särge waren wir Kinder gewöhnt, denn in einer solchen Vorstadt nimmt man an allen Vorkommnissen in den Familien des Gemeinwesens regen Antheil. Die Leichen wurden mit Gepränge ausgestellt, besonders die von Kindern und Jungfrauen. Wenn wir irgend konnten, liefen wir hin, die „schöne Leiche" zu sehen. Jedes Leichenbegängniß war für uns ein Fest, das uns sehr fröhlich stimmte, weil es dabei oft viel zu schauen und zu hören gab. Daß aber Jemand schon bei Lebzeiten sich seinen Sarg machen ließ, daß er, von Raubthieren und Raubvögeln umringt, schon darin schlief, schien uns überseltsam. In reiferen Jahren habe ich dann wohl eingesehen, wie der Alte in jenen Raubthieren und Raubvögeln die Gefahren hat symbolisiren wollen, die dem in ihre Mitte gestellten Leben allaugenblicklich drohen, und wie er mit dem Schlafen im Sarge wohl hat

ausdrücken wollen, daß der Tod gar nicht ein nur plötzlich eintretendes, vielmehr im Proceß des Lebens schon immer gegenwärtiges Ereigniß sei.

Noch Mancherlei könnte ich nun nach einzelnen Seiten hin berichten, z. B. von dem erschütternden Eindruck, den der Anblick und das Geschrei der Menschen auf mich machte, die auf dem Hofe unseres Nachbars zur Rechten, des Schlossers, „von Rechtswegen" geprügelt wurden. Hier wohnte nämlich im oberen Stock ein trefflicher Mann, der Friedensrichter Hecht, mit dessen Familie wir ebenfalls Umgang hatten. Nach der damals bei uns als im Königreich Westphalen geltenden französischen Verfassung hatte der Friedensrichter die Abmachung der kleinen Polizeisachen, und so wurden denn Herumtreiber, lüderliches Gesindel kurzweg abgeurtelt und bestraft.

Allein ich übergehe solche Einzelheiten, um von dem Gegenstande zu sprechen, der am Ende in der Phantasie des Knaben alle anderen für sich noch so bedeutsamen Anschauungen überfluthete. Dieser Gegenstand war die französische Armee. Man versetze sich in jene Zeiten zurück, in denen die Napoleonische Herrschaft das gesammte continentale Europa umfaßte und alle Völker desselben an ihren Triumphwagen gekettet hatte. Man versetze sich in jene Zeiten zurück, in denen wir ganze Regimenter hatten nach Spanien senden müssen, weshalb man in einer plattdeutschen Litanei sang:

Unse Söhne mötten wi na Spanje schicken,
Wo se sick de Näse an de Festunge flicken!

mit dem steten Refrain:

Wi hängen uns alle upp!
Et deit man jar to weh,
O jeh, o jeh!

Die Amme, die mich genährt hatte, war die Frau eines Soldaten Namens Stein, der in Spanien focht und blieb, wie die Sage ging, nicht in der Schlacht, sondern im Schlaf von den Spaniern erdolcht. Meine Eltern hatten stets Einquartierung, zum Glück Offiziere, denen das Zimmer mit dem Alkoven, links vom Hausflur, eingeräumt war. Ich kann mich in meinem Gedächtniß irren, allein nach demselben schweben mir diese Offiziere nur als freundliche Männer vor, die uns Kinder lieb und gut behandelten, uns einzelne Vocabeln vorsprachen

und uns mit Kleinigkeiten beschenkten. Daß die Mutter und der Großvater mit ihnen sich französisch unterhalten konnten, mag zu dieser Freundlichkeit des Benehmens viel beigetragen haben. Durch den einen dieser Offiziere habe ich zum ersten Male etwas von Paris gehört. Er erzählte meinen Eltern nicht nur viel davon, sondern er zeichnete auch mit einer Feder auf Papier Plätze und Gebäude leicht und sicher hin; Zeichnungen, die noch mehrere Jahre lang in unserer Familie aufbewahrt blieben. Durch sie ist mir wohl diese Erinnerung erhalten und das Bild der Hauptstadt des europäischen Continents als eines der bedeutungsvollsten früh in meine Seele gesenkt.

Die französische Armee gab uns Kindern ein stets sich veränderndes, mannichfaltiges und glanzreiches Schauspiel. Ich will es hier nicht wieder schildern, denn Andere, unter denen ich nur Heine mit seinem Tambourmajor, Le Grand, erwähnen will, haben dasselbe oft und treffend genug gemalt. Jene phantastischen Uniformen der großen Armee, jene Sappeure mit ihren Bärmützen, langen Bärten und breiten Beilen, die uns wie moderne Lictoren erschienen, jene riesigen Tambourmajore, die ihren goldbeknopften Stab so kunstfertig zwischen den Fingern umwirbelten und ihn wie einen Federball emporwarfen und wieder fingen, jene Träger des Halbmonds mit seinen Roßschweifen, jene Neger, die den Triangel schlugen — das Alles ist bei uns ein schon stereotypes Bild geworden. Weniger hat man vielleicht andere Züge bemerkt, die sich unserer Knabenphantasie ebenfalls tief einprägten. Hierher rechne ich z. B. die Häufigkeit der Duelle, die bei Streitigkeiten so oft angezettelt und sofort ausgeführt wurden, indem die Kämpfer sich in den Garten hinter den Häusern, in eine Scheune oder in eine große Hofstube sich zurückzogen. Vor uns Kindern genirten sie sich nicht und stachen auf einander los, bis eine leichte Verwundung die Aussöhnung herbeiführte. Doch habe ich diese Duelle nur von Gemeinen und Unteroffizieren gesehen.

Wie ich väterlicherseits von einem echten Deutschen, mütterlicherseits von einer germanisirten Französin abstamme, so ist in meinem ganzen Leben eine Mischung dieser Elemente sichtbar, und meine bösen wie meine guten Eigenschaften mögen in dieser Dualität ihren Ursprung haben. Ich mußte aber diese Naturirung meines Temperaments außer-

ordentlich durch den doppelten Umstand verstärkt sehen, einmal, daß die Vergangenheit der wallonisch-reformirten Gemeinde, zu der sich die Eltern hielten, nach Frankreich als ihrem heimathlichen Boden hinwies und demgemäß auf die französische Sprache und Literatur ein großer Accent gelegt ward; sodann dadurch, daß ich von 1806 bis 1814 in einer Umgebung lebte, in welcher das französische Element zwar nicht in die politische Gesinnung, die stets preußisch blieb, wohl aber in den gesammten Lebensverkehr tief eindrang. Alle Gegenstände des gemeinen Bedürfnisses wurden doppelnamig. Was unter pain, unter eau de vie, unter pain blanc, unter viande u. dgl. zu verstehen sei, wußte in Magdeburg zuletzt fast Jedermann. Ebenso allgemein wurden gewisse conventionelle Redensarten, wie: comment vous portez vous; avez vous bien dormi; il fait beau temps u. s. w. Noch mehr bürgerte sich das Französische dadurch ein, daß ursprünglich französische Wörter gar nicht mehr als französische betrachtet, sondern endlich als deutsche genommen wurden, für welche Sprachweise das Zeitalter Friedrichs des Großen und die schändliche Zurücksetzung unserer Literatur und Sprache gegen die französische bei unserem Adel schon vorgearbeitet hatte. So sprach man von einem Plaisir, das man sich machen wollte; so von einer Bataille, die geliefert worden; einer Affaire, die man gehabt; so von den Acteurs des Spectacles u. s. w. Daß wir Knaben das bezaubernde »Vive l'Empereur!« mit Wonne brüllten, wenn die Gelegenheit sich dazu bot, brauche ich nicht erst zu sagen. Dieser Ruf hatte dazumal etwas Electrisches, wie mir Jedermann zugeben wird, der sich mit mir in jene Tage zurückversetzen kann. Die ganze Zukunft schwebte um diesen Namen; er war der wunderthätige Talisman, dem nichts zu widerstehen vermochte.

Wie fern liegt diese ganze Zeit jetzt von uns! Welche mächtige Reaction des Deutschthums ist nicht gegen sie erfolgt! Wie tief, bis zur Krankhaftigkeit tief, sollte ich nicht selbst davon ergriffen werden! Und doch habe ich erfahren müssen, mit welcher Zähheit erste Jugendeindrücke haften. Als ich im Sommer 1846 den lang gehegten Wunsch befriedigte, nach Paris zu reisen, fuhr ich von Mainz mit der Malleposte ganz allein. Hinter dem lothring'schen Homburg schlief ich Abends ein. Plötzlich wurde ich von dem Ruf geweckt: »Eh bien, Monsieur,

votre clef!« Ich erwachte beim Schein von Laternen, antwortete träumerisch sogleich französisch, stieg aus dem Wagen, der gewechselt wurde und erfuhr nun, daß ich in Forbach, dem Grenzort angekommen, wo mein Koffer visitirt wurde. Erst als ich, wieder allein, nach Mitternacht im Wagen saß und weiter auf Metz zufuhr, machte sich in mir die Reflexion geltend, daß mir die blauen Blousen der Douaniers, das Benehmen der Postbeamten und des Conducteurs, besonders aber das Französischsprechen selber, gar nicht ungewöhnlich erschienen sei. Es war mir, als wäre ich durch den Traum in eine Scene meiner Kindheit zurückversetzt worden. Und so fand ich mich auch in Paris außerordentlich schnell zurecht, weil ich überall einen Grundton meiner Existenz anklingen hörte.

Mit dem Jahre 1812 beendigte sich die glückselige Idylle meiner Kindheit. Schon 1811 war als ein unheilverkündendes Jahr vom Volkssinn aufgefaßt, denn ein großer Komet, der mit bloßen Augen vollkommen sichtbar war, wurde als eine Zornruthe Gottes betrachtet. Noch erinnere ich mich, wie der Großvater mich vor die Hausthür öfter am Abend berief, daß ich doch ja das Wunder sehen möchte. An ihm selbst sollte sich die düstere Ahnung widriger Dinge, die durch den Irrstern den Zug der Franzosen nach Rußland angeregt war, zunächst bewähren. Bei einem Spaziergang auf dem Elbeise mit compère Favreau war er heftig auf den Hinterkopf gefallen, wurde krank und redete mehrere Tage irre. In diesen Tagen war uns Kindern entsetzlich zu Muthe. Der Großvater saß auf dem Sopha in der großen Wohnstube und wollte bald diese, bald jene Geschäfte vornehmen. Bald wollte er anspannen lassen, um auf den Camp zu fahren, wo wir etwas Busch besaßen, dessen Weiden er selbst jährlich köpfte; bald suchte er ein Messer und rief nach unserm Fleischer, dem alten Kunert, der im Spätherbst bei unserem Wurstfest die Schweine abstach, die der Großvater selber fett fütterte und am Schlachttage bewältigen half; bald verlangte er hinaus in seine Werkstatt; bald versank er in Schweigen und wir Kinder vernahmen einige Tage, wie die Erwachsenen sich die für uns schauerliche Redensart zuriefen: der Tod kämpfe bereits mit dem alten Herrn, aber er sei noch zu stark und leiste ihm noch zu großen Widerstand. Da stellten wir uns denn vor, wie das Beingerippe mit der

großen Sichel in der einen, mit dem Stundenglase in der andern Hand auf den Großvater eindränge, wenngleich uns seine Angriffe nicht sichtbar wären. Eines Mittwochs früh, als ich in der Schule eben meinen Spruch aufsagen sollte, klopfte es an der Schulstubenthür. Der Schulmeister ward herausgerufen, kam aber sogleich wieder herein und rief mich und meine Schwester, daß wir nach Hause kommen sollten, weil soeben der Großvater gestorben. Wir eilten hinüber und kamen dazu, wie man ihm ein weißes Tuch um den Kopf band, die Kinnladen zu schließen. Der Schlag hatte ihn getroffen. Die Mutter war vor Schmerz außer sich. Wir Kinder weinten auch, jedoch mischte sich in unser Gefühl mehr Aufregung von dem Außerordentlichen unseres nunmehrigen häuslichen Zustandes. Wir hatten nun selbst eine Leiche im Hause. Es war bei uns etwas „los". Wir blieben natürlich aus der Schule, fürchteten uns, obgleich es der liebe Großvater war, der da drüben todt lag, Abends beim Einschlafen doch ganz gewaltig und horchten mit Aengsten auf jedes Knistern und Poltern. Bei dem Begräbniß blieb die sehr gebeugte Mutter mit meiner Schwester zu Hause, und nur ich wurde in einer Kutsche mitgenommen.

Wie aber der Komet dem Tode des Großvaters voranging, so ging dieser Tod einem noch größeren Leidwesen voran, das er, wie die Mutter hinterher so oft erwähnte, doch nicht überlebt haben würde.

Ich war mit meiner Schwester bei den Kindern jenes trefflichen Mannes, des Friedensrichters Hecht, zum Besuch, als er, nach Hause kommend, mit großer Aufregung uns sofort nach Hause zu gehen bat, um den Eltern die Nachricht zu bringen, daß die Vorstadt aus militärischen Rücksichten, um die Festung bei einer etwaigen längeren Belagerung noch mehr zu sichern, zum größten Theil weggebrochen werden sollte. Zu diesem Theil gehörte nun sowohl das rothe Haus als unser gegenwärtiges Haus.

Voller Staunen über so unerhörte Dinge eilten wir nach Hause und versetzten die Eltern in die heftigste Trübsal. Sie liebten das Haus, dessen Fenster mit ihren grünen Marquisen schon von außen her so freundlich lächelten, auf das Zärtlichste und sollten nun von ihm sich trennen. Nicht blos die Mutter weinte und rang die Hände, auch der Vater — was uns neu war — weinte, und wir Kinder weinten an

jenem Abend um die Wette mit. Dumpf und trübe ſchlichen ein paar Wochen hin, bis eines Morgens die Zimmerleute kamen, das Werk der Zerſtörung zu beginnen. Der Vater hatte indeſſen in der Stadt, unweit der hohen Pforte, der Jakobikirche gegenüber, bei einem Zimmermeiſter Struve, im goldenen A, eine Wohnung gemiethet und unſere Meubles und Sachen wurden nun allmälig dorthin geſchafft.

Welch ein Moment! Wenn ich daran zurückdenke, wie ich vor meinen Augen alle dieſe großen ſchönen Häuſer am breiten Weg, in der Domſtraße, in der Kloſter- und Sandſtraße unter der Axt des Zimmerers und dem Hammer des Maurers verſchwinden ſah, ſo überkommt mich noch die damalige Empfindung, daß ich auch meinem Bewußtſein Gewalt angethan fühlte. Dieſe Häuſer waren für mich ſo unendlich groß geweſen, ihre Stuben, Flure, Böden und Ställe waren uns Kindern oft ſo labyrinthiſch erſchienen. Und ſiehe da! Axt und Hammer ließen uns plötzlich in das Innerſte aller Winkel blicken. Das profane Licht drang in alle Heimlichkeit. Dieſe Häuſer waren für mich ſo feſt mit der Erde verwachſen, daß ich mir die Welt ohne eine Neuſtadt und ohne einen breiten Weg mit dieſen Häuſern gar nicht als möglich vorſtellen konnte, und doch deckten ſich die Dächer ab, und doch verlor ſich ein Giebel, ein Stockwerk nach dem andern, und die Welt ſah binnen wenigen Wochen — zu meinem Erſchrecken — ganz anders aus. Dieſe Häuſer, in denen wir ſo lange, gegen Wind und Wetter geſchützt, in allem Kriegslärm ſicher gewohnt hatten, dieſe feſten Mauern, dieſe ſtarken Balken — ſie mußten dem Eiſen weichen. Und die Häuſer nicht allein, die den Privaten angehörten, nein, auch die Schule, auch das Kloſter, auch das Rathhaus, ja auch die Kirche! Das war faſt zu viel für das kindliche Gemüth. Wäre die Stadt zerſchoſſen oder abgebrannt, das hätte ich eher gefaßt; aber dies Zerſtören inmitten der Ruhe, dieſe Vernichtung des Glücks ſo vieler Familien, wie aus Laune, war mir unfaßlich. Die verſchiedenartigſten Empfindungen wurden in mir wach. Eine Erbitterung gegen die Franzoſen ſetzte ſich bei mir feſt. Unruhe, Leichtſinn, Luſt an der Zerſtörung, eine gewiſſe Verwilderung bemächtigte ſich meiner. So ſehr ich an jenem Abend der erſten Trauerkunde mit den Eltern geweint hatte, ſo ausgelaſſen und übermüthig wurde meine Stimmung, als bei uns vom Dach herunter

das Haus mit Beilen und Brechstangen zerlegt wurde. Ich half selber mit zerstören und trieb tolle Possen, namentlich mit gefährlichen Klette-reien. Als deshalb einst von der goldenen Sonne, uns gegenüber, die Cousine Hammer zu meiner Mutter schickte, weil ich zu waghalsig mit den Füßen zu den Fenstern des oberen Stockwerks herausbaumelte, mußte ich eine scharfe Strafpredigt erdulden, in welcher die Mutter mir die Thränen jenes Abends als eine Lüge vorwarf und meine Lustig-keit als abscheulich und unmenschlich tadelte. Ich suchte mich zu schä-men, aber das Gefühl der rauschartigen Aufregung dauerte fort, denn mit dem Anblick des allgemeinen Untergangs war Alles, was in meiner Kinderseele als ein Festes und Unantastbares dagestanden hatte, wankend geworden. Gewiß ist, daß durch dies gewaltsame Verschwinden des objectiven Daseins meiner Kinderwelt mein Geist einen ungeheuren An-stoß empfing. Das Abbrechen einer Existenz und das Aufbauen einer neuen war von mir im kolossalsten Maßstabe empfunden und die ver-wüstenden Folgen dieses Erlebnisses entwickelten sich in den nächsten Jahren bis zu bedenklichen Ausartungen, wenn auch meine Intelligenz eine größere Schärfe durch die totale Veränderung gewann, die mit unserer ganzen Lage vorging.

Die Mutter krankte von hier ab. Es war gegen Ende October des Jahres 1812, als wir Kinder mit ihr in einen Kutschwagen gesetzt waren, der uns in unsere neue Wohnung nach der Altstadt bringen sollte. Die Mutter war in Betten gehüllt, hustete, fieberte, weinte. In stummer Trübheit saßen wir Kinder ihr gegenüber. Eine neue Welt that sich mir auf.

II.

Altstadt Magdeburg. Belagerung. Meine Verwilderung durch den Krieg und seine Folgen.

Eine neue Welt that sich mir auf! So schloß ich meine erste Erzählung. Eine neue Welt, denn wir wohnten nun selbst in der für uns Neustädter Kinder mysteriösen Altstadt und — wir wohnten zur Miethe. Zwar unsere Wohnung war geräumig genug. Der obere Stock des Hauses zum goldenen A bot nach vorn hin den Anblick der großen Jakobikirche und ihres von einer Mauer im Quadrat umgebenen Friedhofes dar. Links zogen sich die Häusermassen der blauen Beilsstraße, rechts die des Thronberges hin. Uns Kindern wurde eine Stube in einem hintern Seitenflügel angewiesen, neben welcher sich das Schlafzimmer der Eltern befand. Wir hatten von hier den mit einigen Nußbäumen geschmückten Hof vor uns, der zu den verschiedensten Zimmerarbeiten benutzt wurde und deshalb auch nach zwei Seiten hin mit großen Schuppen versehen war, Balken, Bretter und Arbeiter vor Nässe zu schützen.

Das war nun Alles recht gut: allein das Gefühl der Unbedingtheit des Schaltens und Waltens, das ein eigenes Haus gewährt, war dahin. Keine Veränderung konnte nun ohne den Willen des Vermiethers vorgenommen werden. Es entspannen sich Streitigkeiten wegen des Gesindes. Wir Kinder wußten nicht recht, wie weit wir unsere Berechtigung zum Spiel auf dem Hofe, auf dem Heuboden, im Pferdestall ausdehnen durften und gaben dem Hauswirth wegen unseres Benehmens zu mancher Beschwerde Veranlassung.

Für die Selbstständigkeit der Familien wäre es wünschenswerth, daß jede ein eigenes Haus besäße. Nur in einem solchen werden Ver-

beſſerungen gern und für die Dauer vorgenommen. Nur in einem ſolchen iſt eine conſequente Erziehung der Kinder möglich, weil fremdartige Einflüſſe ſich nicht ſo unberufen eindrängen können. Nur in einem ſolchen gewinnen die Zimmer und Oertlichkeiten eine beſtimmte Phyſiognomie, weil die Eigenthümlichkeit der Bewohner Raum und Zeit hat, das Lokal mit ſich zu durchdringen und weil eine Tradition der Vorfälligkeiten entſteht, wie ſie mit dem Lokal verwachſen ſind. Und ſo ſollte auch zur Vollſtändigkeit des menſchlichen Daſeins jedes Haus etwas Natur, einen Hof und Garten haben; wenn keinen Garten, mindeſtens einen Hof mit einigem Raſen und einigen Bäumen, damit die Kinder ſich darauf tummeln mögen, damit friſche Luft geathmet und ſo manche größere wirthſchaftliche Arbeit, namentlich das Waſchen auf ebener Erde vorgenommen werden könnte; überhaupt damit auch Handarbeit mannichfaltigſter Art möglich ſei. Bei den conſervativen Engländern herrſcht bekanntlich dieſer Sinn für eigene Häuslichkeit und iſt gewiß nicht ohne Einfluß auf den gemüthvollen Untergrund, der ihre Sitte und ganze Literatur trägt. Jene großen, auf Speculation des Vermiethers erbauten Häuſer unſerer modernen Städte ſchichten bereits ihre Bewohner caſernenartig zuſammen und erzeugen im ſteten Wechſel der Ein- und Ausziehenden eine Art von flüchtiger und neuerungsſüchtiger Wirthshausſtimmung.

Wir wohnten alſo zur Miethe. Doch hatten wir noch die Ruine unſeres Hauſes in der Neuſtadt; denn es dauerte lange, bevor auch die Kellergewölbe und das Fundament ausgebrochen waren. Eine halbe Meile von der Stadt hatten wir einen Bauplatz angewieſen bekommen. Hierhin, wo die neue Neapolis erſtehen ſollte, wurden die Baumaterialien unſeres abgeriſſenen Hauſes gefahren. Der Vater miethete deshalb einen Mann, der ſich eine Hütte erbaute, worin er zum Schutz der Baumaterialien wohnte, da natürlich die Luſt zum Stehlen in jener Zeit noch größer als gewöhnlich war. Doch wurde aus Rückſicht auf das Amt des Vaters, das ihn an die Altſtadt band, der Verkauf des Bauplatzes und der Materialien beſchloſſen. Es iſt der Platz der jetzigen Apotheke der neuen Neuſtadt.

Da man uns Kinder den Winter von 1812 auf 1813 nicht zur Schule ſchickte, ſondern nur zu Hauſe beſchäftigte, ſo hatten wir zum

Hinausſchweifen in die alte und neue Neuſtadt, wie zum Herumgaffen in der Altſtadt viel Zeit übrig und wurden nicht müde, die Veränderungen zu verfolgen, die von Tag zu Tag Neues brachten. Im Frühjahr wurde auch der kleine Wald bei der Neuſtadt neben dem Vogelgeſang, kurzweg der Buſch geheißen, von den Franzoſen niedergehauen. Auch dies war für uns ein ungeheures Schauſpiel, denn dieſer Wald hatte für uns Kinder eine ſolche Ewigkeit der Exiſtenz gehabt, wie unſer väterliches Haus, wie der Elbſtrom, wie die Sterne. Wenn ſolch eine majeſtätiſche Eiche am Fuß faſt durchgeſchlagen war, wurden Stricke um die Aeſte der Krone geſchlungen und ſie nach einer Seite hingeriſſen. Der krachende Sturz des Baumes feſſelte mich nun zwar höchlich, ſchmerzte mich aber auch unſäglich. Wie oft hatten wir Kinder zur ſommerlichen Zeit im Schatten dieſer ehrwürdigen grünen Bäume geruht, geſpielt, Eicheln geleſen, Kränze gewunden! Mit Fahnen und Trommeln waren die Schulen hierher zum jährlichen Schulfeſt gezogen. Den einzelnen Baum, der ſich zu überleben anfing, fällen zu laſſen, fanden wir in der Ordnung; allein einen ganzen Wald auf den Befehl eines fremden Volkes, nur wegen kommender Möglichkeiten vom Boden vertilgt zu ſehen, das erſchien uns faſt noch barbariſcher, als die Zertrümmerung unſerer Häuſer. Denn von dieſen ſahen wir wenigſtens klärlich, daß ſie dicht vor den Kanonen der Feſtung geſtanden hatten und vermochten alſo die Nothwendigkeit ihrer Entfernung zu verſtehen. Aber auch den ſchönen Buſch und die zu ihm führende Allee zu zerſtören, dünkte uns grauſam. Wie kahl, wie proſaiſch iſt ſeitdem jene Gegend nach Rothenſee, Bardeleben und Glindenberg zu geworden! Magdeburg liegt ſchon in einer äußerſt unmaleriſchen, wenngleich ſehr fetten Gegend; um wie viel nöthiger iſt ihm Buſch und Wald!

Dem Gräuel der Verwüſtung hatte bisher noch die Kirche der Neuſtadt mit ihrem Thurme widerſtanden, als die Franzoſen im Sommer auch dieſen in die Luft zu ſprengen beſchloſſen. Dies Schauſpiel anzuſehen, waren Tauſende von Menſchen auf dem innerſten und höchſten Wall der Altſtadt, zwiſchen dem Krökenthor (d. h. Kerken- oder Kirchenthor) und dem Thor der hohen Pforte zuſammengeſtrömt. In banger Erwartung ſtand ich mit meiner Schweſter auf dem Balkon des Gartenhauſes der Ehermet'ſchen Seidenſtrumpfwirkerei. Immer noch wollten

wir an das schreckliche Attentat nicht glauben. Plötzlich ertönten drei Kanonenschüsse, die das Signal gaben. Wie bei einer Hinrichtung vor dem zuckenden Streich schwieg die Menge athemlos. Da mit einem Mal ein weißer Dampf, ein gelb-rother Blitz, eine nach allen Seiten geschleuderte Wolke von Steinen, ein fürchterlicher Krach. Man sah die schieferschwarze Spitze des Thurmes gehoben und dann seitwärts als einen dunklen Schatten im Pulverdampf stürzen. — Es war geschehen. Das Volk schrie auf; der Rauch verzog sich und man erblickte die zusammengesunkenen gewaltigen Trümmer, die noch viele Jahre hinterher unter dem Namen des Kirchberges dalagen.

Vor dem Sudenburger Thor, zwischen der Stadt und dem nahen freundlichen Dorfe Bukau, wurde das berühmte Lyceum, Kloster Bergen, auf dem die Concordienformel einst abgeschlossen worden, auf welchem Wieland seine Erziehung genossen, ebenfalls zerstört, und auch hier standen die Ruinen noch viele Jahre, bis sie geräumt und die Anlagen des heutigen Friedrich-Wilhelmsgartens dort begründet wurden.

Ein Act der Gewalt, der Zerstörung, der Auflösung der bisherigen Ordnung der Dinge folgte dem andern und riß seine Furchen durch die empfängliche Kinderseele. — Die Stadt mußte sich auf anderthalb Jahre verproviantiren. Wer sich nicht zu erhalten vermochte, durfte auswandern, was uns Kindern abermals eine ganz neue Erscheinung war. Wir hörten unsere Eltern von diesen und jenen uns näher stehenden Familien sprechen, wie dieselben, aller Anstrengung ungeachtet, sich doch nicht lange mehr würden halten können, bis wir es zu unserer Verwunderung wirklich erlebten, daß diese uns wohlbekannten Menschen eines Tages mit Tornistern und Säcken auf dem Rücken, mit Wanderstäben in der Hand, mit kleinen Handwagen, worin Betten und Kinder gefahren wurden, zum Thor hinauszogen, um nicht wiederzukommen.

So verschwanden vor meinen Augen die halbe Vorstadt, ein Wald, eine hohe Schule, eine Kirche, ganze Familien. War das nicht genug! Und doch sollte sich mir die gewohnte Anschauung des Lebens noch ganz anders verkehren und erschüttern: denn auch die Kirchen der Stadt, auch unsere wallonische, wurden mit wenigen Ausnahmen zu Heu- und Strohmagazinen, zur Aufbewahrung von Sätteln und Waffen, ja zu Viehställen verwendet. Dies letztere Schauspiel bot mir, so oft ich bis

zum Georgenplatz den langen Weg zur Schule wanderte, die Katharinenkirche am breiten Wege, und so jung ich war, so empfand ich doch hierüber einen unendlichen Schmerz. Ochsen und Schafe da, wo gläubige Menschen Trost und Erhebung durch die göttliche Gnade gefunden. Mist, stinkender Mist, und — als eine Seuche einriß — Aas und Verwesung da, wo die Andacht sonst Alles auf's Beste und Reinlichste geschmückt hatte. Ob überhaupt damals anderwärts Gottesdienst gehalten ward, entsinne ich mich nicht und weiß nur, daß Sonntags der Chor der Glocken sein himmelflehendes Gebet nicht mehr über die Stadt zu den Wolken emporsandte.

Und immer enger ward der Kreis gezogen, immer düsterer und verzagter wurden die Menschen. Alle Festlichkeiten hörten auf. Spaziergänge außerhalb der Stadt waren unmöglich, da der Blokadezustand eintrat und die Wälle die Stadt mit tyrannischem Zwang umklammerten. Man empfand das Gefühl einer großartigen Gefangenschaft. Die Lebensmittel wurden unendlich theuer und die lieben Eltern hatten ihre Noth, auf so viele Monate hinreichenden Vorrath von Mehl, Butter, Häringen, Käse, Syrup, Kartoffeln, Speck u. s. w. zusammen zu schaffen. Die Kost wurde einförmiger, geringhaltiger und genauer zugemessen. Jene Wundermänner, jene Favreau, hatten nach langem vergeblichen Sträuben ihr Haus auch mit dem Rücken ansehen müssen. Abraham ging nach Amerika. Dem Alten und Friedrich überließen meine Eltern einen Theil der vorderen Wohnung. Viele ihrer Sachen und Maschinen wurden auf unseren Bodenkammern aufgestellt. Durch solche Nähe verloren diese außerordentlichen Menschen nur wenig von ihrem Nimbus und wirkten für die Belebung unseres Hauswesens sehr anregend, zumal die kranke Mutter an Friedrichs wirthlichen Talenten einen willkommenen Anhalt fand. Auch hier im Hause kam der Alte Nachmittags drei Uhr, wie immer, zum Kaffee; eine wohlthuende Unerschütterlichkeit der süßen Gewohnheit des Daseins.

Magdeburg befand sich in einer eigenthümlichen Lage. Die Heere der Alliirten zogen nach der Schlacht bei Leipzig immer weiter westwärts und ließen vor Magdeburg nur ein aus Russen und Preußen gemischtes Beobachtungscorps unter Tauenzien zurück. Die Franzosen aber waren Napoleon getreuer, als der General von Kleist 1806 dem

König von Preußen gewesen war. Sie schränkten sich auf's kärglichste ein, so daß einzelne Soldaten bei den Bürgern hungernd um Essen flehten. Krankheit raffte Viele hin. Frisches Pferdefleisch wurde gegessen. Es fehlte eigentlich, wie sich beim Abmarsch ergab, nicht an Vorräthen, weder an Mehl, noch an gesalzenem Fleisch; allein im Angesicht einer ungewissen Zukunft war man haushälterisch damit umgegangen. Von Zeit zu Zeit machte man Ausfälle in die Umgegend und kehrte zuweilen mit glücklicher Beute an Gemüse und Schlachtvieh aus den benachbarten Dörfern heim. Diese Gefechte verdünnten die Mannschaft der Franzosen und sie zogen daher zu Schanzarbeiten die Bürger ohne Ansehen der Person heran. Dennoch ergaben sie sich nicht und capitulirten erst, nachdem Napoleon im April 1814 abgedankt hatte, im Mai dieses Jahres. Die Magdeburger waren entschieden preußisch gesinnt und diese Gesinnung stärkte sich, seitdem man, wenn auch dunkel, von den Niederlagen des Weltkaisers hörte und nachdem so manche schlachtengraue Krieger als Invaliden aus Rußland zurückkamen, haarsträubende Dinge erzählten und allerlei Pretiosen verkauften, um sich nur rasch weiter nach Frankreich zu helfen. Die Philologen können für Leonidas' Thermopylentod und für die Schlacht bei Marathon nicht begeisterter sein, als wir es für Rostopschin's Selbstverbrennung Moskau's und für die Völkerschlacht bei Leipzig waren.

Monate lang schwebte die Stadt in todtenstiller Angst und heimlich verzehrender Unruhe. Bald hieß es — besonders nachdem einmal am Ulrichsthor im Hauptgraben eine Pulverremise in die Luft geflogen war — die Franzosen würden im äußersten Falle die Stadt in die Höhe sprengen, und vom Stern aus, einem der festesten Punkte am Sudenburger Thor, sei bereits ein Theil der Stadt unterminirt. Bald hieß es, die Verbündeten würden, wie zu Wittenberg, stürmen und die Stadt vielleicht unter den Kosaken und Baschkiren zum zweiten Male ein Geschick erdulden, das sie im dreißigjährigen Kriege unter Tilly's Panduren und Kroaten zu einem zweiten Troja gemacht hatte.

Fielen die Franzosen aus, so eilten wir auf den Boden, von dem aus wir uns weit umschauen konnten, und verfolgten mit dem Fernrohr die Bewegungen der Truppen so weit als möglich. Wir hörten oft das Knattern des Gewehrfeuers, den Donner des Geschützes; wir sahen

oft Häuſer, Windmühlen, Dörfer brennen; ja im Winter, als die Verbündeten jenſeits der Elbe bis in den Biederitzer Buſch vordrangen, erblickten wir ſogar einige Male Gefechte in ziemlicher Nähe bei der Stadt. Sehr lebhaft iſt mir hieraus die Anſchauung eines Kampfes um einen Kahn mit Heu zurückgeblieben, der, da das Gefecht unentſchieden blieb und Keiner ihn dem Andern gönnte, von beiden Seiten her in Brand geſchoſſen wurde. Dieſe Stunden mit ihrer eigenthümlichen Bangigkeit waren köſtlich für uns Kinder. Wonneſchauer durchrieſelten uns, wenn Jemand in der Stube plötzlich aufhorchte, ob man nicht ſchon wieder ſchießen höre? Dann war kein Halten. Man ſtürzte auf den Boden und freute ſich kindiſch, wenn das Schießen ſich der Stadt näherte, weil man dann wußte, daß die Franzoſen geſchlagen wurden und ſich zurückziehen mußten. Wenn die Franzoſen mit einigen Kanonen in verſchiedenen Truppengattungen über den großen Anger ſich hinzogen, den Biederitzer Buſch nach Jerwiſch zu vom Feind zu ſäubern; wenn zuerſt in dem dunklen Hintergrunde des Gehölzes Alles ſtill war, dann aber mit einem Male eine Salve hervorkrachte, hier ein Pferd, dort ein Menſch ſtürzte, nun beſonders die von uns vergötterten Koſaken mit ihren Rieſenſpeeren auf kleinen Pferden pfeilſchnell auf die Franzoſen losſtürmten und, nachdem ſie mit großer Verwegenheit oft einzelne Soldaten niedergeſtochen, auch wohl mit ihren Piſtolen niedergeſchoſſen hatten, eben ſo ſchnell ſich wieder zur Flucht wandten und im Waldesdickicht verſchwanden — ſo waren wir vor Jubel außer uns.

Wenn ich ſagte: die von uns vergötterten Koſaken, ſo iſt das buchſtäblich wahr. In der landläufigen Anſchauung der heutigen Tage gilt der Koſak mit ſeiner Knute als der Repräſentant ſyſtematiſcher Barbarei und Verknechtung. Wie ganz anders damals! Der Ruſſe war unſer Kampfgenoſſe, unſer Freund, und der Koſak die naturwüchſige Poeſie des Krieges. Mit dem Wort: „Die Koſaken kommen!“ ſchüchterte man die Franzoſen ebenſo ein, wie Kinder mit dem Ruf des ſchwarzen Mannes. Die von den Franzoſen gefangen eingebrachten Ruſſen wurden von der Bürgerſchaft verpflegt. Wir mußten der Reihe nach für ſie mitkochen und die Magd trug das Eſſen ſelbſt nach dem Gefängniß. Alle Anſtrengung wurde aufgeboten, gut und reichlich für

ſie zu ſorgen, namentlich ihnen ihr Lieblingsgericht, Kohl mit Speck, zu bereiten. Auf dem alten Markt, in den oberen Gemächern des alten Gildehauſes waren ebenfalls ruſſiſche Gefangene einquartiert, die ſich oft am Fenſter zeigten und denen die Schildwache es nachſah, wenn ſie durch die Eiſenſtäbe an Bindfaden kleine Leinwandbeutel herabließen, die ihnen oft mit Eßwaaren gefüllt wurden, wofür ſie ſehr freundlich mit Kußfingern dankten. Dies Geſchäft übernahmen auch wir Schulbuben, weil es uns ſchmeichelte, mit den Vaterlandsvertheidigern auf ſolche Art in unmittelbare Berührung zu kommen. Die beſte Semmel, die beſte Salzbrezel meines Frühſtücks ſparte ich gewiß für ſie auf. Große Freude machte mir Couſin Friedrich, als er einſt einem Franzoſen einen Bogen und zwei buntbefiederte, eiſenſpitzige Rohrpfeile abgehandelt hatte und ſie mir ſchenkte. Der Franzoſe hatte ſie bei der Gefangennahme einiger Baſchkiren erbeutet. Eine ſolche Waffe von einem wilden Volk, wofür die Baſchkiren galten, zu beſitzen, war für mich ein außerordentliches Ereigniß.

Unweit unſerer Wohnung lag eine Kaſerne, in welche die Sachſen einquartiert wurden, bis ſie über eine Schiffbrücke zur Schlacht bei Möckern abmarſchirten. Dieſe Truppen wurden unendlich bedauert. Sie betrugen ſich höchſt artig und ſangen Abends im Chor oft ſchwermüthige, oft aber auch luſtige Lieder. Auch ſpielten ſie theils auf dem Hofe der Kaſernen, theils auf der Straße, zwiſchen dem Abendeſſen und dem Zapfenſtreich, mit vielem Humor allerhand Spiele, wie „Jakob, wo biſt Du?“ u. dgl., woran wir Kinder uns höchlich ergötzten. Die Elaſticität des menſchlichen Geiſtes iſt zum Glück unzerſtörbar. Der einzelne Menſch kann geknickt werden, aber eine Familie, eine Corporation, eine Partei, ein Volk richtet ſich immer wieder auf und ſchöpft Hoffnung auch aus einem Nichts. Inſtinktiv ſtrebt die Natur nach Ausgleichung und durchbricht die Monotonie triſter Zuſtände mit unterhaltenden Erfindungen. So hatte unſer Nachbar zur Linken, ein Müller, einen Sohn, der das Domgymnaſium beſuchte und demnach ſchon eine höhere Cultur beſaß. Dieſer hatte ſich mit anderen jungen Leuten zuſammengethan, kleine Stücke aufzuführen und durch ſie die Phantaſie mit anderen Bildern, als den trübſeligen der nächſten Gegenwart zu erfüllen. Ich hatte noch nie eine theatraliſche Darſtellung geſehen und

war daher ſehr erfreut, als ich mit meiner Schweſter, da wir Nachbarskinder waren, auch eingeladen wurde. Die Bühne war beſchränkt und ärmlich genug und anſtatt der Stühle waren großentheils Mehlſäcke verwendet. Mit feinem Takt hatten die jungen Leute ein Stück gewählt, welches rührend und doch frei von aller ſchlechten Sentimentalität, unbefangen und doch patriotiſch war. Sie führten Engel's Edelknaben auf. Ich enthalte mich der Ausmalung des gewaltigen Eindrucks, den dies erſte Schauſpiel, das ich ſah, auf mich ebenſo gut machte, als es damit jeder einigermaßen empfänglichen Natur zu gehen pflegt. —

Der letzte Tag des Jahres 1813 ſollte für mein Gemüth unerwartet eine beſondere Wichtigkeit bekommen. Der Vater hatte mich gegen Abend mitgenommen, Honigkuchen zu tragen, den er für die Feier des Sylveſters einkaufte, die unter den damaligen Umſtänden nur ſehr ſpärlich und einſam erfolgen konnte. Man zog ſich in's Innerſte der Familien zurück und vertraute ſich nur den nächſten Freunden an, denn man hatte nur Wünſche für die Preußen im Herzen und Gebete für ſie auf den Lippen. Ganz ohne Feier ſollte aber der Abend doch nicht hingehen, und würde der Kuchen auch nur durch Honigkuchen und der Punſch, da Citronen unendlich theuer waren, auch nur durch ſchwachen Grog repräſentirt. — Die Straßen waren ungewöhnlich menſchenleer; kein Fahren, Laufen, Singen, wie ſonſt am Sylveſter. Nirgends feſtlich erleuchtete Fenſter, nirgends ein Ball. Düſter und in ſich gekehrt, ſchlichen einzelne Menſchen über die Straße, durch die eine grimmige Kälte hinſtrich. Der Himmel war trübe und der Vater ſtumm und mißgelaunt. So kamen wir wieder nach Hauſe und fanden ſchon die beiden Favreau in der Schlafſtube der Eltern, in welcher, als der wärmſten im Hauſe, der Abend zugebracht werden ſollte. Während nun der Tiſch gedeckt ward, ſtand ich am Fenſter, wiſchte den Schweiß von den Scheiben, blickte in den grauen, ſchneedunklen Himmel, brütete in unbeſtimmter Nachdenklichkeit und fühlte, ſo jung ich war, tief den grenzenloſen Druck, unter dem wir Alle, namentlich aber die Erwachſenen, ſchmachteten. Der Vater erzählte, wie öde er es auf den Straßen gefunden. Da entgegnete der gute Friedrich halb ſcherzend: „Ja, für uns Magdeburger iſt jetzt die Welt mit Brettern vernagelt!“

Dieſe Redensart fiel mir ungemein auf. Den Spott des Volkswitzes auf alle Vornirtheit merkte ich noch nicht darin. Ich hielt mich an die Vorſtellung. Gelernt hatte ich bereits, daß die Welt ein unendlicher Raum ſei, worin unendlich viele Sterne ſchwebten, aber gefühlt hatte ich dieſe Unendlichkeit noch nicht. Ich ſtarrte in den Himmel hinaus, wie er ſternlos einem großen Leichentuch glich. Ich ſtellte mir die Welt vor, wie ſie weit, weit in's Unendliche hin ſich ausdehnt. Ich machte nun das Experiment, irgendwo in ihr eine ſinnliche Grenze zu ziehen. Umſonſt! Das Experiment gelang nicht, denn hinter den Brettern war ja wieder ein Raum, hinter dem Ende wieder ein Anfang. Ich mußte mir geſtehen, daß der Raum, wenn er einmal exiſtirte, nur als unendlicher exiſtiren könne. Dieſe Einſicht war mir grüßlich und der Abgrund des Univerſums klaffte mir wie ein Nichts entgegen. Ich erſchrak heftig als über eine furchtbare Entdeckung, ſchwieg ganz ſtill, war den Abend über unluſtig und wiederholte insgeheim immer den Verſuch, mir eine Grenze der Welt vorzuſtellen, mit demſelben Erfolg der Unmöglichkeit. Die Wüſte des unendlichen Raumes erfüllte mich mit kaltem Entſetzen. Hatte ſich mir die Gebrechlichkeit unſeres Daſeins durch die Vorſtellung eines immer und überall möglichen Erdbebens und die Verantwortlichkeit für unſer Handeln durch die Vorſtellung einer Hölle früherhin ſehr lebhaft eingeprägt, ſo war doch hierbei die Phantaſie ſehr thätig geweſen, mir die Qual zu vergegenwärtigen, von aufgähnenden Erdſpalten verſchlungen, lebendig begraben, zermalmt, oder von Teufeln in einem Flammenpfuhl ewig gemartert zu werden. Bei dieſer neuen Vorſtellung aber, die mir, wie es Kindern ſo im Verkehr mit den Erwachſenen geſchieht, aus einer unſchuldigen Frage zufiel, die wohl nur unter den geſchilderten Umſtänden ſo eigenthümlich zünden konnte, hatte die Phantaſie nur wenig Stoff. Sie eilte von Stern zu Stern, von Raum zu Raum, und konnte damit nicht fertig werden, konnte es zu keiner Abſchränkung bringen. Ich verſtand noch nicht, was eigentlich in mir vorging; ich ahnte nicht, daß ich zu denken und der fleiſchlichen Sicherheit des gewöhnlichen unkritiſchen Bewußtſeins mich zu entreißen angefangen hatte und beſaß noch nicht einmal das Geſchick, ausſprechen zu können, was mir eigentlich vorſchwebte. Ich verbrachte mehrere Tage in einer gewiſſen Be-

troffenheit und verſuchte nur, meine Schweſter aufmerkſam zu machen, was für eine ſonderbare Redensart Couſin Friedrich am Sylveſterabend gebraucht habe. —

Allein die Zeit war nicht dazu angethan, ſolchen Grübeleien nachzuhängen. Eingeengt in eine blokirte Feſtung, abgeſchnitten vom Verkehr mit der übrigen Welt, in welcher, während uns der Alp eines eiſernen Quietismus drückte, Schlacht auf Schlacht geſchlagen wurde; umgeben von Kummer, Elend und Tod, nahmen die kleinſten Vorfälligkeiten unſere geſpannte Theilnahme und Erwartung in Anſpruch. Endlich am 24. Mai 1814 marſchirten die Franzoſen frühmorgens zum Sudenburger Thor mit klingendem Spiel ab, während faſt gleichzeitig vom Krökenthor her die Verbündeten einrückten. Uns Kindern hatte der Vater in der Mitte des breiten Weges auf dem alten Acciſegebäude ein Plätzchen zu ſichern gewußt, von dem aus wir das intereſſante Schauſpiel, das von ſchönem Wetter begünſtigt war, bequem genießen konnten. Die erſte und überraſchendſte Erſcheinung war ein Koſakenhettmann, der in rother Nationaluniform mit Blitzesſchnelle den breiten Weg heruntergaloppirt kam. Ihm folgten einige Regimenter regulärer Don'ſcher Koſaken in brauner Uniform, mit ſchwarzledernen, breiten, ſilberverzierten Gürteln, in denen ſie ſchöne Piſtolen ſtecken hatten. Sie ſtanden mehr in den Steigbügeln, als daß ſie ſaßen. Als Inſtrument diente ihnen das Tamburin, zu deſſen Klängen ſie Nationallieder ſangen. Hurrah auf Hurrah jauchzte dieſen eigenthümlichen und wirklich ſchönen Truppen entgegen und aus allen Fenſtern wehten die Taſchentücher der Damen. Es folgte ruſſiſche Infanterie und Artillerie, bis der Ruf erſcholl: „Die Preußen kommen!" Hatte ich nun auch ſchon Preußen als Gefangene und in der Ferne bei Gefechten geſehen, ſo war doch meine Erwartung auf's Höchſte geſpannt, weil ich ſie nun in der Nähe und im Paradeanzug erblicken ſollte. Hatte mein Vater doch ſelbſt ſo lange im preußiſchen Heere gedient und hatte ich doch die Geſchichte Friedrichs des Großen nicht blos ſo oft vernommen, ſondern auch in vielen Bildern angeſchaut, auf denen mir die gewaltigen Figuren der Grenadiere immer ſehr wohl gefallen hatten. Dieſe martialiſchen Geſtalten mit ihren zugeknöpften Gamaſchen, ihren langen Schooßweſten, ihren breitſchößigen Leibröcken,

mit ihren großen Patrontaſchen, ihren dreieckigen Hüten oder Blechhauben ſollten nun leibhaftig an mir vorübermarſchiren. Wie wurde ich enttäuſcht! Männer von gewöhnlichem Wuchs, zum Theil Jünglinge, im kurzen blauen, oft ſehr abgeſchabten Rock, der ſogenannten Kutka, eine kleine blaue Tuchmütze auf dem Kopf, woran ein weißes Blechkreuz mit den Worten: „Mit Gott für König und Vaterland!“ befeſtigt war — das waren die Preußen. Ich konnte mich erſt nicht recht darein finden, hörte, daß dies Landwehrregimenter ſeien und hoffte alſo auf die Linie, von der aber nichts kam, als einige Artillerie und Huſaren. Nach dem Vorbeimarſch der Truppen eilten wir auf den alten Markt, wo ſich die Bürger zur Huldigung verſammelten.

Der preußiſche Bevollmächtigte trat, vom Bürgermeiſter begleitet, auf den Balkon des ſchönen Rathhauſes und las eine feierliche Anſprache des Königs von Preußen vor, welche durch den tauſendſtimmigen Schwur der Bürger mit erhobenen Händen beantwortet wurde — eine Scene, die mich im Innerſten bewegte. Innigere Liebe, als von den Magdeburgern damals Preußens König entgegengebracht wurde, iſt kaum denkbar.

Die Jahre 1814 bis 1816 verliefen in ſteter Aufregung. Die beiden Söhne unſeres Wirthes, obwohl der eine erſt ſechszehn Jahre zählte, zogen als Freiwillige in's Feld, und ihre, wenn auch ſeltenen Briefe wurden vom ganzen Hauſe mit Andacht vernommen. Die freiwilligen Jäger nebſt den ſchwarzen Huſaren wurden die beſonderen Lieblinge des Publikums, und Körner's „Leier und Schwert“ wurde gleichſam das Geſangbuch der neuen Zeit. Das Lied: „Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los; wer legt noch die Hände feig in den Schooß?“ war in Aller Munde. Ein Umſchlag der öffentlichen Meinung aber ward mir unfaßlich. Carricaturen auf Napoleon füllten die Schaufenſter der Kunſthändler. Bald ritt er auf einem Krebs nach Rußland; bald ſteckte ſein Sohn, der König von Rom, in einem Tintenfaß; bald ſah man ihn auf Elba eine Compagnie Ratten commandiren; bald brach er auf der oberſten Stufe einer Leiter ein und verlor, rückwärts ſtürzend, eine Menge Kronen vom Haupte; bald floh er über eine Schneefläche zu Fuß in großen Reiterſtiefeln mit einer langen Naſe vor einem gemeinen Koſaken u. ſ. w.

Dieſe oft ſehr triviale Verſpottung zog mich, als etwas Neues, zwar an, ließ aber einen Zweifel bei mir zurück. Napoleon, dieſer große Krieger, dieſer Halbgott, dem alle Fürſten Deutſchlands gehuldigt und geſchmeichelt hatten; Napoleon, vor dem ganz Europa, das ſtolze Albion nicht ausgenommen, gezittert hatte; Napoleon, dem wir Knaben ſelbſt Vive l'Empereur! zugeſchrieen hatten — er ſollte mit einem Male nicht nur ein Tyrann, ſondern auch ein Dummkopf, ein Wicht, ein Feigling ſein? Er ſollte nur ein politiſcher Charlatan geweſen ſein? Und doch hörte ich die Erwachſenen ſelber urtheilen, daß nur der ſtrenge Winter eigentlich ſeine Armee vernichtet, nur York's Abfall ihn gelähmt habe. So ſehr ich Preuße war, ſo ahnte ich doch in dem Spott über Napoleon, wie er beinahe modiſch wurde, die in's Unwahre übertreibende, lang niedergehaltene, nun zurückſchlagende Rache des Patriotismus. Doch kam man zu keiner ruhigen Beſinnung und erſchien ſich als Unpatriot, wenn man nicht in den allgemeinen Haß einſtimmte. Ich folgte dem Strom und ſuchte dieſen Napoleon, deſſentwillen das große Moskau in Feuer aufgegangen, deſſentwillen in Leipzigs Ebenen die Völkerſchlacht drei Tage lang geſchlagen war, ebenfalls mit meinem jungen Herzen recht gründlich zu haſſen.

Der Patriotismus war zur Religion geworden und nahm ſelbſt kirchliche Geſtalt an. Landwehrpiken, Koſakenlanzen, Offizierſchärpen wurden in den Kirchen aufgeſtellt. Am 18. Oktober brannten zur Nacht Feuer auf den Hügeln, Tauſende und wieder Tauſende ſangen: „Heil Dir im Siegerkranz!“ und ſämmtliche Glocken der Stadt wurden dazu geläutet. Als Napoleon 1815 von Elba wieder losgebrochen war, wurde in der Jakobikirche, an welcher wir wohnten, von den ehrwürdigen Pfarrern Treuding und Breitung jeden Abend Betſtunden gehalten, für das Glück unſerer Waffen den Segen des Himmels zu erflehen und Troſt in die Herzen Derer zu gießen, die Söhne, Brüder oder Gatten draußen im Felde ſtehen hatten. Dieſe Abendgottesdienſte waren mir wieder etwas Neues und ich beſuchte ſie eifrig. Die Verklärung der Kirche durch das Licht der Abendſonne war oft wunderſchön. Roſig glänzten die Pfeiler von der einen Seite, während von der andern ſchwarze Schlagſchatten ſich entfalteten, die dann mehr und mehr ſich abdämpften. Nie ſchien mir die Orgel ſo ſüß, ſo wehmüthig,

so überirdisch geklungen zu haben. Die Andacht der Menschen war echt und das Gebet ein wirklich einmüthiges. Beim Schluß-Vaterunser vermochte die Stimme des selbst bewegten Geistlichen das Schluchzen der Frauen und Mädchen oft kaum zu übertönen.

Damals waren die Deutschen wirklich auf dem Wege, sich als eine Nation zu fühlen. Kein Opfer war zu groß, das nicht die Einzelnen an Arbeit, an Geld, an Gut und Blut brachten. Alle Reflexion in dieser Hinsicht hatte aufgehört; der Egoismus war einen Augenblick vernichtet. Die Fürsten konnten lernen, wie gern die Völker für sie kämpfen, wenn sie nur das Bewußtsein haben dürfen, daß auch die Fürsten das Interesse ihrer Völker zu ihrem eigenen machen. —

Daß in einer so bewegten Zeit ein lebhafter Knabe wenig im Hause zu halten war, zumal die Mutter größtentheils krank lag und der Vater draußen auf seinem Bureau sich befand, wird man begreiflich finden. Es war zu reizend, bei Allem dabei zu sein. Da wurden dem alten Blücher die Pferde ausgespannt, ihn nach dem Hôtel „zur Stadt London" hinzuziehen; da passirten Kalmucken oder muhamedanische Baschkiren die Stadt; da gab es wegen irgend einer militärischen oder fürstlichen Notabilität einen großen Zapfenstreich; da ward ein Te Deum gefeiert; da ward Fort Scharnhorst, eine von den Franzosen angelegte, von den Preußen fertig gemauerte Redoute am Sudenburger Thor, mit einer prachtvoll anzuschauenden Scheinvertheidigung eingeweiht; da brannte man im Herrenkrug am 3. August, als am Geburtstage des geliebten Königs, ein großes Feuerwerk ab, und so ging es fort, von Aufregung zu Aufregung.

So sehr nun meine Knabenseele in der lebhaften Theilnahme an all' diesen Vorgängen sich ausweitete, so darf ich doch nicht verschweigen, daß ich in dieser glorreichen Periode auch sehr verwilderte. Das Herumlaufen und Herumlungern auf den Straßen und Plätzen, das zufällige Zusammentreffen mit fremden Knaben, die Luft an allem Geräuschvollen und Massenhaften, die Anschauung gar mancher Rohheiten und Gewaltsamkeiten blieb nicht ohne üble Einwirkung auf meine Sitten. Unter den Knaben, die in der Nähe unseres Hauses wohnten, fand ich leider keinen, der mir durch Bildung überlegen gewesen wäre. Mit besonderer Leidenschaftlichkeit trieben wir das Exerciren und Ball-

ſpiel, wozu der Kirchhof uns einen bequemen Raum bot. Längere Zeit zogen wir auch nach der Neuſtadt hinaus, wo uns die Ruinen des Nonnenkloſters und der Kirche den Schauplatz zu großartigen Schlägereien lieferten, die endlich von der Polizei mit Gewalt unterdrückt werden mußten. Die im ſtehen gebliebenen Theil der Neuſtadt lebende Jugend hielt ſich nämlich für die rechtmäßigen Beſitzer jener Trümmer und uns Stadtknaben für Uſurpatoren. Sie fing daher an, die Ruinen zu beſetzen und uns das Spielen von Räuber und Gensd'arm u. dgl. zu verbieten. Wir wollten uns das nicht gefallen laſſen, weil die Ruinen, da wir keinen Stein entwendeten, uns ein ebenſo gemeinſames Eigenthum zu ſein ſchienen, als der Boden der Landſtraße. Da nun ſo viele meiner Verwandten, ja meine Eltern ſelbſt Grund und Boden in der Neuſtadt beſeſſen hatten, ſo dünkte es mich erſt recht eine Anmaßung der Zurückgebliebenen, uns vom Spiel auf dieſen Plätzen auszuſchließen, und ich warb daher immer mehr zum Auszug gegen die alten Neuſtädter, der in einer gewiſſen Regelmäßigkeit am Sonntag Nachmittag mit Stöcken, Schleudern u. dgl. ſtattfand. Längere Zeit hatte man mit unſerem tumultuariſchen Gebahren viel Nachſicht, bis eines Tages einem Lehrburſchen durch einen Steinwurf der Arm zerſchmettert, einem Schüler die Naſe zerſchlagen wurde. und nun die Wache von der hohen Pforte zur Gefangennahme der Tumultuanten vorrückte. Ich entkam zeitig und glücklich durch das Krökenthor, während viele Andere ſich im Weidicht am Elbufer verſteckten, die Neuſtädter aber eiligſt in ihre Häuſer flohen. — Ich muß bemerken, daß in einer kriegeriſch ſo aufgeregten Zeit Manches nicht auffiel, was im tiefen und gewohnten Frieden ſtrenger Ueberwachung nicht entgeht. Pulver z. B. wußten wir uns ſtets zu verſchaffen, wandten es aber meiſt nur zu kleinen künſtlichen Vulkanen an, die wir mit Branntwein einfeuchteten, mit Eiſenfeilſpänen ausſtatteten, auf Brettern in den Gärten losbrannten und die wir „Zündskerle" zu nennen pflegten. Da aus der Werkſtatt des Großvaters Ziehbanken, Ziehmeſſer, Hobel, Meißel und Bohrer in meinen Händen waren, ſo fertigte ich beſonders an, was wir von Armbrüſten, hölzernen Dolchen u. dgl. brauchten. Ganz ruchlos aber benahmen wir uns auf den Kloſterruinen. Hier fanden wir viele Schädel und Gebeine, da der ganze Kirchhof umge-

wühlt und — wie wir ſelbſt beim Ausgraben geſehen hatten — den Gerippen die etwaigen Ringe, Ohrgehänge, Perlenſchnüre ꝛc. von den Franzoſen entriſſen waren. Mit dieſen Gebeinen nun prügelten wir, mit den Todtenköpfen warfen wir uns; ja wenn der Froſt die Elbe mit Eis überdeckte, fanden wir ein abſonderliches Vergnügen daran, mit den Todtenköpfen zu kugeln, ſo daß ſie mit hohlem Schall auf der Eisfläche dahinkollerten.

Während dieſer durch den Krieg und den patriotiſchen Enthuſiasmus ſo ſehr beunruhigten Zeit blieb meine Bildung in der regelmäßigen Erwerbung von Fertigkeiten und Kenntniſſen außerordentlich zurück. Die franzöſiſche Kantorſchule, die ich beſuchte, war nicht ſonderlich und voll des ärgſten Unfugs. Zwei große Zimmer neben einander, von denen das eine nach der Straße, das andere nach dem Hofe zu ging. Zwiſchen beiden war eine Verbindungsthür ausgehoben, an ihre Stelle ein Katheder geſetzt und über dieſem ein Schieber befeſtigt, den der Lehrer aufziehen konnte. Im vorderen Zimmer befanden ſich die Mädchen, im hinteren die Knaben. Sollten die Claſſen combinirt werden, was mit Ausnahme des Unterrichts zu Nachmittag in weiblichen Handarbeiten, Vormittag beſtändig der Fall war, ſo wurde der ſinnreiche Schieber aufgezogen, im Gegenfall und in den Zwiſchenviertelſtunden heruntergelaſſen. Man kann ſich leicht denken, welch' unwiderſtehlichen Reiz es für beide Geſchlechter hatte, Beziehungen durch den Schieber hin anzuknüpfen, Löcher in den Schieber zu bohren, ihn ſelbſt in die Höhe zu ziehen, die Lehrer zu parodiren, wie ſie von dieſer Wetterſcheide aus nach rechts und links donnerten und tauſenderlei Narrenspoſſen zu treiben, die ſich bei den älteren Zöglingen auch in Liebeleien verloren. Der Unterricht lief in ſeiner Spitze lediglich auf das Franzöſiſche hinaus, das erlernen zu müſſen wir Deutſche uns einmal zum axiomatiſchen Vorurtheil gemacht haben. Alle übrigen Unterrichtszweige waren unter aller Kritik. Die Geographie z. B., eine der angenehmſten Wiſſenſchaften, die ſich denken läßt, wurde uns auf das Aeußerſte verhaßt gemacht, weil man das Unweſentliche zum Weſentlichen erhob. Es wurde nur politiſche Geographie gelehrt. Jede Beſchreibung eines Landes fing mit den Quadratmeilen des Flächeninhaltes und mit abſtracter Herzählung der Grenzen an. Dann folgten trockene Angaben

der Gebirge und Flüſſe ohne alle Veranſchaulichung und ein Durcheinander von Produkten, von denen man ſich nur die Südfrüchte gern einprägte; endlich ein Katalog von Städtenamen mit Hinzufügung ihrer Einwohnerzahl; dieſe war uns natürlich ſehr gleichgültig, aber ſie gerade wurde unerbittlich abgefragt, während wir von merkwürdigen Einrichtungen und Gebäuden der Städte nichts erfuhren; nur daß eine Stadt auch Feſtung war, ſchärfte man mit Nachdruck ein. Ein Glück war noch, daß als Haupt-Leſebuch die franzöſiſche Bearbeitung des Campe'ſchen Robinſon Cruſoe gehalten wurde, der meiner Phantaſie die willkommenſte Nahrung bot und ihr zuerſt den transatlantiſchen Zug einimpfte, den wir Europäer in unſerem Jahrhundert wohl mehr oder weniger alle fühlen. Ich faßte von hier ab eine Vorliebe für alle Fortſetzungen und Nachahmungen des Robinſon, unter denen mir der ſchweizeriſche Robinſon am beſten gefallen hat. Auch die Inſel Felſenburg lernte ich ſchon damals durch einen Mitſchüler, der ſie beſaß, kennen, und verſchlang ſie, trotz ihrer breiten Schreibart, mit heißer Begier, wenn ich auch in den Lebensbeſchreibungen ihrer Helden Vieles noch nicht verſtand.

Doch Alles im Leben hat ſeinen Höhepunkt, und ſo ſollte auch die Verwilderung, in die ich gerathen war, ein Ende mit Schrecken nehmen. — Vom Kutſcher unſeres Wirthes hatte ich Binſenruthen geſchenkt bekommen und ſaß damit an einem Spätnachmittage auf der Bank vor dem Hauſe, die Blätter von ihnen abzuſtreifen und ſie zu recht ſchwippen Gerten zu geſtalten. Da kam der Sohn eines Strumpfwirkers aus der Nachbarſchaft, Louis L., nnd bat mich um eine der ſchönen Weidenruthen. Ich ſchlug ihm ſeine Bitte ab. Er bat noch einmal. Ich blieb bei meiner Weigerung. Nun drohte er. Ich ſpottete und verlachte ſeine Reden und Geberden. Nun griff er nach den Ruthen. Ich ſchlug ihn. Da mit einem Male hatte er doch eine erwiſcht und lief damit fort. Voller Wuth, eine Gerte in der Hand ſchwingend, ſtürze ich ihm nach. Endlich gelingt es mir, ihn an der Kirchhofsmauer zum Stehen zu bringen. Zornſchnaubend, nur durch den Rinnſtein getrennt, blicken wir uns an. Ich drohe, ihm meine Gerte um den Kopf zu ſchlagen, wenn er nicht ſofort die geraubte zurückgäbe. Er hebt die Weide zum Schlag gegen mich. Außer mir, vollführe

ich den gedrohten Hieb, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß die glatte Ruthe sogleich meiner Hand entgleitet.

Da — welch ein Anblick für mich! — da läßt er plötzlich aus der gehobenen Hand die Gerte fallen, bedeckt sich mit beiden Händen die Augen, stößt einen furchtbaren, mich zermalmenden Schrei aus und wankt auf mich los. Ich pralle zurück. Er taumelt mir nach. Ich sehe Blut fließen. Da, bei der Bank, dicht am Laternenpfahl, hebt er die Hand vom rechten Auge und brüllt: „Du hast mir das Auge ausgeschlagen!" Schaudernd sah ich, wie eine trübe, blutige Masse da hervorquoll, wo sonst der Stern seines Auges geschimmert hatte, und noch jetzt, nach so vielen Jahren, schreibe ich diese Worte nicht ohne Entsetzen.

Aber damals! Ein Kainsgefühl kam über mich. Mein nächster Gedanke war nicht, dem Unglücklichen zu helfen, sondern recht egoistisch und recht kindisch, zu fliehen und mich zu verbergen. Doch wohin? Ich stürze in das Haus, eile über den Hof, wo gerade Niemand von den Zimmerleuten arbeitet, krieche in den dichten Haufen der Stangen, Karren und Fässer, die auf der rechten Seite des hinteren Schuppens in buntem Gewirr standen, und wühle mich unter die Hobelspäne, die hier mehrere Fuß hoch lagen. In diesem Versteck, das mir wie eine Art von freiwilligem Begräbniß vorkam, lag ich in gräßlicher Angst, bald mich anklagend, bald mich entschuldigend.

Mit gespanntem Ohr, in meiner Gruft, von Angstschweiß gebadet, lauschte ich auf alle Vorgänge im Hause. Ich hörte den Zusammenlauf und das Geschrei der Menschen. Ich hörte, wie die klingelnde Hausthür geöffnet ward, wie man nach einem Napf mit Wasser, nach einem Leinentuche zum vorläufigen Verbinden des Auges rief. Ich hörte, wie man den Unglücklichen in seine nahe Behausung abführte und wie man mich beschrieb, wie man meine Nankinghosen, meine blaue Berkanjacke, meine blanken Messingknöpfe, meinen weißen Ueberklappkragen als Kennzeichen des Thäters angab. Ich hörte meinen Namen rufen, hörte auch, wie die Suchenden zuweilen an meinem Versteck vorüberschritten. Ich lag still, von unendlichen Qualen gefoltert. Ich fühlte mich in jener Hölle, vor welcher mein sanfter Jakob sich immer so sehr gefürchtet hatte.

Die arme Mutter lag krank im Bett und der Vater war nicht zu Hause. Aber der Vater des Knaben erschien nun, und ich vernahm seine laut klagende Stimme aus dem Schlafzimmer der Eltern, denn die Mutter hatte seinen Besuch annehmen müssen. Unterdessen kam auch mein Vater, und nun stieg meine Verzweiflung. Kinder haben schon eine gewisse psychologische Berechnung. Ich wollte gewiß nur nicht bei der ersten Entdeckung, bei der ersten Mittheilung gegenwärtig sein. Ich wollte mich selbst erst vermissen, bei der zärtlichen Mutter vielleicht Sorge um den Vermißten entstehen und den Schreck und Zorn des Vaters sich mäßigen lassen. Doch interpretire ich dies jetzt in mein damaliges Betragen hinein, während ich damals zu gar keinem deutlichen Bewußtsein kam, sondern in dumpfer Angst hinbrütete. — Endlich aber, als es ganz dunkel ward und ich wohl schon an vier Stunden in meinem Versteck zugebracht hatte, kam meine Schwester mit Nanni Lhermet (später die Gattin des Kunsthändlers Sachse in Berlin), einer Verwandten und Gespielin von uns, die eine große Macht über mich hatte meine Wildheit mit einem Blick besänftigen konnte. Sie riefen meinen Namen so klagend, sie stöberten überall so mitfühlend umher, daß ich endlich mich zu verrathen beschloß. Sie bedauerten mich liebevoll, halfen mich reinigen und riethen mir, nur ohne Weiteres zum Vater zu gehen, denn — Prügel würd' ich doch und Abendessen nicht bekommen.

Und so geschah es auch. Die Eltern aber mußten für den Unglücklichen einen Arzt annehmen und, so lange die Behandlung dauerte, das Mittagsessen schicken. — Mit Zittern macht' ich mich am folgenden Tage auf, den Kranken zu besuchen, der mir gar nicht grollte und — auch seiner Schuld sich bewußt — mir die Hand reichte.

In Folge des Schreckens und wohl auch der Vergrabung unter den Hobelspänen wurde ich bald nach diesem Vorfall krank. Das Fieber schlug in eine Hautkrankheit, ich glaube den Scharlach, aus. Ich war bis dahin noch niemals krank gewesen, und Bett und Stube zu hüten, zumal in noch schöner Jahreszeit, war mir daher ein sehr ungewohnter Zustand, während dessen ich denn recht in mich ging, meine Heftigkeit und Habgier verwünschte, mich über den armen Louis erst gar nicht trösten konnte und die besten Vorsätze zu einem gegen alle Menschen

sanften, liebreichen und zuvorkommenden Betragen faßte; ernstlich gemeinte Vorsätze, die aber natürlich, sobald ich wieder gesund war, oft genug gebrochen wurden. Meine Lebhaftigkeit riß mich immer wieder zu den tollsten Ausgelassenheiten hin.

Hatte mich die schlechte Schule innerlich, die unruhige Zeit äußerlich verwildert, so bedurfte ich zur Rettung des Besseren in mir einer Hülfe. Und diese blieb auch nicht aus, denn dem redlich Strebenden sind die Götter hold.

III.

Errettung des höheren Sinnes in mir durch die Eindrücke der bildenden Kunst.

Habe ich im ersten Abschnitt dieser Erzählung eine idyllische, mit phantastisch anregenden Elementen versetzte Kindheit, und im zweiten die Verwilderung geschildert, welche der Belagerungszustand Magdeburgs mit seinen Folgen in mir hervorbrachte, so will ich jetzt eine Reihe von wohlthätigen Wirkungen anführen, die ich hauptsächlich der bildenden Kunst verdankte.

Während ich mich, fortgerissen von den Unruhen der Epoche, in den Straßen der Altstadt umhertrieb, bot sie selber zunächst mir eine Beschäftigung dar. In der heiteren Vorstadt war der Uebergang von der Stadt selbst frei und unmerklich gewesen, in der Altstadt dagegen fühlte ich mich von dem Harnisch der Festung umhüllt, deren „Werke", wie man in Magdeburg par excellence sagt, sich zwischen Häuser und Feld wie ein künstliches Gebirge hinlagern. Die Altstadt Magdeburg bildet im Großen ein ungefähres Parallelogramm, das nach Süden, Westen und Norden von den Basteien der Festung, nach Osten von dem Elbstrom umschlossen wird, nach welchem hin die Ufer ziemlich steil abfallen und am Jakobs-, Peters- und Johannisföder Einschnitte haben. Im Elbstrom selbst liegen zwei langgedehnte, aus der Ver-

wachsung mehrerer Sanddünen entstandene Inseln, deren schmälere in ihrer Mitte die berühmte Citadelle trägt, welche mit ihren Kanonen den Fluß und die gegenüberliegende Stadt beherrscht, und die Gefängnisse der Baugefangenen und der Staatsgefangenen in sich schließt. Südlich von der Citadelle streckt sich der sogenannte Horn, nördlich der sogenannte Werder hin. Auf ersterem befinden sich vorzüglich Bleichen und Schießplätze, auf letzterem Kaffeegärten mit anmuthigen Baumgängen.

Die Stadt selbst läßt sich daher bequem übersehen. Eine einzige lange Straße, der sogenannte breite Weg, zieht sich durch sie von Norden nach Süden hin. Von dieser Mitte laufen die Querstraßen einerseits westlich auf die Festungswerke, andererseits östlich auf den Elbstrom zu. Zwei große Plätze, der alte Markt in der Mitte, der neue am Südrande der Stadt, sowie große, in alle Stadtviertel vertheilte Kirchen erleichtern die Orientirung.

Magdeburg gehört zu den Städten, die ihre gegenwärtige Physiognomie aus einer weitgreifenden Zerstörung ableiten müssen. Wie London durch seine Riesenfeuersbrunst 1666 sein Mittelalter nur auf wenige Reste zusammengedrängt und sich daher in der Architektur einen ganz modernen Charakter geschaffen hat, so ist auch Magdeburg in seiner Außenseite bis auf die Kirchen vom Mittelalter losgerissen. Allein auch selbst die Kirchen sind großentheils, weil sie viel gelitten hatten, modernisirt, und nur der Dom, wenn auch von der Süd- und Westseite stark zerschossen, in seiner Gesammtheit mittelalterlich geblieben. Die Pfeiler und Thürme eines solchen Steingiganten ragen als ein steter Protest gegen die Gemeinheit banausischer Gesinnung gen Himmel und flößen auch dem geringsten Bewohner der Stadt ein gewisses ideales Selbstgefühl ein. Der Magdeburger Dom wird von den Aesthetikern nicht gerade bevorzugt, besitzt aber die seltene Eigenschaft, eine Einheit des Plans und diese Einheit ziemlich fertig darzustellen.

Die Begründung des Doms geht bis auf Kaiser Otto I. zurück, welcher erste Bau aber, zum Theil aus Holz, 963 niederbrannte. Der jetzige Bau wurde 1208 vom Bischof Adelbert unternommen und durch den Werkmeister Bonsack von der Chorseite her angefangen, jedoch in der Hauptsache erst 1363 vollendet. Seine Grundform ist ein lateinisches Kreuz, welches in der Länge fünf, in den Armen desselben drei

Einheiten enthält. Auf jeder Seite des Schiffs stehen daher fünf schlanke Pfeiler, so wie auch der Schluß des Chores fünf Seiten und an jeder Seite eine Kapelle hat. In der mittleren Kapelle befindet sich das Grabmal Editha's, der Gemahlin Otto's I., einer englischen Prinzessin. Die dem Chor gegenüberliegende Vorhalle zwischen den beiden Thürmen ließ der Erzbischof Ernst von Sachsen 1493 zu seiner Grabkapelle einrichten, so daß beide Monumente gewissermaßen Anfang und Ende des Baues darstellen, denn die Grabkapelle des Bischofs sperrte den Zugang in die Kirche von der großen, reich verzierten Thorpforte her, so daß eine Seitenpforte dafür geöffnet ward, die letzte wesentliche, an dem Bau vorgenommene Veränderung. Einen andern Ersatz für jene Beschränkung gab Ernst von Sachsen auch dadurch, daß er sein Monument von Vischer in Nürnberg ausführen ließ. Vom Schiff der Kirche ist dasselbe durch ein großes Eisengitter abgesperrt, das — wenigstens so lange ich in Magdeburg war — eigens geöffnet werden mußte, eine Umständlichkeit, die vielleicht dazu beigetragen hat, dies Grabmal nicht so bekannt werden zu lassen, als das ähnliche des heiligen Sebaldus in Nürnberg. Unstreitig steht dies als Kunstwerk noch höher, denn es ist freier, weicher, idealischer gehalten, und die Apostelgestalten daran sind bis zu einer unübertrefflichen Charakteristik herausgearbeitet, während das Magdeburger Monument noch den zwar markigen, aber auch schrofferen und eckigeren Typus der Krafft'schen Schule an sich trägt. Nichtsdestoweniger bleibt es ein vorzügliches Werk, das anzuschauen mir stets hohen Genuß gewährte und dessen genauer eingehende Vergleichung mit dem Nürnberger sehr interessant und lehrreich sein müßte. Da der Magdeburger Dom noch viele andere Denkmale aus Stein oder Metall, oft in Verbindung mit Gemälden, enthält, so konnte selbst meiner noch ungeschulten Phantasie der große Unterschied ihrer Behandlung von der idealen Bedeutendheit der Vischer'schen nicht entgehen.

Der Magdeburger Dom hat noch einige Eigenthümlichkeiten, die ihn bemerkenswerth machen. Ich will absehen von dem Reichthum, den das nordwärts gelegene Seitenschiff mit seiner Gallerie und seinen Spitzgiebeln entfaltet; ich will absehen von der freien Umgebung eines großen Platzes, der die Auffassung des Baues begünstigt und der so

vielen Kathedralen mangelt; ich will abſehen von dem impoſanten Schauſpiel, welches der Dom von der Chorſeite her darbietet, wenn man dieſelbe über Gärten und Häuſer hinweg von der Höhe des Fürſtenwalles aus anſchaut; ich will abſehen von dem ſchönen Kreuzgang, der ſich unmittelbar an die Südſeite anſchließt; ich will nur auf den Umſtand aufmerkſam machen, daß dieſer Dom wenigſtens zwei vollſtändig ausgebaute Thürme beſitzt. Zwei kleinere Thürme auf der Oſtſeite, wo Chor und Schiff ſich ſchneiden, ſind nicht vollſtändig zu Ende geführt, die Thürme auf der Abendſeite dagegen in einer Höhe von beinahe viertehalbhundert Fuß (die beſtimmte Zahl iſt mir entfallen). Die Thürme, welche das Atrium zwiſchen ſich einſchließen, beſtehen aus einem dreigliedrigen Parallelepipedon, worauf ein Polygon geſetzt iſt, das von einer Pyramide beſchloſſen wird, die in einen breiten Blumenkelch ausläuft. Die Verhältniſſe dieſer Thürme ſind nicht ſo kühn, wie die mancher anderen, es fehlt ihnen eine gewiſſe ätheriſche Leichtigkeit, jene zierliche, blumendurchwirkte Wipfelung, die wir anderwärts bewundern müſſen. Dennoch ſind die Formen edel nnd in ihrer Beziehung zur Totalität des Gebäudes vom ſchönſten Ebenmaß. Die Mehrzahl der Kirchen in Deutſchland hat nur einen Thurm fertig gebaut, wovon der Straßburger Münſter das bekannteſte Beiſpiel iſt; oder die Thürme ſind oft nur bis zur gleichen Höhe mit dem Dach des Mittelſchiffs fortgeführt und dann oft mit architektoniſch-heterogenen Kappenaufſätzen nur äußerlich beendet, während der Magdeburger Dom ein Vollbild der Großartigkeit ſolcher Thurmbauten gewährt. Das Dach des Atriums geht bis dahin, wo der viereckte Stamm der Thürme abſchließt. Im Glühen des Sonnenuntergangs, wenn die Fenſter des Atriums in Purpurflammen brennen und der braune Pirnaer Sandſtein, in welchem der Bau ausgeführt iſt, mit ſchönen Tinten gegen das Himmelblau abſticht, bieten die Thürme einen prächtigen Anblick dar, wogegen die Langſeite ihren ſchönſten Effect im Mondlicht zeigt.

Magdeburg iſt nicht, wie die Rhein- und Donauſtädte, aus einem römiſchen Lagerplatz hervorgegangen. Es reicht mit ſeiner Entſtehung noch in unmittelbar deutſche Zuſtände und iſt aus einem Fiſcherdorf zu einer großen Handelsſtadt erwachſen. Die Ottonenzeit iſt die Zeit ſeiner wahren Begründung, ihr folgt die kriegeriſche Zeit des Kampfes

der Magdeburger Bischöfe mit den Brandenburgischen Markgrafen und Bischöfen; es folgt die Zeit der Reformation, die an Magdeburg eine lebhafte Unterstützung fand und seine Zerstörung im dreißigjährigen Kriege zur Folge hatte. Es folgt die Einverleibung des Herzogthums Magdeburg in die preußische Monarchie. Alle diese Zustände haben an dem Dom, an seinem Bau im Großen, wie an seinen Denkmalen, Beschädigungen und Restaurationen im Einzelnen sich reflectirt. Seine Thürme beherrschen die große fruchtbare Ebene der langen Börde, wo die Longobarden ihren Ursitz gehabt haben sollen. Für dies Bauwerk nun habe ich in meiner Jugend geschwärmt und dasselbe von Außen und Innen oftmals liebevoll betrachtet, wenngleich ich erst in viel späteren Jahren zu einer begründeteten Einsicht in die Stellung gelangte, die es in der Geschichte der deutschen Baukunst einnimmt, indem es von dem Chor ab, der seinen Kapellengürtel noch durch einen schönen Umgang absondert, bis zu den Thürmen hin, den Uebergang vom romanischen Styl zum germanischen darstellt und in der Ornamentik byzantinische und deutsche Formen selbst mit antiken mischt. Von den Eltern wurde zwar als Regel angenommen, daß ich Sonntags in unsere wallonisch-reformirte Kirche ging, doch hatten sie auch nichts dawider, wenn ich von Zeit zu Zeit auch andere Kirchen besuchte; ja der Vater selbst nahm mich zuweilen in den Dom mit, weil er zur Abwechselung die philosophische Manier in den Predigten des Consistorialraths Koch, der sich durch eine Schrift über den Magdeburger Dom und eine solche über das Schachspiel auch literarisch bekannt gemacht hat, sowie dem pomphaften Vortrag des Bischofs Westermeier gern hörte. Da ging ich denn vor Allem gern in den Dom und hing mit träumerischen Blicken, mit romantisch angehauchten Gefühlen an seinen Schwibbogen und Fenstern, Statuen und Bildern, Fahnen und Waffen.

Während meines unruhigen Umhertreibens beschäftigte mich auch die Individualität der Straßen. Es liegt in der Jugend ein poetischer Trieb, der mir selbst die verschiedenen Wochentage gleichsam personificirte, so daß mir z. B. der Montag nicht blos Zeit, sondern ein ganz apartes Wesen war, und ich aus solcher Anschauung heraus auch zu jedem Tage eine andere Stimmung mitbrachte. Die Woche war mir vom Montag bis Sonntag ein gegliedertes Ganze, das seine totale

Färbung für mich durch das jedesmalige Sonntags-Evangelium des Kirchenjahres empfing. Und so war mir denn auch jede Straße gewissermaßen ein anderes Individuum. Die eine, von hochgethürmten Häusern besetzt, erschien so düster, wie ein grämlicher, schweigsamer Alter; die andere, von bunten, fensterhellen Häusern gebildet, erschien so heiter, wie eine liebliche Kokette. Gewiß wirkten auch die Namen der Straßen auf die Phantasie; allein die Hauptsache blieb doch der wirkliche Eindruck, den die Straße nach ihrer Lage und Bauart und nach der Beschaffenheit ihrer Bevölkerung auf mich machte und den ich selbst auf einen gewissen specifischen Duft jeder Straße, sowie ich nur um die Ecke in, sie einbog, zu spüren glaubte. Und noch jetzt ergeht es mir ähnlich.

Die Häuser Magdeburgs sind zwar modern und gewöhnlich, doch besitzt es noch eine Anzahl im siebzehnten Jahrhundert erbauter, mit Sandsteinornamenten, mit großen Bogenthüren und mit stattlichen Giebeln ausgestatteter. Der breite Weg und der alte Markt enthalten besonders viel Häuser in diesem nicht reinen, allein immerhin kräftigen Styl, wie auch das Rathhaus mit einer Pfeilerhalle unten, einer luftigen Gallerie oben und einem säulengestützten geräumigen Balkon in der Mitte sich recht würdig ausnimmt. Vor ihm versetzt die einfache Sandstein-Reiterstatue Otto's I. auf einem von Statuen in knappen Rüstungen umgebenen Piedestal in die Wiegenzeit der Stadt, ein Effect, der noch größer sein würde, wenn die kleine Kaiserstatue zum Schutz nicht mit einem modernen Tempelchen überdacht wäre, dessen wulstige Thurmhaube und griechisch sein sollende Säulchen zu dem schlichten Wesen der alten Bildhauerei gar nicht passen. Diese Statue erfreute sich von den Fischer- und Hökerfrauen eines gewissen Cultus, indem dieselben am Morgen des ersten Mai dem Kaiser Blumensträuße und einige Gläser Liqueur auf den Rand der Plattform, die ihn trägt, hinstellten. Der alte Markt war die Gegend des weltlichen Verkehrs, und die hinter dem Rathhaus nach der Elbseite liegende mächtige Johanniskirche führte in den Urkunden den Namen ecclesia mercatorum. Der dem directen bischöflichen Dominium unterworfene Stadttheil konnte gegen diesen weltlichen durch ein Thor abgeschlossen werden, welches sich da befand, wo jetzt der sogenannte Schwibbogen vom alten Markt

nach dem Königshof führt. Und nach so vielen Jahren läßt sich wahrnehmen, daß die Stadt um den alten Markt herum die der Nothdurft des Lebens dienenden Gewerke und den Kleinhandel concentrirt, während die Luxusarbeiten, der Großhandel, das Kapital, das vornehmere Beamtenthum und das Vergnügen mehr in derjenigen Stadthälfte wohnen, die vom alten Markt bis zum neuen sich hinzieht. Die ärmste und in sittlicher Hinsicht verrufenste Gegend war die der sogenannten Baracken zwischen der Stadt und den Wällen der Westseite, namentlich zwischen dem Ulrichs- und dem Schrotdorfer Thor. Vom Wall aus gewährten sie einen sehr malerischen Anblick. Verwohnte Häuser mit bauchigen Mauern, mit zerbröckelnden moosgrünen Dächern, mit schlotternden Fenstern und Thüren. Mehrere Familien in eine Stube zusammengepreßt, doch Blumentöpfe in den Fenstern, Bohnen und spanische Kresse an Bindfaden aus erdgefüllten Schachteln emporgerankt, dazwischen Vogelbauer mit Wachteln und Zeisigen. Schmale, schmutzige Treppen, aus den Fenstern auf Stangen trocknende Lumpen hängend, das Glas in allen Regenbogenfarben schillernd, halbnackte Kinder mit Gelärm umhertollend, eisgraue Mütterchen Lieder summend am Spinnrade sitzend, verdächtig aussehende Männergestalten in lebhaftem Zank mit einander oder gedankenlos eine kurze Pfeife schmauchend, Hunde und Katzen aller Rassen und Farben fehlten selbstverständlich nicht. — Ob dieser Wunderhof Magdeburgs noch existirt, vermag ich nicht zu sagen, in meiner Jugend aber reizte er mich öfter zu seiner Anschauung. Diese Baracken schienen mir zwischen dem Wall und den soliden Bürgerhäusern eine Art socialer Hölle abzulagern, die sich aber in ihrem Elend mit Zigeunermuth lustig genug benahm.

Viele Häuser Magdeburgs hatten noch symbolische Namen. Gewöhnlich war das Symbol, in Stein ausgehauen, über der Thür zu sehen, wie z. B. der steinerne Tisch, der Lindwurm, das goldene Scepter, der schwarze Bock, der schwarze Bär, der grüne Arm, die fleißige Hand, die goldene Axt, der lange Hals, das Weinfaß u. s. w.; oder es war in Blech geformt und hing schwebend über dem Eingange, wie: die Stadt Braunschweig, die Weintraube u. a. Diese an sich oft roh gearbeiteten Bildwerke verfehlten doch nicht, der Phantasie Ruhepunkte und Beschäftigung zu verleihen, und gaben auch wohl der ganzen

Straße, worin sie sich fanden, den Namen. Lebhaft erinnere ich mich, daß man es als etwas Neues ansah, als nach den Befreiungskriegen das Hôtel „zur Stadt London“ am breiten Wege eingerichtet wurde und nun kein Bild der Stadt London als Schild erschien, sondern ein langes Brett, auf dessen streusandblauem Grunde mit goldenen Lettern zu lesen war: „Zur Stadt London.“ Wie kahl, wie prosaisch gegen die Stadt Braunschweig, die in Blech ausgeschnitten, ganz natürlich bemalt, ihre Thürme aus einem reichen Frucht- und Aehrenkranze hervorstreckte! —

Lange Zeit führte mich mein Schulweg von dem goldenen A über den breiten Weg an der Katharinenkirche vorbei, über deren Eingange die heilige Katharina mit dem Rade, das sie hingemartert, zu ihren Füßen und mit dem Palmsiegerzweige in den Händen stand. In einem Winkel am Thurme hatte ein Steinmetz seine Werkstatt aufgeschlagen. Viele Arbeiten wurden bei halbweg günstigem Wetter im Freien ausgeführt. Diese Beschäftigung zog mich ungemein an und ich konnte mit innigster Lust zusehen, wie Meißel und Schlägel die Steinblöcke gestalteten. Die Arbeiten waren meistentheils nur gewöhnlicher monumentaler Art, aber tiefes Entzücken durchdrang mich, wenn ich die vorgezeichnete Form, den Epheukranz, die Lampe, den Anker, die Fackel, die Kugel u. s. w. sich aus dem Stein als eine palpable Wirklichkeit reinlich und glatt hervorheben sah. Selbst das Einhauen der Inschriften unterhielt mich, und wäre ich noch einige Jahre dort vorübergegangen, würde ich vielleicht der Begierde nicht haben widerstehen können, mich dieser strengen und edlen Kunst zu widmen.

Für die Malerei wurde mein Interesse dadurch erhöht, daß mein Oheim David Grüson nach mehrjährigen Studien, namentlich in Dresden, uns besuchte und, um in den schlesischen und böhmischen Bädern als Portraitmaler ein ungehindertes Reiseleben führen zu können, den größten Theil seiner Zeichnungen, Modelle und Oelbilder unserem Verwahrsam übergab, aus welchem er sie erst im Anfang der Zwanziger Jahre, als er sich in Breslau niedergelassen hatte, wieder fortnahm. Unter diesen Schätzen befand sich auch eine italienische Prachtausgabe des Vignola, aus welcher ich den Schlüssel aller antiken und aller ihnen nachgeahmten Bauwerke, die fünf Säulenordnungen, kennen lernte.

Dieſe ſchönen Kupferſtiche ließen mich auch im höchſten Grade empfinden, wie wundervoll die einfachen Geſtalten des Würfels und der Kugel, des Prisma's und des Cylinders, der Pyramide und des Kegels ſind, aus welchen Grundformen doch am Ende mehr oder weniger alle ſichtbare Erſcheinung beſteht. Die vorzüglichſten Antiken, welche das japaniſche Palais und die Mengs'ſche Abgußſammlung zu Dresden enthält, hatte mein Oheim in trefflichen Zeichnungen mit Kreide auf farbigen Papieren copirt, ſo daß ich auch hier frühzeitig und unbefangen zu einer reichen Anſchauung der unendlichen Schönheit der menſchlichen Geſtalt und des antiken Faltenwurfs gelangte, deren unermeßlichen Werth ich erſt in ſpäteren Perioden meines Lebens nach Gebühr ſollte ſchätzen lernen. Die Primogenitur dieſer Anſchauung war ſo unverwüſtlich, daß die großen Ausſchweifungen meines Geiſtes im Studium und in der Verehrung des chriſtlichen Mittelalters ſie doch nicht zu abſorbiren vermochten.

Unter den Oelbildern griffen mir einige tief in die Seele. Wir hatten bis dahin, außer mehreren Familienportraits und Kupferſtichen, unter denen der damals ſehr beliebte vom Tode des General Wolf in der Schlacht bei Quebeck das vorzüglichſte Blatt war, nur kleine in Oel gemalte Landſchaften an den Wänden des Schlafzimmers und auf dem Flur ein lebensgroßes Bruſtbild gehabt, das einen Mönch darſtellte, der mit lüſternen Mienen einem ſchlafenden Mädchen einen Maikäfer auf den Buſen ſetzte. Jene Landſchaften mit ihren Baumgruppen, ihren Hafenproſpekten, Thurmruinen, ihren Mühlen und Viehmatten waren mir allerdings auch eine Nahrung geweſen. Denn der lungernde, in die Welt ſich erſt einlebende Kinderſinn nimmt ſich die Nahrung aus Allem, weil das ſtoffartige Intereſſe bei ihm noch überwiegt, wie denn ſelbſt ganz untergeordnete Kupferſtiche mir unvergeßlich geworden ſind, weil ich ſie täglich vor Augen hatte und weil ſie etwas Merkwürdiges darſtellten, z. B. Trenck und Stahlberg im Gefängniß, das Leichenbegängniß des edlen Herzogs Leopold von Braunſchweig, der bei einer Ueberſchwemmung ein Opfer ſeiner Menſchenliebe ward, u. dgl. Ja ſogar allegoriſche, im Kunſtwerth ganz geringe Darſtellungen prägten ſich mir ſcharf ein, weil ſie etwas Paradoxes hatten, an das zu denken der Kampf des ſpäteren Lebens mich oft bewegte. So blickte aus einem

Bilde in unſerer Schlafſtube mich von früh bis ſpät Jahre hindurch das wehmüthige Auge eines Mannes an, der mit einem Hut auf dem Kopf, im langen Oberrock, wie die Tugendhelden der Cramer'ſchen Romane gehalten, an einem Felsblock ſtand, aus welchem ein Quell ſchäumend hervorrauſchte. Unter dem Kreis, der dieſe Scene umſchloß, ſtanden die Worte: Ich ſtehe am Quell und dürſte! O wie oft iſt mir dieſe elegiſche Geſtalt wieder aufgetaucht, wie oft habe ich nicht, bald reſignirend, bald zornig, jene Worte ausgerufen! Wie oft ſtehen wir Menſchen am Quell und dürſten, weil wir nicht trinken dürfen, nicht trinken können, nicht trinken wollen, oder gar den Quell, deſſen Kryſtall uns lockt, für vergiftet halten!

Doch zurück zu jenen Oelbildern. Denn nun wurden unſere Wände, außer durch mehrere beſſere Thierſtücke, noch durch einige größere Werke geziert, die einen nachhaltigen Eindruck bei mir hinterließen. Das eine war das Portrait des italieniſchen Malers Tibaldi, Kniefſtück in Lebensgröße, eine edle, ernſte Künſtlergeſtalt; das zweite war eine Copie des bekannten Portraits von Rembrandt in Dresden, die mich zuerſt auf dieſen Maler und ſeine eigenthümliche, ſchattendunkle Manier hinlenkte; das dritte eine in etwas kleinerem Maßſtabe ausgeführte Copie der büßenden Magdalena, von Battoni in Dresden; das vierte eine Copie des Chriſtus im Diſput mit den Phariſäern und Schriftgelehrten, von Leonardo da Vinci, in gleicher Größe als das Original. Nach dem damaligen Zeitgeſchmack galt, wie ich oft vernehmen mußte, die Magdalena für das bedeutendſte dieſer Bilder, ähnlich wie die Mediceiſche Venus, die als Gypsſtatuette bei uns auch auf einer Conſole ſtand, für das abſolute Ideal weiblicher Schönheit genommen wurde, bis die Meliſche Aphrodite ſie nunmehr dethroniſirt hat. Die Reue erſcheint bei Battoni ſo anmuthig, daß wir ohne die halbwilde Umgebung und ohne den im Vordergrunde liegenden Todtenkopf vielmehr eine Schöne zu erblicken glauben würden, die in einem intereſſanten Roman lieſt, und, der Sommerſchwüle zu entgehen, ſich im leichten Ueberwurf. auf das weiche Moos in dieſer dämmernden Einſamkeit träumeriſch hingebettet hat. Pompeo Battoni kämpfte im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts mit Energie gegen den Verfall der Malerei, kam jedoch über den Standpunkt der Eklektiker nicht hinaus. Die

Weichheit seiner correcten Formen, die Lieblichkeit seines Colorits verdienen alle Anerkennung, aber der höhere Gedanke fehlte ihm. Als ich später in Dresden das Original seiner Magdalena zu sehen bekam, wollte es mich fast bedünken, als ob die Lebensgröße des Formates seiner sentimentalen Auffassung im Wege stünde und als ob der kleinere Umfang, an den ich mich bei unserer Copie gewöhnt hatte, seinem Pinsel hier angemessener gewesen wäre.

Leonardo da Vinci's Bild wurde nicht so geschätzt, ich selbst aber fühlte mich von ihm unwiderstehlich immer auf's Neue angezogen. Christus steht in der Mitte zwischen vier Pharisäern, kraftvollen Männergestalten in Kapuzen und Kappen; links im Hintergrunde ein greises Haupt mit grauem Barte, die gehörten Worte mit empfänglichem Sinn in sich beherbergend; vor ihm ein soeben sprechender, mit Zeigefinger und Daumen demonstrirender ernster Schriftgelehrter. Beide stellen die geheime Sympathie mit Christus dar, wogegen rechts im Hintergrunde eine schwarzbärtige, energische Physiognomie mit hierarchisch-finsterer Miene sich von Christus ab-, ihrem Nachbar zuwendet, der bartlos, mit pfiffigen Augen, mit herabgebogener starker Nase, mit dünnen, zugekniffenen Lippen und sinnlich ausgerundetem Unterkinn den kühlen Zweifelmuth ausdrückt. Zwischen diesen beiden zum Glauben und zum Unglauben geneigten Gruppen Christus mit bloßem Haupte, in einem herrlichen, oberhalb gestickten Purpurmantel, über den zwei Riemen, auf das Kreuz hindeutend, vor der Brust sich kreuzen. Die rothe Farbe ist hier gegen die dunkleren Farben der anderen Gewänder von außerordentlicher Wirkung, wahrhaft majestätisch. Das Gesicht Christi hat noch einen Nachhall vom byzantinischen Typus, in den mandelartig geschlitzten Augen, in der langen, schmalen Nase, im reichen Gelock des nußbraundunklen Haares, das gescheitelt auf den freien Hals herniederfällt. Die Hände sind wunderzart und eigenthümlich gehalten, indem der Zeigefinger der rechten Hand sich auf den Mittelfinger der linken legt, neben welchem aber auch der Zeigefinger derselben ausgestreckt ist — unstreitig als symbolische Bezeichnung der Dreieinigkeit. Der Ausdruck in den Zügen Christi ist bei aller ruhigen Milde, die vorzüglich aus der offenen Stirn und den klaren Augen hervordringt, nicht ohne eine erhabene Ironie auf den Lippen, die soeben das Alles

erklärende, Alles belebende, Alles erlösende Wort sprechen wollen. Das Bild ist in mehreren Exemplaren vorhanden, das als Original geltende befindet sich jetzt auf der Nationalgallerie in London und gilt nunmehr bei den Kunstkennern als ein Werk von Bernardo Luini. Mir ist bei den Bildern, die ich von da Vinci in Wien und Paris gesehen habe, weder in der Composition noch im Colorit etwas aufgefallen, weshalb das Original nicht von ihm sollte herrühren können. Luini war sein Schüler, und wie weit der Meister ihn hier inspirirt habe, läßt sich natürlich gar nicht entscheiden. Doch bescheide ich mich gern, daß die Macht eines Jugendeindrucks mich beschränkt, da ich für Leonardo von diesem Bilde aus stets die höchste Verehrung empfand und darin durch Alles, was ich von diesem reinen und universellen Geiste vernahm, immer mehr bestärkt worden bin.

Dies schöne Bild machte mich aber auch nach einer andern Seite hin aufmerksam. Ich war gewohnt, Christus mir durchschnittlich als einen reifen Mann vorzustellen, während er hier noch dem Jünglingsalter nahe erschien. Jene Gewohnheit entsprang nicht nur daraus, daß ich in den Kirchen und auf den Grabmälern Christus in solcher Männlichkeit dargebildet fand, sondern vornehmlich daraus, daß ich mich an die Sandrart'schen Kupfer der großväterlichen Nürnberger Bibel gewöhnt hatte. Diese Bibel, deren ich schon im ersten Abschnitte dieser Selbstschau Erwähnung gethan, ist nicht nur als Schriftwerk durch die aufgenommenen Erklärungen des Bibeltextes aus Luthers Schriften, nicht nur durch die Darstellung der sächsischen Churfürsten, sondern auch durch die Kupfer Sandrart's ein überaus würdiges Product des Protestantismus. Sandrart gehörte zwar völlig dem siebzehnten Jahrhundert an, allein er brachte noch in die Composition eine frische Naivität und in die Zeichnung die Traditionen einer besseren Zeit mit. Manches ist flüchtig, besonders in den Schlachten, in denen er oft nur Merian nachahmt, aber gerade in Aufgaben, die eine größere geistige Tiefe verlangen, hat er ein so treffendes psychologisches Talent entwickelt, daß seine Entwürfe einen bleibenderen Werth ansprechen dürfen. Da ist weder die falsche Ueberschwänglichkeit eines pietistisch gereizten Gefühls, noch die historische Dürre einer selbstklugen Aufklärung, sondern der Hauptpunkt, auf welchen es dem wahren Glauben ankommen muß, ist

mit Sinnigkeit ergriffen. Im Coſtüm und in den Beiwerken iſt auf die geſchichtliche Treue eine mäßige Rückſicht genommen, ohne dabei, wie die heutigen Franzoſen, in Pedanterie zu verfallen; das Weſentliche iſt immer die ethiſch-religiöſe Bedeutung einer Handlung geblieben, wodurch die maleriſche Motivirung ebenſo beſtimmt als mannichfaltig geworden iſt. Unwillkürlich habe ich mich oft an dieſe Bibel erinnern müſſen, theils wenn ich neuere Holzſchnitt- oder Stahlſtichſudeleien illuſtrirter Bibeln, theils wenn ich auf Kunſtausſtellungen ſo manche Fratze unſerer frommen Maler ſah. Wie leer, wie ſteif, wie verzwickt, gemüthlos, verfehlt ſind in der Regel dieſe Machwerke! wie oft habe ich bei ihrem Anblick an Sandrart denken müſſen, der das menſchlich-göttliche Intereſſe ſo lebendig als würdig zu faſſen und die ganze heilige Geſchichte von der Schöpfung der Welt an bis zu den dämoniſchen Geſtalten der Apokalypſe hin aus einem Geiſt und aus einem Style mit der Sicherheit einer glaubensvollen Anſchauung vollkommen individuell darzuſtellen wußte! Er componirte nicht mehr mit der Schlichtheit, aus welcher die Holzſchnitte der erſten Laienbibeln hervorgingen, die ſich noch an die Miniaturmalereien anlehnten. Sandrart hatte die Raphaeliſchen wie die Dürer'ſchen Bilder ſtudirt, ſich jedoch eine große Selbſtſtändigkeit und Freiheit der Phantaſie bewahrt, die nach meiner Meinung in der Behandlung der Propheten Jonas und Elias und der Parabeln Chriſti ſich wirklicher Originalität nähert. Aus ihm hatte ich mir für Chriſti Antlitz den bärtigen Typus früh angeeignet. Leonardo's jünglinghaftes Antlitz mit ſchwach unter dem Kinn ſich kräuſelndem Bart gab mir den Anſtoß auch zu einer andern Auffaſſung, welcher die wirkliche Geſchichte inſofern zu Hülfe kam, als Chriſtus in der That ſchon als Mannjüngling ſtarb. Dieſe Doppelgeſtalt, ich möchte ſagen, die Herakleiſche und Appolliniſche, trug ich viele Jahre neben einander in mir herum, bis ich inne ward, daß Chriſtus in allen Lebensaltern, in allen allgemein menſchlichen Situationen, in allen nationalen Nüancen gemalt werden müſſe, um jedem einzelnen Menſchen in jeder Lage des Lebens unter allen Völkern auch durch die Malerei Alles in Allem zu werden. Die Ewigkeit ſeines Weſens kommt für die Malerei äußerlich darin zur Erſcheinung, daß ſie ihn nicht nur als Kind und Jüngling, ſondern auch als Mann und Greis malt.

In der Umgebung ſolcher Bilder war es natürlich, daß die Malerei ſich frühzeitig in mir einen innigen Verehrer erwarb; dem daher auch zur Zeit der Michaelismeſſe die Bilderhändler unſägliche Freude bereiteten, wenn ſie auf den Durchgängen des Landſchaftsgebäudes und auf den Hausfluren der Regierungsſtraße ihre Kupferſtiche aushingen. Auch zeichnete und malte ich ſelbſt ſehr viel, leider ohne alle Anleitung, weil man für gut fand, mich vielmehr im Klavierſpiel unterrichten zu laſſen, zu welchem ich weder Neigung noch Talent hatte. Drei Jahre mühete ſich der Lehrer mit mir herum und ich lernte endlich die Noten, lernte allerlei Tänze, Märſche, Rondos mechaniſch ſpielen. Immer hoffte man, daß mit der wachſenden Geſchicklichkeit auch die Luſt kommen würde, da man bemerkte, daß ich an Muſik, namentlich an melodiſcher, großen Gefallen hatte und konnte ſich gar nicht darin finden, daß ich endlich meine Untauglichkeit und Unluſt entſchieden erklärte. Wie viel edle Zeit und Kraft vergeuden wir Moderne nicht wirklich an dem unſeligen Clavierſpiel, vor deſſen Beunruhigung man ſich aus den Städten kaum noch auf das Land hinausretten kann, weil es auch da bereits graſſirt! Leidlich Clavierſpielen gilt faſt ſchon ſo viel, wie Anſpruch auf den Namen eines gebildeten Menſchen machen, während die eigentliche Bildung oft unverantwortlich zurückbleibt und mit dem vielen Sitzen und der verweichlichenden Nervenaufregung der Grund zu vielen ſchleichenden Krankheiten gelegt wird. Die ſchönſten Stunden des Tages werden mit dem „Ueben" hingebracht und dadurch eine erſchreckende Gedankenloſigkeit, namentlich in unſeren jungen Mädchen, herangezogen. Die Clavierſpielſeuche hat auch die Cultur der einfachen Inſtrumente ſehr in Abnahme gebracht; Guitarre und Harfe, Flöte und Violine ſind viel ſeltener geworden. Ueberall dieſe Monotonie des Claviers! Und flöheſt Du in die entlegenſten Straßen der Stadt, in die verborgenſten Häuſer, ſiehe, ſo würde das Gehämmer der Taſten dein Ohr doch von irgend einem ungeahnten Winkel aus zu erreichen und Deine Gedanken zu beläſtigen wiſſen! Muſik iſt, wie alle Kunſt, himmliſch: aber dieſe Einſeitigkeit iſt entſetzlich. — Der Mutter zu Liebe verſuchte ich es ſpäter noch einmal mit der Muſik, indem ein trefflicher Muſiker, der in Magdeburg ſo hochgeſchätzte Regiſtrator Kämmerer, ſich der Mühe unterzog, mich im Generalbaß zu unterrichten, um durch eine wiſſenſchaftlich be-

gründete Einsicht mein Interesse an der Musik zu beleben. Wie dankbar ich ihm für seine Geduld und Freundschaft war, und wie sehr ich mich stachelte, ihrer werth zu sein, so mußte doch auch dieser Versuch nach einem Vierteljahr als mißlingend aufgegeben werden. Hätte man statt dessen meiner entschiedenen Neigung zum Zeichnen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, so würde ich darin wenigstens mehr geleistet haben, als geschehen ist. Die Eltern erblickten darin aber nur eine Erholung, die man der Schule halber sogar beschränken müsse, und der Vater richtete sich nach dieser technischen Seite hin nur darauf, daß ich eine gute Hand schreiben lernen mußte, in welcher Beziehung er mich sehr ernstlich anhielt, so daß ich endlich auch in der Kalligraphie mich zu seiner Zufriedenheit auszeichnete.

Literarisch reizte mich damals nur dasjenige, was die Phantasie befruchtete.

Bücher mit Bildern hatten bei mir, wie wohl bei allen Kindern, den Vorzug, weil sie meine Anschauung nährten. Ich blieb nicht verschont mit dem Gewöhnlichen, worin die deutsche Kinderliteratur so ausgiebig ist. Die erbärmlichsten Pfuschereien, die gedankenlosesten Aggregate seichter Erzählungen und tändelnder Gedichte, die elendsten Fratzen und Farbenkleckserein werden den Kindern zugemuthet, ohne zu erwägen, wie sehr man ihnen gerade das zwar ihrem Standpunkt Angemessene, aber doch nachhaltig Anregende schuldig wäre. Kohl erzählt in seinen biographischen Selbstbetrachtungen, die er unter dem Titel: Aus meinen Hütten, herausgegeben, daß er nach mehreren verunglückten Schriftstellerversuchen mit ernsten Büchern, wie einer Geschichte der ursprünglichen, in die mythische Zeit der Völker fallenden Erfindungen, bei seinem Verleger in Königsberg angefragt habe, was denn eigentlich in deutschen Landen gekauft würde, worauf dieser ihm erwidert habe: Kinderbücher. Als nun aber Kohl ein Elfenreisemärchen mit komischer Romantik und niedlichen Interlinearzeichnungen in Druck gab, hatte er doch wieder keinen Erfolg, weil dieser Versuch wieder zu neu und geistreich ausfiel. Unsere polypenförmige Vielthuerei in der Kinderliteratur ist größtentheils nur formell und tautologisch. Das Unkraut herrschender Plattheit erstickt das Weizenkorn origineller Erfindung. Wie selten ist es, daß ein Mann, wie Kohl, oder ein Mann von so ge-

reifter Bildung, wie der Gymnasialdirektor Gotthold in Königsberg, sich die Mühe nimmt, für Kinder zu schreiben! Wie selten ist die Originalität eines Fröhlich, eines Struwelpeter Hofmann! Wie bleibt die Kindesunterhaltungsliteratur meistens das Werk einer diebischen, wohlfeilen Industrie, und wie schnell sehen wir auf diesem Gebiete selbst solche Autoren ausarten und in eine plagiatorische Freibeuterei übergehen, die, wie Nieritz, glücklich begannen! Unter den Büchern, deren ich mich erinnere, war wenigstens ein orbis pictus, war Salzmann's Elementarbuch, war Funke's Lesebuch, welches letztere wohl zu dem Vorzüglichsten gehört, was die deutsche Kinderliteratur in jener Zeit aufzuweisen hatte. So war z. B. im ersten Theil auch eine Fibel. Auch war der Gedanke derselben festgehalten, das Gedächtniß des Buchstabens an einen hervorragenden Gegenstand zu knüpfen, dessen Name mit dem des gerade einzuprägenden Buchstabens beginnt. Dieser Gegenstand war nun aber auf das Saubberste in Kupfer gestochen. Die alte Fibel hatte in ihren Bildern, wie Jean Paul bekanntlich nachgewiesen hat, die Regel, immer einen todten und einen lebendigen Gegenstand in Bild und Vers zusammenzubringen, wo natürlich oft nur ein Nebeneinander herauskam und nicht immer der Zusammenhang, den die ersten Verse zeigen, herrscht. Der Affe gar possirlich ist, zumal wenn er vom Apfel frißt. Im Walde geht und brummt der Bär, wenn er vom Honig-Baum kommt her. Hier wird das B schon durch das vorgesetzte H versteckt. Nun aber nehme man z. B. den Buchstaben N. Da finden wir eine Nonne und einen Nagelbohr, und im Verse heißt es:

Die Klosternonne muß thun Buß
Ein Nagelbohr man haben muß.

Da hört aller Zusammenhang auf oder kann doch nur humoristisch hineingedichtet werden. Das wollte Funke's Lesebuch vermeiden. Bei ihm ruft jedes Bild gleichsam mit allen Gegenständen uns denselben Laut in einem wirklichen Zusammenhang zu. Zum Beispiel unter dem Buchstaben Z erinnere ich mich, daß ein Zwerg dargestellt war, der sich in einem Zimmer gegen Zahlung eines Eintrittgeldes einer zahlreichen Gesellschaft sehen läßt. Oder das W zeigte einen Wanderer, der, im Walde von einem Wolf angefallen, durch das Streichen einer Violine denselben von sich abhält. Der zweite, ebenfalls

mit Kupfern ausgestattete Theil dieses Lesebuchs, das wir ruhig immer wieder hätten auflegen können, enthielt Lesestücke, die sehr anregend die freie Poesie, die fictive Wirklichkeit und die factische Wahrheit sonderten. Jene war durch zweckmäßig bearbeitete Märchen von der Prinzessin mit der langen Nase, d. h. vom Fortunat, vom dankbaren Gespenst, von Elmire oder der Blume, die nimmer welkt, vom Rübezahl u. dergl. vertreten. Die Scheinwirklichkeit stellte sich in Anekdoten von Taschenspielern und Bauchrednern, die prosaische Realität in Menzikoff's Geschichte, in Auszügen aus Lesseps's sibirischer Reise und dergleichen dar.

Sehr vielen Dank für die spielende Erwerbung einer Menge instructiver Anschauungen bin ich der deutschen Bearbeitung eines französischen kosmographischen Werkes von Allain Manesson Mallet schuldig, die zu Frankfurt am Main von 1684 ab in fünf Quartbänden mit vielen, an Werth sehr ungleichen Kupfern unter dem Titel einer Beschreibung des ganzen Weltkreises erschienen war. Sie enthielt eine Geschichte der verschiedenen Versuche, sich das Universum und die Stellung der Erde in demselben vorzustellen; eine Meteorologie; eine Beschreibung der Welttheile, ihrer Bewohner, der Religion und der Sitten derselben, der vornehmsten Städte und der merkwürdigsten Gebäude und Plätze. Sie verfolgte mithin den Weg, den die Natur der Sache selber vorschreibt; Uranalogie, Meteorologie, physische und politische Geographie, Ethnographie und Culturhistorie folgten einander. Die Menschheit hat immer solcher Uebersichten bedurft, die Fülle neuer Erfahrungen von Zeit zu Zeit wieder mit der traditionellen Anschauung auszugleichen, worin ja auch der vorzüglichste Werth des Humboldt'schen Kosmos liegt. Indem Humboldt in der Anlage des Planes dem Platonischen Timäos ein Seitenstück geschaffen hat, unterscheidet er sich als der moderne Naturforscher wesentlich dadurch, daß er die präcisen Bestimmungen der exacten Wissenschaft zu einem anschaulichen Bilde verdichtet hat. Burnet's Archäologie der Erde, Büffon's Epochen der Natur, Bernardin's de St. Pierre Naturstudien, Kant's Naturgeschichte des Himmels, Kant's physische Geographie, Ritter's meisterhafte Einleitung in seine Erdkunde sind der Tendenz nach ganz dasselbe, wie Humboldt's Kosmos, gewesen. Als eine untergeordnete Erscheinung gehört das Mallet'sche Buch in dieselbe Reihe und folgte in Deutschland der Kosmographie, die Münster

in einem Folianten, ebenfalls mit Karten, Stadtprospecten und eingedruckten Holzschnitten herausgegeben hatte und die wir als unsere älteste deutsche Universalgeographie, als das Seitenstück zu Sebastian Francke's Universalgeschichte, ansehen dürfen. Die bildliche Darstellung des Mallet'schen Werkes war flüchtig, doch nicht ohne Phantasie und mit einer außerordentlichen Verschwendung ausgestattet. So nahm z. B. die Abbildung eines jeden Planeten ein Quartblatt ein, auf welchem er selbst oben in Pfenniggröße dargestellt war. Unter ihm aber breitete sich eine Landschaft aus, die seinen vermeintlichen Einfluß auf die Erde in symbolischen Phänomenen charakterisiren sollte. So erblickte man bei dem Merkur einen Fluß, auf welchem Schiffe segelten, über welchen eine schlangenförmig gewundene Brücke Reiter und Fußgänger einer Stadt zuführte u. s. w., um den vom Merkur beschützten Weltverkehr zu versinnbilden. So erblickte man bei dem Mars eine Stadt im Belagerungszustande; bei der Sonne Kühe, die unter dem Schatten einer Brücke in den Fluß hinabwaten, sich gegen die Mittagsschwüle zu schützen u. s. w. Manche dieser landschaftlichen Prospekte waren von wirklich malerischem Verdienst in der Art der Vinkebrom und Lingelbach. Die Karten waren in der Manier der Vogelperspektive. So viel nothwendig Falsches dabei vorkam, weil die Größe der Oerter, Kirchen, Bäume u. dergl. zur Terraingröße in keiner angemessenen Proportion stand, so erwuchsen doch auch wieder entschiedene Vortheile. In jener Zeit war beispielsweise bei den Erwachsenen viel von St. Helena die Rede. Von dieser Insel gab Mallet zwei Ansichten, die eine von der Seite her, wo die Portugiesen die Kirche auf einem kleinen Plateau angelegt haben, die andere von der Vogelschau aus, wo man die Zerklüftung der Insel, die von Ferne ein einziger Fels zu sein scheint, in viele Bergkuppen und Thäler übersieht. An Palmbäumen auf der Insel, an vorüberseglenden Schiffen auf dem Meere fehlt es natürlich auch nicht. So unrichtig nun in diesem großen Kupferstich vieles Detail war, so konnte ich doch merken, daß meine Vorstellung viel genauer und charakteristischer war, als die mancher Erwachsenen! die Helena nur als kleinen Kreis auf der Landkarte kannten. Das siebzehnte Jahrhundert verlor sich noch in einen Luxus mit dem Nebensächlichen, weil es noch die Richtung auf Vollständigkeit der Anschauung hatte. Die spätere

Zeit warf sich mehr auf die abstrakt begriffliche Behandlung, auf eine verständige Nothdürftigkeit und entfernte auch alles symbolische Beiwerk als ein für den Begriff störsames Moment, bis man, seit Rousseau, Basedow und Pestalozzi, dem intuitiven Element doch wieder größere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Unsere Kartographie namentlich hat sich aus dem bloßen Linearumriß durch Vermittelung der Reliefplastik zu natürlich farbigten Formen mit außerordentlichem Glück durchgearbeitet, wie die Atlanten von Sydow und Berghaus beweisen. Von der Bekanntschaft mit dem Mallet'schen Buche datirt sich bei mir die Neigung zur Geographie und Topographie.

Der ursprüngliche Büchervorrath unseres Hauses war arm. Bibeln, Erbauungsbücher, wie Tiede's Andachten auf alle Tage im Jahr, Witschel's Morgen- und Abendopfer, einige Predigtsammlungen, Gesangbücher, Rechenknechte, genealogisch-statistische Kalender, Nelkenbrecher's Comptoirtaschenbuch, das große Magdeburger Kochbuch, Stein's Geographie, einige Grammatiken der französischen und eine der italienischen Sprache, Hartung's Gedichtsammlung, Moser's Herr und Diener, Gellert's Mann nach der Uhr, eine Geschichte der Rosenkreutzer, Busch's moralische Briefe zur Bildung des Geschmacks, ein Herrnhutisches und ein freimaurisches Liederbuch, die Statua Danielis zur Erklärung der vier Weltmonarchien, und sonst noch einige Almanache, wie der interessante Kotzebue'sche Almanach der Chroniken, das war ziemlich der ganze Vorrath von Büchern, den wir bei den Eltern vorfanden. Und wie bei uns, war es bei den meisten Bürgerfamilien. Für weiteres Lesebedürfniß half man sich auf andere Weise, theils durch Abschreiben, theils durch die Leihbibliotheken, deren steigende Vermehrung in Magdeburg den besten Maßstab für die Zunahme der Lectüre seit dem Pariser Frieden abgab. Denn anfänglich existirte nur die Hagemann'sche Leihbibliothek auf der Tischlerbrücke; ihr folgte die der Creutz'schen Buchhandlung auf dem breiten Wege; sodann eben dort die Rubach'sche und seitdem noch manche andere. Die erstere Manier, das Abschreiben, dürfte heut zu Tage, wo die Kinder frühzeitig mit Büchern überschwemmt werden, wo in den Schulen fast jede Klasse ihre Bibliothek hat, wo die Heftlieferungen das Bücherkaufen scheinbar so wohlfeil machen, Vielen recht antediluvianisch erscheinen. Und doch war es gar so übel nicht

weil die Aneignung eine intensivere wurde. Der Lieblingsdichter beider Eltern war Bürger. Allein eine Ausgabe seiner Gedichte besaßen sie nicht; sondern die besten und berühmtesten Balladen und Lieder waren in ein Buch geschrieben, aus welchem auch wir Kinder Lenore, den Abt und den Kaiser u. s. f. kennen lernten. Alle Gedichte, Anekdoten, Räthsel, Predigten, die gerade Aufsehen erregten, wurden, wenn man ihrer habhaft werden konnte, abgeschrieben, woraus denn eine Art Familienbücher entstanden. Für mich hatte diese löbliche Sitte auch die gute Folge, daß ich mir von hier aus das Excerpiren angewöhnte. — Die andere Manier, die Benutzung der Leihbibliotheken, hatte bei uns ganz dieselben Folgen, wie überall. Die Bücher sollten zunächst nur für die Eltern da sein: allein weil dergleichen Bücher keine feste Stelle im Hause haben, sondern von den Lesenden je nach ihrer Bequemlichkeit von einem Sopha auf's andere, von einem Zimmer in's andere umhergetragen und daher als ein Freigut nicht streng beaufsichtigt werden, so habe auch ich zahllose Bücher im Vorbeigehen als eine literarische Näscherei kennen gelernt. Die Gefahren, die mit der Zufälligkeit einer solchen Lectüre verbunden sind, hat man so oft geschildert, daß es überflüssig ist, noch Worte darüber zu verlieren. Manche Produkte der heutigen Welt sind nur aus dem Umstande des Romanlesens zu erklären, welches uns der Lectüre der classischen Schriftsteller, der echten Poesie, dem idealen Kunstwerk und der objectiven Realität der Dinge entfremdet. So ist z. B. die Ausführung des Socialsystems von Charles Fourier bekanntlich im höchsten Grade phantastisch; es kommen Züge darin vor, die für eine wissenschaftliche Darlegung unbegreiflich sein würden, wüßte man nicht, daß ihr Autor ein unersättlicher Romanleser gewesen. So erblickte Metternich in der Weltgeschichte nur eine espéce großartiger Intrigue, weil er nach Herrn von Hormayr's Bericht in keiner Lectüre, außer in der der Romane, gründlich zu Hause war. — Ein Glück für mich war die Doppelrichtung der Eltern in ihrer Lectüre. Die Mutter, durch ihre Kränklichkeit an das Haus gefesselt, behielt, bei sorgfältig wirthschaftlicher Thätigkeit, doch viel Zeit und las Romane aller Nationen und aller Gattungen durcheinander. Der Vater dagegen war ein Freund von Reisebeschreibungen, von Memoiren, großen historischen Werken, politisch-satirischen Schriften. Von Romanschriftstellern

liebte er nur Jean Paul und Walter Scott, den er sich in einer Gesammtübersetzung selbst anschaffte. Eine mir natürliche Achtung vor aller Realität und ein dunkler Wissensdrang zogen mich auf die Seite des Vaters und ließen mich allmälig jene große historische Belesenheit namentlich in Reisebeschreibungen erwerben, ohne welche ich meinen Versuch über die Naturreligion der wilden Völker nicht hätte schreiben können. Als ich mehr heranwuchs, forderte der Vater selbst mich auf, seine Lectüre, wenn er sie mir nützlich erachtete, zu theilen, zumal es ihm auch angenehm war, dann mit mir darüber sprechen zu können.

Je weniger Bücher in unserem eigenen Besitze waren, um so stärker wirkten diese wenigen auf mich. Ich kann mir nach meiner eigenen Erfahrung sehr wohl vorstellen, wie die sogenannten Volksbücher eben dadurch ein so unsterbliches Leben führen, weil auf der Spinnstube im einsam gelegenen Pachthof, auf der Windmühle im Blachfeld, auf der Försterei im Walde eben nur wenige Bücher existiren, die man aber zu lesen nicht müde wird und bei denen man sich in die Geschichte ihrer Helden bis zur Illusion der Anschauung wirklicher Vorgänge vertieft. Da ich nun in einer zwar lebensvollen, aber bücherarmen Umgebung aufwuchs, so gewöhnte ich mich, auf Bücher einen großen, sogar falschen Werth zu legen: gerade wie ich umgekehrt sehe, daß meine eigenen Kinder, da ich Bücher genug besitze und sogar selber deren schreibe, in einem Buch etwas höchst Alltägliches erblicken.

Das Theater konnte in der Zeit, von welcher ich hier spreche, noch keine weitere Wirkung auf mich üben, als daß ich es mit einem Puppentheater nachbildete, bei welchem ich, meinem Triebe zum Zeichnen und Malen folgend, mich besonders mit der Anfertigung der Decorationen und der Puppen beschäftigte, weniger aber zum Spielen selber kam. Bis zu meinem sechszehnten Jahre nämlich durfte ich das Theater nicht allein besuchen und der Vater führte uns selten hin. Es war damals die ganz sinnreiche Sitte, daß Kinder gewöhnlich zum ersten Mal am 10. Mai in das Theater mitgenommen wurden, weil dann die Zerstörung Magdeburgs durch Tilly von Schmidt gegeben zu werden pflegte. Dies fürchterliche Ereigniß war dazumal wenigstens für die heranwachsenden Kinder noch immer ein Gegenstand größter Theilnahme, dessen Spuren man gern nachspähte und von welchem die detaillirtesten

Beſchreibungen zu leſen man nicht ſatt werden konnte. Durch das Theater wurden die Kinder recht lebhaft auf den geſchichtlichen Anfang des heutigen Magdeburgs zurückverſetzt, und ſo nahm denn der Vater am 10. Mai 1815 auch uns in daſſelbe mit, als das Stück, nachdem die Stadt wieder ſo ſchwere Kriegsnöthe überſtanden, mit beſonderem Nachdruck und mit einem mythologiſch-allegoriſchen Vorſpiel von Neuem auf der Bühne erſchien. Es machte einen großen Eindruck auf uns, das, was unſere Phantaſie ſo oft ſich vorgeſtellt hatte, nunmehr von der Hoſtovsky'ſchen Truppe mit dem Schein unmittelbaren Lebens vorgeführt zu ſehen. Der Tanz der Kroaten im Tilly'ſchen Lager entzückte uns. Als zuletzt im Hintergrunde der Dom erſchien, Tilly zu Pferde ſeinen Einzug hielt, der ehrwürdige Prediger Bake aus dem Dom, der noch unſern des Atriums ſeinen Grabſtein enthält, mit einer Schaar Hülfeflehender hervorſchritt, ſich dem Sieger zu Füßen warf und die bekannten Virgilianiſchen Worte ausrief: „Fuimus Troés, fuit Ilium!“ zerſchmolzen wir in Thränen und fühlten zugleich nach Kinderart mit geheimem Stolz das Glück, einer Stadt anzugehören, in der ſo ſchreckliche Dinge geſchehen.

Dauernden Einfluß aber auf meine Bildung gewann ſchon damals der Verband unſerer Familie mit der des Hofbuchdruckers Hänel. Sie trat in der Altſtadt für uns gewiſſermaßen an die Stelle des Favreau'ſchen Hauſes in der Neuſtadt. Die Favreau'ſche Familie hatte nach Beendigung der Belagerung unſer Haus wieder verlaſſen und ſich vor der hohen Pforte ein kleines zwiſchen den Wällen gelegenes Haus mit einem Garten gekauft, in welchem nach einigen Jahren erſt der alte Mann, bald darauf auch der gute Friedrich ſtarb. Sie blieben ſich gegen uns Kinder in ihrer Güte gleich und wußten unſerem fortſchreitenden Verſtande immer neue Freuden zu bereiten. So ſtellte z. B. Friedrich an ſchönen Abenden uns ein großes Fernrohr auf dem Wall auf, durch welches wir Sterne und den aufſteigenden Mond zu ſehen liebten, deſſen Berge und Thäler ſich mir tief einprägten. So gern wir nun hinausgingen, ſo zog uns doch die Stadt, jemehr wir uns in ſie einlebten, allmälig von ihnen ab. Das Hänel'ſche Haus in der Kloſterſtraße, ein Muſter werkthätiger und wohlhäbiger, ſauberer und freundlicher Bürgerlichkeit, wurde der neue Anziehungspunkt, da

überdem zwei Söhne, Albert und Eduard, sich uns als unsere liebsten und treuesten Jugendgespielen zugesellten. In diesem Hause nun, woselbst mir jederzeit nur Liebes und Gutes widerfahren ist, lernte ich das literarische Handwerk an der Quelle kennen. Die verschiedenen Arten der Lettern, die Papiersorten und Formate, Manuscripte, Correcturen und Aushängebogen wurden mir hier geläufige Dinge. Bei einem Besuch verfehlten unsere jungen Freunde selten, uns in der Druckerei herumzuführen, wo es immer etwas Neues und Interessantes zu sehen gab, wo wir dem stillen Proceß der Bücherentstehung lauschten, wo wir zum Scherz unsere Namen selbst setzten und druckten, wo uns die Handschriften berühmter Männer gezeigt wurden und wo wir in einem Schrank alle Werke bewunderten, welche die Officin schon gedruckt hatte. Folgerecht ist es denn auch mein Freund Eduard Hänel gewesen, der mich zuerst zum Druckenlassen aufmunterte und 1827 ein confuses Buch von mir bei Heinrichshofen in Magdeburg in Commission gab, das er sehr schön gedruckt und mir sogar recht gut bezahlt hatte. Später, als mein unermüdlicher Freund in seinem weltbekannten Etablissement zu Berlin hinter der reizenden Villa an der Potsdamer Straße unsere preußischen Staatspapiere druckte und für Nordamerika Lettern goß, machte er, dem Himmel sei Dank, ganz andere Geschäfte, als mit meinen damaligen ästhetischen und poetischen Mittheilungen.

Zum Schluß dieser Vergegenwärtigung aller der Hülfen, die dem höheren Menschen in mir gegen das Versinken in Rohheit und Trivialität Beistand leisteten, muß ich hier noch eines jener contemplativen Momente erwähnen, die bei mir von Zeit zu Zeit als tiefe Erschütterungen meines Gemüths, öfter bei ganz unscheinbaren Anlässen, eintraten und eine qualvolle Betroffenheit in mir erzeugten, welche mich die Beschränktheit und Zufälligkeit meines Daseins auf das Tiefste empfinden ließ. In der „Stadt London" war ein Naturalien-Cabinet zu sehen. Ich ging hin und erfreute mich an den ausgestopften und in Spiritus aufgestellten Thieren, an den Insekten und Conchylien außerordentlich. Aber ich fand auch eine Reihe Mißgeburten von Hunden und Katzen und eine Sammlung von menschlichen Embryonen. Waren nun schon unter den Thieren manche, deren Gestalt die Phantasie sehr aufzureizen vermochte, wie der spitzkropfige Leguan, wie die

haarige Buschspinne, die warzige Pipa, die auf jeder Rückenwarze ihr schauerliches Miniaturbild zeigte, so war mir doch der Anblick der Thier-Mißgeburten und der Kinder in Spiritus, unter denen auch monströs wasserköpfige, etwas ganz Neues. Diese ineinandergewachsenen Katzen, diese affenartigen Kindchen! Wie ist so etwas möglich? wie kann die Natur, von deren göttlichen Gesetzen ich immer reden hörte, so schwanken, daß sie ein Doppelhaupt auf einen Leib setzt, daß sie Kinder mit so platten, geistlosen Köpfen, mit einem cyklopischen Auge existiren läßt? Die gedruckte Beschreibung gab nur an, was zu sehen war; auch war ich zu ungebildet, mein Gefühl aussprechen zu können. Die großen Schildkröten, die Eidechsen und Schlangen, die riesige Vogelspinne, die unförmlichen Mißgeburten und die stupiden, zusammengekauerten Embryonen, wie sie aus den Gläsern mit feuchtem Glanz hervorschimmerten, fingen an, mich so entsetzlich zu beängstigen, daß ich auf die Straße stürzte, nach Hause eilte, vor der Thür aber Halt machte und noch weiter zur hohen Pforte hinaus an den Strand der Elbe lief. Der blaue Himmel, der blinkende Fluß, das Grün des fernen Waldes erquickten allmälig mein Gemüth, doch nicht sogleich. Sonne, rief es in mir, wie kannst Du so hell, so ruhig scheinen, wenn es hier auf Erden so dunkle Räthsel giebt? wenn Schaafe mit acht Füßen, zwei Katzen mit einem Leibe, wenn solche Kinder möglich sind, wie diese mit ihren dicken Bäuchen, ihren dummen Köpfen, ihren zugekniffenen Augen? Sind denn diese Kinder Menschen, sind sie Geister, sind sie unsterblich?! —

Während diese Fragen mich dumpf bewegten, stieß mein Fuß an eine jener vielen hier zerstreuten Hirnschalen, mit denen wir zur Winterzeit so ruchlos gespielt hatten. Ich nahm sie aus dem Sande auf und betrachtete den hellgebleichten, blanken Knochen, bewunderte die feinen Zacken der Stirnnähte und stellte mir das Gehirn vor, das unter diesem Knochen, den ich nun als ein ganz gewöhnliches Ding in der Hand hielt, einst gelebt, gefühlt, gedacht hatte. Der Tod war mir als Erscheinung nichts Fremdes. Leichen anzuschauen war ich in der Kindheit schon gewohnt geworden und auf dem Kirchhofe vor unserem Hause hatte ich auch jetzt das Schauspiel des Einsargens oft genug vor Augen. Dem Todtengräber und seinen beiden Töchtern waren wir Kinder be-

freundet. Wie oft stand ich dabei, wenn der alte Wittich wieder ein frisches Grab grub und die Reste des früheren Erdbewohners, der seine gesetzmäßige Frist dort gelegen, herauswarf! Wie oft half ich den Töchtern diese Knochen in das Beinhaus tragen, wo sie sortirt und auf Brettern aufgeschichtet wurden! Ein Skelett oder Todtenkopf brachte daher bei mir gar keine besondere Wirkung mehr hervor. Heute aber, wo ich das Häßliche und mit dem Häßlichen den Anfang des menschlichen Lebens geschaut hatte, packte mich auch die Vorstellung seines Ausgangs in den Tod. Da, wo ich mit dem Finger den kalten Knochen berührte, da hatte in den Hirnfibern das freud- und leidbewegte Blut pulsirt, da, wo ich den Rand der Augenhöhlen durchgriff, hatte das seelenvolle Auge gestrahlt; da, wo dünne, zersplitterte Wände die Nasenhöhle schieden, hatte lebendiger Odem geblasen! Und nun fand ich diesen Schädel daliegen, wie einen Stein, und warf ihn endlich, des Anschauens müde, auch wie einen Stein wieder in den Sand. Die Sonne sank in rother Pracht; der Fluß plätscherte mit leisen Wellen an das flache Ufer, sonst war Alles still um mich her; der Abendstern flimmerte am Firmament und träumerisch schlich ich nach Hause, unfähig, ein Wort von dem Mysterium zu sagen, das ich geschaut hatte.

Die Empfindung des Widerspruchs von Leben und Tod, von Form und Unform, wie sie mich hier durchdrang, haben die Alten auf einigen Pompejanischen Bildern unübertrefflich dargestellt. Perseus sitzt mit der befreiten Andromeda auf einem Felsen am Wasser. Sie halten sich zärtlich umschlungen. Andromeda, der weiblichen Neugier folgend, hat dem Geliebten abgeschmeichelt, ihr das Haupt der Medusa zu zeigen. Aber dies entsetzliche Haupt tödtet auch noch den, der es anschaut. Wie soll er den frivolen Wunsch Andromeda's erfüllen? Er wird ihr nur das Bild der Medusa im Wasserspiegel zeigen. Da sitzen nun Beide, so jung, so schön, so liebeglühend, so allein in der Einöde und doch so glücklich und im Glück doch so frivol. In schauersüßem Beben schmiegen sie sich aneinander und Perseus hält das gräßliche Haupt über ihren Köpfen. Läßt sich, wie das Häßliche die Schönheit, wie der Tod das Leben in ihrer Fülle bedrohen, herrlicher malen, als die Alten es in diesem tiefsinnigen Bilde gethan haben?

IV.

Schule der Altstadt Magdeburg. Das Pädagogium Kloster der lieben Frauen. Harzreise und die Universität Göttingen.

Die Schule des Kantors der wallonischen Gemeinde, die ich schon früher im Allgemeinen schilderte, versank immer mehr. Die Zahl der Schüler und Schülerinnen verminderte sich bis zu einem kleinen Rest, der nur noch von der Familie des Kantors bearbeitet wurde und zu welchem unglücklicherweise auch ich gehörte. Alle Disciplin hörte vollends auf, als der Kantor von einem Augenleiden heimgesucht ward, die Frau nun, zwischen Schulzimmer und Küche getheilt, die Leitung des Ganzen übernahm und ein Sohn, der zugleich das Klemptnerhandwerk betrieb, für den Vater vicarirte. Das Lateinische wurde nur nebenher für solche Schüler, die es wünschten und die auch besonders dafür bezahlten, von einem Candidaten Namens Schwenzler höchst nachlässig gelehrt. Andere, Seele und Leib verderbende Stunden, als ich in dieser Unterrichtszeit in einem oft sehr frostigen Lokal verbracht habe, sind mir kaum erinnerlich.

Mein Vater überwand endlich den Respect, den meine Mutter vor dem Kantor aus kirchlicher Angewohnheit hatte, nahm mich aus der Schule heraus und brachte mich Ostern 1816 auf die Schule der Altstadt Magdeburg, welche damals unter dem Rector Neide und dem Prorector Werkner stand. Diese Schule würden wir heutzutage eine höhere Bürgerschule nennen. Sie bereitete vorzüglich für das praktische Leben vor, dem meine Eltern mich widmen wollten. Auf dieser Anstalt machte ich nun in der Geographie und Geschichte, im Deutschen, in der Mathematik und Physik große Fortschritte. Von den letzteren

Wissenschaften hatte ich noch so gut als gar keine Vorstellung gehabt, und ich mußte darin ganz von vorn anfangen. In der zweiten Klasse, die mit der ersten combinirt war, wurde den ganzen Donnerstag Nachmittag hindurch sogenannte praktische Stunde in einer sehr eigenthümlichen Weise abgehalten, die mich lebhaft interessirte und der ich für mein ganzes Leben Vieles schuldig geworden bin. Es wurde nämlich die Fiction zu Grunde gelegt, daß die ganze Klasse eine Gesellschaft bilde, die in mannichfachem praktischem Verkehr stände. Diese Gesellschaft wählte jeden Monat unter dem Protectorat des Lehrers, des zuvor schon genannten Prorectors Werkner, einen Vorstand, bestehend aus einem Ordner, der alle Papiere und Schreibmaterialien der Gesellschaft zu verwalten und ein Journal über alle Arbeiten zu führen hatte, aus einem Secretair, der ihm und dem Protector untergeben war, aus einem Cassirer und einem Rechnungsrevisor. Den übrigen Mitgiedern wurde eine imaginäre Verwaltung zugetheilt. So habe ich z. B. ein Haus in der grünen Armstraße in der Art administrirt, daß ich dasselbe vermiethete. Nun mußte ich die Verträge entwerfen, mußte Reparaturen beantragen, die Abgaben entrichten und was sonst bei Leitung eines Hauswesens vorkommt in bestimmter Frist fungiren; bei einer Reparatur größerer Art, z. B. Anbau eines Holzgelasses, mußte ich die Zeichnung beifügen. Als ich dies gelernt hatte, wurde mir das fictive Landgut Wederingen zur Verwaltung übergeben, bei welchem ich eine Scheune bauen und einen Graben durch den von verschiedenen Holzarten bewachsenen Wald ziehen lassen mußte, von welcher Unternehmung ebenfalls die Pläne einzureichen waren. — Den Unterricht ertheilte der Prorector in der Art, daß er zu Anfang jeden Halbjahres in der Kunst unterwies, Briefcouverts zu schneiden, Briefe zu siegeln, Adressen zu schreiben, Rechnungen zu liniiren und auszufüllen, zu quittiren, zu dechargiren, Acten zu heften und zu signiren und an eine obere Behörde, die er repräsentirte, eine Vorstellung im üblichen Kanzleistyl einzureichen. Das Material: Papier, Zwirn, Sigellack, Heftnadeln, Wachs wurden aus einer gemeinschaftlichen Kasse bestritten, die wir durch monatliche Beiträge erhielten. Die Acten der Gesellschaft wurden vom Ordner förmlich registrirt. Wenn ein Schüler abging und dadurch die Administration eines der fictiven Besitzthümer der Societät vacant wurde,

so trat durch Bestimmung des Protectors oder durch Wahl ein Anderer an seine Stelle, der die Acten durchzusehen und zunächst Bericht über den vorgefundenen Zustand zu erstatten hatte.

Der Gedanke zu einer solchen Uebung mochte noch aus der Aufklärungsperiode des vorigen Jahrhunderts stammen. In der Ausführung war manches Spielende, manches Pedantische. Allein das Nützliche war nicht zu leugnen. Wie wichtig ist nicht dem Kleinbürger, dem Handwerker, dem Kaufmann, dem Gutsbesitzer die Fertigkeit in jenen formellen Thätigkeiten. Wie wichtig ist sie heutzutage nicht für jeden Andern? Ich darf versichern, daß wir Alle, mit einigen unverbesserlichen Ausnahmen, diese „praktischen Stunden" sehr gern hatten, daß ein munterer Geist in der Klasse herrschte, daß die Wichtigthuerei mit unsern Häusern und Capitalien ein komisch-dramatisches Leben hervorbrachte und daß wir uns besonders gespannt fühlten, wenn wir nach Ablauf von vier Wochen durch Stimmzettel unsern Vorstand wieder zu erwählen hatten. Der Realismus des Weltlaufs wurde von uns hier im Kleinen vorgebildet, und ich bin überzeugt, daß Viele, gleich mir, im späteren Leben dankbar auf jene Stunden zurückgeblickt haben.

Als ein Resultat dieser Uebungen kann man auch ansehen, daß ein Theil von uns eine Zeit lang im Sommer 1817 bei einem Feldmesser Namens Villaume Unterricht empfing. Es war ein freundlicher alter Mann mit seinem Sohne, die sich bei dem Prorector gemeldet hatten und ein billiges Honorar forderten. Uns Knaben war das Herumstreichen mit den Fähnchen, mit der Meßkette und Boussole schon recht. Der Alte hatte einen glücklichen Humor. Gelernt haben wir nicht viel; ich wenigstens nicht.

Als wir die geometrischen Vorbegriffe überliefert erhalten hatten und mit den Handgriffen bekannt geworden waren, bestand unsere Hauptleistung darin, daß wir die Werderinsel aufnahmen, wo wir uns dann, wenn wir im Gedränge der Spaziergänger das Alignement vornahmen und die Meßkette weiterschleppten, recht bedeutend vorkamen. Eine sauber ausgeführte Zeichnung vom Werder — das letzte Resultat dieser Bemühung — habe ich noch lange unter meinen Papieren bewahrt gehabt, denn die Seite der Anschauung lag mir wohl nahe, aber das Rechnen gelang mir nicht; im Rechnen bin ich immer zurückgeblieben.

Ein Theil der Schuld fällt meinem Unfleiß, ein Mangel an Intereſſe für ſolche Art der Verſtandsthätigkeit zu. Allein ein Theil der Schuld gehört auch wohl der ſchlechten Methode an, welche die einfachſte Operation durch nebenſächlichen Ausputz unzugänglich und verworren machte. Mein Vater war einer der vorzüglichſten Rechner; es wurmte ihn, daß ich ſo ſchwach darin blieb. Er wollte mich aufmuntern und ſchenkte mir daher ein ſchönes Rechenbuch in Quart, in welches er ſelbſt ein köſtliches Titelblatt mit den künſtlichſten Schriftarten gemacht hatte. Auf dunklem Grunde hatte er ſeine Lieblingsſprüche eingeſchrieben: „Fürchte Gott, thue Recht, ſcheue Niemand, ehre den König!“ Tief haben ſich mir dieſe Worte eingeprägt, mit Ehrfurcht betrachtete ich das dicke Buch; die erſte Seite brachte leidliche Rechnungen, weil ſie leicht waren, aber bald erſcholl über mich die alte Klage. In der erſten Klaſſe der Altſtadt betrog ich gewöhnlich den Rector Neide, indem ich von einem Nachbar abſchrieb, oder bewegte ihn durch meine Confuſion zu ſolchem Mitleid, daß er ſich zu mir ſetzte, die Aufgabe mit mir durchrechnete, viel Taback dabei verſtreute und endlich, wenn er fertig war, mit der ſelbſtbefriedigten Bemerkung aufſtand, ich hätte es doch nun ſchon beſſer gemacht und es würde recht bald noch beſſer gehen. In der Prima war eine große ſchwarze Tafel aufgehängt, auf welcher mit rother und weißer Farbe die verſchiedenen Städte zu oberſt aufgeſchrieben waren, die das Recht hatten, einen Cours zu machen; zur Linken waren alle wichtigen Geldſorten aufgeführt und in der Quere rubrikenweis die durchſchnittlichen Differenzen der Aequivalente in den verſchiedenen Städten. Wenn nun am Ende des Semeſters aus der ſogenannten Geſellſchaftsrechnung zur Coursrechnung übergegangen wurde, ſo verfiel ich mit einigen Andern in einen völligen Unverſtand. Einige Auserwählte, gewöhnlich Kinder aus kaufmänniſchen Häuſern, fanden ſich zu unſerem Erſtaunen zurecht, beſchäftigten und befriedigten den Rector, während wir Uebrigen die ärgſten Allotria's trieben. Manche Städte haben von dieſen Courstafeln her eine finſtere Phyſiognomie für mich gehabt, z. B. das freundliche, ſo ſchön gelegene Botzen, dem früher auch das Recht zuſtand, einen Cours zu machen. Der Hauptfehler bei der Methode, der mir das Rechnen ſo unendlich erſchwerte, ſcheint mir der geweſen zu ſein, daß man, die vier Species

ausgenommen, von der Regeldetri ab, Alles in benannten Zahlen rechnen ließ, weil man glaubte, daß dadurch eine frischere Theilnahme und für das Leben eine große erleichternde Vorbildung gegeben werde. Es sind aber diese Specificationen sehr gleichgültig. Sie ändern nichts an der Zahl und können in der Wirklichkeit doch nicht gerade so wieder vorkommen, als das Exempel sie angiebt. Für ein Kind von lebhafter Phantasie, wie ich mich wohl bezeichnen darf, wurde durch die concrete Benennung der Zahlen der Antheil an diesen Gegenständen rege gemacht und die Richtung auf das Abstracte vermindert, während die Operation an sich gegen das Concrete völlig indifferent ist, denn ob ich sage: Wenn drei Birnen sechs Pfennige kosten, was kosten siebzehn? oder ob ich statt Birnen Aepfel, Pflaumen u. dgl. setze, ändert an der arithmetischen Bestimmtheit nichts, die auf der 3 und 6 und 17 beruht. Namentlich aber bei der sogenannten Gesellschaftsrechnung verwirrte ich mich immer durch ein dramatisches Ausmalen des Projectes. Wenn es z. B. hieß, daß zwei Kaufleute gemeinschaftlich ein Schiff befrachten wollten, der eine aber nur mit so und so viel von dieser, der andere mit so und so viel von einer andern Waare, womit verschiedene Raum- und Gewichtverhältnisse gegeben waren, so beschäftigte mich sofort wohl die Vorstellung der beiden Kaufleute des Schiffes und der verschiedenen Waare, aber das Interesse hieran ließ das an den Zahlen zurücktreten. Die Bestimmtheit von Gewicht, Maaß und Münze wurde nur gelegentlich ohne alle Erklärung angegeben, so daß sie unendlich oft wiederholt werden mußte, statt daß eine Erläuterung und eine in der Klasse befestigte Tabelle das Verfahren sehr gefördert hätte. So habe ich z. B. Jahre lang mit Schiffs- und Liespfunden mich umhergeschlagen, ohne einen rechten Begriff davon zu haben.

Desto mehr Sinn hatte ich ursprünglich für alle Raumverhältnisse, und ich machte in der Altstadt große Fortschritte in ihrer Auffassung, bis ich nach der ersten Klasse kam. Auf der zweiten nämlich trug der Prorector für diese allein eine Art praktischer Stereometrie vor, an welche sich Physik und Mechanik anschloß. Der Vortrag befolgte eine genaue Ordnung, war aber nur beschreibend, nicht beweisend, und wurde von Experimenten und Modellen unterstützt. Ich arbeitete das sauberste Heft aus, wiewohl sehr spielerisch. Ich colorirte z. B. die Raum-

figurationen, ich unterließ nicht, bei der Dampfmaschine den kupfernen Kessel roth, den einen seiner Kolben schwarz, das Wasser blau und den Dampf grau zu malen u. s. w. So sehr dies nun überflüssig war, so verband sich doch bei mir ein wirkliches Interesse an der Sache damit, und wie hoch ist es nicht anzuschlagen, wenn ein solches nur überhaupt erst erregt wird. In einem Anhang zur Mechanik wurden auch die Grundsätze der bürgerlichen Baukunst vorgetragen, an welche sich noch als höchster Ausläufer die Fortificationskunst anschloß. Ich kann mich von diesem Unterricht nur erinnern, daß er mir der Zeichnungen halber viel Vergnügen machte, z. B. das Balkendach, das Tonnen- und Spitzbogengewölbe, die Säulenordnung, die Zeichen für Brückenkopf, spanische Reiter u. dgl. zu erlernen. Wie es möglich gewesen, in zwei Jahren, die ich auf der Schule zubrachte, von Combinationen einfacher Punkte und Linien, mit denen ich den Unterricht nach Pestalozzi'scher Methode noch empfangen mußte, bis zu solchen Anschauungen fortzuschreiten, ist mir gegenwärtig unbegreiflich, und ich kann mir diese Thatsache nur dadurch erklären, daß das Zeichnen eben die Hauptsache war, auf welche der Prorector hielt, denn auch in der Geographie beschäftigte er uns vorzugsweise mit Kartenzeichnen.

Von dem übrigen Unterricht wirkte besonders der eines Lehrers Schulze im Deutschen, der eines Lehrers Vocke in der Geschichte auf mich ein. Dieser Letztere, der erst anzog, trug uns die griechische Geschichte vom Homerischen Zeitalter bis zu Alexanders Feldzuge hin mit Begeisterung vor und hinterließ bei uns einen großen, unvergeßlichen Eindruck.

Wenn ich nun durch solche Anregungen viel gewann, so wurde ich durch einen andern Unterricht sehr verderbt, durch den französischen. In diesem war ich mit noch einem Knaben, der mit mir die wallonische Kantorschule besucht hatte und mit mir von ihr ausgeschieden war, den Schülern der Altstadt überlegen. Obwohl wir in den Realien niedrigeren Klassen zugewiesen werden mußten, so erzeigte man uns doch die Ehre, uns im Französischen der ersten zu würdigen, in welcher wir sogar, da viele Schüler, wie auch auf unsern heutigen Bürgerschulen, nur bis zur Secunda überhaupt die Schule frequentirten, ein Jahr hindurch ganz allein saßen. Diese Sonderstellung wirkte auf mich sehr

übel ein, denn sie nährte bei mir einen Dünkel. Ich bildete mir insgeheim doch etwas darauf ein, in der Mathematik, Geschichte u. s. w. zwar noch zurück, im Französischen dagegen bereits so weit voraus zu sein. Die Folge war, daß ich im Französischen träge wurde und zurückkam, indem ich mir einbildete, schon genug und übergenug darin zu wissen. Aber es waren mit diesem Unterricht noch viel schlimmere Umstände verbunden. Der Lehrer, der in der ersten Klasse den Unterricht ertheilte, Illiger, war ein echter Franzose, persönlich liebenswürdig, elegant im Anzuge, galant im Betragen — ein Lebemann, der die Abende in Gesellschaft, beim Kartenspiel u. s. w. verlebte und Morgens gern lange schlief. Da ich nun mit jenem andern Knaben ein Jahr hindurch ganz allein den Unterricht bei ihm hatte, der viermal in der Woche Morgens auf die zweite Stunde, im Sommer also um acht Uhr fiel, so machte er es sich bequem, kam nicht in die Klasse, sondern beorderte uns einfür allemal auf sein Zimmer. Wenn wir aber kamen, so war er oft noch gar nicht aufgestanden. Die Haushälterin ließ uns dann in ein Vorderzimmer ein, worin er seine große, aber unordentlich gehaltene Bibliothek hatte, in der sich fast alle Schriften der französischen Epikuräischen Literatur fanden. In dieser blätterten wir nun oft, besahen uns die frivolen Kupferstiche, wunderten uns über die Titel, oder wir gingen auch wohl noch wieder herunter und trieben uns in dem großen Gehöft, in allen Gängen und Küchen umher, die im Untergeschoß unbenutzt offen standen, bis es uns endlich gefiel, zu unserem Franzosen hinaufzugehen. Er selbst benutzte nun die Stunde mehr zu seiner Unterhaltung, als zu unserer Belehrung und las mit uns cursorisch erst die meisten der Molière'schen Lustspiele, sodann Mercier's Tableau de Paris. Molière's Werke gefielen mir ungemein und ich schaffte sie mir selbst an; von Mercier hatte er ein doppeltes Exemplar, von dem er uns das eine vorlegte, während er am Fenster uns mit dem andern folgte. Wenn uns nun auch die detaillirte Beschreibung von Paris ganz interessant war, so verstanden wir doch nicht nur Vieles davon noch gar nicht, oder — was noch schlimmer — ganz schief, sondern ich brauche wohl auch gar nicht erst zu sagen, daß eine solche Lectüre für einen zwölfjährigen Knaben durchaus unangemessen war. Als späterhin noch einige andere Schüler hinzukamen, gab er diese Lectüre auf

und fiel in einen andern Schlendrian, indem er uns etwas dictirte und in der Stunde überſetzen ließ, währenddeſſen er in einem Roman las und ſich nicht das Geringſte um uns kümmerte. Zu den öffentlichen Prüfungen wurden wir dann unmittelbar zuvor etwas ſchärfer zugerüſtet. O wie viel Schlaffheit und Wüſtheit ging aus jenen Stunden bei uns hervor! Wir vergeudeten die edle Zeit mit lauter Nichtswürdigkeiten, und wenn ich auch einen inneren Widerwillen gegen die ſyſtematiſche Faulheit und gegen die ungeſalzenen und cyniſchen Späße hatte, ſo weiß man doch, wie ſehr in einer Klaſſe der Einzelne von dem Geiſt oder Ungeiſt der Geſammtheit afficirt wird; Jahre hindurch müſſen wir dann ſpäter, wenn wir zu beſſerer Erkenntniß und reinerem Willen gelangen, daran arbeiten, die Nachwirkungen ſolcher frühen Verdumpfungen auszurotten.

Da ich mit dieſen Confeſſionen die Entwickelnng eines Lebens darlegen will, welches durch die verſchiedenſten Irrniſſe und Verſuche hat hindurchgehen müſſen, ſein eigentliches Ziel zu finden, ſo kann ich mir nicht erſparen, ſie zu einer biographiſchen Kritik vieler unſerer pädagogiſchen Einrichtungen zu machen. So rechne ich denn nach meiner Erfahrung zu den demoraliſirenden Elementen größerer Anſtalten auch den gemeinſchaftlichen Schulgottesdienſt vor Anfang der Stunden und die Schreibſtunden, wenn ſie nicht von einem Klaſſenlehrer, ſondern von einem eigens dazu angeſtellten Lehrer ertheilt werden.

Es hört ſich ganz vortrefflich an, wenn geſagt wird, daß die Schüler vor dem Unterricht ſich mit Geſang und Gebet gemeinſam zu Gott erheben und daß ſie hierdurch ſich für das Tagewerk des Lernens gleichſam die Weihe geben. Allein mit dieſem Vorhaben vergleiche man die Ausführung, wie ſie unvermeidlich ausfällt. Der wahre Zweck der Schule iſt das Lehren und Lernen. Für die Andacht exiſtirt einmal bei uns auch eine Inſtitution, die ſich dieſelbe zu ihrem beſondern Zweck macht, die Kirche. Der Schüler geht des Morgens von Hauſe weg mit dem Ueberdenken ſeiner Lectionen, ſeiner Präparationen, mit der Erwartung, wie er wohl beſtehen werde. Manches iſt noch nicht recht befeſtigt und er benutzt noch jeden Augenblick, Vocabeln zu überleſen, Städtenamen ſich einzuprägen, ein Exercitium, das er abgeben ſoll, noch einmal zu überſehen, wegen der neuen Penſa ſich noch ge-

nauer zu erkundigen u. s. w. Diese Sorgen erfüllen sein Bewußtsein. Nun soll er aber, statt an die Sache zu kommen, singen und beten. Er thut es, weil er muß, aber er ist zerstreut. Sein Herz ist nicht recht dabei; selbst wenn er an sich nicht unfrommen Sinnes ist. Da wird denn ohne rechte Sammlung und Vertiefung der Schulgottesdienst abgemacht. Glücklich genug, wenn nicht der Vortrag des Gebets durch die Lehrer Anlaß zu Spöttereien giebt. Glücklich genug, wenn nicht statt des Gesangbuchs Grammatik und Lehrbuch vor den Augen sind! Glücklich genug, wenn nicht das Zusammensein der verschiedenen Klassen in einem gewöhnlich sehr beschränkten Raume Anlaß zu Reibungen giebt! Ich spreche hier nicht nur meine Erfahrung, sondern die Erfahrung aller Schüler aus, die ich über diesen Punkt gesprochen habe. Ich erinnere mich Niemandes, der nicht ähnlich geurtheilt hätte. Die Frömmigkeit auch der Schüler ist gewiß eine vortreffliche Sache, aber man muß sie am rechten Ort und zur rechten Zeit cultiviren. Die Kirche müßte in ihrem Interesse besonders darauf hinwirken, den Gottesdienst nicht entwerthen zu lassen. Sie hat eine besondere Zeit, den Sonntag, einen besonderen Ort, den Tempel, für den Cultus. Wenn nun der Schüler aber jeden Morgen schon einen „Gottesdienst" die Woche über in der Schule gefeiert hat, so wird er am Sonntag Morgen sich oft, wenn die Kirchenglocken ihn rufen, das Zuhausebleiben damit beschönigen, daß er ja in der Schule schon genug gesungen und gebetet habe, während im andern Falle der sonntägliche Cultus einen Reiz für ihn haben müßte, der nicht durch die peinlichen Sorgen für die irregulären Verba oder die asiatischen Gebirge oder der Congruenz der Dreiecke gestört würde. Ich halte diesen Morgengottesdienst nach dem, was ich auf der Altstadt und sechs Jahre hindurch auf dem Pädagogium in Magdeburg beobachtet habe, nicht nur für überflüssig, sondern auch sowohl für die Religion, als für die Disciplin schädlich. Auf dem Pädagogium verzehrte ein großer Theil der Schüler in dem weitläufigen Saal das Frühstück während des Gebets und Gesangs. In England ist es selbst in Oxford und Cambridge unter den Studenten auch so.

Eine ähnliche Auflockerung der Disciplin bringen die Schreibstunden hervor, wenn sie nicht von dem Klassenlehrer ertheilt werden. Das Schreiben ist eines der wichtigsten Bildungsmittel und eines der

einfachsten. Ist es aber nicht fabelhaft, wie viel Zeit die Jugend damit hinbringt, um nach Jahre langem Papierverderben endlich doch nur im Durchschnitt eine sehr mittelmäßige Hand davonzutragen? Man summire einmal von jeder Woche nur zwei Schreibstunden, so macht das in einem Jahr über hundert, in zehn Jahren über tausend Stunden. Die Leichtigkeit, schreiben zu lernen, zeigt sich thatsächlich bei uns darin, daß wir Griechisch und Hebräisch auf den Schulen ohne allen besonderen Unterricht darin oft ganz erträglich gut und rasch schreiben lernen. Mit dem Deutsch- und Lateinisch-Schreiben aber geht unsägliche Zeit verloren, weil kein Ernst dahinter ist, und der Ernst fehlt, weil der Lehrer gewöhnlich mit der Anstalt nicht enger verbunden ist und daher der Autorität ermangelt. Da wird denn an den Buchstaben gemalt, gekritzelt; da wird radirt, da werden Caricaturen auf den Löschblättern gezeichnet, Zettelchen einander zugeschoben, Federn verschnitten, geplaudert, der Lehrer gehänselt. So war es auch auf der Altstadt, wo der Schreibunterricht alle Klassen in einen großen Saal versammelte, zu welchem noch die Thür nach der Prima geöffnet ward. Der Schreiblehrer war ein gutmüthiger Mann, der eine schöne Hand schrieb, aber die Massen nicht bewältigen konnte, die einen systematischen Unfug organisirten. Von Zeit zu Zeit, wenn die Noth zu groß geworden war, erschien dann der Rector, um es natürlich in seiner Gegenwart mäuschenstill zu finden.

Im Gesangunterricht erging es mir schlecht. Auch in ihm waren alle Klassen combinirt. Ein Positiv, das auch bei dem Morgengottesdienst gespielt ward, half den Gesang leiten. Schon bei den Scalaübungen entdeckte sich, daß von der Bank aus, auf welcher ich saß, immer falsche Töne erklangen. Bald ermittelte es sich auch, daß ich sie hervorbrachte. Der Lehrer, Reyher, ein sehr würdiger Mann, hoffte eine Weile auf Besserung. Umsonst. Da ich nun etwas Clavier spielen gelernt hatte, wollte er mich dadurch beschäftigen, daß ich mich an die Orgel setzte und Scala und Accorde spielen mußte. Das ging jedoch auch nur so lange, als die Accorde einfach waren. Als schwierigere Tonsätze anfingen, versagte meine geringe Geschicklichkeit. Nun wurde ich verurtheilt, die Bälge der Orgel zu treten. Ich that es, allein nicht ohne großen Widerwillen. Bis dahin hatten wir Schüler in

dieſem Bedientengeſchäft gewechſelt. Nun wurde ich aber gleichſam der Diener der ganzen Klaſſe und mußte mich von den andern Schülern darob hänſeln laſſen. Das verdroß mich. Ich klagte es meinem Vater, der durch eine Rückſprache mit dem Lehrer mich nunmehr von der Theilnahme an dem Geſangunterricht gänzlich entbinden ließ. Da derſelbe die letzte Stunde am Mittwoch und Sonnabend Vormittag einnahm, ſo konnte dies ohne alle ſonſtige Störung geſchehen und ich gewann für mich zwei ſchöne Mußeſtunden.

Als ich einſt Vorſtand der zweiten Klaſſe in der praktiſchen Stunde war, kletterte mein Vetter Pietge und ein Schüler Rohde eines ſchönen Sommertags zum Fenſter auf das Dach eines unterhalb vorſpringenden Gebäudes hinaus. Ich hätte dies nicht leiden ſollen. Zufällig kam der Rector unten durch, erblickte die beiden Kletterer in den gefährlichſten Lagen, die ihnen die köſtlichſte Aufregung gewährten, ſchalt ſie, zwang ſie zur Rückkehr durch das Fenſter, ging aber auch ſogleich zum Prorector, über den Unfug in ſeiner Klaſſe zu klagen. Es gab nun eine heftige Scene, in welcher ich derb von ihm heruntergeſcholten wurde. Ich fühlte mich tief beſchämt.

Die Schule hatte einen großen Hof. Links lief das Klaſſengebäude; rechts waren unterhalb einige neue Klaſſen errichtet; oben wohnten die Lehrer Schulze und Illiger; geradezu war das Haus, in welchem der Prorector wohnte und der Durchgang zur Wohnung des Rectors, die auch einen ſchönen Garten beſaß; gegenüber war der Flügel der ſtädtiſchen Armenſchule, die ſehr zahlreich war und für welche der erſte Hof, gleich nachdem man durch den Thorweg getreten, als Spielplatz dienen ſollte.

Es gab zwiſchen beiden Schulen ewige Reibereien, aber auch die verſchiedenen Klaſſen lebten in ewigem Kampf, der zu endloſen Prügeleien führte.

Ich verwilderte von neuem in Geſellſchaft von Knaben, die meiſt den unteren und mittleren Schichten der bürgerlichen Geſellſchaft entſtammten.

Eine liebliche Erſcheinung war Luiſe Neide, die älteſte Tochter unſeres Rectors, wenn ſie, ein kleines Mädchen, mit ihrem Körbchen durch uns tobende Knabenmaſſen zur Schule ging.

Eine große Aufregung entstand in der Stadt durch die Feier des Reformationsfestes, das mit dem höchsten protestantischen Pathos gefeiert ward.

Ich war ganz außer mir über die Feier des Abendmahls in der Johanniskirche, als hier alle lutherischen und reformirten Prediger zusammen dasselbe in beiderlei Riten genossen.

Im Saal der Stadtschule declamirte ich die eine Hälfte der Cramer'schen Riesenode auf Luther; Borchard, einer meiner Mitschüler, die andere. Welche Abgeschmacktheit!

Hier sah ich meinen Namen zum ersten Male auf dem Programm des Festactes gedruckt.

Meine Eltern waren Ostern 1817 vom goldenen A nach dem Katzensprunge in das Haus des Tuchhändlers Defoy gezogen.

Wir Kinder verloren damit unendlich viel Freiheit. Dagegen rückten wir dem städtischen Treiben näher, weil wir dicht am Markt wohnten.

Unser Wirth hatte viele Kinder, denen ich an Alter und Einsicht überlegen war und mit denen ich mich überviel abgab; ihnen vorspiegelte, daß ich zu zaubern vermöchte, deshalb öfter einen Theil meines Frühstücks opferte, indem ich es in einer alten Waschküche bald hier, bald dort versteckte, um es von Louis oder Pauline, Marie u. s. w. finden zu lassen.

Ich hackte das Holz zu sogenannten Calfactoren klein; ich klopfte meine Kleider selbst aus; ich putzte meine Schuhe — bis zu meiner Einsegnung. Immer werde ich meinen Eltern dafür dankbar sein, denn ich habe gelernt, mich selbst zu bedienen.

Auf demselben Flur mit uns wohnte lange Zeit eine Familie Botzon, eine Wittwe mit einem Sohn und einer Tochter. Ihr Mann hatte dem Kaufmannsstande angehört, dem sich auch der Sohn Louis widmete. Die Tochter Amalia zeichnete und malte recht hübsch. Ich malte Sonntags mit ihr zusammen Blumen, Lichtschirme u. dgl.

Es waren sehr gebildete, treffliche Menschen, die auch einen Vorrath guter Bücher besaßen, namentlich auch ethnographische Bildergallerien.

Sie zogen später fort in eine andere Straße. Wir blieben aber im Verkehr, bis die Mutter starb und die Tochter sich verheirathete.

Sie erbten einſt den Nachlaß eines Geiſtlichen, Namens Weiſe aus Zerbſt, unter demſelben befand ſich auch eine Bibliothek, die verſteigert werden ſollte. Ich machte, etwa 1822, den Katalog derſelben und erbat mir als Geſchenk dafür Jablonski's Lexikon der Wiſſenſchaften und Künſte.

Ich lernte hierbei recht viele Bücher kennen. Der Katalog war das Erſte, was von mir gedruckt wurde.

Louis iſt ſpäter in Danzig Buchhändler geworden und ich habe ſeinen Sohn, einen Philologen, hier geprüft.

In die von der Familie Botzon verlaſſene Wohnung zog ein Buchhalter Pfeffer ein, der in ſeinen Mußeſtunden unermüdlich im Waldhornblaſen war und häufig Sonntags Quartette gab, bei denen er auch den Wein und die Auſtern nicht ſparte.

Durch die Verlegung unſerer Wohnung von der hohen Pforte nach dem Mittelpunkt der Stadt war ich dem Umgange mit vielen meiner früheren Spielgenoſſen entrückt, die ſich auf dem Kirchhofe der Jakobikirche zuſammengefunden hatten. Nur mit Eduard Buſchmann, dem Sohne eines Töpfers, wurde, wie ſich bald zeigen wird, das Verhältniß ſogar ein lebhafteres.

Nanni Ehermet blieb nach wie vor das höchſte Ideal weiblicher Schönheit, Würde und Anmuth für mich, und wenn ich ihr einmal wieder begegnete, war ich überglücklich.

Man berathſchlagte nunmehr, ob ich nicht zum Studiren tauge und brachte mich daher Oſtern 1818 nach dem Pädagogium Kloſter Lieben Frauen, in das ich als Stadtſchüler aufgenommen ward und zunächſt nach Oberquinta unter dem ſtrengen Lehrer Nebelung kam.

Der Rector der Anſtalt war damals Stoephaſius, der einige Zeit darauf einen Ruf nach Poſen annahm.

Ihm folgte der Rector Solbrig aus Langenſalza, ein ſehr gelehrter, redlicher Mann, aber von den ſonderbarſten Manieren, die ihn vorzüglich in ſeinem Jähzorn lächerlich werden ließen, ſo daß faſt das ganze Kloſter ihn copirte.

Der Prorector Valet, der Procurator Mayer, die Lehrer Koch und Wilke waren ſchon ältere Herren.

Die jüngeren Lehrer Brederlow, Münchhof, Reuſcher u. A. wechſelten

rasch, weil das Kloster viele Pfarrstellen zu vergeben hatte, die zu seinem Patronat gehörten.

Es war überhaupt eine reich ausgestattete Anstalt, deren Alumnat mit fast englischem Comfort im Essen und Trinken gehalten wurde, weshalb hier die Söhne reicher Edelleute, die Herren v. Alvensleben, v. Schulenburg, v. Bismarck, v. Zerbst, die Söhne höherer Beamten und Rentiers zusammenströmten. Der Procurator, als Physiker, war auch der Culinarius.

Dem Ganzen stand ein Probst vor, Dr. Röttger, der ein stattliches Haus bewohnte, in dessen Hof wir von den Fenstern der Prima hineinschauen konnten. Er war ein großer Mann von imposanten Manieren und einer für uns Schüler hohen Beredsamkeit. Wenn er in das Kloster kam und Einen von uns anredete, so erbebte man wie vor einem Gotte, namentlich aber, wenn er bei der öffentlichen Vorlesung der halbjährigen Schlußcensuren Jemand vorrief und ihm einen besonderen Tadel, zuweilen auch ein besonderes Lob zuertheilte.

Er war an eine würdige Dame verheirathet und hatte einen Sohn, der Landwirth war und sich als Physiker einen Namen gemacht hat, weil er zuerst den Newton'schen Principien entgegentrat. Herr von Drieberg schloß sich ihm an.

Interessanter war den Primanern das hübsche Kammermädchen Suschen, welches drüben in einem Hinterzimmer der Frau Pröbstin nähete. —

Im Sommer machte das Kloster einen ganzen Tag hindurch einen Ausflug nach einem ihm gehörigen Walde, die Kreuzhorst; im Winter gab es einen splendiden Ball, bei dem auch der Champagner nicht fehlte.

Ich rückte nun ordnungsmäßig von Klasse zu Klasse. In der Quarta hatte Brederlow das Latein. Er lebte später in Halberstadt und hat auch Vorträge über die deutsche Literaturgeschichte drucken lassen. Er war heftig, allein ein vorzüglicher Lehrer.

Weil ich einmal das Perfectum sustuli von Sustulere herleiten wollte, bekam ich diesen selbstfabricirten Infinitiv als Beinamen und verlor ihn erst in Secunda.

Während ich in Quarta saß, wurde Strebe als Lehrer angestellt. Er war als Cavallerist freiwillig mit in den Krieg gezogen, hatte sich

das eiserne Kreuz verdient, seine Studien erst später absolvirt und ward von dem größten Wissenseifer getrieben. Dieser Mann, dessen Gemüth eines der tiefsten und reinsten war, hat auf mich einen großen Einfluß geübt.

Er gab den Unterricht in der Religion in Quarta und erklärte uns den Katechismus des Quedlinburger Superintendenten Ziegenbein. Er faßte eine Vorliebe für mich, die ich ihm erwiderte bis zu seinem Tode. Er war lange Pfarrer und Superintendent zu Barleben bei Magdeburg. Ich „war und blieb" sein kleiner Rosenkranz.

In Tertia war Valet Klassenlehrer. Er hatte hier das Französische, worin ich außerordentlich zurückkam. Das Deutsch hatte Reuscher, ein humoristischer Mann, der es gern hatte, wenn wir seine Witze belachten, was wir mit einer systematischen Organisation ausführten. Einst hatte er das Thema gestellt: „Ein Spaziergang in die Unterwelt." Ich hatte das tollste Zeug geschrieben. Er gab Proben meiner schriftstellerischen Delirien. Die Klasse wieherte vor Wonne. Er schloß sein Urtheil über meine Arbeit mit den Worten: „Dies ist der schlechteste rhetorische Eierkuchen, den Rosenkranz geliefert hat!"

In diesen deutschen Stunden hatte ich, da wir darin nicht certirten, einen beständigen Nachbar, v. Schulenburg, der mich heimlich furchtbar mißhandelte, mich kniff, stach, kitzelte. Da er doppelt so stark war, als ich, so hatte ich ein wahres Martyrium zu bestehen.

Während ich durch Quarta und Tertia hindurchging, gab es mancherlei Nebenbeschäftigung und Zerstreuung.

Da ich im Lateinischen zurück war, so erhielt ich zusammen mit meinen drei Vettern, Carl, Wilhelm und Gottlieb Hüttmann, Privatunterricht darin, Mittwoch und Sonnabend Nachmittag bei dem zweiten Prediger unserer wallonischen Kirche, Salzmann, der ein phlegmatischer, aber sehr unterrichteter und denkender Mann war. Er blieb während zweier Jahre mein Berather auch in anderen Arbeiten, wo es auf Begriffsbestimmungen ankam und lieh mir manche Bücher aus der theologischen Moral. Er war Wittwer mit mehreren unerzogenen Kindern, denen die älteste selbst noch unerwachsene Tochter schon ein seltener Vorstand war. In jovialer Laune genirte er sich nicht, zuweilen nach den Stunden auf seinem Hofe mit uns im Schlafrock zu

rappiren, was ihn in seine glücklichen Studentenzeiten zurückversetzte. Ueber seinen Collegen, den Prediger Remy, übte er eine scharfe, leider begründete Kritik.

Diese raubte mir jedoch alle Ehrfurcht vor demselben.

Remy war ein sehr gewandter Redner, ein Mann von weltmännischen Formen, der meine Mutter ganz für sich eingenommen hatte, indem er ihr zeitweise einen Besuch machte, wobei nie verfehlt ward, ihn mit Kuchen und Wein zu bewirthen. Da nun meine Schwester bei Salzmann eingesegnet war, so wurde ich, nach dem Princip der distributiven Gerechtigkeit, bei Remy eingesegnet.

Der Unterricht wurde von ihm in einer Stube unseres Waisenhauses gegeben, das unter dem Waisenvater Legromme, später unter Souchon stand. Der Unterricht war ein ganz trockener im Sinne des rationalistischen Deismus. Vor der Stunde prügelten wir Knaben uns gewöhnlich und ich erhielt durch einen Wurf auf eine scharfe Stuhlkante eine nicht unerhebliche Verletzung an der linken Brust, von der ich noch die Narbe trage.

Uebrigens galt ich als der beste Schüler und meine schöne Cousine, Caroline Seiffert, als die beste Schülerin. Wir bestanden die Prüfung vor dem Consistorium und der Gemeinde zur Zufriedenheit.

Als nun der Tag der Einsegnung kam, rüstete sich meine selige Mutter mit zwei Taschentüchern, weil sie glaubte, unendlich viel weinen zu müssen. Aber selbst sie blieb ungerührt. Ich war nicht blos nicht gerührt, sondern empört, als ich mich vor diesem Schurken hinknieen mußte, seinen Segen zu empfangen und er mir die Hand auf das Haupt legte. Ich wußte schon, daß er sich in der Kameelstraße eine Maitresse aushielt, daß er, als Freimaurer, die Verwaltung der Wittwenkasse derselben in seiner Eigenschaft als Meister vom Stuhl Jahre lang betrogen hatte u. s. w. Bald darauf wurde er denn auch von der Loge ausgeschlossen und seiner Stelle als Prediger mit einer kleinen Pension, die man ihm ließ, entsetzt.

Er hatte eine unverwüstliche Lebenskraft bis in das höchste Alter. Als ich im Herbst 1826 mit Genthe nach Neuhaldensleben ritt, begegnete er uns als Fußgänger in grüner Blouse und weißem Filzhut ganz wohlgemuth desselben Weges. Es sind von Magdeburg bis dahin

über drei Meilen. Zufällig aßen wir in der Steingutfabrik bei seinem Schwiegersohn, mit dem Genthe bekannt war, zusammen Mittag und er sprudelte beim Wein von frivolen Anekdoten.

Eine andere Beschäftigung folgte dem Latein, das Zeichnen und Malen. Leider erhielt ich auch in ihm, wie in dem Clavierspiel, das immer noch fortgesetzt ward, einen schlechten Unterricht, weil er wohlfeil war. Ich hatte die höchste Lust am Zeichnen, aber in der Zeichenschule eines Herrn Albert, dem Sohne eines Schneiders, der sich einen Ruf zu machen gewußt hatte, fehlte es an tüchtigen Vorlagen. Ich kam eigentlich nur dazu, Landschaften tuschen zu lernen, aber dies war für mich schon ein ganz entzückender Genuß. Gegenden vom Harz und von der sächsischen Schweiz, wie der Plauensche Grund, der Lilienstein, Dresden von der Bautzener Straße u. s. w. waren meine Lieblinge. Mit einem Nachbarssohn, Kühne, der selbst Maler wurde, jedoch früh in Berlin starb, malte ich um die Wette.

Ein Stück Tusche, Berliner Blau, ein Kreidestift, ein Blatt schönen Papiers bezauberten mich. Ich werde nie den Augenblick vergessen, als ich einst mit meiner Schwester auf der Michaelismesse mir ein großes Stück schwarzer Tusche gekauft hatte und mit ihr auf dem Fürstenwall auf einer Bank saß, die chinesischen blauen und goldenen Charaktere anzustaunen und schon alle Wunder zu ahnen, die mir dadurch möglich wurden.

Sehr viel malte ich auch für ein Puppentheater, das ich in seiner technischen Einrichtung zu großer Vollkommenheit brachte, ohne eigentlich, wie ich schon oben bemerkte, jemals ein Stück darauf aufzuführen. Ich malte Landschaften, Wälder, Paläste, Kirchen, Prachtsäle, Einsiedlerhütten und zahlreiche Figuren, vorzüglich aus der Ritterwelt.

Eine andere Liebhaberei war das Sammeln von Mineralien und Conchylien. Letztere lagen mir vorzüglich am Herzen. Ihre interessanten, oft schönen Formen, Farben und Zeichnungen entzückten mich. Ich sparte mir von meinem Taschengelde ab, Admirale, Perspectivschnecken, Teufelskrallen u. s. w. zusammenzukaufen; ich klebte blaue Kästchen, in welche ich die Exemplare mit einem Zettelchen legte, das ihren Namen enthielt, ich ordnete sie in einem großen Kasten, den ich aus starker Pappe fertigte; ich studirte Hellmuth's Naturgeschichte, zur Gewißheit

zu gelangen, welche Schätze ich besäße. Vier bis fünf Jahre betrieb ich die Sammlung, bis ich sie eines Tags in einer Anwandlung fürstlicher Laune dem jüngern Kersten schenkte, der gerade periodisch mein Liebling war.

Unter meinen Mineralien prangten viele, die ich aus den Geschieben der Elbe und von den Solenschen Bergen bei Salze heimbrachte. Hier fand ich auch Versteinerungen.

Aber ein wissenschaftliches Verständniß ging aus diesen Sammlungen nicht hervor.

Das Büchersammeln fing an, das Interesse für die Naturalien zu schwächen.

Ein Buchbinder Curtius, der bei unserm Nachbar Kühne eingezogen war, wußte uns Knaben den Geschmack an schönen Einbänden einzuflößen und diese Eitelkeit vereinte sich mit der Begierde nach Büchern.

Sehr erbärmliche Ausgaben der römischen Classiker, sehr inhaltlose popularphilosophische Schriften, die ich vom Trödel oder auf Auctionen zusammenkaufte, wurden über Gebühr, öfter ohne Noth, schön eingebunden und ich weidete mich am Anblick meines glänzenden Bücherrücks.

Eine höhere Anregung verdankte ich der Wittwe des Hutmachers Favereau nebst ihren Töchtern Heinriette und Auguste. Sie waren von Berlin nach Magdeburg gezogen und kauften sich ein Haus in der Jakobsstraße unweit der hohen Pforte. Heinriette hatte in Berlin eine kleine Mädchenschule gehalten. Sie war sehr gebildet und besaß eine auserlesene Bibliothek. Wie oft habe ich von ihr Bände des Conversationslexikons entlehnt, das damals noch eine Seltenheit war! Wie oft eine Ausgabe der Schiller'schen Gedichte in zwei Bänden, die ich noch nie gesehen hatte! Ich konnte mich besonders an den Gedichten, welche das Hellenenthum feiern, nicht satt lesen, obwohl ich sie erst unvollkommen verstand. Eine Sammlung schöner mythologischer Figuren in guten Kupferstichen, welche ebenfalls in der Favreau'schen Bibliothek sich vorfand, steigerte meine Phantasie für den Kreis des griechischen Idealismus.

Wie glücklich bin ich doch in der Stube gewesen, wo diese Bücher standen.

Favereau's hatten einen weißen Pudel. Um ihm Bewegung zu machen und ihn zu baden, gingen wir vier, Heinriette, Auguste, meine Schwester und ich, Sommers oft gegen Abend vor der hohen Pforte nach dem Elbufer, indem wir uns zugleich dem Genuß der Natur mit fröhlicher Laune überließen. Es war das unschuldigste, heiterste Vergnügen. Zuweilen sprachen wir auch auf der Holzstrecke ein, die Vetter Schwarzkopf hier am Wege wieder errichtet hatte.

Die Mutter Favreau starb nach einigen Jahren. Bald darauf folgte Heinriette. Auguste zog zu einer alten Tante Vatier auf der Werderinsel, die dort ein Haus und einen großen Garten besaß. Hier bin ich auch oft mit meiner Schwester gewesen. Auguste blieb uns immer freundlich gesinnt und fütterte uns stets mit den schönsten Kirschen, Pflaumen, Birnen, Aepfeln und Weintrauben. Nach dem Tode der Tante blieb sie wohnen, ward aber sehr melancholisch und kränklich, so daß sie auch nach einigen Jahren starb.

Den Bruder dieser trefflichen Mädchen, den Vetter Pierre, einen tüchtigen Ingenieuroffizier, der lange in Schlesien und am Rhein stand und öfter zum Besuch kam, habe ich im Herbst 1859 zufällig in Dresden in der Stadt Paris, wo ich logirte, mit seiner Familie getroffen. Er wohnte in Magdeburg.

Eine Phfase höchst eigenthümlicher Schwärmerei sollte ich mit Eduard Buschmann durchleben.

Wir hatten immer einen gewissen Verkehr von früher her unterhalten.

Als nun der Freiheitskampf der Hellenen ausbrach, begeisterten wir uns leidenschaftlich für denselben.

Die Namen Marko Bozzaris, Ypsilanti, Odysseus; die Schlachten, welche diese Helden kämpften, wurden von uns besungen. Buschmann ging so weit, daß er in prophetische Träume verfiel, die er mir dann mit höchster Emphase mittheilte.

Das Haus seines Vaters hatte einen kleinen Garten mit einem Gartenhause. Dies wurde uns zur Bemalung mit symbolischen Figuren und Zeichen überlassen. Wir malten auf die Hauptwand einen

Phönix, der sich verbrennt, aus dem Flammengrabe schöner wieder zu erstehen.

Hier zeigte sich nun zuerst Buschmanns Genie für Sprachenerlernung, denn er rastete nicht, bis er sich ein kleines neues Testament in neugriechischer Sprache verschafft hatte, aus dem er sofort das Neugriechische lernte.

Später dichtete Buschmann auch noch viele schauerliche Balladen und Tragödien, die er mir immer im Vertrauen zu meiner Kritik vorlegte. Ich rappirte auch viel mit ihm.

Zu solchen Anregungen, die mir außerhalb der Schule zu Theil wurden, muß ich noch zwei Aufenthalte in Neuhaldensleben rechnen, wohin mich mein Vetter Grubitz Michaelis 1821 zuerst auf acht Tage, in den Hundstagsferien 1822 noch einmal auf drei Wochen mitnahm. Sein Vater war Bürgermeister in Neuhaldensleben. Er bewohnte mit seiner Familie ein großes Haus, in welchem die sehr gebildete Hausfrau die anmuthigste Ordnung hielt.

Eine auserlesene Bibliothek machte mich hier mit den Werken Göthe's, Wieland's und Klopstock's in ihrem ganzen Umfange bekannt; besonders aber fand ich auch die großen Welthistorien von Müllin und von Baumgarten, sowie das Musée Napoleon, das mir von der Sculptur und Malerei eine ganz neue Anschauung eröffnete.

Nachmittags gingen wir baden, oder streiften in der Gegend umher, besonders nach Althaldensleben, wo Nathusius seine Fabriken angelegt hatte und für eine Art Wundermann galt, und nach Hundisburg, welches von der Familie Alvensleben an Nathusius verkauft war. Es war das erste Schloß, das ich sah. Erste Eindrücke sind immer die mächtigsten. Ich besang Schloß und Garten in einer Art Elegie.

Diese Wochen, die ich bei der liebenswürdigen Familie Grubitz zugebracht habe, gehören zu den schönsten, reinsten, genußvollsten meines ganzen Lebens. Grubitz war verwachsen. Er pflegte im Traum zu sprechen, woran ich mich erst gewöhnen mußte, da ich mit ihm in demselben Alkoven schlief. Er wurde ein seiner Kenntnisse wie seines Charakters wegen höchst geschätzter Rechtsanwalt in Magdeburg, ist aber schon lange verstorben. Er hatte einige Schwestern. Die älteste, Emilie,

war sehr hübsch, heirathete aber einen sehr häßlichen Mann, was mir damals unbegreiflich war.

Auf dem Pädagogium sollte ich auch durch einen besondern Umstand zu einer eigenthümlichen Thätigkeit gelangen.

Wir hatten eine Schulbibliothek, die unter der Verwaltung Reuscher's stand. Als dieser abging, übernahm Strebe dieselbe. Er fand aber große Unordnung vor. Viele Bücher waren ganz zerlumpt. Es fehlte an einem Verzeichniß. Er beschloß daher, alle Bücher durchzugehen, die zerlesenen neu binden zu lassen und einen nach Fächern geordneten Katalog anzulegen. Die Bücher wurden in dickes graues Papier geschlagen und auf dem Rücken mit einem gelben Zettel beklebt, der das Fach durch einen Buchstaben, außerdem die Zahl der fortlaufenden Nummern mit den Unterabtheilungen a, b, c u. s. w. für die einzelnen Bände enthielt.

Die Bibliothek war aus Secunda, wo sie gestanden hatte, nach dem alten Refectorium der Mönche geschafft, dort die Arbeit ungestört vorzunehmen. Strebe hatte mich zu ihr herangezogen. Die Hundstagsferien riefen ihn aber zu einer Reise ab. Er vertraute mir daher die Schlüssel an. Ich nahm mir einen Buchbinderburschen vom Königshof mit und arbeitete drei Wochen lang fast jeden Tag von 8—12 und von 2—7, so daß ich ziemlich fertig war, als die Ferien zu Ende waren.

Die Arbeit selbst war mir, da ich büchergierig war, sehr interessant. Allein in den kalten Gewölben — es war ein sehr heißer Sommer — erkältete ich mich jedesmal und legte den Grund zu jahrelangem katharrhalischen Leiden, von denen ich bis dahin nichts gewußt hatte.

Die Bibliothek wurde späterhin nach dem Zimmer über Sexta im Vorhof geschafft. Nach Strebe's Abgang wurde Wilke Bibliothekar. Ich blieb zur Ausgabe der Bücher drei Jahre bei der Anstalt. Mein Nachfolger in diesem Amt wurde W. Genthe. Hier war es, wo ich mit Wilke so genau bekannt ward. Er hatte auf der Universität Halle sehr gute Studien gemacht. Er war ein trefflicher Philologe, ein außerordentlicher Kenner der romanischen Sprachen und Literaturen, ein Mann von großem ästhetischen Geschmack, ein

feiner witziger Kopf, aber auch heimlich ein ausschweifender Mensch, von dem allerlei Sagen umliefen. Er regte uns in vielfacher Weise an, namentlich auch dadurch, daß er in religiösen Dingen dem Skepticismus huldigte, über den er sich zuweilen in vertrauten Stunden zu uns äußerte und den wir als etwas Furchtbares anstaunten. Ich war schon Student, als er auf dem Klosterball einen hübschen Schüler auf seine Stube lockte und ihn zur Päderastie verführen wollte, dieser aber Zeter schrie, so daß er seine Beute wieder fahren lassen und selbst das Weite suchen mußte. Er ging, sehr zweckmäßig für seine Gelüste, nach Kleinasien, trat zur griechischen Kirche über und starb als Secretair eines griechischen Bischofs.

Unter meinen Mitschülern hatte ich anfangs von Quinta her mit dem Sohn eines Landgeistlichen, Werner, zusammengehalten und namentlich mit ihm das kleine Lexikon von Scheller und die griechische Grammatik, den kleinen Buttmann, auswendig gelernt, was mir sehr viel Vergnügen machte. Der kleine Scheller enthält alle Wurzelwörter und deren Composita, so daß man eine treffliche Uebersicht über die ganze Sprache gewinnt.

Ich hatte immer recht viel Anhänglichkeit von Anderen. Rufe ich mir jetzt die Schüler zurück, in deren Mitte ich lebte, so ist es mir merkwürdig, wie ausgesprochen mir damals schon die Individualität eines Jeden erschien. Der große von Benningsen, der bleiche Lademann, der wilde, immer mit den Armen säbelnde v. Ragotzki, der zierliche Willimann, der edle Richard von Zerbst, der dicke Michaelis u. s. w. u. s. w., mit welcher Bestimmtheit schieden sie sich mir von einander.

Das Prügeln in der Klasse, auf dem Spielplatz, auf der Treppe, war, wie überall unter Knaben, die Lieblingsunterhaltung. Ich wehrte mich so gut ich vermochte, erlag aber oft, weil ich schwächer war; wie ich schon erwähnte, vermochte ich dem dicklippigten v. Schulenburg, wenn er mich peinigte, nur einen passiven Widerstand entgegenzusetzen. Der starke Heuke von der Schumacherbrücke verdammte mich und Willimann in der Cäsarstunde bei Wilke dazu, seine Menagerie auszumachen. Wir saßen rechts und links neben ihm und oft riß er uns mitten in der Stunde, indem er uns ein Bein unterstellte, plötzlich von der Bank, so daß wir auf Minuten verschwanden. Einmal nahm er mich und

kletterte mit mir die Bibliotheksleiter in Secunda zu einem Sims über der Thür empor, wo er mich absetzte und nun, trotz meines Sträubens, die Leiter wieder fortzog, so daß ich noch oben saß, als der Lehrer hereintrat, der mich mit einem Verweise herunterholen ließ.

Ein großer Nachtheil erwuchs mir daraus, daß für die Versetzungen das Fachsystem herrschte. Man konnte daher in einem Gegenstande in einer höheren, in einem andern in einer niedrigeren Klasse sitzen. So war ich im Lateinischen zurück, aber im Deutschen, im Französischen, kam ich bald in höhere Klassen. Mir zum Verderben, denn ich war doch nun schon auch Tertianer, Secundaner, während ich doch in den Gegenständen, welche dem Gymnasium seine Qualität geben, im Lateinischen und Griechischen, noch in Quarta oder Tertia saß. Es scheint nur gerecht zu sein, Jemand nach dem Fachsystem zu behandeln. Aber das Klassensystem ist gewiß in intellectueller und ethischer Hinsicht das praktischere. Der Schüler wird gleichmäßiger ausgebildet; die Schüler derselben Klasse sind körperlich und geistig gleichmäßiger. Ist der eine, was unvermeidlich, in einem Fache vorgeschrittner, so gewinnt er dadurch Zeit, nachzuholen, was ihm in einem andern fehlt. Im Gymnasium sollte die Bestimmung der Reife zu einer Versetzung immer nach dem Lateinischen und Griechischen, in der Realschule nach dem Rechnen und der Mathematik gemacht werden.

In sittlicher Hinsicht wirkte eine Einrichtung verderblich, welche die Sittlichkeit befördern sollte. Es gab drei Sittenklassen. Die zur dritten gehörigen wurden gar nicht genannt. Von der zweiten ab jedoch wurden die Namen öffentlich in einem vergitterten schwarzen Brett auf dem Klassensaal mit Fracturschrift ausgehängt. Da konnte man nun täglich lesen, auf welch' hoher Stufe man stehe. Ich gelangte ziemlich früh zur zweiten, bald sogar, von Secunda ab, zur ersten. Ich wüßte nun in der That nicht, daß ich mich im Geringsten besser betragen hätte, als Andere. Oft urtheilte ich über mich selbst, schlechter gewesen zu sein. Aber in den Censuren, die ich erhielt, wurde mein Betragen stets außerordentlich gelobt. Und zweifelte ich zu sehr an meinem Werth, so durfte ich mich ja nur, wenn der Klassensaal einmal leer war, an das schwarze Brett schleichen; da konnte ich ja schwarz auf weiß lesen,

daß ich ein außerordentlich sittlicher Mensch war. Dadurch wurde bei mir eine gewisse Eitelkeit, ja eine gewisse Heuchelei genährt.

Was nun meine Bildung anbetrifft, so fing ich im Winter von 1820 auf 1821 an, mich ernstlicher mit den Alten zu beschäftigen.

Ich hatte bis dahin gar keine besondere Richtung gehabt.

Alles Wissenswürdige in Natur und Geschichte hatte mich fast gleichmäßig angezogen. Ich machte mir aus den verschiedensten Schriften, die ich mir verschaffen konnte, Auszüge. Ich zeichnete mir Landschaften, Karten, Thiere, Waffen, Alterthümer ab. Von 1819 auf 1820 brachte ich einen ganzen Band zusammen, den ich zierlich binden ließ und noch besitze.

Aber in dieser Zeit wurde ich durch Strebe vorzüglich zu einem Interesse für die ältere deutsche, durch Wilke zu einem Interesse für die allgemeine Literaturgeschichte herangezogen, das der Gründlichkeit meiner Studien in den alten Sprachen sehr nachtheilig wurde, weil es mich zu sehr von ihrem Betrieb ablenkte und meine Mußestunden mit sehr inhaltlosen Lesereien und Schreibereien erfüllte.

Durch die Freiheitskriege war eine Neigung entstanden, unsere eigene Literatur und Sprache im Gegensatz zur französischen hervorzuheben.

Die romantische, damals herrschende Schule, hatte das Studium des deutschen Mittelalters in den Vordergrund gestellt.

Fr. v. d. Hagen hatte die Nibelungen als das Evangelium deutscher Tapferkeit gepriesen.

Strebe, ganz der patriotischen Richtung der Freiheitskriege und der Sentimentalität der Romantik ergeben, ging mit höchstem Eifer darauf ein, uns Schülern Bewunderung für die Nibelungen einzuflößen.

Er errichtete ein Nibelungenkränzchen, das auf seiner Stube zusammenkam. Wir lasen dort die Nibelungen, übersetzten sie nothdürftig. Er versuchte, uns, nach Anleitung der Grimm'schen Grammatik, die eben erschienen war, die Sprache zu erklären, das Versmaß begreiflich zu machen, die Schönheiten dieser alten Dichtung aufzufinden.

Bei Vielen schlug dies nicht an. Die Frau „Uete" wurde ein

Gespött. Ich aber zwang mich zur Bewunderung, weil ich so viel von der Herrlichkeit dieser alten Zeit und ihrer Poesie hörte und las.

Im tiefsten Innern fühlte ich keine rechte Befriedigung. Dann aber glaubte ich, es läge an mir, es fehle mir der rechte Sinn für die Einfachheit, Naivetät, Ursprünglichkeit. Ich las mir dann laut die Verse vor und bildete mir nun ein, einen Wohllaut herauszuhören, der mit dem der römischen und griechischen Dichter zu wetteifern vermöchte.

Die Hülfsmittel zu diesen Studien waren sehr unvollkommen.

Heinsius Teut der Bardenhain, Adelungs Magazin, Eschenburgs Denkmäler, Graeters Iduna, Hagens und Büschings Altdeutsches Museum, Docens Miscellaneen, Jördens Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, Schilters Thesaurus, der sich auf der Klosterbibliothek vorfand, Franz Horns Geschichte der deutschen Poesie, Tieks Minnelieder, Küttners Charaktere deutscher Dichter, v. d. Hagen Grundriß zur Geschichte der ältern deutschen Poesie, und ähnliche Schriften waren die Quellen, aus denen ich schöpfte und die ich mir größtentheils zusammenkaufte.

Ich schrieb vom März bis Juli 1821 einen kurzen Ueberblick der Literatur der deutschen Poesie, der von 300 bis 1600 reichen sollte, aber nur bis zum dreizehnten Jahrhundert, bis zu den Nibelungen gelangte.

In demselben Jahre schrieb ich vom August bis zum November eine 84 große Quartseiten enthaltende sehr gelehrt scheinende kurze geschichtliche Uebersicht „der Sprache der Teutschen", die schon einen höheren Flug nahm, aber mit der Hroswitha abbrach.

Es ist gar nicht zu beschreiben, in welcher Einseitigkeit ich das ganze altdeutsche Wesen auffaßte, zumal es mir an einer gründlichen grammatischen und historischen Vorbildung fehlte.

Ich trieb mich wochenlang mit dem Erforschen der größten Kleinigkeiten umher. Namen von Titeln, von Dichtern, Bestimmung von Jahreszahlen, Beschreibung von Handschriften beschäftigten mich oft übererustlich. Es war ein Glück, daß Cäsar und Tacitus doch nicht für die älteste Zeit vorbeigegangen werden konnten. Die germanischen Stämme galten mir als die edelsten Heldengeschlechter und die wüste Geschichte der Völkerwanderung wurde lange ein Mittelpunkt von

Studien, bei denen zu bedauern ist, daß sie ziel- und rathlos ausschweiften.

Man muß sich ganz in jene Zeiten der burschenschaftlichen Romantik zurückversetzen, wie sie damals das Leben beherrschte. Als Zeune z. B. einst mit Fichte's Sohn, dem spätern Tübinger Philosophen, nach Magdeburg kam, besuchte er die ihm befreundete Familie Favreau in der Jakobsstraße. Dadurch wurde ich mit ihm bekannt. Man gab mich ihm zum Begleiter, ihm die Merkwürdigkeiten Magdeburgs zu zeigen. Zeune ging im kurzen schwarzen Rock, bloßem Hals, übergeschlagenen Hemdkragen, langen Haaren und sprach „reines teutsch". Als ich ihm unn in dem Dome Tilly's Commandostab in die Hand gab und dabei dies Wort gebrauchte, verwies er es mir heftig und rief mir wiederholt zu: „Befehlshaberstab, Befehlshaberstab!"

Das vaterländische Museum, das bei Perthes in Hamburg 1810—12 im Sinne der Gegenwirkung gegen den Gallicanismus in jeder Gestalt erschienen war, war mir früh bekannt geworden, und hatte mich ganz der romantischen, der patriotischen und zum Theil juristischen Bestrebung gewonnen.

Aus derselben Quelle, der Leihbibliothek der Buchhandlung Kretzschmar am breiten Wege, stammte auch eine für meine Bildung überfrühe Bekanntschaft mit den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur, die in ihrem ersten Decennium die entschiedensten Träger der romantischen Anschauungsweise waren. Goerres namentlich schrieb viele Kritiken darin, die mich um so mehr berauschten, je weniger ich sie zu verstehen vermochte. Der prophetische Ton, der bilderreiche Styl, entzückte mich.

Mein geschichtlicher Sinn war jedoch nicht ohne Neigung zur Universalität.

Da ich mir selbst so ganz überlassen war und da meine guten Eltern, — ich bewundere es jetzt mit höchster Dankbarkeit, — mir die Mittel gewährten, so raffte ich viele und vielerlei Bücher zusammen. Durch Bredow's kleineres Handbuch der Weltgeschichte hatte ich einen guten Grund auf der Altstadt gelegt. Mein Vater schenkte mir einige Jahre später die ausführliche Darstellung der wichtigeren Weltbegebenheiten von demselben Verfasser, die ich oft und mit großem Nutzen durchgelesen habe. Sie sind ein classisches Buch, das noch jetzt ein

großes Publikum besitzen würde, wenn bei uns nicht die Zerspaltenheit der Nation in Katholiken und Protestanten, in Baiern, Sachsen, Preußen u. s. w. das Aufkommen einer einheitlichen Auffassung der Geschichte zu sehr hinderte.

In meiner Begierde nach einer immer vollständigeren Uebersicht kaufte ich mir von andern Schülern, die im zufälligen Besitz waren, oder auf Auctionen, allmälig eine Menge Compendien zusammen. Ein Quartant, die Statua Danielis, machte mich mit den vier Monarchieen bekannt, welche die unter Melanchthon herrschende Eintheilung der Weltgeschichte war.

Das Compendium von Hilmar Curas, in der verbesserten Gestalt von Schröckh, schloß sich noch daran an.

Die Compendien von Zopf und Essig schlugen etwas andere Wege ein.

Gatterer's ethnographische Manier gehörte schon einer Periode der Göttinger geläuterten Gelehrsamkeit an.

Ebenso ist ein Quartant von Achenwall zu nennen.

Pölitz sogenannte große Weltgeschichte imponirte mir Jahre lang, obwohl ich gleichzeitig Uebersichten, wie von Carl Stein, immer liebte.

Ich besaß ein mit Papier durchschossenes Exemplar von Kohlrausch's vortrefflichen chronologischen Tabellen, denen ich Vieles einverleibte, was ich in den übrigen Büchern fand. Ich bedauere, dies Exemplar, ich weiß nicht wie, verloren zu haben. Ich hatte z. B. eine genaue Uebersicht aller Khalifate darin aufgezeichnet.

Die höchste Befriedigung aber gewährten mir Dippold's Skizzen, die aus Vorträgen desselben in Danzig entstanden waren.

Ich laß sie wiederholt und besitze noch die Abschrift, die ich mir aus ihnen von der alten griechischen Geschichte machte. Auch sie sollten zu den classischen Büchern der Nation gehören.

Daß ich später auch die Monographie Dippold's über Carl den Großen mit Andacht las, brauche ich wohl kaum zu sagen.

Dippold's Skizzen standen damals in meinem Bewußtsein als das Seitenstück zu einem andern Buche da, das ich auch, jedoch ohne hinreichendes Verständniß, mehrfach las. Es waren Richter's Phantasieen über die Religionen des Alterthums; oder Sammlung der mythologischen

Sagen der Hellenen, Römer und Aegyptier. Ich wurde dadurch zuerst mit der Creuzer'schen Ansicht bekannt. Eine solche höhere, wenn auch oft irrige Auffassung der heidnischen Religionen that mir sehr Noth; denn einerseits strahlten durch Schiller's Dichtungen und durch Homer die griechischen Götter bei mir in ätherischem Glanze; andererseits aber, wo es auf ein bestimmteres Wissen ankam, besaß ich unter meinen Büchern nur das Pantheum mythicum von dem Jesuiten Pomey; ein scheußliches Buch mit noch scheußlicheren Kupfern. Das Handbuch der Mythologie von Moritz, das ich in der Favreau'schen Bibliothek, wie so viel Anderes, vorfand, erschien mir dagegen schon als ein ideales Werk.

Auf dem Pädagogium ward für die alte Geschichte Bredow's Handbuch in den oberen Klassen zu Grunde gelegt.

Für die neuere Geschichte führte Strebe in Prima Heeren's Handbuch der Geschichte der neueren europäischen Staatensysteme ein. Das Buch war unzweckmäßig. Es enthielt zu wenig Thatsachen und zu viel Reflexionen, die als Anhalt zu akademischen Vorträgen brauchbar, für Schüler, auch wenn sie Primaner, noch nicht passend waren. Ueberdem war es zu theuer.

Zuletzt führte er Wachler's Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte ein, das ebenfalls zu wenig thatsächlichen Stoff und zu viel abstracte Combinationen, zu viel bloße Andeutungen und zu viel über den Gymnasialstandpunkt hinausgreifende Literatur enthielt.

Strebe selbst trug uns die nordische Geschichte mit Einschluß des Freiheitskrieges, besonders aber die Geschichte Englands recht gut vor. Ich besitze noch das Heft, das ich bei ihm hierin nachgeschrieben und ausgearbeitet habe.

Als charakteristisch für die Zeit erwähne ich, daß die Schlacht von Leipzig mehrere Wochen lang bis in die kleinsten Details vorgetragen wurde. Das Terrain, die Stellung jedes Armeecorps, die einzelnen Gefechte, das Schwanken des Sieges während der drei Tage und Napoleons meisterhafter Rückzug wurden genau durchgenommen. Wir waren darin so zu Hause, wie auf der Ebene von Troja in der Ilias.

Die Bekanntschaft mit den alten Dichtern führte mich zuerst zu

Ueberſetzungen in Proſa, dann in Verſen, dann zu Nachahmungen. Dies war ein ganz natürlicher Gang.

Vom Virgil überſetzte ich die Eklogen, die Georgika und zwei Bücher der Aeneis metriſch; von Horaz eine Anzahl Oden.

Dieſe Ueberſetzungen waren höchſt unvollkommen, wie ich jetzt ſehr wohl erkenne, da ich ſie theilweiſe noch beſitze.

Die hexametriſche Form fing bei mir an, zu graſſiren. Ich las zahlloſe Gedichte in dieſem Metrum: Klopſtock's Meſſias, Bodmer's Noachide, Sonnenberg's Donatoa, Kunze's, eines Predigers im Quedlinburgiſchen, Heinrich den Löwen, ein Heldengedicht in drei Bänden von 21 Geſängen, Bielefeld's Thuiskon, Voſſen's Louiſe, Baggeſen's Parthenais und vieles Andere. Küttner's Kurona, welche Idyllen aus den Baltiſchen Uferländern boten, gefielen mir ſehr. Wie hätte ich ahnen können, einſt ſelbſt dort zu wohnen und ſo oft in den Wellen der Oſtſee mich zu baden.

Einen beſonderen Gebrauch von der erlangten Fertigkeit im Hexameterſchmieden machte ich bei dem Jubiläum der funfzigjährigen Dienſtzeit unſeres Probſtes Röttger, das ſehr glänzend gefeiert ward. Wir Schüler führten Wallenſtein's Lager auf. Ich hielt einen poetiſchen Vortrag, der faſt eine Stunde dauerte, gewiß höchſt langweilig war, mir aber viel Bewunderung eintrug, eben der Länge halber und weil ich ihn ſelber verfaßt hatte. Es war eine Idylle in der Manier von Voſſen's ſiebenzigſtem Geburtstag: des Vaters Heimkehr betitelt. Ich habe nur noch eine dunkle Vorſtellung von dieſem Machwerk.

Bei dieſem Jubiläum eröffnete der Rector Solbrig die Feierlichkeiten mit einer lateiniſchen Rede. Der anweſende Gouverneur Magdeburgs, Graf von Haake, verſtand kein Latein. So oft nun das Wort hac vorkam, z. B. hac die, ſtand er auf und verbeugte ſich gegen den Redner, weil er ſich erwähnt glaubte. Dies Quid pro quo drohte die ernſte Stimmung der Verſammlung in unwillkührliche Lachluſt aufzulöſen, bis Wilke ſich entſchloß, ihm ſeinen Irrthum artig bemerklich zu machen.

Als nun alle Anreden vorüber waren, hielt Röttger ſeine Gegenrede. Er hob an: „Der Schmerz iſt ſtumm". Kaum geſagt, griff er aber in die Tiefe ſeiner Bruſttaſche und zog ein dickes Manuſcript

UNIV. OF CALIFORNIA

hervor, das er ablas und das vom Wortreichthum eines Schulnestors überströmte.

Beim Nachtisch eines schwelgerischen Mittagessens, an welchem auch eine Auswahl der Stadtschüler Theil nahm, wurde ich von Wilke dem von Halle herübergekommenen Kanzler Niemeyer vorgestellt, der mir sehr freundlich alles Mögliche von Unterstützung verhieß, falls ich einmal in Halle studiren sollte. Niemeyer hatte im Magdeburgischen und darüber weit hinaus etwa den Nimbus, den später Humboldt in Berlin besaß. Seine Charaktere der Bibel, seine Deportation und Gefangenschaft unter Napoleon, seine Vorträge über theologische Moral und praktische Theologie, seine stattliche Figur und seine angenehme Unterhaltung machten ihn in Verbindung mit seiner einflußreichen Stellung zu einem der bedeutendsten Männer jener Zeit.

Eine große Veränderung wurde in mir durch eine Bekanntschaft bewirkt, die ich mit Wilhelm Volk, dem Sohn des Hofrath Volk, 1819/20 machte. Er war mir an Kenntnissen voraus. Er bestach keineswegs durch ein angenehmes Aeußere, aber er verstand Jeden, wenn er es wollte, durch ein eigenthümliches Gemisch von sentimentaler Hingebung und von herrischem Zwang sich zu unterwerfen.

Seine Eltern und seine einzige Schwester, Rosalie, waren die liebenswürdigsten Menschen.

Das gesammte Hauswesen des Hofraths hatte einen vornehmen Anstrich. Die Familie war sehr wohlhabend und mit vielen Gutsbesitzern im Halberstädtischen, namentlich mit der Familie Heyne, verwandt.

Volks wohnten in der goldenen Apfelstraße in der belle étage der Restauration Belle Alliance in unserer Nähe, wo mein Vater Abends häufig Billard zu spielen pflegte.

Mit Volk verwandt und befreundet war Eduard Oppermann, der Sohn eines Oberlandesgerichtsraths, der ein herrlicher Mann war.

Wir drei wurden, da Oppermann auch in der Nähe des alten Marktes wohnte, auf dem Rückwege von der Schule bald unzertrennlich.

In der Stube des Pförtners Knopp, wo wir unsere Mützen und Mäntel ablegen und wieder holen mußten, fanden wir uns immer zusammen, falls wir in den Klassen getrennt gewesen waren.

Volk brachte nun bald ein Journal unter uns zusammmen, das wir gemeinschaftlich in der Art schrieben, daß wir ihm unsere Arbeiten gaben, die er dann in einen Bogen zusammenschrieb, den wir unter uns umlaufen ließen und ihm zuletzt zurückgaben. Er war der Redacteur, der auch zuerst seine Bemerkungen machte.

Er hatte eine erstaunliche Arbeitskraft und Hartnäckigkeit. Seine Vielleserei übertraf die meinige noch unendlich.

Wenn von unserer Seite Arbeiten ausblieben, so wußte er immer Rath, die Spalten zu füllen, namentlich durch Uebersetzungen aus den romanischen Sprachen, in denen er es bald zu außerordentlicher Kenntniß brachte. Das Italienische betrieb ich eine Zeit lang mit ihm gemeinschaftlich. Auch das Spanische fing ich mit ihm an, arbeitete Wagner's Grammatik durch, ließ es dann aber liegen.

Diese Zerstreuung schadete meinem classischen Studium nicht weniger, als das Altdeutsche.

Damit die übrigen Schüler nicht wissen sollten, wovon wir sprächen, wenn wir in der Schule uns Mittheilungen in Betreff unseres Journals machten, schlug Volk vor, es den „Tischkasten" zu nennen.

Ich habe sehr kindische und werthlose Arbeiten zu demselben geliefert. Ich erinnere mich nur noch, daß ich eine komisch sein sollende „Geschichte des Flohkönigs Albroscher", mehrere Gedichte und ein dreiactiges Drama: „Die Bürgschaft", nach der Schiller'schen Ballade verfertigte. An Uebersetzungen werde ich es auch nicht haben fehlen lassen. Es schwebt mir noch vor, daß ich Voltaire's Henriade in Hexameter zu übersetzen anfing. —

Wir nahmen späterhin noch Heuke in unsere Gesellschaft auf. Dieser Kraftmensch, der mir später ganz verschollen ist, schrieb einen Aufsatz: „Keine Rose ohne Dornen."

Er wollte darin die Nothwendigkeit des Uebels als eine von allem Dasein unabtrennliche beweisen.

Volk opponirte. Heuke beschränkte sich mit seinem Satze auf die „sublunarische Welt." Aber das Journal, nachdem es zwei Jahre bestanden, hörte damit auf.

Ich selbst wurde durch diesen Streit zum ersten Male auf eigentlich philosophische Betrachtungen geführt.

Diese verknüpften sich bei mir mit dem tiefen Eindruck, den die Lectüre von Sonnenbergs Donatoa auf mich gemacht hatte. Noch besitze ich den Auszug, den ich mir aus diesem weitläufigen Epos fertigte. Der Kampf von Heroal und seiner geliebten Herkla zur Ueberwindung des Antichrists beschäftigte mich Monate lang und versetzte mich in eine religiöse Schwärmerei. Der Gedanke, daß, wenn alles Böse getilgt worden, auch alles Uebel verschwinden müsse, lief bei Sonnenberg consequent in das Aufhören aller Geschichte aus. Dies Ende des Weltgerichts stellt er sehr erhaben in einem Vaterunser dar, welches alle erlösten Geister zu Gott in der Version beteten, daß nun alle Bitten erfüllt wären: „Du vergiebst uns unsere Schuld, wie wir unsern Schuldigern vergeben haben."

Sonnenbergs Weltgericht ist der Ausläufer der geistlichen Epik, die mit Miltons Paradies begonnen hatte. Ihm war in Klopstocks Messias die Erlösung gefolgt. Der Erlösung mußte wieder das Resultat, der Schluß der Geschichte, im Weltgericht folgen.

Sonnenberg war Katholik und Romantiker. Er beendete sein excentrisches Werk in Jena und stürzte sich dann aus dem Fenster. Im Herbst 1859 hat mir Kuno Fischer in Jena das Haus gezeigt, vor welchem er den Tod fand.

Volk und Heuke verspotteten mich in meiner religiösen Melancholie; so oft ich davon zu reden anfing, verlachten sie mich und erfanden eigene Wendungen, mich zu verhöhnen. Wir gingen an Sonnabenden oft vor das Sudenburger Thor nach dem Militärkirchhof. Auf diesen Abendgängen erfaßte mich denn meine Traurigkeit mit besonderer Gewalt und reizte dann umsomehr ihre Satyre zu allerlei groteskem Hohn.

Es mag dies Betragen ganz passend gewesen sein, mich von meinem Gegenstande abzubringen, aber es riß mich nur von ihm los, ohne mir ein Resultat zu geben.

Volk liebte mich unstreitig, wie ich ihn; aber in unserem Verhältniß war eine Ungleichheit. Er war mir übermächtig und wünschte, bewundert zu werden. Sein Ton fiel bald in eine sentimentale Zärtlichkeit, bald in eine sarkastische Krittelei oder in die halb schadenfrohe Mystification von räthselhaften Anspielungen, so daß im Umgang mit ihm nicht eine einfache Gleichheit herrschte, sondern sich immer — auch

Andere machten diese Erfahrung — eine gewisse Aufgespanntheit kundgab. Er hatte eine ganz eigene Gattung des Barocken, womit er unfehlbar Lachen zu erregen vermochte.

Nicht weniger verstand er, bedeutsam zu schweigen, den Andern wie in Ekstase anzustarren, zu seufzen, plötzlich die Hand krampfhaft zu drücken, unerwartet eine zarte Aufmerksamkeit zu erweisen und mit all' diesem sich vorzüglich Mädchen und Frauen zu unterwerfen.

Während ich so mit Volk, Oppermann und Heuke verkehrte, wurde ich doch meinen alten Freunden nicht gerade untreu.

Mit Buschmann namentlich führte mich die Liebe zu einem Dichter wieder näher zusammen, der auf uns Beide großen Einfluß gewann. Dies war Ernst Schulze, der früh gestorbene Verfasser der bezauberten Rose, der Cäcilie, vieler zarten Sonnette und Episteln.

Schulze war der romantische Ausläufer der Wieland'schen Schule. Er hatte eine außerordentliche Sprachgewandtheit und eine blumenduftgewürzte Phantasie, wie sie jener weichlich-träumerischen Epoche unendlich zusagte. Seine Verse mit ihren vielen adjectivischen Füllwörtern, mit ihrem Sinnen und Minnen, Hangen und Bangen, mit ihrer Sonne und Wonne, mit ihren Herzen und Schmerzen ließen sich leicht nachahmen. Statt des Hexameters wurden von uns nun freie Stanzen gemacht. Auch die Sonnette fingen an, neben den Stanzen etwa so gedichtet zu werden, wie wir auch neben den Hexametern zuweilen eine Sapphische oder Alkäische Ode gemacht hatten. Schulze's Dichtung hatte in ihrer Naturanschauung einen lieblich träumerischen Zug, der gern in Ruinen, in Mondschein, in Nachtigallgebüschen, bei Elfentänzen, an Wasserfällen verweilte.

Sie hatte aber auch einen nordischen Zug, der uns „Teutschgesinnten" sehr zusagte. Die Klopstock'sche Poesie hatte zuerst den Versuch gemacht, die Edden für eine deutsche Mythologie in's Spiel zu bringen. Der Wingolf, Bragur, Tyr, Frigga, Odin, Thor, Walhalla und Niflheim hatten eine gewisse Popularität erlangt. Eine Zeit hindurch hatten unsere Dichter sich selbst Barden genannt. Kretzschmar hatte sich als Barde Rhingulph benannt. Fouqué hatte nun zwar die Götterwelt der Asen bei Seite gelassen, hingegen sich ganz der nordischen Helden- und Ritterwelt zugewendet. Seine Romane wurden

mit Begeisterung verschlungen. Sein Zauberring, seine Fahrten Thiodolfs des Isländers, seine Geschichte von Sintram und dessen Gefährten, seine Undine, seine Aslauga waren fast zu Volksbüchern geworden. Das Gespenstische, was schon manchmal bei ihm auftauchte, war ganz im Geschmack der Zeit. Das eisige Island und das glühende Italien, der riesige Heidenrecke und der zierliche Saracene, die schöne stahlgepanzerte Walkyrie und die marmorbleiche, schleierumflossene Nonne waren die Extreme, zwischen denen sich seine christgläubigen Ritter auf ihren Wallfahrten bewegten. Fouqué hatte bei seiner dramatischen Behandlung der Nibelungensage 1809 eine höhere künstlerische Begabung gezeigt, als er anfänglich unter dem Namen Pellegrin verrathen. Seine Tragödie: „Sigurd der Schlangentödter", ist in einem reineren Geschmack, in einem echteren Pathos gedichtet, als Viele, die ihn nur vom Hörensagen kennen, ihm zutrauen würden.

Es ist aber bei uns das Geschick des Guten, oft unbekannt zu bleiben. Als Fouqué sein 1814 geschriebenes Rittergedicht „Corona" veröffentlicht hatte, war ich, als ich es mir endlich verschaffte, nebst meiner Schwester, die ihn, wie ich, verehrte, so entzückt, daß ich Ende Juli 1821 einen Panegyrikus in regelrechten Stanzen darauf dichtete. Er schien uns Ansprüche auf den Namen eines nordischen Tasso oder Ariost zu haben.

Allein Schulze's „Cäcilie" übertraf ihn an Frische der Phantasie, an Innigkeit des Gefühls, an Anschaulichkeit der Malerei und an einer Structur, die einen epischeren, an die Kämpfe der Ilias erinnernden Typus hatte. Wir fanden hier in Aganthyrs Geschichte Fouqué'sche Elemente, aber wir fanden sie zu höherer Idealität fortgebildet.

In der elegischen, duftigen Manier Schulze's habe ich nun viele Gedichte gemacht, die zum Theil wohl nur Rückklänge aus seiner Lectüre waren. Das psychologisch wahrste entsprang bei mir dem Gefühl einer Zerflossenheit, worin ich mich befand. Ich dichtete es im August 1822 und betitelte es: „Unstät."

Strebe, unter welchem ich den größten Theil meiner stylistischen Fortbildung absolvirte, begünstigte, da er ein weiches Gemüth hatte, das Gefühl und die Phantasie. Die Cultur des Gedankens trat bei ihm entschieden zurück. Von Philosophie war bei ihm gar nicht die Rede.

Ich erinnere mich, bei ihm von Unten nach Oben folgende Themata behandelt zu haben:

Sprich nicht von dem, was du thun willst. Die eitle Karoline. Ein Charaktergemälde. Commentar zu Schiller's Glocke.

Schilderung einer glücklichen Insel im Ocean.

Die Ruinen. Eine Betrachtung. Der Frühling.

Eine Vision am Hellespont in der Neujahrsnacht. (Wurde selbstverständlich in Hexametern bearbeitet.)

Ueber den Unglauben. (Natürlich gegen denselben.)

Wie wünsch' ich mir mein Leben nach dem Tode? (In Hexametern.) — Ich besitze es noch und sehe, daß ich einige rationalistische Anmerkungen zur Rechtfertigung der Vorstellungen, die ich vortrug, hinzuzufügen für nöthig erachtete.

Rede Alexanders bei der Umkehr am Hydaspis.

Charakteristik Attila's, November 1821. Mit Benutzung von Gibbon u. s. w.

Ueber die Nibelungen. Eine recht gut geschriebene Vertheidigung ihres Werthes.

Kritik von Houwald's Drama: „Fluch und Segen", Februar 1822. Sehr scharf.

Die Verdienste Alfred des Großen um England, Juli 1822.

Musik und Poesie. Die Begleiterinnen des Menschen. Ein Gedicht in freien Stanzen von ziemlichem Umfang. Es ist ganz in der Schulze'schen Manier. Strebe war so davon entzückt, daß er es dem Probst vorlegte, der mir eine höchst lobende Kritik darüber schrieb, die nur einige Formfehler tadelte.

Dies war, im August 1822, die letzte Arbeit, die ich bei Strebe lieferte, weil er bald darauf die Anstalt verließ.

Bei dieser großen Einseitigkeit, die überall das Gefühl, die Phantasie, die geschichtlichen Kenntnisse in den Vordergrund stellte, ist es nicht zu verwundern, wenn ich mich selbst in der Werthschätzung meiner poetischen Versuche und kleinen historischen Skizzen bestärkte. Wurde ich doch im Deutschen fast immer als der Erste proclamirt. Zum Glück hatten wir im Lateinischen andere Themata.

Im Französischen durften wir uns in Prima sogar selbst Themata

wählen. Von dieſen iſt mir nur eines in Erinnerung geblieben, an das ich oft gedacht habe. Es hieß: Sous quelle forme de gouvernement voudrais je vivre, si je ne vivais pas à présent en Prusse?

Dieſe Frage beſchäftigte mich lebhaft. Mein erſtes politiſches Bewußtſein erwachte mit ihr. Jeder Gymnaſiaſt iſt durch den Enthuſiasmus für die Griechen und Römer Republikaner in der Theorie. Als Sohn ſeines Landes und Volkes aber erklärt er, unter einer gemäßigten Monarchie ſich glücklich zu fühlen. Einer ſolchen genieße er unter dem Scepter der Hohenzollern. Das iſt die politiſche Praxis, wie ſie anerzogen wird.

Nun gerieth ich in dieſer Arbeit, ich weiß nicht mehr wie, auf Polen, und führte die Nothwendigkeit aus, daß Polen zwiſchen dem despotiſchen Rußland und zwiſchen dem freien Preußen als eine ſchützende Zwiſchenmacht fortbeſtehen und daß Preußen, ja Deutſchland, wenn Rußland Polen etwa aller Selbſtſtändigkeit berauben wollte, Polen zu Hülfe kommen müßte, es in ſeiner Integrität zu erhalten.

Der alte Koch, bei dem ich die Arbeit eingereicht hatte, ſtrich mir meine Verſehen an und ſagte mit ironiſchem Lächeln: „Nun, lieber Roſenkranz, über Ihre Politik will ich nicht mit Ihnen ſtreiten. Suchen Sie vor der Hand nur ſo gut franzöſiſch zu ſchreiben, als die Polen es ſprechen!“

Da in den altdeutſchen Epen die Burgunder eine ſo große Rolle ſpielten, ſo ging ich an die Erforſchung ihrer Geſchichte. Ich fing aber von hinten her an. Boſo, der Gründer des Arelatenſiſchen Königreichs, feſſelte mich ſo, daß ich eine ziemlich ausführliche Geſchichte desſelben aus allen mir zugänglichen Quellen zuſammenſchrieb, die vielleicht nicht ſchlecht war. Ich habe ſie verloren. Oſtern 1823 kam ich dazu, die Geſchichte der alten Burgunder, ebenfalls quellenmäßig, zu bearbeiten. In dieſem Verſuch, ſowie in einem etwas früheren, über die Cimbern und Teutonen, ging ich dann bis auf das erſte Erſcheinen der Germanen zurück.

Doch dies Alles ſollte noch nicht Zerſtreuung genug ſein.

Ich war in meinem Gemüth fromm. Ich glaubte auf das Lebendigſte an den allmächtigen, allwiſſenden, allgegenwärtigen, allweiſen und alliebenden Gott. Ich betete zu ihm mit höchſter Inbrunſt.

In der Zeit vor meiner Einsegnung hatte ich mindestens alle vierzehn Tage die Predigt in unserer Kirche besuchen müssen. Wir hatten einen Stuhl, zu welchem auch der alte Onkel Lefevre vom breiten Wege gehörte, der nie einen Sonntag versäumte und mich sofort, wenn ich gefehlt hatte, zur Rede stellte.

Nach meiner Einsegnung durfte ich gehen, wohin ich wollte. Oft ging ich mit meinem Vater zusammen. Wir besuchten im Laufe des Jahres fast alle Kirchen. Es gehörte zum Vergnügen meines Vaters, die Gaben der Kanzelredner zu vergleichen. Koch und Westermeier im Dom, Dennhardt in der Heiligengeist-Kirche, Fritze in St. Ulrich, Jasper in St. Catharinen, Reinhard in St. Jakob, Mellin und später Mänsz in der deutsch-reformirten Kirche u. s. w. wurden genau geprüft. Das Gespräch darüber begleitete gewöhnlich den Genuß des Sonntagsbratens. Der Vater war dann in der besten Stimmung. Nach der Kirche besuchte er gewöhnlich eine der Conditoreien oder den Volkmar'schen Weinkeller auf dem neuen Markt, wohin er mich auch mitnahm. Nur am Charfreitag unterblieb dies grundsätzlich und wir machten einen stillen Gang durch das Glacis, von welchem mir unvergeßliche Eindrücke wahrer Sabbathruhe zurückgeblieben sind. Die ersten Frühlingslüfte pflegten sich zu regen, die ersten Lerchen mit ihrem Gesang sich zu melden und die ersten Schwalben sich einzufinden. Die jungen Baumknospen sahen so verheißend aus und alle Menschen, wie sie im Sonntagsstaate dahinschritten, schienen im tiefsten Innern der Versöhnung sich mit gerührtem Dank zu freuen, welche der Tod des Erlösers ihnen gebracht.

Gewiß verdanke ich dem Anhören so vieler, oft guter Predigten, viel geistige Anregung. Es wurde damals aber auch ganz anders gepredigt, als jetzt, wo man sich oft auf Paraphrasen des Bibelworts, auf Dogmen-Interpretation, auf Declamation von Gesangbuchversen beschränkt. Das Predigen galt für eine Kunst und wurde im Bewußtsein der Rivalität geübt. Der Blick auf das gesammte Weltwesen machte es sehr mannichfaltig. Dennhardt gab in der Neujahrspredigt z. B. immer eine politische Rundschau Europa's.

Ich ward mit allen Resultaten der Aufklärung bekannt. Ich glaubte nicht an Gespenster. Aber in meinem zehnten Jahre etwa hatte

ich die Geſchichte eines Schloſſes geleſen, in welchem ein Ritter, deſſen Bild im Ahnenſaal hing, dazu verurtheilt war, die Kinder ſeiner Nachfolger durch einen Kuß dem Tode zu weihen. Es war vortrefflich geſchildert, wie der geſpenſtiſche Ritter mit trauriger Miene in einem dunklen Mantel ſich zum Bett des ſchlafenden Kindes ſchlich. Dieſe Vorſtellung ſetzte ſich bei mir feſt, ſo daß ich in unſerer Schlafſtube im goldenen A aus der Thür, die nach einer alten unbenutzten Küche führte, oft den Ritter fürchtete heraustreten zu ſehen, und deshalb das Deckbett über die Augen zog. Am Tage lachte ich mich aus. Nachts aber glaubte ich doch halb und halb an die Möglichkeit eines ſolchen Spuks.

Ich war aber nicht blos im theiſtiſchen Sinne fromm, ich war auch abergläubiſch. Ich konnte mich lange Zeit immer noch nicht von der Knechtſchaft gewiſſer Vorzeichen losmachen. Ich glaubte noch immer zuweilen, daß die Art, wie ich meine Kleider Abends vor dem Bett auf den Stuhl legte,, nicht ganz ohne magiſchen Zuſammenhang mit den großen Feuersbrünſten ſei, welche damals oft ganze Quartiere der Stadt hinrafften. Ich glaubte, daß es für die Fehler, die ich im Lateiniſchen oder Griechiſchen den Tag über in der Schule machen würde, nicht gleichgültig ſei, durch welche Straße ich zum Pädagogium ginz. Ich glaubte, daß ein gewiſſer Schnörkel, mit welchem ich meine Arbeiten am Schluß verzierte, einen Einfluß auf ihre Werthabſchätzung habe. Ich glaubte ſogar Ahnungen zu haben.

Dies Alles war mir auch wieder lächerlich. Aber wenn ich mich entſcheiden mußte, fühlte ich doch oft die Gewalt der abergläubiſchen Gewohnheit, denn unſtreitig iſt es die Gewohnheit, die uns in ſolche alberne Abhängigkeiten verſetzt.

Vom ſogenannten ſpecifiſchen Chriſtenthum war nichts in mir. Auch das Abendmahl hatte ich bei meiner Einſegnung nicht als einen myſtiſchen, ſondern als einen nur mnemoniſchen, zur ſtrengeren Tugendhaftigkeit anregenden Act genommen.

Im Herbſt 1822 dichtete ich zum Geburtstage meines Schulfreundes Bernhard Nöldechen aus Schönebeck, der Theologe werden wollte, eine Art Cantate, die ich meinen Eltern vorlas, bevor ich ſie verſchickte. Sie vergoſſen Freudenthränen darüber, zumal die Mutter, denn es ſchien

ihnen daraus ein unzweifelhaftes Talent für das geistliche Fach hervorzuleuchten.

Die Mutter besonders wünschte mich zum Theologen.

Ich hatte daher auch das Hebräische angenommen. Aber der Unterricht, den ich darin successiv von Händler, Thiemann, Immermann und Hennig erhielt, war ein zu wechselnder, zu unterbrochener, zu oberflächlicher. Auch lagen die Stunden — im Winter von 7 bis 8, im Sommer von 6 bis 7 Uhr — zu ungünstig dafür. Nur zu oft trafen wir den Lehrer noch im Bette. Es verging einige Zeit, bis er sich ankleidete. Unterdessen trieben wir Allotria, waren aber auch oft selber noch schläfrig und verdrossen, in gleich übler und unheiliger Stimmung mit dem Lehrer.

Das Erlernen des Hebräischen an und für sich war mir interessant, weil es mir eine von den übrigen mir bekannten Sprachen ganz abweichende Sprachform eröffnete.

Als ich das Hebräische unter Händler zuerst anfing, lernte ich auch den Charlatanismus kennen. Händler, ein Sächsischer Magister, verschrieb uns ein kurzgefaßtes Compendium: „Die Kunst, in vierundzwanzig Stunden Hebräisch zu lernen.“ Wochen und Wochen würgten wir daran!

Im Rechnen und in der Mathematik blieb ich schwächer, als in Sprachen, obwohl ich die Planemetrie gut lernte.

Für die Stereometrie machte ich eine wirkliche Anstrengung und repetirte sie mit Oppermann und mit Lettgau, der gegenwärtig Baumeister hier in Ostpreußen ist. Alle stereometrischen Gestalten entzückten mich durch ihre Proportionen.

Das Lehrbuch von Lorentz wurde dem Unterricht zu Grunde gelegt. Der elementare Unterricht wurde von Valet recht gut gegeben.

Der Unterricht in Prima fiel über ein Jahr dem höchst gutmüthigen, edlen, aber schwachen Thiemann zu. Wir benutzten die Stunden nur zum Skandalmachen. Das „Beweisen“ namentlich an der Tafel wurde zu einer Possenreißerei.

Ich war mir bewußt, das eigentliche Geheimniß in den Beweisen der sogenannten höheren Mathematik nie recht zu verstehen. Ich lernte die Formeln der Algebra auswendig und gebrauchte sie ganz mechanisch.

Noch weniger begriff ich, weshalb man in der Algebra so ganz willkürlich sagen durfte: Ich substituire die Werthe so und so, ich verwandle diese Formel in jene u. s. w.

Ich verwunderte mich im Stillen immer, wie aus solcher Willkür schließlich eine „exacte Evidenz" hervorgehen konnte oder sollte.

Zu meinem Schrecken wurde ich aber für so tüchtig in der Mathematik gehalten, daß ich sogar in die Selecta unter dem Procurator Meyer versetzt ward, die aus etwa 8 bis 9 Primanern bestand.

Hier wurde ebene und sphärische Trigonometrie getrieben.

An die Stelle von Lorentz' Lehrbuch trat Mathias', des Directors des Domgymnasiums, Leitfaden nach analytischer Methode. Was dies eigentlich heiße, habe ich auf der Schule nie begriffen. Für das Berechnen mußten wir uns Vega's Logarithmische Tabellen anschaffen.

Das Zutrauen, welches die Versetzung zu meiner mathematischen Fähigkeit aussprach, munterte mich auf. Ich gab mir einige Monate hindurch die äußerste Mühe.

Aber Meyer beschäftigte sich bald nur mit zwei, drei der hervorragendsten Schüler, namentlich mit Roloff, dem jetzigen Apellationsgerichtsrath in Marienwerder, der für mich dadurch sehr verhängnißvoll wurde, daß er, ein großer starker Mensch, mich einst in der Zwischenstunde der Art herumtrug, daß ich mit der Handfläche und gesteiftem Arm mich auf seine Schultern stützte. Ich büßte aber bei einer seiner Bewegungen das Gleichgewicht ein und stürzte kopfüber auf den Boden. Ich hatte die Besinnung verloren. Voller Schrecken packten mich meine Mitschüler, legten mich hinter eine Bank an den Boden, setzten sich, mich unsichtbar zu machen, mit dichtgedrängten Füßen davor und ließen mich so bis zum Ausgang der Stunde liegen. Ich kam allmälig wieder zu mir, schlich unter der Assistenz Einiger mit einer fürchterlichen Beule und entsetzlichen Schmerzen nach Hause und konnte erst nach einigen Tagen die Schule wieder besuchen.

In der Physik war es ähnlich. Auch in ihr gab Meyer den Unterricht, beschränkte sich aber, wozu fast alle Lehrer der Mathematik und Physik neigen, auch hier auf eine Elite und ließ uns Uebrige treiben, was wir wollten. Gewöhnlich lasen wir Romane. Nur zuweilen richtete er an uns Pöbel einige Fragen, mit offenbarem Humor, uns

etwas einzuschüchtern, damit wir nicht zu weit in den Freiheiten gingen, die uns unser Unverständniß gestattete. Ich höre noch seine Stimme: „Wenn das Licht aus einem dünneren Medio in ein dickeres übertritt, was geschieht?" Hierauf oder auf die umgekehrte Frage antworteten wir stereotyp: „Es bricht sich." Damit waren wir abgefunden.

In der Naturgeschichte wurde nur bis Tertia hin Unterricht gegeben. Valet zeigte uns Kupfer von Thieren und las uns aus Büchern vor. Nach der utilistischen Auffassung der Natur, wie die Aufklärung sie geschaffen hatte, wurden die Vertilgungsarten schädlicher Thiere sehr weitläufig vorgetragen. Ich erinnere mich, daß der Vortrag über die Mäuse und Ratten nach Bechstein Monate lang dauerte.

Ich hatte für die organische Natur vielen Sinn. Ich besaß Stein's große Naturgeschichte. Ich zeichnete mir aus Kupferwerken viele Pflanzen und Thiere ab.

Aber es fehlte mir an wissenschaftlichem Einblick. Blumenbach's Handbuch der Naturgeschichte hatte ich mir erst von einem Vetter Wilhelm Hüttmann geliehen und excerpirt und kaufte mir es später selbst, weil es mir am meisten eigentliche Erkenntniß schaffte. Ohne weitere Anleitung und Erklärung half es mir jedoch auch nicht viel.

Mit derselben Zeit würde man bei richtiger Auswahl der charakteristischen Formen und vorsichtiger Anwendung der vergleichenden Methode sehr Vieles leisten, während das Interesse für die Naturwissenschaft auf den Gymnasien durch den langweiligen Vortrag gewöhnlich getödtet wird. Die Schüler merken schon früh, daß es für die Entscheidung der Reife zum Abgang nicht auf sie ankommt. Mit der Geographie, die im Grunde doch auch Naturwissenschaft, verhält es sich ähnlich. Ich hatte eine große Liebe zu ihr, die sich in dem Eifer kund gab, mit welchem ich Reisebeschreibungen las, aber der Unterricht darin war sehr mangelhaft, selbst bei Wilke.

Er dauerte auch nur bis Tertia. In Secunda wurde nur für die Geschichte die alte Geographie von Griechenland und Rom genauer durchgenommen.

Die philosophische Bildung erwuchs mir eigentlich unbewußt aus dem Religionsunterricht, aus der philosophischen Propädeutik und aus encyklopädischen Werken.

Der Religionsunterricht war, wie schon erwähnt, auf Quarta Erklärung von Ziegenbein's Katechismus mit Auswendiglernen vieler Bibelverse und Gesangbuchstrophen.

In Tertia trug Valet den ersten Theil der Kirchen- und Dogmengeschichte vor, dem in Secunda der zweite folgte.

Er hielt sich, wie ich später erkannte, an Henke mit Zuhülfenahme seiner akademischen Hefte.

Ich hatte viele Mühe, die Namen der Ketzer, der Concilien, der Bischöfe, Päpste und „Ausbreiter des Christenthums zu behalten. Es blieb damals diese ganze Welt des Monophysitismus und Dyophysitismus, der Nestorianer und Arianer u. s. w. für mich ein Räthsel.

Ich halte eine solche abgesonderte Darstellung der Kirchen- und Dogmengeschichte für einen Fehler auf dem Gymnasium. Das Wesentliche davon kann in dem Vortrag der Weltgeschichte erwähnt werden. Ja, es muß dort erwähnt werden.

In Secunda fing die Lectüre des neuen Testaments in der Ursprache an, die in Prima fortgesetzt ward.

Auch sie halte ich für einen Fehler. Sie macht den Schüler mit einem andern Griechisch bekannt, als er es in den Classikern findet, mit dem sogenannten Helleniſtischen Idiom, das sich in hebraisirenden Formen bewegt.

Wer nicht auch Hebräisch lernt, kann sie nicht verstehen.

Der Schüler wird zerstreut, gestört.

Der theologische Nutzen aber ist gering. Die Lehrer machen sich breit mit den Commentaren, welche sie auf der Universität gehört haben. Händler trug uns die ganze Eichhorn'sche Hypothese vom Ur-Evangelium vor.

Die Kritik einzelner Stellen führt durch die Varianten der Codices zum Skepticismus. Ich habe nichts gegen diesen, allein ich glaube, daß das Gymnasium noch nicht reif genug für sein Verständniß ist.

Außerdem war Niemeyer's Lehrbuch der Religionswissenschaft eingeführt. Es enthielt eine kurze Geschichte der Wissenschaften überhaupt von Thales an, eine Kirchen- und Dogmengeschichte und eine Moral und schloß sich Kant'schen Grundsätzen an.

Redlich, kann ich sagen, habe ich mich bemüht, aus ihm zu lernen.

Hundertfältig habe ich es in die Hand genommen. Aber es ließ mich kalt.

Am meisten interessirte mich noch jene Einleitung, welche einen Ueberblick der Schicksale der Philosophie brachte.

Die Namen, die ich hier fand, suchte ich mir durch Nachschlagen in Jöcher's Gelehrtenlexikon, das ich besaß, in Bouginé's Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte und zuletzt im Conversationslexikon zu beleben.

Der Trieb, mir eine vollständigere Kenntniß der Literatur zu schaffen, warf sich erst auf Specialwerke.

Die Encyklopädie der classischen Alterthumskunde von Schaaf, Prediger in Schönebeck, hatte 1820/21 eine neue Auflage erhalten, die ich von meinen Freunden Hänel, in deren Offizin sie gedruckt war, zum Geschenk empfing.

Dies Buch ist eines der wahrhaft classischen Schulbücher, die eine Nation nicht sowohl durch immer neue zu verdrängen, als vielmehr in neuen Auflagen nur zu verbessern suchen sollte, um ihren Gebrauch immer allgemeiner zu machen.

Der erste Band enthält die Geschichte der Literatur und die Mythologie, der zweite die Archäologie der Griechen und Römer. Ich lernte viel daraus.

Für die romanische Literatur hielt ich mich an Bouterweck und Sismondi, die ich in unserer Schulbibliothek vorfand.

Es glückte mir, für einen umfassenden Ueberblick Meusel's Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit, drei Bände, zu kaufen; ein für jene Zeit ganz vorzügliches Werk!

Wachler's allgemeine Geschichte der Literatur, die ich mir später kaufte, ist in vieler Beziehung nur eine Reproduction desselben in jener kräftig scheinenden Sprache, die Wachler sich zurecht gemacht hatte und von deren Schimmer ich durch seine Vorlesungen über die teutsche Nationalliteratur bestochen war.

Eichhorn's Literaturwerk lernte ich nur theilweise kennen, soweit es sich auf das Mittelalter bezieht.

Eine unendliche Menge von Büchertiteln aus allen Zweigen des Wissens notirte ich mir, weil ich meinte, ich könnte ihrer einmal bedürfen. Es war gar kein bestimmtes Ziel, das ich verfolgte.

Selbst in Noltenii Lexicon antibarbarum, das ich einst erhandelte, las ich die angehängte Geschichte der aetates der römischen lingua mit einer stupiden Andacht.

Es war daher ein großes Glück, daß bei uns eine philosophische Propädeutik gelehrt ward, die mir doch bestimmtere Begriffe gab.

Brederlow trug in Secunda eine empirische Psychologie und eine Rhetorik vor, welche die Poetik mit in sich schloß. Ich wurde ihnen viel Aufklärung schuldig.

In Prima trug Solbrig die philosophische Grammatik vor.

Zuletzt endlich hörte ich bei Solbrig Logik, die er nach Krug vortrug. Sie war uns Allen entsetzlich langweilig und unverständlich, weil der Rector, wie ich glaube, zwar den besten Willen hatte, jedoch selber in dieser abstracten Materie nicht recht zu Hause war. Die Spielerei mit den Buchstaben für die logischen Begriffe und mit den Kreiszeichnungen für die Urtheile und Schlüsse zerstörte vollends die Ansätze, die unser Denken zur Aneignung der Kategorien und der Denkformen machte. —

Nie hätte ich damals geahnt, daß ich selbst eines Tages sogar eine ausführliche Logik schreiben würde. Indessen wurden wir wenigstens mit der Terminologie vertraut.

Unstreitig lebte in mir ein wahrhafter Erkenntnißdrang, allein in meiner ganzen Umgebung war Niemand, der mir zu rathen vermocht hätte. Ich war ganz mir selbst überlassen.

Es ging mir im Philosophischen, wie im Altdeutschen. Ich verirrte mich in leere Aeußerlichkeiten, während ich innerlichst nach dem Wesen seufzte.

Das Symptom, welches bei mir den Hang zur Wissenschaft schlechthin damals verrieth, war der Encyklopädismus.

Ich hätte gern Alles gewußt. Immer weiter aber dehnten sich die Grenzen. Immer unermeßlicher häufte sich der wissenswürdige Stoff.

Ein altes Buch von Sulzer, ein anderes von dem Hamburger Büsch über allgemeine Wissenschaftskunde, das ich irgendwo auflas, gaben mir den ersten Anstoß zu dem Versuch einer systematischen Ueberschau aller Wissenschaften.

Ich las und las diese Bücher ohne alle Kritik. Eine Wissenschaft schien mir so wichtig, als die andere.

Da schenkte mir mein Vater zu Weihnachten 1821 Klügel's Encyklopädie der Wissenschaften, prachtvoll gebunden.

Ich war entzückt, einen solchen Schatz zu haben.

Die Encyklopädie enthielt eine deutsche Sprachlehre von Klügel; eine Arithmetik, Geometrie, Mechanik und Statik von demselben; eine Astronomie, Naturlehre und Naturgeschichte auch, wenn ich nicht irre, von ihm. Von Andern war eine bürgerliche Baukunst und Schiffszimmerkunst. Die theoretische und praktische Philosophie, halb Wolffisch, halb Kantisch, war wieder von Klügel. Die Geschichte hatte Remer in Helmstädt, die Geographie der außereuropäischen Länder Bruns, die Geographie Europas Stein gearbeitet. Mit dieser schloß das Werk.

Man kann sich vorstellen, mit welchem Eifer ich an seine Lectüre ging.

Bald aber zeigte sich, daß die Behandlung der Wissenschaften darin eine ganz andere war, als sie in dem Pädagogium herrschte. Ich verstand die Definitionen der Begriffe, welche Klügel gab, nur mühsam oder gar nicht. Die Ordnung war eine andere, als diejenige, an welche ich mich schon gewöhnt hatte. Die deutsche Sprachlehre ward bei uns nach dem sogenannten kleinen Adelung, die Mathematik, wie schon erwähnt, nach Lorentz, die Geschichte nach Kohlrausch und Wachler vorgetragen.

Die Folge war, daß dies umfangreiche Werk, statt, wie der Vater beabsichtigte, mich aufzuklären, mich nur noch gründlicher verwirrte und mich noch mehr zerstreute.

Ich fiel daher auf Thorheiten. Ich wandte z. B. einst eine ganze schöne Ferienzeit dazu an, zu Remer's Weltgeschichte ein Register zu fertigen, das ich dann, quasi re bene gesta, schön einbinden ließ und neben der Encyklopädie auf das Bücherbrett hinstellte.

Das ganze Werk wurde mir endlich verhaßt. Ich entdeckte allmälig so viel, daß es eigentlich einem schon antiquirten Standpunkt der Bildung angehöre, mich also mehr hemmen, als fördern müsse. Diese Ueberzeugung wuchs, als ich in Berlin studirte. Als ich diese Stadt Ostern 1826 verlassen wollte, verkaufte ich die ganze Encyklopädie

einem Antiquar, der unter den Colonnaden der Alexanderbrücke sein Gewölbe hatte. Der schöne Einband bewirkte, daß ich es leidlich bezahlt erhielt. Als ich 1828 um Michaelis wieder nach Berlin kam, ging ich eigends nach der Colonnade hin, die ausgestellten Bücher des Antiquars mir anzusehen. Und siehe, da stand die Encyklopädie noch in einem Glasschrank in aller Pracht, welche der geschickte Curtius ihr gegeben.

Ich fand also keine Befriedigung, wie ich sie suchte.

1823 kaufte ich mir daher ein Taschenconversationslexikon in vier Bänden, das zugleich eine systematische Generalkarte aller Wissenschaften enthielt.

Dies Werk war schon mehr im modernen Geist abgehalten und gab mir manche gute Anregung.

Da es aber alphabetisch abgefaßt war und die systematische Uebersicht nur die Namen der Wissenschaften tabellarisch ohne Entwicklung der Begriffe angab, so vermehrte auch dies Buch nur meine Verworrenheit.

Ich weiß nicht, wo ich es gelassen habe, aber manchmal habe ich mir seinen Besitz zurückgewünscht, weil es in der That einer höheren Auffassung huldigte.

Wenn ich jetzt nach so langer Zeit auf jene Irrsale meines Jugendstrebens zurückblicke, so erkenne ich als einen Hauptfehler, daß ich so Vieles immer von Neuem aufnahm, ohne es wenigstens bis zu einem gewissen Grad zu erledigen.

Hätte ich mir selbst für alle Wissenschaften die ersten Hefte, die ich für sie schrieb, so angelegt, daß ich zu den fundamentalen Bestimmungen die weiteren Kenntnisse, die ich erwarb, mit einer gewissen Leichtigkeit hätte hinzuschreiben können, etwa so, wie ich es lange mit Kohlrausch's chronologischen Tabellen wirklich machte, so hätte ich viel gediegenere Kenntnisse sammeln, viel schärfere Begriffe bilden müssen.

Wie unendlich oft wiederholen wir nicht auf Schulen, auf Universitäten, im Lernen und Lehren, denselben Kreis. Man erwäge, daß im Thatsächlichen Vieles sich doch nicht ändern kann, wenn gleich die Ansichten darüber sich ändern.

Die Ilias und Odyssee sind, was sie sind, mag man ihren Ursprung so oder so erklären.

Die römiſchen Könige ſind, was ſie ſind, mag man, was wir von ihnen wiſſen, als Hiſtorie oder als Mythe anſehen.

Eben ſo iſt es mit Begriffen. In der Geometrie ſind der Punkt, die Linie, der Winkel, das Dreieck u. ſ. w. in ihrer Beſtimmtheit über alle Verſuche hinaus, welche die Geometer gemacht haben und machen werden, uns die Geneſis dieſer Raumformen zu erklären.

In der Poetik ſind das Epos als heroiſches, ſei es religiöſes oder nationales, als romantiſch erotiſches und als idylliſches feſte Begriffe, in welcher Ordnung oder aus welcher Ableitung heraus man ſie auch darſtellen möge.

Dieſe einfache Subſtanz ſollte man feſtzuhalten verſuchen.

Statt deſſen beſteht ein großer Theil gerade unſeres gelehrten Wiſſens darin, von zahlloſen Büchern zu wiſſen, in denen die Gegenſtände unſerer Erkenntniß in der That oft nur ſo verſchoben ſind, wie die bunten Glasſtücke und Perlen in einem Kaleidoskop, wenn man es ein wenig dreht.

Man frage ſich doch, welches denn zwiſchen ſo vielen Grammatiken, Lehrbüchern der Arithmetik und Geometrie, der Naturlehre, der Geographie und Geſchichte, der Logik u. ſ. w. der wahrhafte Unterſchied ſei? Man wird, ganz Unweſentliches abgerechnet, keinen zu finden vermögen.

Es wäre alſo ganz überflüſſig geweſen, ſolche Bücher zu ſchreiben.

Oft unterſcheiden ſie ſich nur durch das größere Ungeſchick und den ſchlechteren Styl.

Die Kenntniß der Literatur hat nur dann einen Werth, wenn ſie mit Kritik verbunden iſt und wenn ſie in eine Geſchichte des Erkenntnißprozeſſes übergeht, der in ſeinen Wandlungen ſeine Selbſtkritik vollzieht.

Davon aber wußte ich damals nichts, und ſtopfte mein Hirn mit einer Menge inhaltloſer Namen voll.

Wie es möglich geweſen, daß ich ſo Vieles zugleich habe betreiben können, begreife ich jetzt kaum, und erkläre es mir nur durch meinen großen Fleiß.

Im Sommer ſtand ich zwiſchen vier und fünf Uhr auf und dieſe

ſtillen Stunden bis nach ſechs Uhr, wo Kaffee getrunken wurde, hatten etwas himmliſch Ideales. Ich ſehe noch, wie die erſten Strahlen der Morgenſonne beim Aufſehen hoch oben auf dem Giebel von Kerſtens Hinterhauſe glänzten, bevor ſie ſenkrechter herunterſtiegen, das rege Leben des Marktgetümmels zu wecken.

Und Abends hörte ich in unſerer großen Schlafſtube zur Winterzeit alle meine Lieben — oft nur mit Ausnahme der guten kranken Mutter — ſanft im Schlummer athmen, während ich noch bis Mitternacht arbeitete. Die Füße froren mir oft, der Kopf glühte. Der Schirm einer kleinen Studirlampe war niedergeſchlagen, Schatten zu verbreiten. Heut zu Tage würde ein junger, an Gaslicht gewöhnter Menſch glauben, ſich die Augen dabei zu verderben.

Noch eine andere Bemerkung über die Vereinfachung des Schulunterrichts kann ich mir hier nicht verſagen. Sie betrifft die Ausgaben der Claſſiker. Ich halte nämlich für wünſchenswerth, daß ſie von den Schülern nur in ganz einfacher Geſtalt beſeſſen werden. Der Lehrer möge ſich mit den verſchiedenen Lesarten der Handſchriften, mit den verſchiedenen Conjecturen und Auslegungen, mit den Parallelſtellen bei demſelben Autor und bei andern, gründlich bekannt machen, aber für den Schüler iſt dieſer ganze kritiſche Apparat ein verderblicher Luxus, der ihn die Sache zu ſehr aus den Augen verlieren läßt. Ich beſaß den Virgil in der Heyne'ſchen, den Horaz in der Zeune'ſchen Ausgabe. Wie oft habe ich da nicht das Argumentum, die Animadversiones, die Excursus geleſen, ohne etwas Anderes, als Zerſtreuung davon zu tragen. Das Verſtändniß wurde oft von der Wahrheit abgelenkt. Die Bemerkungen waren oft ſo überraſchend trivial, daß ich mich zweifelnd fragte, ob ich ſie auch recht verſtanden?

Selbſt beim Platon, den ich nur in der Schäfer'ſchen Ausgabe von Tauchnitz beſaß, konnte ich nicht unterlaſſen, die angehängten Griechiſchen Scholien nachzuſehen, weil ich mir einbildete, in ihnen die rechte Tiefe Platons erſchloſſen zu finden.

Darüber wurde dann dem Studium des eigentlichen Textes Zeit, Kraft und Vertiefung entzogen. Ich habe auf dem Gymnaſium, abgeſehen von den Wörtern und Redensarten, von Platon, der in Prima

bei Koch gelesen wurde, nichts verstanden, trotz oder vielmehr wegen der Scholien.

Was der gute kranke Koch, auf dessen Stube wir uns versammelten, zur Erklärung sagte, verstand ich noch weniger als die Scholien.

Wenn nun heutzutage sogar elementare Lesebücher, die nicht zum Selbstunterricht, sondern für die Schule bestimmt sind, mit Anmerkungen überladen werden, die Alles und Jedes erklären, so halte ich das für einen höchst unpraktischen Mißgriff. Der Schüler wird bequem, denkt nicht nach, lernt nicht das Lexikon gebrauchen und nicht seine anderweitig erlernten Kenntnisse in's Spiel setzen. Er vergißt daher ebenso schnell, als er lernt.

Wenn es nach dem bisher Erzählten den Anschein gewinnen muß, als sei ich ganz in das Bücherwesen aufgegangen, so sorgte doch das Leben dafür, daß sich auch der Sinn für die Wirklichkeit entwickeln konnte.

Bald war es die Familie, die zu Festlichkeiten sich vereinte, z. B. wenn der Bruder meiner Mutter, Philipp Grüson, Professor der Mathematik in Berlin, mit seiner Frau zum Besuch kam; oder wenn es eine Hochzeit von Verwandten gab; oder wenn, wie eine Zeitlang bei Onkel Hüttmann, eine Tanzstunde arrangirt war; oder wenn wir Kinder Winterszeit als Anhang zu einem Kartenkränzchen mitgenommen wurden; das mein Vater mit einigen Steuerbeamten hielt und wo wir namentlich sehr gern zum Steuerdirektor Daubert in der Accise am breiten Wege gingen, weil hier große Höfe und Bodenräume waren, in denen wir uns recht austoben konnten. Sommers hatten die Familien ein Gartenkränzchen, das in verschiedenen Gärten der Stadt, zuweilen auch vor dem Ulrichsthor, im Gummert'schen Garten, abgehalten wurde. Die Herren kegelten dann, während wir Kinder alle möglichen Spiele trieben und die Mütter für die leibliche Pflege sorgten.

Aber auch das öffentliche Leben ließ es nicht an Aufregung fehlen.

Zuweilen kam der König nach Magdeburg. Da gab es denn großen Zapfenstreich, große Parade, Illumination, auch des Domes (an welchem der deshalb bewunderte Glasermeister Beck die Lampen bis

zur Blumenkrone des Thurmes hinaufbrachte), Feuerwerk auf dem Anger vor dem Biederitzer Busch. Das waren immer köstliche Tage.

Zuweilen waren es auch schreckliche Dinge, welche die Phantasie in Anspruch nahmen. Magdeburg, als eine Festung, hatte auch sogenannte Baugefangene, die in graugelber Kleidung, mit Ketten belastet, zu öffentlichen Arbeiten verwendet wurden und denen man daher oft in den Straßen begegnete. Was erzählte man sich nicht Alles von diesen finstern Gesellen! Früherhin war der Uebergang über den Hof der Citadelle erlaubt. Wie scheu blickten wir da nicht in die Casematten, in denen die Gefängnisse der Verbrecher waren!

Wie furchtbar war das Entsetzen, wenn man zufällig über den Hof kam, während eine Prügelstrafe vollstreckt ward und der Sträfling mit abgezogenen Oberkleidern das Hemd heruntergeschlagen, auf den nackten Rücken die Kantschuhiebe mit stummem Grimm oder lautschreiend empfing! Es war nur in der Ordnung, daß dieser Durchgang später verboten ward.

Eines Tags kam ich mit meinem Vater über die Strombrücke. Unweit vor uns ging ein Strafgefangener, von einem Soldaten begleitet. Plötzlich schwang sich der Gefangene über das Geländer, seinen Tod in dem Wasser zu finden. Es entstand sofort ein allgemeines Halloh. Kähne stießen von den in der Nähe gelegenen Wassermühlen ab. Der Gefangene war zwar untergesunken, aber die Mächtigkeit des hier zusammengezwängten Stromes hatte ihn wieder emporgebracht. Genug, er ward wieder aufgefischt und war zwar bewußt- aber nicht leblos.

In einem Eckhause, bei welchem mein Schulweg mich oft vorbeiführte und in welchem ein Schulkamerad Ziegler als Pensionär lebte, war eine gräßliche That geschehen. Zwei alte Damen, die hier zu ebener Erde wohnten, waren beraubt und ermordet gefunden. Der Mörder hatte sie theils mit Betten erstickt, theils mit der Spitze einer Kaffeetrommel schrecklich getödtet. Bald wurde der Mörder ermittelt. Es war ein Soldat, der Bruder unserer Waschfrau, die auf dem rothen Horn wohnte und eine durchaus rechtliche Frau war. Sie war außer sich über die Beschimpfung ihrer Familie.

Oft begegneten wir nun dem Unglücklichen Mittags in der Klosterstraße, wenn er vom Inquisitoriat mit einer Wache wieder nach der

Citadelle zurückgeführt wurde. Man hatte ihm zwei Hörner von Holz auf den Kopf gesetzt, an welchem sich Schellen befanden. Endlich wurde er zum Tode durch das Rad verurtheilt. Er war reumüthig und sehnte sich zu sterben. Das Schaffot ward vor dem Krökenthor aufgerichtet. Man durfte es Tags zuvor besehen. Ich ermangelte nicht, mit einigen Kameraden hinzugehen, um von der Vorrichtung zum Rädern einen Begriff zu bekommen, denn die Balken mit den Austiefungen zum Zerbrechen der Knochen waren schon befestigt. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Am andern Morgen herrschte eine feierliche Dumpfheit in der Stadt. Ich lief noch nach dem breiten Wege, wo der Zug vorüber kam, der in seiner Mitte den bleichen, langbärtigen, elenden, armen Sünder auf einer Schleife hatte, die mit einer Kuhhaut bedeckt war. Ich schaudert e, ich weinte, ich wollte dem Zuge folgen, aber ich konnte es doch nicht über mich gewinnen und schlich wieder nach Hause, wo ich in einer unbeschreiblichen Seelenangst zubrachte, bis die rückkehrenden Menschenmassen, die sich erzählend durch die Straßen drängten, das Geschehensein der Hinrichtung ankündigten.

Erst allmälig legte sich bei mir die Aufregung.

Auch eine mehrere Jahre später erfolgende Hinrichtung durch das Beil konnte ich mich nicht entschließen, anzusehen.

Von dem mannigfaltigen Aberglauben, der sich bei diesen Gelegenheiten in Betreff der fabelhaften Wirkungen kund gab, welche ein Stückchen in das Blut der Hingerichteten eingetauchtes Zeug oder gar ein Haar oder Knochen von ihnen haben sollte, kann man sich jetzt kaum noch eine Vorstellung machen. Sie bildeten wochenlang das Tagesgespräch.

Die Festung hatte auf ihren beiden Thoren einen kurzen Thurm. In dem nördlichen wurde ein großes Feuerwerk zubereitet, das am 3. August, dem Geburtstage des Königs abgebrannt werden sollte, Durch irgend einen Zufall entzündete es sich. Der Thurm flog in die Luft und das explodirende Pulver schleuderte die großen Sandquadersteine, mit denen er an den Ecken eingefaßt war, weit umher. Der Krach war ungeheuer. Alle Fenster erbebten. Es war Morgens etwa um 9 Uhr. Wir Schüler stürzten mit den Lehrern auf den Spielplatz, bis wir den Grund erfuhren. Als ich Mittags nach Hause kam, hörte

ich, daß mein Vater ſich gerade, weil er Holz auf einer Holzſtrecke beſtellt hatte, auf dem außen vorüberführenden Wege befunden hatte. Einer der mächtigen Quaderſteine war unweit von ihm durch das Dach eines Hauſes niedergeſchlagen, das einem Bäcker gehörte.

Er war ganz unbeſchädigt davon gekommen. Bei ſolchen Gelegenheiten mag man nun von Zufall reden, ſo viel man will, ſo wird man ein Dankgefühl für die Gunſt des Zufalls nicht unterdrücken können. Bei uns aber, da wir alle fromm waren, verwandelte ſich dies Gefühl in den gerührteſten Dank gegen Gott und wir umarmten und küßten den lieben Vater mit Inbrunſt, daß er einem ſchrecklichen Tode entgangen und uns gleichſam neu geſchenkt war.

Eine eigenthümliche Welt wurde mir auch durch den Umgang erſchloſſen, in dem ich mit Jacob Simon, dem Sohn eines jüdiſchen Wattenfabrikanten am breiten Wege, trat. Es war ein vortrefflicher Menſch, den ich ſehr geliebt habe, obwohl wir in ſpäteren Jahren außer allem Verkehr kamen.

Seine Eltern waren ebenfalls ganz ausgezeichnete Menſchen; der Vater aufgeklärt, die Mutter orthodox. Zwei Schweſtern, Emma und Julie, waren ſehr liebenswürdige Mädchen; die ältere etwas ſentimental, die jüngere, die nach orientaliſchem Typus ſchön war, ſchalkhaft und mit großem muſikaliſchen Talent ausgeſtattet. Der erſte Commis, Fröhlich, gehörte gleichſam zur Familie. Es war ein kleiner beweglicher Mann, der an Bildungseifer mit den Kindern ſeines Prinzipals um die Wette ſich bemühte. Er war ein Rigoriſt in der Moral, aber gegen Andere voller Freundlichkeit und Dienſtfertigkeit. Ein eigener trockener Witz ſtand ihm zu Gebot.

In dieſer Familie lernte ich nun erſt alle die Widerſprüche kennen, in welche das moderne Judenthum inmitten einer chriſtlichen Bevölkerung verfällt. Welche ſeelenzerreißende Kämpfe entſpinnen ſich daraus! Ich dachte anfänglich gar nicht an den confeſſionellen Unterſchied. Ich kam und ging mit höchſter Unbefangenheit und wurde ſtets mit der größten Freude empfangen. Ja, man trug mich auf Händen und widmete mir eine Zärtlichkeit weit über mein Verdienſt, die mich rührte, indem ſie mir ſchmeichelte. Nie iſt es mir im entfernteſten eingefallen, meinerſeits das chriſtliche Element hervorzukehren. Erſt nach mehreren

Jahren, sehr allmälig, wurde ich inne, wie die Mutter, festhaltend am mosaischen Glauben, sich zu grämen anfing, als die Kinder zum Christenthum sich hinzuneigen begannen und wie der Vater, wenn er auch als aufgeklärter Mann tolerant war, doch sehr empfindlich berührt ward, als sein Sohn entschieden zum Christenthum übertrat und sich taufen ließ.

Emma, die älteste Tochter, ließ sich ebenfalls taufen, um einen christlichen Beamten zu heirathen.

Julie mußte der Mutter versprechen, wenigstens so lange sie lebe, in dem Glauben der Synagoge zu verharren. Als die Mutter endlich gebrochenen Herzens starb, wurde auch sie Christin und heirathete ebenfalls einen christlichen Beamten.

Fröhlich hatte sich in Emma verliebt. Als sie einem Christen die Hand gab, wurde er menschenscheu und starb plötzlich. Er hatte in den letzten Jahren seines Lebens viel Sonderbarkeiten gezeigt. So gehörte es zu seinem größten Vergnügen, zur Sommerzeit mit Sonnenaufgang nach dem Biederitzer Walde zu gehen, einen Band von Jean Paul in die Tasche zu stecken, sich einen recht einsamen Fleck auszusuchen, auf einen Baum zu klettern und in dieser vogelartigen Situation sich Jean Paul laut vorzulesen.

Mein geliebter Jacob war von großer Empfänglichkeit. Schnell reizte ihn Alles. Schnell assimilirte er. Schnell ahmte er nach. Aber es fehlte ihm an Ausdauer, um es in einer Kunst oder Wissenschaft zu etwas Bedeutenderem zu bringen. Auch neigte er in der Ausführung zu extremen Formen.

Er hatte, wie die meisten Juden, musikalisches Talent; er lernte zuerst die Violine, dann auch das Clavier. Erstere spielte er gut. Auch dem Cello wandte er sich zu.

Alle Sprachen lernte er leicht. Mit Leidenschaft warf er sich auf das Griechische, als Primaner auch auf die Kunstgeschichte, in welcher er mir mit dem Studium Winkelmann's imponirte, den ihm sein Vater schenkte. An Geld zu Büchern und Kunstgenüssen ließ dieser überhaupt es ihm nicht fehlen.

Es steckt im modernen Juden ein ungeheurer Drang nach Bildung, denn durch sie kann er thatsächlich beweisen, daß er werth ist,

in gesellschaftlicher Beziehung jedem Andern gleichgestellt zu werden. Der Jude entwickelt daher eine ungemeine Rührigkeit. Das energische Naturell seiner Race unterstützt ihn in seinem Bemühen. Hat er aber einen gewissen Grad von Fertigkeit erreicht, durch den es ihm gelingt, sich mit Erfolg geltend zu machen, so wird er oft stehen bleiben. Seinen Arbeiten auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft haftet daher oft im Inhalt etwas Eklektisches, in der Form etwas Aeußerliches an. Die reine, sich in sich vertiefende Originalität, die continuirliche Tendenz in's Unendliche, ist daher unter den jüdischen Talenten eine seltene und in Erwägung aller Umstände, welche den Juden in älterer Zeit hemmten, um so ruhmvoller anzuerkennende.

Aus den vielfachen Studien meines Freundes Simon ist zuletzt nichts besonderes hervorgegangen, so große Erwartungen ich oft von ihm hegte. Er ist gestorben, ohne etwas Anderes, als ein paar Bände Predigten, zurückzulassen.

In seiner Jugend war er der heiterste Mensch, der für das Komische vielen Sinn hatte, so daß ich mich kaum erinnern kann, mit irgend Jemand mehr als mit ihm gelacht zu haben. Ich mußte oft über sein Lachen lachen.

Wurde ich so mit dem jüdischen Element in eine Berührung gesetzt, die sich in meinem Leben noch unendlich oft wiederholen sollte, da ich stets mit vielen ungetauften und getauften Juden und Jüdinnen Umgang gehabt habe, so wurde ich nach einer andern Seite auch einmal wieder, jedoch sehr vorübergehend, mit dem Katholicismus der mir in meiner Kindheit vom Neustädter Nonnen-Kloster her nicht fremd war, in ein näheres Verhältniß gebracht. Eine Cousine von mir, die Oberamtmann Schulz, eine reiche Wittwe, war mit dem Hauptpfarrer der katholischen Kirche, Döleker, sehr befreundet. Durch sie lernte mich dieser Mann kennen und fand an mir einen gewissen Geschmack, weil ich mich des Mittelalters wegen auch der ästhetischen Seite des Katholicismus zuwendete, die ja in der Romantik stets außerordentlich gefeiert ward. Die Burgen nicht nur, auch die Klöster, und die gothischen Kirchen, der Cultus der Messe, der Mariendienst, waren ja Lieblingsgegenstände der Romantiker. Der Pfarrer Döleker hatte die Güte, mich mit der Einrichtung der Kirche genau bekannt zu machen. Er

wies mir auch den Mechanismus des Beichtſtuhls. Er ſchloß die großen Schränke auf, in denen die Prachtgewänder des fungirenden Prieſters hingen und erklärte mir ihre Farben; ihren Schnitt, ihren Gebrauch. Er borgte mir auch den Prudentius, nachdem ich ihm einige Bekanntſchaft mit Boethius verrathen hatte.

Aber dieſe Eindrücke hafteten nicht tief. So poetiſch mir das katholiſche Element immer von Außen her erſcheint, wenn ich nicht ſelbſt dabei betheiligt bin, ſo beklommen macht es mich, wenn ich mich innerhalb ſeines magiſchen Kreiſes ſtellen ſoll. Dann empört ſich ſofort mein Verſtand gegen alle Wunder ſeiner Heiligen, gegen den Exorcismus ſeiner Sacramente, gegen die Apotheoſe der Maria. Mein Freiheitsgefühl aber empört ſich gegen die Abhängigkeit des Laien vom Prieſter. Ich war zu tief aus der reformirten Kirche hervorgegangen, als daß ich zwiſchen mir und Gott irgend eine menſchliche Vermittelung hätte ertragen können. So ſehr ich daher die berechnete Ordnung des Kirchendienſtes, die Symbolik des Cultus in ihren Kleidern, Gefäßen, Rauchopfern, Weihwaſſern und Ceremonien, ſo ſehr ich kirchliche Baukunſt, Malerei und Muſik bewunderte, ſo empfand ich doch dies Alles nicht anders, als ich auch die Schönheit des antiken Helleniſchen Cultus genoß, deſſen Wirklichkeit mich noch weniger zu befriedigen vermocht hätte. Mein Erſtaunen, meine zuſtimmenden Aeußerungen über Zweckmäßigkeit und Schönheit deſſen, was der gefällige Mann mir zeigte, erreichten bald eine Grenze, wo ich fühlte, daß ich unwahr zu werden anfing. Ich hörte daher bald auf, zumal auch meine Neugier geſättigt war, den Herrn Pfarrer zu beſuchen. Einige Jahre ſpäter ſollte ich allerdings ſelbſt einmal von Innen heraus in eine katholiſirende Anwandlung verfallen. Sie hing mit meinem theologiſchen Studium zuſammen, wurde aber bald überwunden.

Aus dem bisher Geſagten erhellt ſchon, daß das kirchliche Leben mich in meiner Jugend viel beſchäftigte. Von Hauſe aus gehörte ich der reformirten Kirche an; dieſe ſtellte ſich mir aber in dreifacher Geſtalt dar: als walloniſche am Petersberge, wo ich getauft und confirmirt ward und in welche die Familie meiner Mutter, das zahlreiche Geſchlecht der Grüſon's, eingepfarrt war; als franzöſiſche in einem nicht ſehr großen Gebäude auf einem von Häuſern eingeſchloſſenen Hofe im

Jacobiviertel, und als deutsch-reformirte am breiten Wege, in der Nähe des Sudenburger Thores. Die Familien dieser drei Kirchen, die sogenannten Colonisten oder Réfugiés, waren aber alle unter einander verwandt. Unser Wirth, Defoy, war ein Vorsteher der deutsch-reformirten Kirche. In diesen drei Kirchen betrachtete ich mich daher als zu Hause, und ein Besuch des Gottesdienstes in der französisch- oder deutsch-reformirten Kirche ward selbst von der Mutter ziemlich ebenso gerechnet, als wenn ich in die wallonische ging. Ueberall fand ich in diesen Gemeinden Verwandte und Bekannte aus den Familien Coqui, Ehermet, Ravia, Seiffert, Bonte u. s. w.

Die lutherische Kirche war mir durch die Jacobikirche ganz vertraut geworden, weil wir über fünf Jahre ihr gegenüber gewohnt hatten und ich durch unsern Wirth, den Zimmermeister Struve, der die Holzbau-Reparaturen besorgte, sowie durch die Familie des Todtengräbers und Glockenläuters Wittich ganz mit allen Einzelheiten mich befreundete. In der Zeit der Erhebung gegen Frankreich hörte ich hier auch oft die Predigten der alten Pfarrer Treuding und Breytung im Abendgottesdienst. In die katholische Kirche kam ich nur selten, mit Ausnahme der geschilderten Episode. Sie war mir mehr als malerisches Schauspiel merkwürdig. In die Synagoge der Juden bin ich aber trotz meiner genauen Bekanntschaft mit dem Simon'schen Hause gar nicht gekommen.

Nun sollte ich aber auch noch eine evangelische Secte kennen lernen. Unter meinen Schulkameraden waren drei Brüder Nöldchen, Söhne eines Salinen-Inspectors aus Schönebeck. Sie zeichneten sich durch Talent und Betragen aus, und ich sowohl als Volk und Simon wurden mit ihnen befreundet. Der zweite von diesen Brüdern, Julius, wurde von Volk vorzüglich geliebt, während ich mich mehr zu Bernhard, dem ältesten, hingezogen fühlte. Julius hatte gegen mich immer ein sonderbar neckendes Benehmen, das mir zuweilen albern erschien. Er vernachlässigte sich auch oft, aber epochenweis trat er wieder mit merkwürdiger geistiger Energie hervor, sowie auch seine seltsamen Neckereien gegen mich, die sogar in cynische Töne herunterfielen, gewiß nur ein barocker Ausdruck seiner Anhänglichkeit an mich waren.

An einem Sonntage, wo die Klosterschüler zur Kreuzhorst gewall-

fahrtet waren, ging ich mit Volk und Oppermann vor der hohen Pforte das Elbufer entlang hinter dem Trümmerberg der Neuſtädter Kirche bis zu dem dicken Weidicht. Dies liebten Oppermann und ich beſonders. Wir gingen gern dorthin, zogen uns aus, badeten in dem flachen Uferwaſſer, gruben uns nackt in den warmen Sand und ergötzten uns in tauſendfältigem Muthwillen, wie junge Wilde von Otaheiti oder Nukahiva. Oppermann konnte unerſchöpflich in burlesken Späßen ſein. Volk theilte unſere Badeluſt nicht. Jener Nachmittag war ſchwül; der Himmel war verſchleiert. Ein traurig gedämpftes Licht lag mit falber Erſtorbenheit auf allen Gegenſtänden. Es kam keine Laune unter uns auf. Wir kehrten bald wieder um, wurden müde in der Hitze und ſetzten uns zum Ausruhen auf einen Kahn, der am Ufer lag, indem wir den Blick über den Strom bis nach dem ſchräg gegenüberliegenden Herrnkrug ſchweifen ließen. Da gewahrte Volk in der Ufernähe eine todte Waſſerratte, die auf dem trägen Spiegel unbeweglich zu liegen ſchien, weil das Schwanzende unterhalb von einem Stein feſtgehalten werden mochte, oder weil die Wellenbewegung hier zu ſchwach war. Sofort ſchlug er vor, dieſen Gräuelanblick zu tilgen und das Thier mit Steinen zu bewerfen, bis es unterſänke. Es geſchah; wir ſchleppten Steine zuſammen und brauchten faſt eine Viertelſtunde, bis das Waſſer über den Leichnam hinſpülte. Es war ein wunderlich widriges Beginnen, das uns nicht aufheiterte. Mißgeſtimmt ſchlichen wir nach Hauſe, wo ich noch von 6 bis 8 Uhr tüchtig arbeitete, aus der trüben Läſſigkeit, die mich gefeſſelt hielt, herauszukommen.

Am andern Morgen, als ich zum Kloſter kam, erfuhr ich, daß Julius, weil er ſich nicht recht wohl gefühlt, nicht mit zum Kreuzhorſtforſte gezogen war. Am Nachmittag hatte er aber Luſt zum Ausgehen verſpürt und war mit noch einem Schüler nach dem Herrnkrug gewandert. Hier hatte die übermäßige Hitze ſie zum Baden verlockt und Julius war ertrunken — gerade in derſelben Zeit, als wir am gegenüberliegenden Ufer uns bemüht hatten, jene Thierleiche mit Steinwürfen unter das Waſſer zu verſenken.

Wir Alle waren ſchwer von dem Unglück betroffen, Volk aber beſonders, da er Julius ſo ſehr bevorzugt hatte. Er wurde eine Zeit lang ganz melancholiſch und wollte nun durchaus in unſerem Spazier-

gang, in unſerer unluſtigen Stimmung und in unſerem kindiſchen Beginnen, weil es der Zeit nach mit dem Tode des hoffnungsvollen Jünglings zuſammentraf, etwas Ahnungsvolles, Myſtiſches ſehen.

Mein Rationalismus ſträubte ſich gegen ſolche Annahme, allein Volk hatte eine ſo große Uebermacht über mich und ſein Schmerz ging mir ſo nahe, daß ich ſeinen leidenſchaftlichen Ergüſſen gegenüber verſtummte.

Der Wohnort Nöldechen's, Schönebeck, iſt von Magdeburg zwei Meilen entfernt. Das Salzwerk mit einer großartigen Gradiranſtalt war allein ſchon eines Ausfluges werth. Die Solenſchen Berge lockten mich wegen ihrer Mineralien, weil ich mehrfach, wie ſchon erwähnt, verſteinerte Muſcheln auf ihnen fand. Wir wanderten daher zuweilen Sonntags hin und her. Bei Schönebeck aber liegt eine Herrnhuter-Colonie, Gnadau, die wir auch gelegentlich beſuchten. Mit dem Herrnhuter Geſangbuch war ich aus dem kleinen Bücherapparat meines elterlichen Hauſes bekannt. Die Namen der über den ganzen Erdboden verſtreuten Herrnhutiſchen Gemeinden waren mir ganz geläufig; der ſüßliche Ton in der Liederdichtung der Brüder ein unverſtandenes Räthſel. Daß aber eine einfache Geſellſchaft frommer Menſchen zu einer ſolchen Ausbreitung und Macht gelangen konnte, war mir an der Secte höchſt merkwürdig. Ich betrat daher Gnadau das erſte Mal mit wahrer Ehrfurcht. Wir beſahen uns das Bethaus. Die einfache Tracht der Brüder und Schweſtern, das ſtillfreundliche Betragen derſelben, ihre Betriebſamkeit in Induſtrie und Handel, die überall herrſchende Ordnung und Sauberkeit machten einen ſehr wohlthätigen Eindruck auf uns. Wir tranken im Gaſthauſe vortrefflichen Kaffee und kauften für unſere Schweſtern noch in einer Conditorei einige Näſchereien zum Geſchenk.

Nach dem Tode von Julius wandte Volk ſeine Neigung theils dem jüngſten Nöldechen, Wilhelm, vorzüglich aber einem Mitſchüler, Klee, zu, mit welchem auch ich, nachdem Volk abgegangen, ebenfalls ſehr innig mich verband und das ganze Leben über in Freundſchaft blieb, zumal wir durch ſeine Verheirathung ſogar weitläufig verwandt wurden. Klee gehörte zu den frühreifen Menſchen. Er war klein von Geſtalt, aber ſehr lebhaft und von den angenehmſten Sitten. Mit

ſechszehn Jahren war er in Oberprima und nach Volk's und Oppermann's Abgang war er, als ein ausgezeichneter Lateiner, längere Zeit der einzige Operprimaner. Klee vergötterte Jean Paul, dem ich damals noch keinen rechten Geſchmack abgewinnen konnte, obwohl Strebe ihn uns ſehr empfahl und mein eigener Vater ſich aus der Lectüre ſeiner Romane ein Feſt machte. — Von Jean Paul wurde Klee zu Jacobi's Philoſophie geführt, worauf ich ſpäter zurückkommen werde. Ich bewunderte Klee's Faſſungskraft, daß er Jean Paul ſo gründlich zu verſtehen ſchien, während mir mehrere Anläufe, die ich damals machte, gänzlich mißglückten. Noch mehr aber bewunderte ich Klee, als er eigentlich philoſophiſche Schriften förmlich zu ſtudiren begann, denn ich ſelbſt bildete mir ein, daß ſie für mich noch viel zu ſchwer ſeien. Klee wollte Juriſt werden und im letzten Semeſter ſeines Schulaufenthaltes fing er an, das Naturrecht von Schmalz vorzunehmen, um ſich für die Univerſität damit vorzubereiten.

Auf unſern Spaziergängen referirte er mir von ſeinen Studien. Ich bekenne, daß mir dieſe Definitionen von Perſon und Sache, von Erwerbung des Eigenthums, von der Verſchiedenheit der Verträge, vom Verbrechen und den Strafarten u. ſ. w. unendlich dunkel waren. — Schmalz war Kantianer, und ſo kam denn das Princip der Kant'ſchen Philoſophie, die Unterſcheidung von Erſcheinung und von Ding-an-ſich, unter uns zur Sprache, mit welcher auch der Rector Solbrig uns jeweilig imponirte. Ich gerieth über ſolche Beſtimmungen in Beängſtigung. Der Kant'ſche Ausdruck, daß unſere Vernunft geſetzgebend ſei, wollte mir durchaus nicht einleuchten, theils weil ich vom Religionsunterricht und von den vielen Predigten her, die ich hörte, Gott als den alleinigen Geſetzgeber anzuſehen gewohnt war, theils weil ich, in meiner großen Liebe zur Natur, trotz des ſchlechten Unterrichts, den ich in ihrer Wiſſenſchaft empfing, doch überall in ihr, ſowohl in ihrer phyſikaliſchen, als in ihrer organiſchen Geſtalt, die allgemeinſte und folgerichtigſte Geſetzmäßigkeit zu erkennen und zu verehren gelernt hatte. Wie es nun möglich ſein konnte, daß unſer Selbſtbewußtſein die Geſetze enthalten ſolle, nach denen die Erſcheinung ſich zu richten habe, war mir damals ganz unverſtändlich. Ich begriff ſehr wohl, daß die Geſetze unſeres Denkens, die uns in der Philoſophie der Sprache und in der

Logik vorgetragen wurden, die nothwendige Form sein müßten, in welcher wir die Erfahrungs-Thatsachen zu erfassen genöthigt seien, aber ich begriff nicht, wie man, Gott und der Natur gegenüber, behaupten dürfe, daß unsere Vernunft gesetzgebend sei! Im Stillen wunderte ich mich, da ich doch sonst meinen Gefährten nicht eben nachstand, über meine Beschränktheit. Ich vermuthete auch hier, wie in der Mathematik, ganz aparte Geheimnisse, die zu durchdringen mir versagt seien. Ich rückte mitunter, wenn mir die Widersprüche zu klar schienen, mit meinen Einwürfen dreist hervor. Dann aber fing Klee an, die Wörter Subject und Object, transscendent und transscendental, Begriff und Idee, Verstand und Vernunft mit solchem Nachdruck spielen zu lassen, daß ich einsah, mich in Demuth fügen zu müssen.

In diesen Gesprächen mit Klee über das Naturrecht wurde mir die Nothwendigkeit, mich mit der neueren Philosophie zu beschäftigen, zum ersten Male klar.

Mit welch' erhöhter Ehrfurcht staunte ich nun erst den Prediger Mellin an, wenn ich ihm auf der Straße begegnete oder wenn ich eine Predigt bei ihm hörte; denn dieser dicke, wohlhäbige Mann hatte ja ein vielbändiges Wörterbuch der Kant'schen Philosophie geschrieben. Er war also im Besitz aller der Dinge, die für mich so quälerische Räthsel waren. Was mußte aber nicht Kant selbst erst für ein Riese gewesen sein!

Die ersten Gedanken, die ich gehabt hatte, waren, wie ich erzählt habe, bei mir aus dem Erschrecken über die Unendlichkeit der Welt entsprungen. Ich wußte nicht, daß es Gedanken waren.

Eine zweite Hauptanregung ward mir durch den Streit gegeben, den Heuke's Aufsatz: „Keine Rose ohne Dornen" in unserem Journal hervorgerufen. Bei dieser Angelegenheit war das innere Verhältniß des Negativen zum Positiven lebhaft zur Sprache gekommen, aber in einer noch ganz eudämonistischen Fassung der Begriffe von Lust und Unlust. Unwillkürlich hatten wir auch die Veränderung der Dinge berühren müssen und bei dieser Wendung war mir ganz deutlich geworden, daß das Quantum der Materie an sich im Weltall nicht vermehrt und nicht vermindert werden könne, sich also, wie es sich auch im Besondern durch chemische Processe und Formgestaltung verändere,

gleich bleiben müſſe. Ohne anzunehmen, daß eine neue Schöpfung zur gegebenen neue Materie hinzufüge, kann die Materie an ſich weder größer noch kleiner werden. Dies war mir mehrere Wochen lang eine ganz intereſſante Betrachtung.

Eine weitere Hauptanregung zu tiefem Nachſinnen hatte mir die erwähnte Lectüre von Sonnenberg's Donatoa gegeben. Der Gedanke der Zukunft der Geſchichte hatte ſich dadurch bei mir feſtgeſetzt. Welche Kämpfe ſtehen unſerem Geſchlecht noch bevor? Wird die Geſchichte ſich in's Unendliche hin fortpflanzen? Wird ſie ein Ende haben durch eine Zerſtörung dieſes Planeten? Wird ſie gleichſam von Innen aus durch Selbſtvollendung des Menſchengeſchlechts ſich abſchließen? Haben auch andere Geſtirne eine Geſchichte? Darf die Geſchichte des Menſchengeſchlechts ſich für den Mittelpunkt des Univerſums halten, auf welche die Geſchichte anderer Welten, wenn ſie eine haben, ſich nur ergänzend bezieht? O Heroal und Herkla, ihr hohen Menſchen der Zukunft, wie trug ich Euch in meinem Herzen, wie erſchient ihr mir in meinen Träumen! Wie malte ich mir die Majeſtät des Weltgerichts aus!

Aber dieſe Gedanken waren noch zu gewaltig für meine damalige Bildung. Sie drückten mich nieder; ſie machten mich melancholiſch. Volk und Heuke ironiſirten mich. Es mag mir zum Glück geweſen ſein. Ich ſchlug ſie mir endlich aus dem Sinn oder barg ſie wenigſtens tief, tief in meiner Seele, wo ſie von Zeit zu Zeit ſich zu regen verſuchten, wie die erdumwälzenden Titanen, über welche die neuen Götter Berglaſten hingethürmt hatten.

So weit war ich in Leben und Wiſſenſchaft gekommen. Ich war immer geſund geweſen, aber nun ſollte — im Frühjahr 1822 — eine ſchreckliche Krankheit mich eine Zeit lang gänzlich niederwerfen und einen wichtigen Abſchnitt bei mir bilden. Es war um Pfingſten. Ich hatte in der Frühe einen Freund, der in die Ferien ging, auf dem Wege nach Oſchersleben begleitet und kam Mittags ſehr erhitzt nach Hauſe. Bei Tiſche wurde mir außerordentlich unwohl, ſo daß ich aufſtehen mußte, ohne etwas genießen zu können. Man ſchickte zum Arzt. Dies war nicht mehr jener alte, joviale Hausfreund Hoppe, ſondern ein junger, ernſter Mann, Namens Weinſchenk. Er verordnete einen Aderlaß und Bettruhe. Den andern Tag erklärte er den Ausbruch eines

gastrisch-nervösen Fiebers. Ich lag mehrere Wochen, magerte zum Skelett ab und mußte doch noch, als ich genas, Bitterwasser trinken, was mich andauernd schwächte, so daß, als ich die ersten Ausgänge versuchte, mein guter, lieber Vater mich unter den Arm nahm, mit ihm den Fürstenwall zu besuchen, der die einzige Promenade innerhalb der Stadt ist und die reinste Luft bietet.

Seit dieser Krankheit habe ich eine Geneigtheit zu gastrischen Affectionen behalten, und bis ich mich verheirathete, verlief selten ein Jahr ohne eine solche.

Als ich, mit Noth dem Tode entronnen, wieder zu Kräften kam, was sehr allmälig geschah, war ich in allen meinen Gefühlen unendlich reizbar geworden. Meine romantische Excentricität steigerte sich. Meine Handschrift veränderte sich. Ich habe diese Thatsache noch ganz deutlich vor Augen. Ein Freund unseres Hauses, der Registrator Kämmerer, hatte mir zur leichten Lectüre während des Fiebers den Gil Blas geliehen, den ich mit großem Vergnügen las und mir darüber ein kritisches Referat in meine mir noch vorliegenden Excerptbücher schrieb. Dies Urtheil hat noch die Züge meiner älteren Handschrift. Einige Wochen darauf übersetzte ich metrisch aus Euripides Iphigenie in Tauris die Wiedererkennungs-Scene zwischen Iphigenie und Orest; diese Uebersetzung hat die umgewandelten Züge.

Meine Stimmung war eine so zu sagen hyperidealische, die sich ganz dem Mittelalter zuwandte. Einige Bücher, auf die ich verfiel, nährten meine Schwärmerei, wie Tieck's Phantasus, Tieck's Octavian, die Bekanntschaft mit des Knaben Wunderhorn, mit der Wilkina- und Nislungasage, eine im burschenschaftlichen Sinne abgefaßte Sammelschrift: Des Knaben Lustwald, worin die Herrlichkeit des alten deutschen Reiches, das Zunftwesen, das Turnen, der Schlangentödter Sigfried u. s. w. überschwänglich gepriesen war. Wohlthätiger wirkte eine andere Sammelschrift aus Wien: Beiträge zur Bildung für Jünglinge, in welcher die Gedichte eines gewissen Ottenwalt mich im höchsten Grade ansprachen, weil sie meine eigensten Empfindungen ausdrückten. Mittelmäßige Schriften können uns, sofern sie uns über uns aufklären helfen, doch sehr förderlich sein. Von diesem Ottenwalt, der eine Fahrt in's Gebirge so reizend beschrieb und die Wehmuth und Sehnsucht des

Jünglingsherzens mir so ganz aus der Seele schilderte, erwartete ich einen großen Dichter der Nation. Ich schrieb mir Vieles aus seinen Gedichten ab, das ich oft wieder las. Ossian's nebelgraue Sagen in der Stollberg'schen Uebersetzung entzückten mich nicht weniger und förderten die sentimentale Auflösung meines Gemüths über alle Schranken.

Da war es denn ein Glück, daß ich auch zur Lectüre eines Buches kam, durch welches ich doch einigermaßen wieder auch einem höheren Gedankenleben zugeführt ward, wenn es auch theilweise dem romantischen Dämmer entsprungen war. Dies Buch war Steffens treffliche Schrift: Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden. Steffens war ein herrlicher Mensch, eine geniale Natur. Wenn man aus dem Kreise der Schelling'schen Schule einen Philosophen nennen soll, der Natur und Geschichte mit wirklich intellectueller Anschauung auffaßte und das höchste Talent besaß, seine Anschauung auch vortrefflich auszudrücken, so darf man Steffens nennen. Sein Fehler war eine zu große Breite. Er hatte sich nicht in der Gewalt und wiederholte sich auch zu häufig in gewissen Lieblingswendungen. Seine Bücher schwollen gewöhnlich zu sehr auf und trieben zu viel üppige Wildschößlinge, allein Alles kam bei ihm aus dem tief bewegten Geist und dem vollen Herzen. Er hatte sich in Deutschland, in Preußen eingelebt und begleitete die verschiedenen Wandlungen der Zeit als ein aufmerksamer Beobachter. Das obengenannte Buch rollte zuerst ein farbenhelles Gemälde der Weltgeschichte auf, worin der Nationalcharakter der verschiedenen Gruppen der europäischen Völkerfamilie und die Hauptepochen ihrer Entwickelung zwar nicht immer richtig, aber doch im Ganzen treu skizzirt sind, um schließlich die Gegenwart einer eingehenden Kritik zu unterwerfen. Ich wurde hier zum ersten Mal mit der Wichtigkeit der Frage der Preßfreiheit bekannt gemacht. Später habe ich eingesehen, daß Steffens Werk eine Wiederholung und Nachahmung der Fichte'schen „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters", jedoch von einem andern Standpunkte aus, war. Fichte erblickte in dem Stadium zwischen der Revolution und den Freiheitskriegen in der Gegenwart das Zeitalter der absoluten Sündhaftigkeit und geißelte seine Gebrechen mit scharfer Satire. Steffens, zwischen dem Freiheitskriege und der Restauration, fühlte sich von der Erhebung der Nation, welche Fichte durch seine Reden so mächtig hatte

fördern helfen, ermuthigt, war aber nicht ohne Beſorgniß über den Gang, den die Entwickelung im Frieden einſchlagen würde.

Der Horizont meines Blickes wurde durch Steffens ſehr erweitert, allein das hinderte nicht, daß ich nebenher in den elendeſten Subjectivismus verfiel und in ihm viel Stimmung und Zeit verſchleuderte. — Meine Schweſter hatte eine Freundin, die Tochter eines Brauers auf der Stephansbrücke. Da ich nun meine Schweſter, wenn ſie dort zum Beſuch war, Abends abholte, oder umgekehrt, wenn Fräulein Caroline bei meiner Schweſter geweſen war, dieſe nach Hauſe brachte, ſo wurde auch ich mit ihr und ihrer Familie, und dadurch mit einem Vetter derſelben, dem Sohne eines Predigers aus der Gegend von Brandenburg, Kerſten, bekannt, der unter ſeinen Verwandten für ein Genie galt und der bei einem Beſuch in Magdeburg eine ſchwärmeriſche Zuneigung zu mir faßte. Er war noch auf dem Gymnaſium in Brandenburg und ſollte Theologie ſtudiren. Wir traten in Briefwechſel, voll von himmliſchen Freundſchaftsverſicherungen. Da aber kein realer Gehalt vorhanden war, der uns ernſtlich verbunden hätte, ſo artete der Briefwechſel bald in's Leere aus. Ohne das Intereſſe der hübſchen Caroline Hoyer an unſerer Correſpondenz würde dieſelbe auch gewiß ſehr bald in's Stocken gerathen ſein. Kerſten bezog ein Jahr vor meinem Abgang vom Pädagogium die Univerſität Berlin, wo er bei einer Schweſter wohnte. Als ich nun Oſtern 1824 dorthin kam und ihn beſuchte, zeigte ſich ſogleich, daß wir uns eigentlich nichts zu ſagen hatten. Ich fand gar keinen tieferen Berührungspunkt mit ihm heraus und er ſchien mir überhaupt ein ganz anderer Menſch, als der zu ſein, an welchen ich ſo viel überſchwängliche Briefe gerichtet hatte. Es waren etwa zwei Jahre, daß wir uns perſönlich nicht geſehen hatten, und in der Jugend ſind zwei Jahre eine lange Zeit, während welcher die Individuen ſich ſchnell umgeſtalten. Gewiß machen faſt alle Jünglinge ähnliche Erfahrungen und verwundern ſich über den Contraſt ihrer Vorſtellungen mit der Realität. Die halb künſtlich geſpannte, idealiſirte Correſpondenz hatte uns über unſer eigenſtes Weſen getäuſcht. Nachdem Kerſten meinen Beſuch erwidert hatte, war unſer Umgang beendet. Wenn wir uns zufällig einmal ſahen, grüßten wir freundlich, aber ohne weitere Anziehung auf einander zu üben.

Viele meiner Bekannten verließen vor mir das Pädagogium, theils um die Universität zu beziehen, theils um sich dem Kaufmannsstande, dem Baufach oder sonst einem Betriebe zu widmen. Zu den Ersteren gehörten außer Bernhard Nöldechen, der sich der Theologie ergab, Volk und Oppermann, die Ostern 1823 nach Göttingen abgingen, die Rechte zu studiren. Das war nun ein großes Ereigniß für uns, und fast noch mehr für mich, den Zurückbleibenden, als für meine Freunde, mit denen ich in Briefwechsel trat. Es war Alles so unerhört, was sie mir schrieben, daß der lebhafteste Wunsch entstand, sie zu besuchen und dies fabelhafte Göttingen selber zu sehen. Meine guten Eltern gewährten mir die Mittel, in den Hundstagsferien 1823 diesen Wunsch zu befriedigen. Ich machte mich mit Simon und Klee unter der Anführung des Lehrers Wilke zu Fuß nach dem Harz auf, den ich so oft am Horizont als eine dunkle blaue Linie gesehen hatte. Wir besuchten zuerst den Unterharz, Ballenstädt, Blankenburg, Quedlinburg, Thal, die Roßtrappe, das Selkethal, den Falkenstein. Dann wandten wir uns durch das Rübethal der Richtung auf den Brocken zu, besahen unterwegs die Biels- und Baumannshöhle mit ihren seltsamen Tropfsteinbildungen, ergötzten uns an den Schnarcherfelsen zwischen Schirke und Elend und gelangten über die Heinrichshöhe auf den Brocken, wo indessen die Aussicht sowohl am Abend als am andern Morgen durch trübes, mitunter regnerisches, kaltes Wetter sehr verkümmert ward. Das Bewußtsein aber, uns auf dem höchsten Punkt von ganz Norddeutschland zu befinden, tröstete uns hierüber, wie über alle ausgestandenen Strapazen. Auf dem Brocken sahen wir nun selber jene ungeheuren, wild umhergestreuten Granitblöcke, die seinen Gipfel zu einem geeigneten Schauplatz für den Sabbath der Hexen machten, welche der Volksaberglaube, d. h. die Verzerrung, welche die alte Religion der Deutschen unter dem Christenthum empfangen hat, am ersten Mai hier tanzen läßt. Ich trennte mich hier mit Simon von Wilk und Klee, die eine andere Tour einschlugen, und wanderte mit ihm nordwestlich über den Rehberger Graben auf Nörthen und Göttingen zu.

Der Harz war damals noch nicht so gangbar, wie heutzutage, wo man sogar die Roßtrappe in einem recht bequemen Zickzackpfade gemächlich besteigen kann und wo aller Orten stattliche Hôtels dem Reisenden

allen möglichen Comfort bieten. Die Berliner haben den Harz ganz umgearbeitet. Mit Ausnahme der Gegend von Ellrich ist das Wilde seiner Physiognomie, was er damals noch hatte, sehr verschwunden. — Wie hätte ich mir träumen lassen, einige vierzig Jahre später im Eingang des Bodethals Kellner im schwarzen Frack, die Serviette unter dem Arm, vor den Thüren riesiger Gasthäuser, wie das Zehnpfund-Hôtel, wie der große Waldkater u. s. w. herumspazieren zu sehen! — Der Harz ist ein reizendes Gebirge, das, nach meiner Meinung, sich vorzüglich dadurch auszeichnet, daß es eine so große Mannichfaltigkeit der verschiedensten Formen vereinigt. Die Anmuth der Vorberge, wie des Ziegenrückens u. s. w. ist eben so groß, als die einiger Thäler, namentlich des Selkethales mit seinen schönen Bäumen. Das Bodethal wirft bei der Roßtrappe eine gigantische Felsenmasse auf. Der Ilsenstein bei Stollberg-Wernigerode bietet wieder eine ganz andere Gestalt dar, und die Blechhütte von Thale, die Eisenhammer von Mägdesprung, die Marmorschneidemühlen des Rübelandes, die Kohlenbrennereien von Andreasberg, die Kupfer- und Silberwerke von Goslar und Clausthal geben uns eine Kenntniß der verschiedensten Betriebszweige eines Berg- und Waldlandes. Da nun der Harz inmitten einer großen Ebene als ein isolirtes Gebirge liegt, so öffnet er nach allen Weltgegenden hin die anziehendsten Fernsichten, und wie wir von Magdeburg nach dem Brocken auszuspähen liebten, so suchten unsere Blicke von seiner Spitze den Magdeburger Dom. Man kann sich vorstellen, mit welcher Befriedigung ein so ganz auf die Romantik präparirtes Gemüth, als das meinige, die fürstlichen Schlösser und Gärten am Unterharz, die Burg des Falkensteins, die Ruinen der Lauenburg, die Teufelssteine zwischen Halberstadt und Quedlinburg u. s. w. aufnahm. Es war die höchste Zeit, daß ich all dergleichen als greifliche Wirklichkeit zu schauen bekam.

Ich wanderte, den Tornister auf dem Rücken, den Ziegenhainer in der Hand, mit meinem Gefährten in Göttingen ein, wo unsere Freunde, die in der breiten Weender Straße wohnten, uns freundlich beherbergten. Wir hörten nun von nichts, als von Duellen und von Schlägereien mit den Nachtwächtern und Pedellen erzählen. Heinrich Heine hat das damalige Göttingen — denn er studirte gerade dort — in einigen

Aufsätzen humoristisch, aber treffend geschildert, so daß ich mich enthalte, ihn ergänzen zu wollen. Unsere Freunde waren aber, bei allem Reiz, welchen das studentische Treiben für sie hatte, sehr fleißige Leute, die auf den pünktlichen Besuch der angenommenen Collegia hielten. Auch waren sie von allgemeinem Interesse beseelt, so daß sie nicht blos auf sogenannte Fachcollegien sich beschränkten, sondern auch philosophische Vorträge hörten. Es war für mich von hoher Bedeutung, mit ihnen in die Auditorien gehen zu können.

Ich besuchte mit meinen Freunden die Collegia, welche sie hörten. Mit Nöldechen ging ich in die theologischen. Hier hinterließ der alte Eichhorn, der gerade bei der Kritik der Hypothesen über den Verfasser der Mosaischen Genesis stand, bei mir einen großen Eindruck. Er wußte so überzeugend zu sprechen, als ob er beim Niederschreiben des letzten Textes zugegen gewesen sei. Es war unmöglich, seinen Beweisen zu widerstehen. Und diesen Mann hatte ich bis dahin nur als allgemeinen Literarhistoriker bewundert, während ich nun vernahm, wie er mit dem Hebräischen und Arabischen ganz vertraut war. Nöldechen nahm mich aber auch in ein Collegium mit, welches er aus besonderem Interesse für die Mathematik hörte. Dies war eine Vorlesung über Mathematik von Thibaut, welche von sehr vielen Studenten aus allen Fakultäten besucht ward, weil Thibaut es versuchte, die mathematischen Bestimmungen genetisch zu erklären. Ich schaffte mir später sein Lehrbuch an und lernte auch Manches daraus, ohne jedoch die erwartete Befriedigung zu finden. Er ging nicht philosophisch genug zu Werke, sondern wollte durch Beweglichkeit der Linie die Gestaltabänderung erklären. Mit Volk und Oppermann ging ich ein paarmal, den großen Romanisten Hugo zu bewundern. Er galt für den Matador unter den damaligen Göttinger Berühmtheiten. Auch Blumenbach, mit dessen Lehrbuch der Naturgeschichte ich bekannt war, wurde in der Physiologie besucht. Er handelte gerade vom Pulsschlage und ermangelte nicht, sein Auditorium durch scurile Späße aufzuheitern, z. B. durch eine launige Kritik der Versuche, das Wort Puls durch ein deutsches Wort, Praller u. dgl. zu ersetzen. Das besuchteste Auditorium hatte damals der Historiker Sartorius, wo sich wohl an dreihundert Studenten zusammenfanden. Mit großer Ehrfurcht kam ich zu Heeren, da ich dessen

kleine hiſtoriſche Schriften, namentlich ſeine berühmte Preisſchrift über die Urſachen der Kreuzzüge, kannte und Strebe ſein Handbuch der neueren Staatengeſchichte in Prima eingeführt hatte. Er hatte einen ganz vorzüglichen Vortrag. Er ſprach in der Ethnographie, die Volk bei ihm hörte, gerade über die Inſel Madagascar und entwarf ein ſo anſchauliches Bild von ihr, daß ich ganz entzückt war. Von den eigentlichen Philoſophen wurden Schulze in der Anthropologie und Bouterweck in der Religionsphiloſophie beſucht. Bouterweck hatte ich bis dahin nur als Literarhiſtoriker und als Verfaſſer eines Romans: Donamar, kennen gelernt. Wie imponirte es mir, ihn nun über den Pantheismus reden zu hören! Er war der eleganteſte Docent in Diction, Manieren und Kleidung. Die Aeſthetik war ſein ſtärkſtes Collegium, aber auch die Religionsphiloſophie erfreute ſich zahlreicher Zuhörerſchaft, ſelbſt an dem berüchtigten Grafentiſch dicht vor dem Katheder.

Die Profeſſoren laſen alle in ihren Häuſern. Jeder hatte ſich ſein Auditorium nach Gelegenheit und nach ſeinem Geſchmack eingerichtet. Die Individualität des Docenten, der oft nur aus ſeiner Studirſtube durch eine Tapetenthür in ſeinen Hörſaal trat, wurde dadurch zu einer viel breiteren und behäbigeren Erſcheinung gemacht.

Nicht weniger, als dieſer erſte Einblick in die akademiſche Lehrthätigkeit, von der ich damals nicht die geringſte Ahnung hatte, ihr ſelber das ganze Leben hindurch anzugehören, feſſelte mich die Bibliothek. Durch mein mehrjähriges Amt bei der Schulbibliothek des Kloſters war ich mit dem Formalismus des Bibliothekweſens wohl vertraut. Aber die rieſenhaften Verhältniſſe, die mir hier entgegentraten, überwältigten mich. Ein Saal nur für die Folianten der Kataloge! Und nun die Lokalität der Benutzung. Ich, ein Fremder, ich, noch ein Gymnaſiaſt, durfte frei in den Bücherſälen umhergehen und die Titel der Bücher leſen. Ich durfte ein Buch ſogar zum Leſen herausnehmen, mich damit an einem mit grünem Tuch behangenen Tiſch ſetzen und hatte weiter keine Verpflichtung, als es, nach gemachtem Gebrauch, auf dem Tiſch liegen zu laſſen. Ich wollte es kaum glauben, als ich auf dieſe Weiſe Grimm's Ausgaben des Hildebrand- und Hadubrand-Liedes, wonach ich ſo lange geſchmachtet hatte, in den Händen hielt. Wir ließen uns zwar auch von einem Bibliothekdiener die Merkwürdig-

keiten der Bibliothek zeigen, aber ich habe sie bald vergessen, denn ich hatte nur Sinn für das, was ich von Schriften zur altdeutschen Literatur sehen konnte. Ich wagte es, nach einigen Besuchen, den Professor Beneke, der zugleich Bibliothekar war, um manche Nachweisung anzugehen, welche er mir mit großer Freundlichkeit ertheilte.

So verliefen vierzehn Tage in angestrengtester Thätigkeit. Ehe wir aber von Göttingen schieden, sollte noch ein größerer Ausflug nach Cassel gemacht werden.

Wir vier, Volk, Oppermann, Simon und ich mietheten uns einen Wagen, der uns erst mitten in der Nacht bis zu einer Vorstadt brachte. Das Thor der eigentlichen Stadt war geschlossen und wir mußten froh sein, in einer Ausspannung unter Fuhrleuten auf Stroh ein Lager zu finden, bis wir am Morgen nach dem Hof von England fuhren. Es war Sonntag und wir hatten den Nachmittag, als wir Wilhelmshöhe besuchten, das Vergnügen, die Wasser springen zu sehen. Wir besahen auch die Löwenburg mit ihrer künstlichen Mittelalterphysiognomie und was sonst Merkwürdiges sich darbot. Mir war Cassel deshalb besonders interessant, weil mein Vater, wie ich erzählt habe, hier drei Jahre als Beamter Jerome's gelebt hatte. Ich konnte nun das Theater seiner Schwelgerei mit eigenen Augen schauen, auch das Marmorbad, in welchem er Kraftbäder, wie ein Tiberius auf Capri, genommen haben sollte.

Oppermann hatte auf dieser Fahrt einen köstlichen Humor. Er persiflirte mich und Simon beständig, wenn wir in romantische Schwärmerei verfallen wollten, mit den treffendsten und barocksten Witzen. Es regte sich darin schon die Ironie gegen die Romantik, die von Göttingen durch Heine ausging.

Ueber Clausthal, Goslar, Stollberg-Wernigerode und Halberstadt, von hier ab in dem damals noch schauerlich unbequemen Postwagen, kehrte ich mit Simon nach Magdeburg zurück.

V.

Melancholie des Jünglings. Karl Immermann.

Die Reiſe nach Göttingen hatte mir einen großen Stoff neuer Anſchauungen gegeben, den ich aber damals nicht weiter verarbeitete. Ich verfiel in eine ganz melancholiſche Stimmung. Buſchmann war Oſtern nach Berlin, Nöldechen, Volk und Oppermann nach Göttingen abgegangen. Eben hierhin ging Michaelis auch Klee ab. Ich fühlte mich mit Simon vereinſamt. Das Pädagogium war in einem tiefen Verfall. Hennig liebte es, ſtatt mit uns hebräiſch zu treiben, den größten Theil der Stunde mit uns über die andern Lehrer zu ſprechen und uns durch ſeine hämiſch witzige Kritik zu corrumpiren. Er erſchütterte unſere Achtung und unſer Vertrauen allmälig bis dahin, daß wir uns recht mißbehaglich fühlten und uns danach ſehnten, aus dieſem Zuſtand herauszukommen. Ich halte dieſe Bekrittelung der anderen Lehrer von einem Lehrer mit Schülern, welche er durch ſeinen Vorgang auffordert, ihm alle von ihnen ausgeſpäheten Schwächen und Lächerlichkeiten ſeiner Collegen zuzutragen, für eine pädagogiſche Sünde. Selbſt wenn ſie die Wahrheit trifft, nützt ſie dem Schüler nichts. Wohl aber raubt ſie ihm die Ehrfurcht vor aller Autorität und reizt ihn zu einem falſchen Uebermuth.

Ich ſuchte nach einem höheren Anhalt, als mir die Schule bot. Ich war von der Lectüre und Nachahmung Ernſt Schulze's zu Schiller fortgeſchritten. Cotta veranſtaltete in jener Zeit die erſte Geſammtausgabe ſeiner Werke in Duodez. Mein Vater pränumerirte ſofort darauf. Es war ein nationales Ereigniß, von welchem man jetzt, wo Schiller's Werke für ein paar Thaler zu kaufen ſind, gar keine Vor-

ſtellung hat. Ein Schauſpiel: die Bürgſchaft, hatte ich nach Schiller's Ballade in drei Acten ſchon hinter mir. Buſchmann war ſchon zur Tragödie vorgeſchritten. Ich wollte nicht zurückbleiben und nichts Geringeres, als eine Nachahmung des Wallenſtein verſuchen. Wo aber den Stoff hernehmen? Da für mich die germaniſchen Stämme der Völkerwanderung damals ſo hoch ſtanden, ſo iſt es nicht zu ſehr zu verwundern, daß ich darauf kam, die Geſchichte des weſtgothiſchen Königs Wamba zu dramatiſiren. Der Contraſt dieſes tapfern und edlen Mannes mit ſeinem pietiſtiſchen Vorgänger Reckared, ſein Kampf gegen die Saracenen, welche Spanien ſchon mit einer Landung bedrohten, ſein früher Untergang, ſchienen mir ſehr günſtige Momente darzubieten. Ich fing im Herbſt 1822 mit einem Vorſpiel an: das Lager der Weſtgothen vor Toledo. Es war ein Abklatſch des Schiller'ſchen Wallenſteiniſchen Lagers. Ein Volksſänger, welcher die Thaten des jugendlichen Oſtgothen Theodorich gegen Byzanz pries, und ein Soldatenlied, als Pendant zu dem Schiller'ſchen Reiterliede, fehlte natürlich auch nicht. Das Stück ſelbſt aber bekam ich nicht fertig, weil ich noch nicht hinlängliche Erfahrung für dramatiſche Arbeit hatte. Da es im Drama vor Allem auf Handlung ankommt, ſo muß der Dichter den Plan des Ganzen, Act vor Act, Scene vor Scene, fertig machen, bevor er an die Ausführung geht. Dieſe muß er in continuirlicher Folge niederſchreiben, weil immer Scene aus Scene entſpringen ſoll. Jedes Wort, das geſprochen wird, geſtaltet ſich zu einer Bedingung für den weiteren Verlauf. Nun entwarf ich auch einen Plan, ließ mich aber verführen, diejenigen Scenen, die eine vorzügliche Wirkung verſprachen, außer dem Zuſammenhang zu bearbeiten. Ich fing die Ausführung z. B. mit einem, nach meinem Sinne, prachtvollen Monolog Wamba's an, der den Schluß des dritten Actes ausmachen ſollte. Wenn ich ihn mir mit wanderſchütterndem Pathos vordeklamirt hatte, bildete ich mir ein, die Zuhörer müßten ebenſo davon ergriffen werden, als ich es ſelbſt war. Im weiteren Verlauf der Arbeit ſtockte ich jedoch ſo oft, daß ich ſie zuletzt aufgab.

In eben jener Zeit war ich auch mit Novalis bekannt geworden. Galt er doch in der romantiſchen Schule für den Propheten, in welchem Philoſophie, Religion und Poeſie ſich auf das Tiefſte vereinigten.

Die Hymnen an die Nacht, die Lehrlinge von Sais und Heinrich von Ofterdingen übten auf mich einen grenzenlosen Zauber. Auch die schwärmerische Mystik der religiösen Lieder Hardenbergs ging mir zu Herzen. Die Fragmente desselben beschäftigten mich dermaßen, daß ich nach meiner encyklopädischen Art später damit umging, aus ihnen die verschiedenen Wissenschaften herzustellen. Ich kaufte mir Novalis Werke und fing an, die Fragmente mit Nummern und mit Buchstaben zu versehen, welche die jedesmalige Wissenschaft bezeichnen sollten, wohin das Fragment gehörte. Bald aber zeigten sich unerwartete Schwierigkeiten. Einmal wußte ich oft nicht in welche Kategorie ein Satz eigentlich zu bringen sei. Novalis durchbrach mit seinem Standpunkt die Grenzen, welche die Wissenschaft der Aufklärung für die verschiedenen Gebiete des menschlichen Erkennens gezogen hatte, mit revolutionärer Ahnung. Sodann aber zeigte es sich, daß ich die Fragmente, die ich einer gewissen Provinz als gemeinsam zuweisen konnte, unter sich selbst wieder ordnen mußte, wenn sie einen Zusammenhang gewinnen sollten.

Hier befand ich mich in größter Verlegenheit, weil ich offenbar noch nicht gebildet genug war, das Rechte zu treffen.

Ich wußte ja noch gar nicht, daß ich hier mit Schelling'scher Naturphilosophie zu thun hatte. Das bloße Zusammenstellen der Sätze gab auch noch nicht, was ich eigentlich in einem dunklen Drange ersehnte, nämlich eine Erkenntniß, denn es fehlte die Entwickelung. Ich hatte in den Sätzen mit lauter Resultaten zu thun, die mich unendlich frappirten, mir in ihrem Ursprung jedoch unklar blieben. Z. B. Novalis sagt: „Das Thier ist eine brennende Pflanze". Ungefähr verstand ich dies, aber ich wußte doch nicht, was ich wissenschaftlich daraus machen sollte. Ich wurde leider bei diesem Mysticismus durch gar manche Einwirkungen lange festgehalten.

In damaliger Zeit war es ein Amtmann Eisfeld, der wegen eines Staatsvergehens auf der Citadelle saß, jedoch die Stadt besuchen durfte und meinem Vater empfohlen war. Dieser Mann kam nun öfter Sonntags zu uns und ließ sich auch mit mir ein. Seine Hauptidee war, in den Tönen einer Sprache auch die Bedeutung der Wörter wiederzufinden, d. h. das sogenannte onomatopoetische Prinzip auf die gesammte Wortbildung auszudehnen. Dies ist ein Irrthum, der sich

von Zeit zu Zeit immer wieder erneuerte. Die Verſuchung im einzelnen Laut als dem einfachſten Element des Wortes eine Verwandtſchaft mit dem Inhalt der Vorſtellung zu finden, welche das Wort bezeichnet, liegt nahe. Schon zu Plato's Zeit, wie uns ſein Dialog Kratylos zeigt, hat es nicht an ſolchen Experimenten gefehlt. Innerhalb einer einzelnen Sprache, oder, wenn man weiter gehen will, innerhalb eines Sprachſtammes, der ſich in mehrere Sprachen verzweigt, wird ſich eine gewiſſe Analogie der Lautgeſtaltung für gewiſſe Gruppen von Vorſtellungen befeſtigen können, allein in anderen Sprachen werden dieſelben Vorſtellungen durch ganz andere, oft entgegengeſetzte Laute ausgedrückt werden. Die Klangnachahmung ſelber hat nur einen beſchränkten Umfang für alles Hörbare. Das Sichtbare, welches nicht zugleich hörbar iſt, wie die Farbe oder die in ſich ruhende Geſtalt, geht ſchon über die Klangnachahmung hinaus. Der noch höhere Kreis aber von rein pſychiſchen Affecten und der noch abſtractere von reinen Verſtandesbegriffen iſt ſchon völlig gleichgültig gegen ſeine Lautform. Der Amtmann Eisfeld hatte ſich aus einem beſchränkten Sprachgebiet einen Vorrath von Wörtern geſammelt, mit dem er mir zuerſt imponirte; weil mir überhaupt der ganze Gedanke durch ihn als ein neues Problem entgegengebracht wurde. Ich ward ihm bald unbequem, weil ich etwas Hebräiſch wußte; während er nur die alten Sprachen, das Romaniſche und Deutſche zur Beweisführung verwenden konnte. Wären die Vorſtellungen mit gewiſſen Lauten urſprünglich homogen, ſo müßten folgerecht alle Sprachen im Grunde die nämlichen Laute für die nämlichen Vorſtellungen erzeugen, was keineswegs der Fall iſt.

Eisfeld legte einen großen Nachdruck auf die Vocale. Gerade für ſie aber konnte ich ihm aus dem Hebräiſchen nachweiſen, daß der Vocal gegen die Beſtimmtheit des Conſonanten als ein ſehr flüſſiges, verwandelbares Moment untergeordnet iſt. Die Vocale ſchwanken in einander hinüber. Ich brachte ſchließlich aus dieſen Sonntagsunterhaltungen, die ſich einige Monate hindurch erneuerten, nichts als eine geſchärfte Aufmerkſamkeit auf die muſikaliſche Seite der Sprache heraus. Die Art und Weiſe aber, wie Eisfeld ſeine Anſicht vortrug, hatte etwas Geheimnißvolles, was mit den Myſterien des Novalis ſich ſehr wohl vertrug.

Da Novalis selber für die Fortsetzung seines Heinrich von Ofterdingen ein Programm hinterlassen hatte, so stand der Entschluß, diesen Roman fortzusetzen, sehr bald bei mir fest. Es fiel mir gar nicht ein, daran zu zweifeln, daß ich dies vermöchte. Da ich mich so viel mit dem Mittelalter beschäftigte, so schien mir diese Aufgabe recht für mich gemacht, mein Wissen vom Orient und Occident an den Mann zu bringen und in eben so schönen Worten und Perioden, wie Novalis, Begebenheiten, Charaktere und Gegenden zu schildern. Ich wollte die Fortsetzung gleich im Morgenlande beginnen lassen. Das Kaschemirthal war damals der Ort, wohin man den paradiesischen Anfang der Menschheit zu verlegen pflegte. Diese Scenerie wurde auch ausgeführt, da ich in Reisebeschreibungen wohl bewandert war. Ich ließ Ofterdingen hier, an den Ufern des Behatstromes, in dem Palast eines indischen Fürsten als Gefangenen auftreten und hier mit der uralten Weisheit des Morgenlandes, von welcher ich durch Friedrich Schlegel's Buch von der Weisheit und Sprache der Inder, die höchste Vorstellung hegte, mit Brahmanen in Verkehr treten. Ueber diesen glänzenden Anfang kam ich aber nicht hinaus. Novalis hatte seinen Heinrich zu einem idealen Culturmenschen machen wollen, der auch dem Handel, überhaupt dem werkthätigen Leben, nicht fremd bleiben sollte. Auch die Arbeit sollte als ein priesterliches Amt idealisirt werden. So sollte nun Heinrich bei mir mit einer Karavane als der Urform des orientalischen Völkerverkehrs weiter gelangen, ich weiß nicht mehr wohin, aber dabei blieb es auch.

Es war dies im Herbst 1822 nach meiner Krankheit. Die weiche Stimmung, welche ihre Schwäche bei mir zurückgelassen hatte, harmonirte mit der Sehnsüchtigkeit der romantischen Muse. Es war mir aber fast gleichzeitig noch ein anderes Element eingeimpft worden, welches sich mit dem Mystischen und Orientalisirenden von Novalis nicht vertrug. Dies war das Heinse'sche. Heinse war von Wieland ausgegangen. Von diesem hatte ich Oberon, Idris und Zenide, Geron den Adlichen, Pervonte, Musarion und noch einiges Andere gelesen, weil es mit meiner Vorliebe für die mittelalterliche Dichtung zusammenhing.

Auch von seinen Nachahmern, Müller und Alxinger, hatte ich die Rittergedichte gelesen. Daß sie mich im Innersten recht ergriffen hätten,

müßte ich lügen. Nun gerieth ich aber auf Heinſe's Briefwechſel mit Gleim und Wieland. Der wilde Drang dieſes Kraftgenies entzückte mich. Seine Beſchreibung der Bilder der Düſſeldorfer Gallerie namentlich der Amazonenſchlacht von Rubens, ſeine Schilderung des Rheinfalls u. ſ. w. riſſen mich hin. Als ich daher auf einer Auction Ardinghello in der Originalausgabe kaufen konnte, zögerte ich nicht. Ich verſchlang ſeine Lectüre. Der Erdgeiſt fuhr in alle meine Sinne. Die Macht der bildenden Kunſt, die Schönheit der antiken Statuen, entſchleierte ſich zuerſt meinem Blick, aber auch der Genuß, welchen der Reiz der nackten Geſtalt gewährt. Heinſe unterrichtete mich, hier mit ganz anderen Augen zu ſehen, als ich bis dahin gewohnt war, wo ich entweder ganz unbefangen geblieben war, oder dem weiblichen Geſchlecht gegenüber bei näherer Berührung mit ihm, z. B. beim Tanz, mich mit Verſchämtheit benommen hatte. Er malte nicht mit ſchelmiſcher Lüſternheit, wie Wieland, ſondern predigte das Naturevangelium mit einer gewiſſen Andacht und Kühnheit, die mich verwirrte. Er machte nicht viel Worte, aber er entflammte die Sinnlichkeit durch die Offenheit und Keckheit ſeiner üppigen Situation. In den vielen Betrachtungen über die Sculptur, welche ſeinem Ardinghello einverleibt ſind, zog er das Winkelmann'ſche Kunſtideal zu einem naturaliſtiſchen Zerrbilde herunter. Er trat aber mit einer ſolchen Sicherheit, ich möchte ſagen, Unſchuld und Begeiſterung auf, daß ich ihn damals weit über Wieland ſtellte, deſſen Agathon ich wiederholt angeleſen hatte, ohne ihn je zu Ende zu bringen.

Man kann ſich vorſtellen, in welche Kämpfe ich verſtrickt wurde. Heinſe predigte Natur, Novalis predigte Natur. Bei jenem aber wurde ſie Fleiſch in der ſchönen Göttin der Liebe, während ſie bei dieſem in einer mir zwar unbegreiflichen, eben deswegen aber um ſo ſpannenderen Verklärung endigen ſollte. Ich ſchwankte zwiſchen dem ſanften Druck einer warmfühlenden Mädchenhand und zwiſchen dem ekſtatiſchen Seherblick der Augen der himmliſchen Sophie unglückſelig hin und her. Jetzt iſt es mir nicht mehr zweifelhaft, daß in der Religion, wie Novalis ſie faßt, auch die Wolluſt, ſelbſt in der Form des Schmerzes, ein ſehr bedeutender Factor iſt. Seine Hymnen an die Nacht, die ich ſo oft mit tauſend unbeſtimmten Ahnungen las, ohne ſie je recht ver-

ſtehen zu können, athmen eine ungeheure Wolluſt, die ſich nur im Zeugen von Welten, wie eine indiſche Gottheit, genug thun könnte.

In dieſer Noth erſchien mir eine außerordentliche Hülfe. Es war die nähere Bekanntſchaft mit Göthe's Schriften. Von dieſen hatte ich bis dahin nur oberflächlich Notiz genommen. Der Cultus unſeres ganzen Hauſes war Schiller zugewendet, der uns auch auf dem Theater zugänglich war, wohingegen von Göthe auf einer Provinzialbühne, wie die Magdeburger, damals gar nichts aufgeführt wurde. Volk hatte ſich den Fauſt gekauft, eine auf ſchlechtem Papier mit lateiniſchen Lettern ſchlecht gedruckte Originalausgabe von 1809 in Duodez. Kurz zuvor, ehe er nach Göttingen abging, borgte er ſie mir Ende April 1823, nachdem er mir Wunderdinge von dem Gedicht mitgetheilt hatte. Ich brachte zwei Tage hinter einander an der Lectüre zu, die mich, wie auf Flügeln, in eine neue Welt erhob. Ohne, daß ich ein Bewußtſein darüber gehabt hätte, ergriff mich die Situation, von welcher Fauſt ausgeht, die Verzweiflung des Idealismus, deſſen Magie Geiſter beſchwört, und der Uebergang von hier zum Realismus der Wirklichkeit, wie ſie einmal iſt, auf das Tiefſte. Hier ſchlugen Worte an mein Ohr, die mich ermuthigten, durch äußerſte Entzweiung hindurch Verſöhnung zu hoffen. Von hier ab habe ich, wie man weiter ſehen wird, der ganzen Fauſtliteratur eine ſtete Aufmerkſamkeit zugewendet.

Ich fing aber auch an, ruckweiſe mehr von Göthe zu leſen. Es mag das auch ganz gut geweſen ſein, da er mir viel ſchwerer als Schiller zu faſſen war. Göthe's Productionen ſind von einer ſo großen Mannichfaltigkeit, daß ein Gymnaſiaſt, der noch dazu, wie ich, durch tauſend andere Eindrücke zerſtreut wurde, ſie ſich nur im geringen Grade aneignen kann. Zu Göthe's Romanen kam ich erſt in Berlin. Bald nach dem Fauſt las ich in einer alten Ausgabe von 1787 Gedichte, die Mitſchuldigen, Iphigenie, den Triumph der Empfindſamkeit und im Herbſt die Elegien. Was mir ſogleich auffiel, war die ganz andere Behandlung der griechiſchen Mythologie, als bei Schiller. Bei dieſem iſt ſie zur höchſten denkbaren Wiedergeburt durch das Humanitätsideal gelangt.

Noch jetzt, in meinem Greiſenalter, kann mich die maleriſche und zugleich ſeelenvolle Weiſe, wie Schiller die griechiſchen Götter uns ver-

gegenwärtigt, mit einer unaussprechlichen Wonne erfüllen. Bei tausend Anlässen kommen mir seine Worte in's Gedächtniß. Auch ein Gymnasiast, welcher mit der Ilias und Odyssee viel Arbeit hat, wird überwältigt und auf die Höhen der Menschheit gerissen, wenn er den Schluß des Spazierganges liest:

„Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns."

Die melancholische Stimmung, von der ich oben sprach, wurde durch unsere häuslichen Zustände sehr gefördert. Meine gute, geliebte Mutter war immer kränklich gewesen. Wir waren daran gewöhnt. Ihr Geist erhob sich immer siegreich über ihre Leiden. Sie las viel; zuletzt einen Roman von Benzel-Sternau: der alte Adam, eine neue Familiengeschichte. Um sich mit uns darüber unterhalten zu können, mußten wir Kinder ihn auch lesen. Der Jesuitismus, dessen Schleichwege darin mit großer Sachkenntniß geschildert werden, interessirte sie auf das Lebhafteste. Wir sprachen von dem Jesuiten Bleimann endlich wie von einer Person, die wir selber gekannt hätten. Der Haß, mit welchem ich stets gegen die Jesuiten erfüllt gewesen bin, hat bei mir hier seine ersten kräftigen Wurzeln geschlagen. Die Mutter wurde nun so krank, daß sie das Bett nicht mehr verlassen konnte. Sie litt an einem Blutkrebs in der Milz. Ich ziehe einen Schleier über die schrecklichen Stunden, die wir voll Angst und Sorgen verlebten. Meine Schwester und eine Wartefrau nahmen nun mit der Kranken die eine Hälfte der Wohnung ein, ich mit dem Vater die andere. Unsere ganze Hausordnung änderte sich nun, bis die arme Dulderin Ende Januar 1824 erlöst wurde. Sie war um Mitternacht gestorben. Der am Morgen herbeigerufene Arzt erklärte, daß sie wirklich todt sei. Am Nachmittag trug ich mit der Frau Torges, der Wärterin, den Leichnam aus dem Wohnzimmer in eine große anstoßende Stube, wo wir ihn auf eine große Matratze legten und mit einer weißen Decke umhüllten. O, wie furchtbar war mir dieser Gang! Ich hatte den Leichnam am Kopfende gefaßt und blickte nun auf die lieben Augen hinunter, die sich für immer geschlossen hatten, auf die lieben Lippen, die für immer verstummt waren. Nie habe ich später in Kirchen oder Bildergalerien Gemälde von der Grablegung Christi sehen können, ohne an diese schmerzliche Scene erinnert zu werden. Die Mutter hatte stets eine

große Angſt vor dem lebendig Begrabenwerden geäußert. Als nun die Nacht kam, befiel mich in den ſchlafloſen Stunden der Zweifel, ob die Mutter auch wirklich todt ſei, obwohl der Arzt ſie dafür erklärt hatte. Ich ſchlief mit dem Vater in derſelben Stube. Ich wagte aber nicht, ihm meine Beſorgniß zu äußern. Oft war ich verſucht, eine Lampe zu ergreifen, die wir ſchwachbrennend in eine Ecke geſtellt hatten. Ich hätte aber durch mehrere Zimmer oder durch die Küche über den Hausflur gehen müſſen und damit Alles allarmirt. So lag ich denn, bis der Morgen dämmerte. Kaum hörte ich aber, daß meine Schweſter und die Magd aufgeſtanden waren, ſo litt es mich nicht mehr im Bett. Ich ſtand auf und ſchlich mich ſo unbemerkt als möglich nach dem Leichenzimmer. Mit Bangigkeit und Schaudern trat ich ein. Mit Thränen näherte ich mich dem Leichnam. Bebend erfaßte ich die Decke, die wir über ihn gebreitet hatten und hob ſie zitternd ab. Nun beugte ich mich, Augen und Lippen, ſowie die Finger der hingeſtreckten Hände ganz genau zu unterſuchen, ob auch nicht irgend eine Bewegung der Lage ſichtbar wäre, die eine Regung des Lebens verriethe. Außer einer Veränderung der Farbe des Geſichts, die noch bleicher geworden war, konnte ich aber nichts entdecken, was mich beunruhigt hätte. Nachdem ich der Mutter zum letzten Mal die kalte Hand geküßt, die mich ja oft geſtreichelt hatte, deckte ich den Leichnam wieder zu und ſchlich mich wieder zur Hinterſtube zurück. Dem Vater ſagte ich nie etwas von dieſem fürchterlichen Gange, und meiner Schweſter erſt, nachdem der Tag des Begräbniſſes vorüber war.

Während der monatelangen Dauer der Krankheit der Mutter war von außen her eine ganz neue Anregung an mich gekommen. Der Kloſterpforte gegenüber in der Kloſterſtraße war das Haus des Kriegsraths Immermann. Dieſer treffliche Mann hatte drei Söhne. Mit dem jüngſten, Hermann, rückte ich von Klaſſe zu Klaſſe. Der mehrere Jahre ältere Bruder Ferdinand war in der oberen Klaſſe einer der ausgezeichnetſten Schüler, zu dem wir mit Bewunderung emporblickten. Er machte ſeine Studien in Halle, kam zurück und wurde noch in Prima unſer Lehrer für das Deutſche. Auch das Hebräiſche überkam er. Der älteſte Bruder, Karl, war Auditeur in Münſter. Hier hatte er 1822 drei Trauerſpiele herausgegeben, die ſofort eifrig von uns

Schülern geleſen wurden. Es war: „Die Schlacht von Ronceval“, „Laura und Petrarca“, „Edwin“; das letztere ein Stoff aus der Angelſächſiſchen Geſchichte. Man konnte unſchwer die Muſter auffinden, denen Immermann nachgeſtrebt hatte. Das Thal oder die Schlacht von Ronceval war im Styl von Ludwig Tieck's Romantik, Laura und Petrarca nach Göthe's Taſſo, Edwin nach Shakeſpeare's hiſtoriſchen Dramen gedichtet. Daß aber ein Magdeburger, ein ehemaliger Schüler des Pädagogiums, ſich mit ſolchen Productionen hervorwagte, war eine für uns ganz außerordentliche Thatſache. Das proſaiſche Magdeburg hatte einen Dichter hervorgebracht. Ein Vetter von mir, Heinrich Zſchokke, war freilich auch ein Magdeburger. Er hatte einen Abellino, ein Seitenſtück zu Schiller's Räubern, drucken laſſen. Dieſer Abellino, der große Bandit, wie er im Nebentitel hieß, wurde ſogar noch zuweilen gegeben. Aber Zſchokke war lange ſchon ſeiner Vaterſtadt entfremdet. Er war Schweizer Bürger geworden. Dieſer Carl Immermann dagegen kam jetzt von Münſter als Criminalrath nach Magdeburg und wohnte wieder bei ſeinem Vater, dem Kloſter gegenüber; wir ſahen ihn bei ſeinem Bruder Ferdinand aus- und eingehen. Wir trafen ihn öfter, da dieſer zu ebener Erde nach der Straße hinaus wohnte, im Zwiegeſpräch mit demſelben vor dem Fenſter; wir vernahmen von Hermann die Einzelheiten ſeiner Lebensweiſe und gelegentliche Aeußerungen. Er war ſehr fleißig. Wenn ich Mittwoch und Sonnabend Morgens zwiſchen ſechs und ſieben Uhr in der Finſterniß des Winters zu ſeinem Bruder ging, die hebräiſche Bibel zu überſetzen, ſo ſah ich ſchon immer ſein Licht ſchimmern. Ich wußte, daß er dann, ſich im Engliſchen zu üben, den Ivanhoe von Walter Scott überſetzte. Er dichtete auch zu einem Familienfeſte ein kleines Luſtſpiel: „Die Prinzen von Syrakus“, worin er ſich ſelbſt mit ſeinen Brüdern ſchilderte. Es war ganz in der Art des Tieck'ſchen „Zerbino“ mit der beliebten Ironie und mit ganz ungeheuerlichen Wortſpielen componirt, deren wir uns alsbald bemächtigten. Die perſönliche Erſcheinung Immermann's hatte eine gewiſſe Herbheit an ſich. Man fühlte, daß in dieſer kräftigen Geſtalt ein ernſter Geiſt waltete, der alles Unbedeutende, Gemeine von ſich abſtieß und zum unerbittlichen Spott dagegen neigte.

Die Folge der ſo unmittelbaren Nähe dieſes Mannes, mit welchem

ich weiterhin noch in engere Berührung kommen ſollte, war, daß ich nun noch mehr Verſe als ſonſt machte. Die Melancholie, die in mir brütete, lagerte ſich auch um die Weihnachtszeit 1823 in einer Anzahl Elegien ab, worin ſich der Ton des Schiller'ſchen Spaziergangs mit dem Ton der Göthe'ſchen Elegien vermiſchte. Als ich 1847 in einem Bande meiner Studien auch eine Auswahl aus meinen Gedichten unter dem Titel: „Metamorphoſen des Herzens" drucken ließ, habe ich unter der Ueberſchrift: „Antik-romantiſches Aufdämmern" fünf von jenen Elegien aufgenommen.

Aber trotz dieſer Elegien, trotz meiner melancholiſchen Stimmung, trotz des Kummers über die Todeskrankheit der lieben Mutter machte ſich im Laufe des Winters bei mir auch die Luſt am Komiſchen geltend. Ich ſchrieb eine Satire auf mich ſelbſt. Ich hatte ſo Vieles angefangen und ſo Weniges vollendet. Jeder neue große Eindruck hatte mich zur Nachahmung gereizt. Ich hatte nach Voß Idyllen in Hexametern, Alcäiſche Oden nach Horaz, Stanzen und Sonette nach Schulze, eine nordiſche Erzählung mit eingemiſchten Verſen, nach der Manier von Fouqué's Zauberring, gedichtet. Ich hatte die Hermannsſchlacht in der Nibelungenſtrophe beſungen. Ich hatte im Winter ein Trauerſpiel nach Schiller's Wallenſtein angefangen. Ich hatte Novalis' Oſterdingen vollenden wollen. Und was hatte ich nicht außerdem von Arbeiten zur Geſchichte der Völkerwanderung und unſerer altdeutſchen Literatur unternommen! Wenn nicht noch ſauber geſchriebene Trümmer aller dieſer Tendenzen vor mir lägen, würde ich es jetzt kaum für möglich halten. Ich kann nur bedauern, ſo viel Kraft und Zeit an ſo unfruchtbare Themata verſchwendet zu haben, aber der Wahn, in dieſem Wuſt der Völkerwanderung und des Mittelalters den friſchen Spuren des germaniſchen Geiſtes zu begegnen, ließ mich die Dürftigkeit des Inhalts überſehen. Ich gewann wenigſtens die Freiheit, mein Treiben von ſeiner formellen Seite her zu verſpotten. Ich dichtete nach der Art der kleinen Körner'ſchen, damals ſehr beliebten Luſtſpiele auch ein ſolches: „Der Projectmacher", in Alexandrinern. Ich theilte es meinem verehrten Lehrer Ferdinand Immermann mit. Und als dieſer daſſelbe recht beifällig aufnahm, bat ich ihn, es als Andenken von mir zu behalten, was er auch that.

Es herrſchte damals in Magdeburg, wie an ſo vielen anderen Orten, eine heftige Gährung, die nicht recht wußte, was ſie wollte. Die Freiheitskriege waren vorüber, die Burſchenſchaft, die von einem deutſchen Kaiſer träumte, wurde polizeilich verfolgt; die weichlichſte Empfindelei wucherte in aller Breite empor; Clauren und van der Velde wurden die Helden der Literatur, wenn auch Körner, Fouqué und Arnim neben ihnen noch viel geleſen wurden. Mein Freund Eduard Hänel, der älteſte Sohn des Hofbuchdruckers in der Kloſterſtraße, wollte gern etwas für diejenigen thun, die höher hinausſtrebten, als der Horizont des „Magdeburger Wochenblatts“ damals der einzigen Zeitſchrift neben der einzigen Zeitung, der Faber'ſchen, es erlaubte. Er begann eine Zeitſchrift: „Phantaſus“, gedruckt auf ſchönem Papier mit ſchöner Titelvignette. Aber bald zeigte ſich, daß es an productiven Kräften in Magdeburg fehlte, das Unternehmen zu halten, und es ging nach einem halben Jahre wieder ein. Ich ſelbſt habe nichts darin drucken laſſen. In den letzten Monaten friſtete das Blatt ſich nur durch Auszüge aus andern Zeitſchriften und aus Büchern.

In jene Elegien hauchte ich allen Schmerz einer redlich ſtrebenden Jünglingsſeele, welche mit Bangen in ihre Zukunft blickt. Einerſeits lachte die Welt mich an. Ich ſehnte mich, die Luſt, welche ſie bieten kann und welche ich ſo oft von den Dichtern geſchildert geleſen hatte, ſelbſt zu erfahren. Andererſeits ſtieß mich der Zuſtand der Welt, ſo weit ich ihn ſchon in Erfahrung gebracht hatte, zurück. Er empörte mich durch die Niedrigkeit der Geſinnung, die ich bei ſo vielen Mitlebenden wahrzunehmen glaubte. Wie Hölderlin hielt ich die Griechen für das einzige Volk, welches frei und glücklich und in ſchöner Ausgeſtaltung ſeiner Sitte und Religion exiſtirt habe. Dies war unſtreitig eine Nachwirkung der Beſchäftigung mit den alten Claſſikern, ſo wie der Lectüre der Gedichte Schiller's und ſeiner Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechts. Vom Chriſtenthum war nichts, als eine trübe Confuſion in mir, die ich in einen Winkel meines Bewußtſeins zurückſchob. Ich war allerdings Romantiker, ſofern ich mich für die Poeſie des Mittelalters leidenſchaftlich intereſſirte. Das Ritterthum war es, deſſen Glanz mich anzog. Die Burgen und Dome wurden äſthetiſch bewundert, aber es verſtand ſich ſo zu ſagen von ſelbſt, daß

der Glaube des Mittelalters mir als Aberglaube galt. Ein Magdeburger iſt ein geborener Antipapiſt. Die Schriften von Herder, von Meiners, von Heeren, von Meuſel ließen noch keine andere Auffaſſung bei mir aufkommen, trotzdem daß ich Calderon, Taſſo und die Jeſuiten Friedrich Spee und Jakob Balde als Poeten höchlich verehrte. Die Dogmen von der Trinität, die ſubtilen Unterſcheidungen der Homoiuſie und Homouſie u. ſ. w. waren für mich ein undurchdringliches Dunkel. Ich hatte in der Kirchengeſchichte alle dogmatiſchen Streitigkeiten als einen Kampf von Meinungen äußerlich in mein Gedächtniß aufgenommen, blieb aber im Innern vollkommen gleichgültig gegen ſie. Als ich mich daher zum Abiturienten-Examen meldete und angeben ſollte, was ich auf der Univerſität ſtudiren wolle, erklärte ich mich für die Philologie. Ich ſtaunte, daß ich trotz meiner Unſicherheit und Verworrenheit, wie ich ſie wenigſtens lebhaft genug empfand, aus der Prüfung mit einem glänzenden Zeugniß hervorging. Man beſchenkte mich auch mit einer Prämie, welche mich in meinen philologiſchen Studien hülfreich und anſpornend begleiten ſollte. Es war die deutſche Ueberſetzung von Dodwell's Reiſen in Griechenland. Da ich ein Bücherliebhaber war, ſo erfreuten mich die beiden ſtattlichen Bände.

Ich muß aber das Geſtändniß ablegen, daß ich dieſelben, obwohl ich ſie aus Pietät bis dieſen Augenblick bewahrt habe, nie durchzuleſen vermochte. Ich ſetzte gar manchmal an. Es ſchien mir eine Verpflichtung, die ich überkommen hätte. Allein die trockenen topographiſchen Unterſuchungen, die von Hypotheſen ſtarrten und ſich in's Kleine verloren, ermüdeten mich bald.

Man könnte nun nach dem Vorigen erwarten, daß ich, wie meine nächſten Freunde, nach Göttingen gegangen wäre, aber mein Vater ſchickte mich nach Berlin, weil dort ein Bruder meiner verſtorbenen Mutter, Philipp Grüſon, Profeſſor war und weil er mich in deſſen Hauſe am beſten aufgehoben glaubte. Er bezahlte für mich ein Jahrgeld. So fuhr ich denn Ende April 1824, neunzehn Jahre alt, zwei Tage lang mit einem Hauderer, wie damals üblich, über Brandenburg, Potsdam nach der preußiſchen Hauptſtadt.

VI.

Berlin. Ich ſtürze mich in die heterogenſten Studien und Verhältniſſe. Der Mathematiker Grüſon. Profeſſor Jeune. Der Juriſt Müller. Die Hoffmann'ſche Romantik und mein Roman: „Graf Gundolf.“

So war ich denn in Berlin. Ich wohnte in der neuen Friedrichsſtraße in einem großen Gebäude, welches zu den Pertinenzen des Cadettenhauſes gehörte, an welchem mein Oheim, ein alter Akademiker, auch Profeſſor war. Er war außerdem auch Lehrer an der Bau-Akademie und an der Univerſität. Ich bezog eine Stube nebſt Kammer nach dem Hofe hinaus, welcher an den des Cadettenhauſes grenzte, von dem er durch eine Mauer getrennt war. Ich vernahm nun jede Stunde den Trommelwirbel, welcher hier die Glocke vertrat und erblickte die Cadetten, wie ſie ſich mit Turnübungen an Barren und Reck tummelten.

Zunächſt beſchäftigte mich die Stadt und ihre Umgebung. Berlin war damals weder ſo groß, noch ſo prächtig, als heute. Ich habe 1849 eine Topographie von Berlin geſchrieben, welche gewiſſermaßen den Uebergang aus jener älteren Periode in die neuere ſchildert. Auf mich wirkte es damals auf zweierlei Weiſe ein. Einerſeits drückte es auf mich mit ſeinen langen, gleichförmigen Straßen bis zur ödeſten Langweiligkeit. Andererſeits hatte das Hervortreten antiker Formen, wie der Colonaden am Alexanderplatz, wie am Opernhauſe, an der Hauptwache, am Brandenburger Thor etwas Idealiſches für mich, das mich entzückte. Statuen gab es nur erſt wenige, aber es gab doch welche, und das war ſchon etwas Erbauliches. Mein Lieblingsgang war durch das Gewühl die Königsſtraße entlang bis zur Kurfürſtenbrücke, dann dem mächtigen Bau des Schloſſes gegenüber, die Burgſtraße hinauf,

über die Herkulesbrücke nach dem Garten von Monbijou, dessen Schlößchen damals das ägyptische Museum unter der Direction von Passalaqua in sich schloß. Es war ein anmuthiger, schattiger Aufenthalt. Die eine Langseite des Gartens zieht sich am Ufer der Spree hin. Gegenüber am Kupfergraben wohnte Hegel. Mit der Stadt beschäftigten mich auch die Bewohner, deren verschiedene Typen ich allmälig unterscheiden lernte. Das Militär und die Bureaukratie überwog noch. Die Demokratie kündigte sich erst in einzelnen Zügen an, welche noch ein Decennium brauchten, bevor sie sich zu ihrem ersten Berliner Typus, dem Eckensteher Nante Strumpf, verdichteten.

Theater hatte Berlin damals erst zwei, das königliche und das Actien-Theater am Alexanderplatz, das sogenannte Königsstädtische. Hier machte in den Opern Henriette Sonntag Furore. In der Wiener Posse aber waren es zwei ausgezeichnete Komiker, Schmelka und Spitzeder, die mich unwiderstehlich anzogen. Da ich dem Theater nahe wohnte und da seine Preise nicht so hoch, als die des königlichen waren, so gewöhnte ich mich stark hierher. Für die Reinheit meines Geschmacks war dies nicht gerade zuträglich. Ich behielt eine Vorliebe für dieses Theater, dessen ganzer Zuschnitt für mich etwas Gemüthliches hatte und habe es auch bei späteren Aufenthalten in Berlin immer wieder aufgesucht. Ich habe die berühmte Hähnel, welche nach der Sonntag aufkam, darin die Opern Bellini's und Donizetti's singen gehört und mich an der Komik von Pohl und Beckmann mit äußerstem Behagen ergötzt. Bei meinen Verwandten begegnete ich in dieser Neigung einer recht scharfen Opposition. Sie ließen nur die königliche Bühne gelten, und die Königsstädter erschien ihnen als eine Neuerung, welche — mit Ausnahme des Gesanges der vergötterten Sonntag — nur untergeordnete ästhetische Bedürfnisse befriedigen könne. Es war die Gewöhnung, welche sie in einem Hofopernsänger, in einem Hofschauspieler sofort auch einen höheren Künstler, als in den von Herrn Director Cerf angestellten Sängern und Schauspielern der Königsstadt erblicken ließ. Das königliche Theater stand auch zu jener Zeit auf einer außerordentlichen Höhe. Ich habe damals noch die Schröder, die Unzelmann, die Stich, ich habe Beschort, Lemm, Wolf, Rebenstein, Krüger, Ludwig Devrient, wenigstens in ihren Hauptrollen, gesehen. Schiller, Calderon, Shake-

ſpeare machten den Kern des Repertoires aus. Neben ihnen ſtanden ausgewählte Stücke von Raupach und Auffenberg. Gern glänzte als Komiker. Die große Oper war mir zu theuer. Ich konnte ſie nur ſelten beſuchen. Doch habe ich die Milder und Blum in einigen ihrer Hauptrollen gehört. Manchmal ſpielte auch Devrient in kleinen Rollen der Oper mit, z. B. im Don Juan, wo er den Alkalden mit ganz unübertrefflicher Laune gab. Ich enthalte mich, mehr über dieſe Epoche zu ſagen, weil ſie tauſendmal beſchrieben iſt. Erwähnen mußte ich ſie, da ich immer ein großer Freund des Theaters geweſen bin und ihm viele der genußreichſten Stunden meines Lebens verdanke. In Berlin hatte der Beſuch des Theaters für mich auch noch den beſonderen Reiz der Anweſenheit intereſſanter und berühmter Perſönlichkeiten, die man hier bequem von Angeſicht zu Angeſicht anſchauen konnte. So traf es ſich z. B., daß wir Studenten bei einer Aufführung von Molière's „Tartüffe" Hegel in einem Sperrſitz erblickten und nun erlebten, daß er Devrient eben ſo gut beklatſchte, als wir Studenten im Parterre.

Auf der Straße unterhielt mich das bunte Durcheinander der Menſchenmaſſen, die vom Alexanderplatz bis zum Brandenburger Thor hin wogten. Mein Weg zur Univerſität führte mich ſtets über die Kurfürſtenbrücke durch das Schloß nach den Linden. Die Schaufenſter der Kunſthändler boten eine unerſchöpfliche Quelle intereſſanter Anſchauungen. Die äſthetiſche Seite des Lebens war in Berlin ſchon viel mehr ausgebildet, als in meiner Vaterſtadt Magdeburg. In meinem elterlichen Hauſe waren die Hauptkategorien gut und ſchlecht, wahr und falſch, nützlich und ſchädlich geweſen. Hier fiel mir zunächſt im Kreiſe meiner Verwandten auf, daß ſie beſonders die Kategorien angenehm und unangenehm, ſchön und häßlich gebrauchten. Als ich aber längere Zeit in Berlin gelebt hatte, erkannte ich wohl, daß dies überhaupt die Kategorien waren, welche ſich im Urtheil der Berliner vorwiegend geltend machten.

Mein Oheim, Dr. Grüſon, cumulirte verſchiedene Aemter, den Aufwand für ſeine große Familie zu beſtreiten. Ihre verſchiedenen Titel gingen in dem Titel eines Geheimen Rathes unter. Er trug dieſen Titel mit mehr Recht, als ſo manche Andere. Er hatte einſt den Auftrag ausgeführt, für den Hof ein neues Syſtem zum Chiffriren

und Dechiffriren der geheimen Berichte zu entwerfen und war dafür zum Geheimen Hofrath ernannt worden. Er war Mathematiker und für seine Wissenschaft von höchster Begeisterung erfüllt. Ich vermochte ihn als Fachmann nicht zu beurtheilen, aber ich glaube, daß er ursprünglich eine genialische Natur war. Die Nothwendigkeit eines großen Erwerbs hatte ihn gezwungen, sich vorzüglich dem Unterricht zu widmen. Es blieb ihm fast nur der Sonntag zu selbstständigen Studien übrig. Auch als Schriftsteller war er sehr thätig gewesen, ohne über eine gewisse brauchbare Mittelmäßigkeit sich zu erheben. Von andern Mathematikern habe ich später gehört, daß in den Schriften der Akademie sich eine Arbeit von ihm befindet, welche vortrefflich sein soll. Diese Urkunde seines ausgezeichneten Talents führt den Titel: „Vereinfachung der Euklideischen Geometrie." Er selber hat sie nie gegen mich erwähnt und ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich sie nie gelesen habe. Von Gemüth war er ein heiterer, kindlicher Mann mit bequemen Umgangsformen. Er ließ sich anfänglich viel mit mir ein, mir ein höheres Interesse für die Mathematik einzuflößen. Er hatte einige Monate zuvor, eh' ich nach Berlin zu ihm kam, den einzigen schon erwachsenen Sohn durch einen plötzlichen Tod verloren und übertrug nun die Liebe zu diesem gleichsam auf mich, als einen willkommenen Ersatz. Er schenkte mir einen Leitfaden der Mathematik, den er für seinen Unterricht hatte drucken lassen, sowie ein größeres Werk in drei starken Bänden, welches den Titel trug: „Die Mathematik nach der Erzeugung der Begriffe." Dieser Titel gefiel mir außerordentlich, denn er schien mir Aufschluß über so viele Räthsel zu versprechen, die ich bis dahin auf der Schule in der Aneignung der Mathematik getroffen hatte. Doch fing ich, auf seinen Rath, mit der Durcharbeitung des Leitfadens in den Frühstunden, bis zum Kaffee, an. Mai und Juni setzte ich dieses Studium ziemlich regelmäßig fort und gewann dadurch eine größere Annäherung an ihn. Mit dem größeren Werk machte ich später einige Male Ansätze, es zu bewältigen, aber vergebens, trotz der Einhülfe, die er mir ab und zu gewährte. Ich fand gar nicht, was ich nach dem verlockenden Titel erwartet hatte. Nach diesem sollte wenigstens etwas Aehnliches darin vorkommen, als ich von Thibaut in Göttingen gehört hatte; aber statt einer genetischen Ableitung der

arithmetiſchen und geometriſchen Begriffe fand ich, wenn auch in anderer Ordnung und mit anderen Wendungen, im Grunde doch wieder die alten kategoriſchen Definitionen, die von Formel zu Formel, von Form zu Form einen Sprung machten. Der Beweis war auch großentheils apagogiſch oder, wie es mir vorkam, künſtlich. Es ſollte z. B. eine gerade Linie auch als ein Winkel gefaßt werden können, der dann ein geſtreckter genannt wurde. Dies wurde ſo bewieſen: Man poſtulirte einen rechten Winkel; dann poſtulirte man, daß die Verticale ſich über 90 Grad hinaus bewegte. Dieſe Bewegung wurde continuirlich fortgeſetzt, bis der Punkt eintrat, wo die Verticale den Winkel überhaupt aufhob, d. h. horizontal geworden war. Dieſer Winkel, der kein Winkel mehr war, mußte dann mit der Horizontale des urſprünglichen Winkels zuſammenfallen. Ich habe mit meinem Oheim noch ſehr viele Geſpräche über viele mathematiſche, mechaniſche und phyſikaliſche Begriffe gehabt, die mir immer anziehend und auch lehrreich waren, aber ich habe leider ein eigentliches Studium der Mathematik von jenem Sommer ab aufgegeben, weil ich, wie man ſehen wird, in ganz andere Bahnen fortgeriſſen ward. Unſere Lieblingsunterhaltung wurden die Kegelſchnitte, die er nach Lacroix bearbeitet hatte. Ich habe erſt in viel ſpäteren Jahren, als ich ernſtlicher mit der Aſtronomie und mit den Formen der organiſchen Natur mich zu beſchäftigen anfing, ihre unermeßliche Wichtigkeit beſſer verſtehen gelernt, allein ich habe auch zuvor ſchon nie aufgehört, ſie zu bewundern. So unvollkommen meine mathematiſche Bildung geblieben iſt, ſo verdanke ich ihr doch die Ueberzeugung, daß die Exiſtenz ſolcher Formen und, was die quantitative Beſtimmtheit angeht, ſolche Formeln, wie die analytiſche Geometrie ſie darbietet, unmöglich ein Werk des Zufalls ſein können, ſondern eine berechnende Intelligenz vorausſetzen. Wie ſollten zufällige Aggregate von Atomen ein Syſtem von Ordinaten und Coordinaten hervorbringen können! Und doch ſind auch ſolche Verhältniſſe, wie die lebendige Wechſelwirkung der koniſchen Sectionen ſie entwickelt, nur ein Moment in dem ungeheuren Formenſpiel der Natur!

Mein Oheim hatte eine große, aber unförmliche Bibliothek. Er hatte ſich in jüngeren Jahren zuweilen verleiten laſſen, den geſammten Büchernachlaß verſtorbener Collegen anzukaufen, wodurch er mit einem

Wuſt auch ſehr untergeordneter, ja werthloſer und außerdem ſehr heterogener Schriften belaſtet wurde. Er beſaß alle Hauptwerke ſeines Faches in der reinen wie in der angewandten Mathematik und war in ihnen vollkommen zu Hauſe. Er beſaß aber auch eine Menge Lehrbücher aller Gattungen, welche denſelben Inhalt nur mit formellen Modificationen wiederholten. Dann fanden ſich aber auch ſeinem Fach ganz fremdartige vor, wie Krünitz' technologiſche Encyklopädie, Campe's und Reſewitzen's Reviſionswerk der Erziehung, Jakob Twinger von Königshofen Straßburger Chronik, Carmer's Preußiſches Landrecht in einer Folio-Ausgabe, die gar prachtvoll in Leder gebunden war, Wiegleb's natürliche Magie und was weiß ich. Von deutſchen Claſſikern war auch nicht ein einziger vorhanden, denn mein Oheim las nur die franzöſiſchen. Aber auch von dieſen beſaß er nur Racine, den er ſehr liebte und aus welchem er mir manchmal einige Scenen mit großem Pathos vorlas, mir zu beweiſen, daß die franzöſiſche Sprache die deutſche, für welche ich ſo eingenommen war, an Wohlklang übertreffe. Die Schilderung vom Untergang Hippolyt's in der Phädra galt ihm faſt als der Gipfel aller Verskunſt. Zu ſeiner Erholung pflegte er aus der Schleſinger'ſchen Leihbibliothek die gewöhnlichſten Romane zu leſen.

Da ich ein großer Bücherliebhaber war, und die Bibliothek ſich in nicht geringer Unordnung befand, welche durch Wohnungswechſel herbeigeführt war, ſo bat ich um die Erlaubniß, ſie beſſer aufzuſtellen. Bei dieſer Arbeit lernte ich ſie zugleich ihrem ganzen Umfange nach kennen. Sie enthielt weſentlich nur mathematiſche Werke. Von philoſophiſchen fand ich nur Leibnitz, Wolf und Kant nebſt einigen Ausläufern deſſelben, wie Kieſewetter, Fries, Jeniſch, Bendavid, Mellin, deſſen ganzes Wörterbuch der Kant'ſchen Philoſophie vorhanden war. Die organiſche Natur war auch nicht durch ein einziges Buch vertreten. Die Schriften von Kepler, Newton, La Place, Le Gendre, Poiſſon, Euler u. ſ. w. kamen mir hier im Original zu Geſicht, ſo daß ich mir von ihnen wenigſtens eine allgemeine Vorſtellung machen lernte, was immer bei ſo wichtigen Erzeugniſſen der Wiſſenſchaft ein nicht gering anzuſchlagender Gewinn iſt. Die Principien der Naturphiloſophie, z. B. von Newton, ſind Vielen nur vom Hörenſagen bekannt. Wie wichtig iſt es aber, von der Anordnung des Stoffes und von der Art

seiner Behandlung durch eigene Einsicht einen Ueberblick erhalten zu haben. Von diesen Autoren war Euler mit seinen Briefen an eine deutsche Prinzessin derjenige, welcher eine Darstellung der Physik begründete, die populär war, ohne doch den wissenschaftlichen Charakter zu verlieren. Schriften, wie die von Poisson, waren mir wegen meiner mangelhaften Vorbildung undurchdringlich, aber die schön geschriebene Méchanique céleste von La Place konnte ich mir in ihrer Hauptidee mit Nachhülfe durch die Erklärungen meines gern belehrenden Oheims aneignen.

Von Geschichte enthielt die Bibliothek nichts, außer einem Abriß der Geschichte der Philosophie von Deslandes und eine von Formey. Nur was sich berechnen ließ, war, oft überreich, vertreten. Zeitrechnung, Kalenderwesen, Mortalitätscalcul, Geodäsie, Gnomonik, Nautik, Tontinenrechnung, Berechnung von Schiffslasten, von Maaßen und Gewichten, nichts fehlte. Von Allem, was man damals unter dem Namen der angewandten Mathematik zu befassen pflegte, empfing ich die vollständigste Uebersicht. Außer diesen Büchern der Fachwissenschaft fand ich aber noch eine große Menge von Zeitschriften des achtzehnten Jahrhunderts, französische sowohl als deutsche. Meine literarische Neugier wurde durch sie eben so sehr gereizt, als mein armer Kopf ohne sonderliche Resultate zerstreut. Namentlich war es die Bibliothek der schönen Wissenschaften, sowie Nicolai's allgemeine deutsche Bibliothek, die ich immer von Neuem zu durchblättern und hier und da zu haften nicht müde werden konnte. Doch wurden zum Glück die Schriften der Berliner Akademie die anziehendsten für mich. Die französischen Jahrgänge derselben ließ ich bald liegen, wohingegen die deutschen seit 1811 mich lebhaft zu fesseln anfingen, so daß ich während der zwei Jahre, die ich in Berlin als Student zubrachte, viele ihrer Abhandlungen gelesen habe. Die Arbeiten von Hirt über ägyptische Mythologie, von Karl Ritter über Geographie eröffneten mir ganz neue Gesichtspunkte, allein die höchste Bewunderung erregte mir Schleiermacher. Indem ich diesen Namen hier zum ersten Male nenne, erfüllt mich das Andenken an diesen wunderbaren Mann mit Dankbarkeit und Wehmuth. Ich konnte damals nicht im Entferntesten ahnen, wie tief er in mein Geschick eingreifen sollte. Ich fand in den Schriften der Akademie Abhandlungen

von ihm über Anaximenes, über Diogenes von Apollonia, über den Werth des Sokrates als Philosophen, über Auswanderungs-Verbote, über den Begriff der verschiedenen Staatsformen, über die Kunst des Uebersetzens, in einer Sprache, die mich hinriß. Alle diese Themata waren mir auch dem Inhalte nach ziemlich neu, allein die elegante und doch gründliche Art und Weise ihrer Behandlung eröffnete mir eine Schönheit und Klarheit der deutschen Sprache für die wissenschaftliche Darstellung, wie ich sie nie, auch bei Novalis nicht, bis dahin gefunden hatte. Die Abhandlung über den Werth des Sokrates als Philosophen konnte ich nicht genug lesen. Ich war in der Auffassung dieses Philosophen an das Bild gewöhnt, welches Eberhard für den Standpunkt der Aufklärung von ihm entworfen hatte. Da war er der praktische Mann, der die Methaphysik von sich ablehnt und sich auf die Tugendlehre wirft, rechtschaffene Menschen mit gutem Gewissen zu bilden. — Welche ganz andere Anschauung gab Schleiermacher von ihm! Ich sah nun, daß Sokrates ein spekulatives Genie gewesen und daß der Tiefsinn der Ideen, die Platon von ihm vortragen läßt, nicht blos Dichtung, sondern auch Wahrheit sei. Da Schleiermacher den Xenophontischen Sokrates als den Philister, welchen eben die Aufklärung in ihm verehrte, dem Platonischen scharf entgegensetzte, so verfiel ich darauf, gleichsam die Probe zu machen, indem ich von Jedem die Schrift las, worin sie Sokrates in derselben Situation behandeln. Jeder hat eine Symposion geschrieben. Als ich die Lectüre beendet hatte, stand es mir fest, daß nur der Platonische Sokrates der wahre sein könne. Sokrates endigt bei Platon im Gespräch über Tragödie und Komödie mit Aristophanes, während er bei Xenophon erst zum Nachtisch Seiltänzerkünste bewundert und dann einer Hetäre seinen Besuch macht. — Das war meine erste Bekanntschaft mit Schleiermacher, von dem ich bis dahin wenig mehr als den Namen gewußt hatte. Wie ganz anders blickte ich nun auf ihn, wenn ich ihm auf der Universität begegnete! Mein Oheim, der als Akademiker oft genug persönlich mit ihm zusammentraf, mußte mir von ihm mittheilen, was er nur irgend wußte. Es war im Grunde wenig, aber es war Alles lobwürdig. Endlich entschloß ich mich, eines Sonntags Morgens den weiten Weg zur Dreifaltigkeitskirche zu wandern, ihn predigen zu hören. Da

war es, wie man weiter sehen wird, um mich geschehen. Er bezauberte mich ganz und gar.

Durch die weitverzweigte Familie meines Oheims kam ich in Berlin mit vielen Menschen unvermeidlich in vorübergehende Berührungen, die ich unerwähnt lassen will. Hingegen hatte ich geraume Zeit hindurch ein näheres Verhältniß zu Zeune und seiner Familie. Ich hatte ihn, wie erzählt, schon in Magdeburg kennen gelernt, erhielt von Cousine Favreau eine Empfehlung an ihn, besuchte ihn und wurde von dem trefflichen Mann auf das Freundlichste aufgenommen. Sonntags Nachmittag oder gegen Abend sollte ich immer willkommen sein. Er war Director des Blindeninstituts bei der Georgenkirche am Alexanderplatz und wohnte also nicht weit von mir. Er machte mich mit der Unterrichtsweise der Blinden bekannt, die sich mit Sicherheit in Haus und Garten bewegten. Das war ganz interessant und belehrend, aber die Hauptsache zwischen ihm und mir war die altdeutsche Literatur. Er hatte auch eine Ausgabe der Nibelungen in Duodez veranstaltet. Das größte Zimmer seiner Wohnung war mit den schönen Kupferstichen geschmückt, welche Cornelius zu den Nibelungen gezeichnet hatte. Es hieß der Nibelungensaal. In einer Ecke stand eine Lanze oder, wie Zeune sagte, Gere, die von einem der Minnesänger herstammen sollte. Für die Koryphäen der altdeutschen Literatur, wie Lachmann, galt Zeune nur als ein Dilettant, wie er denn auch als Fachmann eigentlich Geograph war. Seine Gäa, ein Handbuch der Erdbeschreibung, schloß sich den Bestrebungen von Ritter und Gutsmuths an. Unser Lieblingsgespräch war der Kampf gegen das Welschthum. Zeune streifte in demselben, wie ich früher schon angedeutet habe, an das Pedantische, ohne jedoch in's Geschmacklose zu fallen. Ich war damals sehr geneigt, ihm beizustimmen. Ich überzeugte mich zwar, daß die Terminologie der Wissenschaften als ein gemeinsames Gut der gebildeten Völker ihre Griechische oder Lateinische Abkunft nicht verleugnen könne. Was sollte wohl aus dem wissenschaftlichen Verkehr werden, wenn jede Nation die allgemeinen Begriffe nur in ihrer Sprache darstellen wollte! Wie verworren und wie weitläufig würde der ganze Erkenntnißprozeß werden! Jeden Augenblick müßte man von einer Sprache in die andere übersezen und würde doch oft ungewiß sein,

ob man das Rechte getroffen habe. Ebenso muß man zugeben, daß viele Französische Wörter sich bei uns als technische Ausdrücke eingebürgert haben. Es gehört hierher das Gebiet des Kriegswesens, der Diplomatie, der Formen des gesellschaftlichen Lebens, der Kleidermode, des Haarschnitts, der Kochkunst, der Tanzkunst und der Finanzverwaltung. Es würde dies nicht möglich gewesen sein, wenn die Franzosen nicht in allen diesen Richtungen seit Ludwig XIV. den Vorgang gemacht und durch ihn auch den Vorrang behauptet hätten. Durch Friedrich den Großen und durch die Einwanderung so vieler reformirter Familien aus Frankreich ist, wie es mir auf meinen Reisen erschienen ist, in Norddeutschland eine größere Anzahl Französischer Worte im Umlauf, als in Süddeutschland. In Norddeutschland ist besonders merkwürdig, wie sich sogar das plattdeutsche Idiom mit Französischen Wörtern gesättigt hat. Man sollte glauben, daß der bäuerliche Stand sich eine größere Reinheit der Sprache bewahrt haben müsse, weil doch zunächst die Aufnahme des Französischen nur von Seiten der höheren Stände, namentlich des Adels, erfolgen konnte, allein es ist ganz unglaublich, wie viel Franzosenthum in die bäuerliche Sprache eingedrungen ist. Die Wörter sind oft sehr komisch, bis zur gegentheiligen Bedeutung, corrumpirt z. B. reuniren statt ruiniren. Oder es wird auch dem Französischen Ausdruck der Deutsche, der dasselbe sagt, hinzugefügt z. B. Plaiseervergnögen. Nur selten kommt es vor, daß das Fremdwort zwar ungefähr dem Klange nach gebraucht, aber durch ein deutsches oft ganz sinnig ersetzt wird, z. B. Schoffweg für Chaussee, denn die Chaussee kann nicht, ohne daß Geld dafür geschoßt wird, befahren werden. Wenn man nun auch allen oben angeführten Umständen Rechnung trägt, so bleiben doch unzählige Fälle zurück, in denen wir Deutsche ganz ohne Noth unsre Muttersprache verleugnen und uns in Französische Tracht kleiden. Man achte auf sich selbst und man wird erstaunen, wie jeden Augenblick ein Französisches Wort uns über die Zunge läuft. Man wird bei näherem Betracht auch finden, daß es ganz überflüssig gebraucht worden, daß man ein ebenso gutes, ja vielleicht bezeichnenderes Deutsches Wort dafür hätte setzen können. Wir glauben aber, mit dem Französischen Wort uns gebildeter, eleganter, treffender auszudrücken. Wir sagen z. B. es sei Jemand von einer Reise retour gekommen oder

retournirt. Wäre denn zurück nicht wirklich daſſelbe? Das Deutſche klingt uns nicht vornehm genug. Wir hören auf unſeren Bällen die Commandowörter: à droite, à gauche, en avant, chaine, changez les dames u. ſ. w.

Wie gemein würden wir uns vorkommen, wenn wir rechts und links, vorwärts u. ſ. w. ſagten, während der Franzoſe doch bei dem Worte: à droite ſich in der That weiter nichts, als auch rechts, vorſtellen kann. Dieſe Ueberſchwemmung des Deutſchen mit Franzöſiſchen Wörtern, ja Redensarten, muß bei den Franzoſen den Dünkel nähren, daß ſie uns an Bildung weit überlegen ſeien, weil wir doch ſonſt nicht in ihrer Sprache reden würden. Zuweilen müſſen wir ihnen wegen ſolcher grundloſen Verachtung unſrer volksthümlichen Sprache ſelbſt verächtlich, oft geradezu lächerlich erſcheinen. Man ſtelle ſich einen Franzoſen vor, der in einer Deutſchen Stadt von einer Geſellſchaft hört, welche den Namen: „Deutſche Reſſource“ führt. Erſt kommt alſo ausdrücklich das Deutſche, aber dann kommt die eigentliche Sache franzöſiſch.

In unſeren Tagen wird die Zeit, welche wir zum Leſen von unſeren Geſchäften übrig haben, zu einem viel größeren Theil, als früher, durch die Beſchäftigung mit Zeitſchriften aufgezehrt. Die Tageblätter ſind es daher ganz vorzüglich, welche den Vorrath der Wörter verbreiten, deren ſich das Publikum zu bedienen pflegt. Sie vorzüglich haben es in der Gewalt, der Mutterſprache die ihr gebührende Herrſchaft zu ſichern. Sie vorzüglich können die Befreiung des Deutſchen Geiſtes und noch mehr der Deutſchen Geſinnung von dem Druck der Verwelſchung befördern.

Obwohl ich durch meine Abkunft mütterlicher Seits, ſowie durch die erſten zehn Jahre meines Lebens, die ich ſteter Berührung mit Soldaten der Napoleoniſchen Armee verbracht hatte, ſtark in das Franzöſiſche Element eingetaucht war, ſo theilte ich doch von ganzem Herzen die vaterländiſchen Geſinnungen der deutſchen Puriſten. Moritz Arndt beſonders hatte mich durch ſeine Schrift: „Anſichten und Ausſichten der deutſchen Geſchichte“ noch mehr, als Klopſtock durch ſeine Gelehrtenrepublik, für die Pflege der Reinheit unſerer Sprache eingenommen: Ich war ſogar einige Male bis zur Albernheit darin vorgegangen. Ich

hatte z. B. einmal aus dem Herodot die Beſchreibung der Schlacht der Thermopylen, welche mir als das innerſte Heiligthum ſeiner Geſchichte erſchien, für mich überſetzt. Ich hatte dabei aber auch die Eigennamen der Griechiſchen Krieger gedeutſcht; wodurch die Begebenheit ſich wie ein Stück aus einer Deutſchen Chronik ausnahm. Mit Profeſſor Zeune konnte ich jedoch über dies Thema mich ſo unterhalten, daß, was ich darüber vorbrachte, auch für ihn nicht ohne Intereſſe zu ſein ſchien. In der Geographie war ich ebenfalls durch die vielen Reiſebeſchreibungen, die ich geleſen hatte, nicht übel orientirt. Der Unterricht der Blinden in ihr durch Vermittelung von Reliefkarten richtete meine Aufmerkſamkeit zuerſt auf die Wichtigkeit, welche die plaſtiſche Darſtellung der Bodenform überhaupt für die geographiſche Anſchauung einnimmt. Ich fiel nun eines Tages auf eine Arbeit, worin ich die Geographie mit dem Deutſchthum, wie es mir ſchien, ſo zu verknüpfen gedachte, daß Zeune ſich darüber ſehr freuen mußte. Ich beſaß ſchon mehrere Jahre die Ueberſetzung, welche Rühs von dem mythologiſchen Theil der jüngeren Edda gemacht und mit einer ausführlicheren Einleitung über die Geſchichte von Norwegen und Island begleitet hatte. In der Geſchichte des Mittelalters war ich damals ſehr zu Hauſe. Die Werke von Rühs, von Hallam, von Luden waren eifrig von mir geleſen und excerpirt worden. Das Studium der Mythen, welche Snorre Sturleſon uns in der jüngeren Edda aufbehalten hat, gab mir von ihnen eine viel genauere Vorſtellung, als die gewöhnlichen Schilderungen, wie ſie nach dem Vorgange Klopſtocks in der Bardenpoeſie landläufig geworden waren. Ich habe mich zu verſchiedenen Zeiten viel mit dieſer Sagenwelt beſchäftigt, weil mir ihr Verhältniß zu den übrigen Religionen des Ariſchen Stammes dunkel blieb; bald erinnerte ſie mich durch märchenhafte Züge an die Indiſche Mythologie, bald durch manche ausgeführtere Geſtalten an die Griechiſche. In der innerſten Organiſation aber war doch wieder ein ganz verſchiedener, origineller Geiſt thätig, der ſich in den Kampf der Aſen und Einheriar gegen Loki und die mit ihm verbündeten Mächte der Hel und Niflheim concentrirte. Ohne die Geſänge der älteren Edda, die ich erſt durch Mone 1827 kennen lernte, laſſen ſich die compendiariſchen Ueberlieferungen Sturleſons nur ſehr unvollkommen verſtehen. Auf meinem damaligen Stand-

punkt jedoch genügte er mir ſchon und ich ſchätzte ihn außerordentlich hoch.

Noch muß ich bemerken, daß mir damals, in meiner deutſchthümelnden Epoche die Art und Weiſe, wie Johannes von Müller den erſten Band ſeiner Schweizergeſchichten verfaßt hatte, als unübertreffliches Muſter deutſcher Geſchichtſchreibung galt, dem nachzuringen die würdigſte Aufgabe ſei. Er ſchien ſich einem Tacitus, deſſen Styl ich vergötterte, am nächſten anzuſchließen. Von Tacitus hatte ich die Germania und den Agrippa, wegen meiner Forſchungen für die Völkerwanderung, mehrfach geleſen. Auch ſeine weniger beachtete Schrift über die Grammatiker hatte ich durchgenommen, weil ich daraus des Tacitus eigene Anſichten über den Styl kennen zu lernen glaubte.

In der Bibliothek meines Oheims fand ich unter ſo manchen Zufälligkeiten, die ſich ihrem mathematiſchen Kern angeſetzt hatten, die Reiſe eines Herrn von Troil, eines Franzoſen, nach Island, mit Kupfern. Das Buch brachte mich auf den Gedanken, die Geſchichte Islands zu ſchreiben. Um Kritik war es mir dabei nicht zu thun, nur um Uebung im hiſtoriſchen Styl und um Verherrlichung der alten Scandinavier. Gedacht, gethan.

In Müller'ſchen Perioden mit Hinneigung zu Archaismen, wurde vor allem eine maleriſche Beſchreibung der norwegiſchen Fjorde und Thäler, ſowie der Eisgefilde, der Vulcane und heißen Quellen Islands gemacht. Dann kam die Geſchichte der Einwanderung der Normänner in das wunderſame Eisland. Für die weitere Geſchichte fand ſich aber bald, daß ich eigentlich nur von Sämund Sigfuſon und von Snorre Sturleſon etwas zu erzählen wußte. Als ich ſehr rührend erzählt hatte, wie der letztere in ſeinem Beruf als Lagmann erſchlagen worden, ergoß ich mich in eine pathetiſche Schilderung der Ruinen, die bei Reikiavik von ſeiner Wohnung übrig geblieben waren. Ich fand ſie bei Troil ausführlich beſchrieben und abgebildet. Damit aber war mein Vorrath von Kenntniſſen, ſowie mein Antheil an der Geſchichte Islands erſchöpft. Und wirklich iſt auch die ganze ſpätere Zeit höchſt einförmig. Hungersnöthe oder heftigere Ausbrüche des Hekla ſind darin die einzig hervorragenden Begebenheiten. Die Glanzzeit Islands, in welcher ſeine Seehelden bis nach Byzanz fuhren, hat Snorre noch ſelber in

seiner Heimskringla vortrefflich beschrieben. Dies Werk lernte ich aber erst zwanzig Jahre später kennen. Mit dieser flüchtigen, lediglich auf den Pomp des Styls hinauslaufenden Arbeit schloß sich aber auch, ich weiß selber nicht wie, mein Verkehr mit Zeune ab. Ich machte wohl noch zuweilen einen Besuch, aber die näheren Beziehungen, die ich anfänglich zum Zeune'schen Hause gehabt hatte, starben gemach ab, weil die Persönlichkeit Schleiermachers mich von Michaelis ab immer mehr zu unterjochen begann.

Von meinen älteren Freunden fand ich nur Eduard Buschmann in Berlin, wo er schon seit länger als einem Jahr Philologie studirte. Er hatte sich schon in das Sanskrit gestürzt und bereits solche Fortschritte darin gemacht, daß er zu Bopp in ein näheres Verhältniß getreten war. Wir liebten uns noch immer und sind auch zeitlebens treue Freunde geblieben. Damals aber war unsere Lage zu ungleich. Ich konnte ganz sorglos leben und hatte Geld nicht nur zum Nothwendigen, sondern auch zum Entbehrlichen. Die persönliche Freiheit und Unabhängigkeit, deren ich mich durch die Güte meines Vaters erfreute, begünstigte bei mir die Befriedigung so vieler neu entstehender Bedürfnisse. Buschmann war genöthigt, seiner Subsistenz wegen viel Privatunterricht zu ertheilen.

Da er nun bei seinem ungeheuren Wissensdrang doch auch noch viel Collegia mit großer Gewissenhaftigkeit hörte, so blieb ihm zu einem freien Umgang nur sehr wenig Zeit übrig. In den Ferien kam er auch nur selten und auch nur auf kürzere Fristen nach Magdeburg. Da wir uns nun weder in gemeinsamen Collegien begegneten, da er zudem weit von mir am Ende der Leipziger Straße wohnte, so sprachen wir uns damals nur selten und flüchtig. Ich staunte ihn immer von Neuem an, so oft ich ihn wieder gesehen hatte, denn die Fortschritte, die er in den Sprachen machte, waren kolossal. Er übertraf mich auch in der Genauigkeit, mit welcher er die Sprachstudien betrieb. Ich wollte durch das Erlernen einer Sprache immer nur gern an die Lectüre ihrer Schriftsteller herankommen und hatte ganz in diesem Sinn das Englische mit einem jungen Berliner Kaufmann, Namens Baudoin, angefangen, mit welchem ich den Vicar of Wakefield las. Buschmann aber konnte sich für die bloßen Wörter und Formen einer

Sprache interessiren. Wenn ich bedenke, daß er so viele, Amerikanische, Afrikanische und Polynesische Sprachen gelernt hat, die gar keine Literatur besitzen, so erkenne ich, wie nöthig ihm dies Talent war. Als er sein Triennium vollendet hatte, ging er nach Mexiko, wo er drei Jahre hindurch Hauslehrer bei einem Herrn von Uslar war, der dort einer norddeutschen Bergwerkgesellschaft vorstand. Im Sommer lebte die Familie in einem Landhause im Thal von Oaxaca, wo Buschmann die Sprache der Otomiten, eines alten herabgekommenen aztekischen Indianerstammes erlernte.

Als er über Paris nach Magdeburg zurückkam, wo er sich bei seinen Eltern einige Wochen aufhielt, war ich glücklicher Weise auch zu Hause.

Wenn ich ihn nun von seinen Erlebnissen zu Land und Meer, von Mexiko, von den Spaniern und Indianern u. s. w. erzählen hörte, so mußte ich meine Rolle des Erstaunens in noch höherem Grade, als früher, wieder aufnehmen. Die Art und Weise vollends, wie er die politischen Kämpfe in Centralamerika auffaßte und beurtheilte, war mir etwas ganz Neues. Eine kleine Schrift, welche er über die Revolution in Mexiko drucken ließ, erstaunte mich noch mehr; denn ihm waren die Standpunkte der politischen Parteien ganz geläufig, während ich die größte Mühe hatte, auch nach seinen mündlichen Erläuterungen, die Sachlage deutlich zu fassen. Er ging wieder nach Berlin und wurde hier der wissenschaftliche Gehilfe erst von Wilhelm, dann, nach dessen Tode, von Alexander von Humboldt.

Jedermann weiß, welche Verdienste er sich um die durch mehrere Aufsätze erweiterte Ausgabe der „Ansichten der Natur" und um die des Kosmos erworben hat. Zu letzteren hat er auch das musterhafte Register gemacht.

Von dem Antheil, den er an den Arbeiten Wilhelm von Humboldt's gehabt hat, besitzt man keine Vorstellung und es ist auch schwer, denselben abzuwägen.

Da ich mich später, als ich nicht mehr in Berlin lebte, doch noch häufig wochenlang darin aufgehalten habe, so habe ich, wenn ich Buschmann zuweilen aufsuchte, Einblicke in die sinnreichen Methoden thun können, welche dieser Sprachforscher sich erfinden mußte, um aus Kate-

chismen, oder Orts- und Perſonennamen, aus Waarentarifen und ähnlichem dürftigen Material fruchtbare Reſultate zu ziehen. W. v. Humboldt wollte mit Buſchmann ein Lexikon der aztekiſchen Sprache herausgeben. Die erſten fünf bis ſechs Bogen davon wurden auch gedruckt. Ich habe ſie durch eine zufällige Veranlaſſung geſehen. So grenzenlos gelehrt Buſchmann war, ſo hatte ihn doch ſeine große Thätigkeit immer gehindert, Muße zu finden, ſich den Doktorgrad der Philoſophie zu erwerben. Als ich nun ſchon Profeſſor in Königsberg war, ſandte er mir einige ſchriftliche Arbeiten, aber auch zwei ſchon gedruckte Bogen des Lexikons, ſie meiner Fakultät vorzulegen, um promovirt zu werden. Ich übernahm gern die Erfüllung ſeines Wunſches und die Königsberger Fakultät wird es ſich immer zur Ehre ſchätzen können, Buſchmann graduirt zu haben. Er wurde ſpäter Bibliothekar der königlichen Bibliothek zu Berlin und Mitglied der dortigen Akademie.

Konnte ich mit Buſchmann wegen ſeiner eigenthümlichen Lage und wegen ſeiner ganz anderen Zielen zuſtrebenden polyglottiſchen Tendenzen meine früher ſo innige Verbindung mit ihm nicht erneuern, ſo ſchloß ſich mir dagegen unerwartet ein junger Mann an, den ich das Jahr zuvor oberflächlich in Göttingen geſehen hatte. Es war ein Juriſt, Wilhelm Müller, der einzige Sohn wohlhabender Leute in Neuhaldensleben. Er hatte ſchon zwei Jahre ſtudirt und ging alſo der Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn entgegen. Er war von Herzen ein ſeelenguter, aber zu einer extremen Sentimentalität neigender Gefühlsmenſch. Die Wiſſenſchaft als Wiſſenſchaft intereſſirte ihn nicht. Er wollte, wie die meiſten Studirenden, durch ſie nur hindurchgehen, um ſich für ein Staatsamt vorzubereiten. Er nahm z. B. bei Hegel das Naturrecht an, vernachläſſigte jedoch bald deſſen Beſuch, weil er Hegel's Vortrag zu ungenießbar und wegen des ſchwäbiſchen Dialekts, wie er behauptete, ſogar unverſtändlich fand. Er liebte mich ſchwärmeriſch. Ich durchſtrich in ſeiner Geſellſchaft die Umgegend von Berlin. Pfingſten machte ich mit ihm eine Fußreiſe nach Potsdam. Die Gaſthöfe waren überfüllt. Wir kamen endlich in einem kleineren Hauſe unter und machten hier bei Tiſch die angenehme Bekanntſchaft des Juſtizraths Pinder aus Naumburg, der in Geſellſchaft ſeines älteſten Sohnes Reinhold ebenfalls die Herrlichkeiten der reizenden Havelſtadt genießen wollte.

Wir gefielen uns gegenseitig so sehr, daß wir drei Tage hindurch, die vom schönsten Wetter begünstigt waren, alle Partieen zusammen unternahmen. Diese Tage, in denen der Genuß von Kunstwerken aller Art mit dem der Gärten und landschaftlichen Prospekte, woran Potsdam so reich ist, abwechselte, gehören zu den ungetrübtesten und entzückendsten meines Lebens. Ich behielt von hier ab eine Vorliebe für Potsdam und bin später, so oft als ich konnte, mehrmals auch unter höchst sonderbaren Conjuncturen, dort gewesen. Potsdam war, wie Berlin, damals noch eine viel einfachere Stadt, als gegenwärtig. Ich habe es Schritt vor Schritt wachsen gesehen. Als ich 1849 mit meinen Söhnen auch einmal einen herrlichen Tag daselbst verlebte, traf es sich, daß wir nach einem tüchtigen Marsch an einem Tisch vor demselben Kaffeehause uns erfrischten, wo ich damals mit Freund Müller, Rath Pinder und seinem Sohne ein köstliches Gabelfrühstück eingenommen hatte. Sie waren alle drei todt. Nur ein junger Bruder Reinhold's, der nun auch schon verstorbene Rath Pinder im Cultusministerium, der die Angelegenheiten der Künste in demselben vertrat, lebte noch. Ich wurde mit ihm dadurch befreundet, daß wir in einigen philosophischen Vorlesungen Banknachbaren wurden.

Wenn es nun auch ein glückliches Loos ist, so geliebt zu werden, als Müller mich liebte, und wenn es auch ganz unterhaltend war, mit ihm durch die Kornfelder bei Lichtenberg und Pankow zu spazieren oder im Rummelsburger See zu baden und nachher ein gutes Gericht Aal mit einigen Flaschen Josty'schen Biers zu verzehren, so konnte ich mir doch eine gewisse Inhaltlosigkeit dieses Umgangs nicht ableugnen. Ich suchte daher nach einem Mittel, geistigere Stoffe in unsere Unterhaltung zu ziehen. Mit meinen altdeutschen, mittelalterlichen Neigungen durfte ich bei ihm, der ganz auf das Praktische gerichtet war, nicht kommen. Ich schlug daher vor, die Institutionen mit mir durchzulesen und sie mir, wo ich sie nicht verstünde, zu erklären. Von diesem Buch hatte ich so viel durch meine juristischen Freunde gehört, daß ich vor Begierde brannte, mir ein klares Bild von ihnen zu machen, um der ganz verworrenen Vorstellung von ihm, die mich quälte, den Abschied geben zu können. Es wurde ausgemacht, daß ich an bestimmten Tagen, wenn ich um fünf Uhr Nachmittags aus einem Collegium kam, mich bei

ihm in der Charlottenstraße, wo er bei einem Destillateur wohnte, einfinden sollte. Dies wurde in der That trotz der schrecklichen Hitze auf dem kleinen Zimmer ausgeführt, und wenn wir auch nicht ganz zu Ende kamen, so verdanke ich doch dieser cursorischen Lesung der Institutionen eine gewisse Vertrautheit mit der römischen Definition der Grundbegriffe des Privatrechts, die mir hinterher eine große Erleichterung bei dem Studium der praktischen Philosophie gewährte. Was Euklid für die Mathematik, das sind die Institutionen für die Rechtswissenschaft.

In den oberen Räumen des Universitätsgebäudes war die zoologische Sammlung aufgestellt, die ich von Zeit zu Zeit durchlief, mich zu überzeugen, daß all die Thiere, die ich beschrieben gelesen oder auch in Abbildungen gesehen hatte, wirklich existirten. Ein weiteres Resultat kam aber für mich nicht heraus. Dagegen überraschte mich im mittleren Stock die Giustinianische Gemäldegallerie, welche dem König gehörte, hier aber aufgestellt und zu gewissen Stunden dem Publikum geöffnet war. Sie ist später dem Museum einverleibt worden. Diese Gallerie fesselte mich unwiderstehlich. Ich besaß ein tiefes Gefühl für Schönheit in allen Formen der Natur, wie der Kunst. Noch jetzt überwältigt mich der Geist eines wahrhaft schönen Gegenstandes mit einer unbeschreiblichen Rührung. Wenn ich auf dem Katheder von großen Kunstwerken Analysen mache, so wird es mir oft schwer, Thränen der höchsten Beseligung zurückzudrängen. Die Stimme zittert mir, und ich reiße meine Zuhörer mit Feuerworten in den Strom der Bewunderung, welche meine ganze Seele erfüllt. Die ersten Jugendeindrücke haften gewaltig in uns, und so habe ich jene Gemälde, obwohl sie größtentheils nicht zu den Werken des rein classischen Styls, sondern der eklektischen Richtung angehören, immer geliebt und sie, so oft ich dieselben später im Museum unter ganz anderen Umgebungen wieder erblickte, stets mit Freude und Dankbarkeit begrüßt. Ich war damals noch durch keine Theorie eingenommen und gab mich auch den Caracci's mit rückhaltloser Unbefangenheit hin. Wenn ich schüchtern in den Saal trat und nun langsam von Bild zu Bild einen Umzug hielt, so erstaunte ich, daß ein solcher Genuß mir so ganz frei geboten ward. Ich schwelgte in Wonne und vermied es sorgfältig, mit irgend Jemand in ein Ge-

ſpräch mich zu verwickeln, um die Seligkeit dieſes Anſchauens durch nichts Fremdartiges zu ſtören.

Die Univerſität ſelber gefiel mir außerordentlich, und ſie ſchien mir der Götter würdig, die oben auf ihrem flachen Dache ſtanden. Ich hatte nur drei Privatcollegia angenommen und daher Zeit genug, als Hoſpitant alle die großen Männer von Angeſicht kennen zu lernen, welche damals die Zierden der Univerſität waren. Ich machte keinen Unterſchied zwiſchen den Fakultäten. Rudolphi, Link, Ermann, Karl Ritter waren mir ebenſo wichtig, als Savigny, Böckh, Lachmann, Heinrich Ritter. Ich war ohne alle Führung und überließ mich mit Sorgloſigkeit meinen Bedürfniſſen. Ich dachte an keinen Plan und glaubte in den drei Jahren, die man gewöhnlich der akademiſchen Bildung zu widmen pflegt, eine Ewigkeit vor mir zu haben. Ich ſollte und wollte auch Philologie ſtudiren. Ich nahm aber nur ein einziges philologiſches Collegium an, die Erklärung einiger Bücher Herodot's, den ich ſehr liebte, bei Profeſſor Bernhardy. Die erſten Wochen, ſo lange die Einleitung dauerte und die Kunſt der kritiſchen Interpretation mir noch etwas Neues war, ging es ganz gut. Als Bernhardy jedoch weiterhin einen unaufhörlichen Zweikampf mit Schweighäuſer's Ausgabe des Herodot eröffnete, verlor ich alle Luſt. Ich wollte Herodot und nicht Schweighäuſer, deſſen Conjecturen der gelehrte Profeſſor Stunde für Stunde mit höhniſchem Ton abſtrafte. Ich blieb daher weg und hatte nun noch mehr freie Zeit. Um doch aber etwas zu thun, mein Gewiſſen zu beſchwichtigen, fiel ich auf ein ganz ſonderbares Auskunftsmittel. Ich beſaß von der Schule her die alte Borheck'ſche Ausgabe des Herodot. Dieſer ſind die Indica des Kteſias angehängt. Indien gehörte zu den von der Romantik verehrten Wunderländern und hatte meine unbedingte Gunſt. Wie anziehend alſo, zu erfahren, was Kteſias vor zweitauſend Jahren den Griechen darüber berichtet hatte. — Nachdem ich in der Frühe zunächſt ſo manche andere Studien getrieben hatte, ſetzte ich mich zu derſelben Morgenſtunde, wo ich bei Bernhardy hätte erſcheinen ſollen, hin, den Kteſias zu leſen, und überſetzte auch die Abſchnitte von den Wunderthieren und Wundermenſchen ſchriftlich, weil ſie in den Gedichten des Mittelalters von Alexander und im Herzog Ernſt wieder vorkommen.

Ich glaubte auch Philologie zu treiben, wenn ich bei Friedrich von der Hagen ein Publikum über Gothiſche Grammatik hörte. Man kann ſich vorſtellen, daß dieſer Mann mir unendlich wichtig war, da ſeine Nibelungen, ſein Grundriß der altdeutſchen Literatur und ſeine Zeitſchrift: „Das deutſche Muſeum“ mir ſchon ſo viel Zeit gekoſtet hatten. Auch ſeine Briefe in die Heimath hatten mich für ihn nach anderer Seite hin eingenommen. Sie ſind inhaltreicher, als ſo viele italieniſche Reiſebeſchreibungen, und ich verdankte ihnen namentlich über die Entwickelung des Romaniſchen und Deutſchen Bauſtyls viel neue Aufklärung. Ich beſuchte ihn und er nahm mich auch ſehr freundlich auf. Da er mich in der Literatur des deutſchen Mittelalters gut unterrichtet fand, zeigte er mir im Verlauf des Geſprächs einige alte Drucke und Handſchriften, mit denen er ſich gerade ſpeciell beſchäftigte. Ich gewann aber kein Verhältniß zu ihm, weil er bei dem Vortrag zu ſehr im Formellen ſtehen blieb und weil ich ſchon bald nach meiner Ankunft in Berlin einen Anſtoß nach einer ganz andern Seite hin empfangen hatte. Ich war nämlich kaum einige Tage heimiſch geworden, ſo eilte ich, mir Mone's Ausgabe des Otnit zu kaufen. Das Gedicht gefiel mir ganz wohl, vorzüglich der Zwerg Elberich. Nun fand ich aber auch eine Einleitung Mone's, die mir eine ganz neue Auffaſſung unſeres alten Epos brachte. Mone verwarf die poetiſche, er verwarf die hiſtoriſche Erklärung. Jene war durch Grimm, dieſe durch Göttling vertreten, welcher in Otnit den Odenat der Königin Zenobia hatte wiederfinden wollen. Gegen beide Hypotheſen ſtellte er die mythologiſche auf, welche Otnit mit Othin identificirte, Othin ſelber aber mit Oſiris, Adon, Attys in eine Verbindung brachte, die zuletzt aus einer gemeinſamen Quelle, aus der aſiatiſchen Urheimath der Völker ſtammen ſollte. Ich werde hierauf zurückkommen, wenn ich erzählen werde, wie ich in Heidelberg mit Mone ſelber in Berührung kam. Jetzt begnüge ich mich mit der Bemerkung, daß ein junges, ſtrebendes Gemüth durch jede neue Perſpective, die ſich ihm für die Erforſchung der Wahrheit öffnet, lebhaft ergriffen wird. Vom Schimmer der mythologiſchen Hypotheſe geblendet, verſchwendete auch ich nun viel Zeit und Kraft, in unſerer Heldenſage die Spuren der germaniſchen Götterwelt aufzuſuchen. Da es mir nicht an Phantaſie fehlte, ſo war ich in dieſer unglücklichen

Tendenz durch Häufung ſcheinbarer Analogien leider oft nur zu glücklich, mich zu betrügen.

Eine andere Oppoſition gegen v. d. Hagen lag für mich in Lachmann. Ich verſuchte, auch bei ihm zu hören, aber ſeine trockene, kauſtiſche Manier hatte für mich, trotz der Gediegenheit ſeines Wiſſens, nichts Anſprechendes. Ich las aber jetzt ſeine Schrift über die urſprüngliche Geſtalt des Gedichts von der Nibelungennoth. Sie wendete die Wolf'ſche Hypotheſe über die Entſtehung des Homer auf unſere alte Sage an. Daß die Heldenſage bei einem Volk durch ihre lebendige Ueberlieferung von Geſchlecht zu Geſchlecht mannichfaltigen Abänderungen unterliegt, und daß dieſe Schwankungen erſt zu verſchwinden beginnen, wenn die Lieder aufgeſchrieben werden, war mir ganz begreiflich geweſen. In dieſem Sinn hatte ich Wolf's Prolegomena verſtehen zu müſſen geglaubt. Ich hatte aber daran nie gezweifelt, daß die Ilias und Odyſſee aus der ſchon vor ihnen vorhandenen Tradition als ein einheitliches Kunſtwerk ebenſo componirt wären, wie die Tragiker die umlaufenden Sagen von den Atriden und Laiden auch zu ſelbſtſtändigen Formen verarbeiteten. Für die poetiſche Kraft des Dichters der Nibelungen verhielten ſich die Lieder, die er vorfand, nur als Stoff, auch wenn er ſie theilweiſe aufnahm und gerade durch eine ſolche Aufnahme hier und dort in thatſächliche Widerſprüche verfiel. Daß ein ſolches Werk aber, wie die uns vorliegenden Nibelungen, nur im Sinne eines Aggregats aus poetiſchen Atomen ſollte aufgefaßt werden können, ſchien mir ganz unmöglich. Gerade was ich als eine Arbeit des Dichters erkannte, Harmonie in die Sage zu bringen, mußte ich als unecht verwerfen hören. Ich war auf dem Gymnaſium durch die Interpretation des Virgil und beſonders des Horaz mit der Kunſt der Dubitation, Emendation und Conjectur hinreichend vertraut geworden, die Nützlichkeit einer ſolchen Kritik zu würdigen. Da aber Lachmann von der Seite her Recht hatte, daß die Nibelungen nach ihren ſo verſchiedenen Elementen als freies, gemeinſames Gut der Deutſchen Heldenſage und ihres volksmäßigen Geſanges exiſtirt haben mußten, bevor ſie durch die Vermittelung der Schrift zum Abſchluß gelangten, ſo war doch nicht ſo leicht mit ihm fertig zu werden. Ich trug mich eine Zeit lang mit dem Gedanken, ſeiner Schrift eine andere entgegenzuſetzen, welche den

Titel führen sollte: „Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von Reineke Fuchs.“ Auch hier waren ja die einzelnen Fabeln von dem Wolf, vom Bock, dem Hasen, dem Hahne, dem Bären, dem Dachs, dem Kater, dem Pferde u. s. w. in ihrem Verhältniß zum Fuchs Jahrhunderte lang in mannichfacher Wandelung überliefert worden, bevor sie zu solchen Totalitäten, wie im mittelhochdeutschen Reinhart oder im niederdeutschen Reineke von einem Dichter zusammengefaßt wurden. Eine solche Einheit des Plans, eine solche gleichmäßige Gestaltung aller Theile des Ganzen in einer individuellen Sprache konnte doch nur die That eines einzigen Genies sein. Diese Schrift konnte ganz ernsthaft verfaßt werden, allein doch nicht vermeiden, als eine Parodie von Lachmann's Hypothese zu erscheinen. Lachmann aber stand mir so unendlich hoch, daß ich bei allem Leichtsinn dies nicht wagte und den Gedanken, nachdem er mich einige Zeit beschäftigt hatte, nur zu sehr fallen ließ, denn ich hätte in späteren Jahren wohl Gelegenheit gehabt, von ihm Gebrauch zu machen.

Lachmann ist für mich ein sehr verhängnißvoller Mensch gewesen. Ich hatte in der Vorrede zu seiner Auswahl mittelhochdeutscher Gedichte das überschwängliche Lob von Wolfram's Parcival gelesen. Die Scene aus demselben, welche er hatte abdrucken lassen, Parcivals erster Besuch des kranken Anfortas auf der Burg des Grals, hatte sich mir tief eingeprägt. Es stand bei mir fest, daß hier etwas ganz Außerordentliches existiren müsse. Die geheimnißvollen Andeutungen, die ich im deutschen Museum und sonst noch über den heiligen Gral gelesen hatte, entzündeten meine Phantasie mit einer krankhaften Lüsternheit nach einer genaueren Bekanntschaft mit jenen Schätzen. Ich kaufte mir jetzt sofort auch Docen's Fragmente des älteren Titurel, die er 1810 in Berlin herausgegeben hatte. Sie nützten mir damals zu weiter nichts, als meine Spannung und Verwirrung zu steigern. Ich habe mich, wie vielleicht kein Anderer, durch alle Irrgänge unserer damaligen Romantik hindurchwinden müssen. Da der Durchbruch meines Gralcultus aber durch die Intervention, welche Schleiermacher meinem ganzen Denken gab, noch einige Jahre verzögert ward, so will ich mich hier nur auf die Bemerkung beschränken, daß Lachmann merkwürdiger Weise bei dem Parcival im geraden Gegensatz zu seiner Behandlung der Nibelungen

die gestaltende Kraft des Künstlers auf die Spitze getrieben hat. Wolfram hat die Parcivalsage nicht erfunden. Sie ist eine ganz undeutsche. Er selber hat zwei verschiedene französische Darstellungen gekannt, von denen er die eine als die echte der andern als einer verfälschten vorgezogen hat. Und dennoch soll nun Wolfram nach Lachmann die Sage so originell aufgefaßt, er soll sie mit seinem sittlichen Ernst, mit seinem religiösen Sinn so selbstständig umgedichtet haben, daß das französische Original in dieser deutschen Wiedergeburt gleichsam verschwunden sei. Da wir das französische Vorbild Wolfram's nicht kennen, so ist hierüber kein sicheres Urtheil möglich. Wenn die Erfindung Wolfram's bei dem Parcival in so hohem Grade, als Lachmann annimmt, thätig gewesen wäre, warum ist dann sein Wilhelm von Oranse gegen den Parcival gehalten, fast langweilig zu nennen? Wenn Wolfram aus französischen Vorlagen ein gutes Gedicht schaffen konnte, warum sollte man dann dem Dichter der Nibelungen nicht zugestehen, als ein wahrhafter Künstler die rhapsodischen Elemente der Volkssänger zu einer organischen Einheit umgedichtet zu haben, die vor ihm nur als eine ungefähre Anlage vorhanden war? Weil bei der Homerischen Odyssee die Einheit eines mit künstlerischer Absichtlichkeit geschlossenen Ganzen schwer zu verkennen ist, so hat sich die Atomistik vorzüglich an die Ilias gehalten. Wie ist es aber möglich, zu glauben, daß eine Beschreibung, wie Homer sie von dem Schilde des Achilleus macht, nicht aus dem Genie eines Dichters entsprungen sei, der das Ganze vor sich hatte? Homer schildert in der Ilias die Kämpfe der Helden. Der größte derselben, Achilleus, soll jetzt wieder in das Schlachtgetümmel eintreten, dem er grollend sich lang entzogen hat. Er soll mit dem künstlichsten Schilde ausgerüstet sein, welches sorgliche Mutterliebe ihm zuwendet. Aber auf diesem Schilde bildet der Feuergott alle Hauptscenen des friedlichen Lebens der Menschen ab, Ackerbau, Weinlese, Jagd, Tanz, Hochzeit. O wie schön contrastiren diese reizenden Gemälde mit den blutigen Kämpfen der Krieger und wie wird durch sie innerhalb der Ilias die Totalität des ganzen Menschenlebens, Friede und Krieg, vor Augen gestellt!

Professor v. d. Hagen und Professor Lachmann waren ganz entgegengesetzte Naturen. Dies spiegelte sich auch in ihrer äußeren Er-

ſcheinung ab. Jener war ſchwarzhaarig und die Locken ſeines Hauptes ſchüttelten ſich langwallend bis auf ſeine Schultern herab. Seine Sprache war zwar volltönend, aber nicht ohne eine gewiſſe Dumpfheit. Dieſer war blond und hatte eine ſchroffe, ſchneidende Stimme. Der dritte Profeſſor, den ich in ſeinem Hauſe aufſuchte, war Friedrich von Raumer. Er wohnte damals in einem Hauſe auf dem Durchgang von dem Spittelmarkt nach dem Dönhofsplatz. Er hatte 1823 ſeine Geſchichte der Hohenſtaufen herauszugeben angefangen. Mein Vater, der große Geſchichts- und Reiſewerke bevorzugte, hatte ſogleich daſſelbe zu leſen begonnen und wurde auf das Aeußerſte dafür eingenommen, weil ihm eine ſolche Schilderung des deutſchen Mittelalters noch nicht vorgekommen war. Ich durfte mit der Lectüre nicht zurückbleiben. Daß ich in Berlin einen ſolchen Mann hören müſſe, war ſelbſtverſtändlich. Der Vater hatte mir aufgetragen, ihm, wenn es ſich ſchicklich machte, ſeinen Dank und ſeine Bewunderung auszuſprechen, was ich auch that, da Raumer mich ſehr freundlich empfing. Ich habe dann auch ein ganzes Jahr lang erſt die Geſchichte des reformatoriſchen Zeitalters bis 1648, dann die des revolutionären bis auf das Napoleoniſche Kaiſerthum mit höchſtem Intereſſe gehört. Bei dem letzteren Collegium, im Winter-Semeſter von 1824 auf 1825, waren auch die Polen ſtark vertreten. Wir ſaßen in dichtgedrängten Reihen. Das Collegium über das Mittelalter im Sommer 1825 entſprach aber meinen zu hoch geſpannten Erwartungen nicht, ſo daß ich es auch nicht annahm. Raumer hatte nicht viel Zuhörer in demſelben und machte es ſich öfter bequem, indem er aus Büchern, z. B. Manſo's Geſchichte der Oſtgothen, ja aus ſeinen eigenen Hohenſtaufen recht lange Abſchnitte vorlas. Aus dem Antrittsgeſpräch mit ihm hatte ich erfahren, daß er ein Handbuch merkwürdiger Stellen aus den lateiniſchen Geſchichtsſchreibern des Mittelalters herausgegeben hatte, welches er mir zur größeren Vertrautheit mit dem Styl der Quellenſchriften empfahl. Ich ſchaffte es mir ſogleich an und verſchlang es gleichſam, da es eine chronologiſch geordnete Sammlung der Hauptbegebenheiten von der Völkerwanderung bis 1204 enthielt. Auf dem Gymnaſium hatte ich ein Buch kennen gelernt, das mir ſehr gefallen hatte. Es war von dem Profeſſor Hegewiſch in Kiel; Charaktere und Sittenſchilderungen zur deutſchen Geſchichte aus den

Geſchichtsſchreibern des Mittelalters. Hegewiſch fing mit Eginhard's Leben Karl's des Großen an und hörte mit der vortrefflichen Sachſen-Chronik Bruno's auf. Er hatte zu jedem Schriftſteller eine kritiſch-literariſche Einleitung gemacht und dann ein bedeutſames Capitel zur Ueberſetzung ausgewählt. Das Buch war 1785 erſchienen und ſeitdem, mit Ausnahme einer Bearbeitung Otto's von Freyſingen, nichts Aehnliches verſucht worden. Ich fiel daher darauf, Raumer's Handbuch zu überſetzen und kam damit bis auf Ermoldus Nigellus. Die ſchön geſchriebene Arbeit habe ich mit beſonderer Gunſt aus dem Untergang ſo vieler meiner Papiere gerettet und blicke jetzt mit Wehmuth auf dieſelbe, denn auch ſie wurde durch die Kataſtrophe, in welche Schleiermacher mich hinriß, abgebrochen. Ich war damals ſehr ernſtlich auf hiſtoriſche Studien, natürlich nur für das Mittelalter, gerichtet. Und ſo finde ich denn unter den Trümmern meiner Studien aus jener Zeit auch einen Auszug aus einem Handbuch der Diplomatik, welches ein Benedictiner Gruber im vorigen Jahrhundert herausgegeben hatte.

Von der Wichtigkeit, welche Raumer's Hohenſtaufen für jene Epoche hatten, kann man ſich jetzt kaum eine genügende Vorſtellung machen. Die Regierungen hatten durch die Carlsbader Beſchlüſſe die Burſchenſchaft, welche ſich mit dem Wiederbau eines deutſchen Kaiſerreichs trug, geächtet. Profeſſoren und Studenten, welche dieſe Richtung theilten, wurden als Demagogen verfolgt. Die Mainzer Commiſſion übte einen ſcheußlichen Terrorismus. Gegen ein Werk ſolider Wiſſenſchaft aber, wie Raumer's Hohenſtaufen, konnte man doch, ohne ſich vor ganz Europa zu proſtituiren, nichts einwenden. Man mußte es dulden. Ja, man ſah es vielleicht gern, daß die politiſche Begeiſterung ſich in den Enthuſiasmus hiſtoriſcher Forſchung verwandelte. Raumer's Werk diente auch bald den Dichtern zur Fundgrube tragiſcher Stoffe. Schon Klinger hatte Konradin's Geſchichte dramatiſirt. Jetzt begann es von Hohenſtaufen-Tragödien zu wimmeln, unter denen die von Raupach obenan ſtanden. Waren die Deutſchen hiermit aus dem hiſtoriſchen Studium in die äſthetiſche Verarbeitung ſeiner Reſultate übergegangen, ſo konnten die Regierungen ihnen das kindliche Vergnügen überlaſſen. Im Streit der Journale über die Dichter und Schauſpieler verpuffte alle Gefahr. Spätere Hiſtoriker haben die Geſchichte der Hohenſtaufen gründlicher

als Raumer geſchrieben, aber keiner hat die Wirkung erreicht, die er ausübte. Ohne es zu wollen, war Raumer der Hiſtoriker der damaligen Romantik.

Ich ſage, der damaligen, um auszudrücken, daß man die Romantik überhaupt von derjenigen Geſtalt unterſcheiden müſſe, welche ſie zu jener Zeit in Deutſchland gewonnen hatte. Heut zu Tage verſtehen die Meiſten unter Romantik nur eine verwerfliche Richtung der Phantaſie. Sie verfolgen die Romantik ſchlechtweg als eine nicht ſein ſollende Tendenz. Arnold Ruge hat dieſen negativen Begriff zuerſt in den Halleſchen Jahrbüchern aufgeſtellt. Julian Schmidt und Rudolph Gottſchall ſind ihm darin gefolgt. Ich habe mich, um für dieſe Sphäre nicht in's Nebelhafte zu gerathen, immer an Schiller's Unterſchied der naiven und ſentimentalen Dichtung gehalten. Die naive fühlt ſich mit der Natur in unmittelbarer Harmonie, die ſentimentale hat mit der Natur gebrochen und kann nur durch Ueberwindung des Bruches zur Verſöhnung mit der Natur zurückkehren. Statt des Wortes Natur muß man freilich, wie ich glaube, Realität, Wirklichkeit überhaupt ſetzen, um nicht in eine überflüſſige Beſchränkung zu gerathen. Jedes dieſer Ideale hat ſein Recht. Es iſt nicht abzuſehen, warum das ſentimentale oder romantiſche Ideal nicht eben ſo gut als ſein Gegentheil, das naive, ſolle exiſtiren dürfen. Sehnſucht, Wehmuth, Ahnung, Geiſterſchauer, dämoniſche Stimmungen liegen auf der Seite des ſentimentalen Ideals. Schiller ſelber hat es ſchon ausgeſprochen, daß mit dieſen Gefühlen oft eine Krankhaftigkeit des Gemüths verbunden iſt, der gegenüber das naive Ideal uns die poſitive Heiterkeit eines geſunden Muthes zeigt. Romantik iſt ein Element aller Kunſt, weil das Weſen des Geiſtes, die Freiheit ihn mit Nothwendigkeit dazu führt, ſich der Natur, aus welcher er herkommt, entgegenzuſetzen. Die Romantik ſtellt der Kunſt die tiefſte Aufgabe, weil ſie ſich in die tiefſte Entzweiung des Geiſtes einlaſſen muß. — Wie will man Dichtungen, wie Dante's göttliche Komödie, Cervante's Perſiles und Sigismunda, Shakeſpeare's Hamlet, Göthe's Werther und Fauſt, anders als romantiſch nennen? Sind ſie, weil ſie romantiſch ſind, häßlich? Die Häßlichkeit entſteht mit der Ausartung des Sentimentalen in die Sentimentalität als Empfindelei, als leeres und ſelbſtſüchtiges Spielen mit der Empfindung, als phantaſtiſche

Uebertreibung. In dieſe Phaſe war die deutſche Poeſie damals allerdings eingetreten. Als Sturm- und Drangperiode hatte die Romantik ſich bei uns zuerſt der Plattheit und Nüchternheit der Aufklärung entgegengeſetzt. Heinſe, Maler Müller, Lenz, Klinger bezeichnen dieſe Periode. Göthe und Schiller gaben der Romantik den wahren Gehalt der Aufklärung zurück und wurden eben dadurch unſere claſſiſchen Dichter. Göthe iſt in ſeiner Lyrik, in ſeinem Drama und Roman weſentlich romantiſch, unterſcheidet ſich aber von den Stürmern und Drängern durch das Maßvolle einer edlen Form. In der Stella, im Triumph der Empfindſamkeit, in dem vergötterten Satyr, in den Göttern, Helden und Wieland, im Fauſt ſelber, zeigt er uns noch Excentricitäten genug, die ganz im Sinne der Sturm- und Drangperiode componirt ſind. Schiller's Lyrik enthielt ganz naive oder antik gedachte Producte, aber die Anzahl der romantiſch gefühlten Compoſitionen iſt die bei weitem überwiegende. Manchmal hat er antike Mythen mit romantiſchem Duft durchhaucht, wie z. B. in der Klage der Ceres. Der holde Lenz iſt erſchienen; die Erde hat ſich verjüngt, aber die ſchöne Natur befriedigt die Göttin nicht. Ihr Mutterherz iſt gebrochen und ſie ſehnt ſich nach der Tochter, die unten im Reiche der Schatten weilt. — Aus dem Eleuſiniſchen Feſt hingegen ſtrahlt uns die Freude an der Natur aus jedem Wort entgegen. Die thurmgekrönte Göttin, deren Wagen von Panthern und Löwen gezogen wird, hat durch Ackerbau und Städtegründung die Geſittung der Menſchen herbeigeführt, aber die Feier dieſer Wohlthat wird nicht als ein Gegenſatz der Cultur zur Natur, ſondern als die folgerichtige Vollendung der Natur ſelber ausgeſprochen. Schiller hat ſeinen Spaziergang Elegie betitelt, aber dieſe Elegie iſt ganz antik gedacht. Sie breitet ſich zu einem Panorama aus, in welchem der Dichter vom Gipfel des Berges im Glanz der ſinkenden Sonne die Wechſelwirkung von Natur und Geſchichte anſchaut. Da iſt nichts von moderner Verdrießlichkeit, nichts von Weltſchmerz zu ſpüren, ſondern ſo wie's iſt, ſo iſt es recht, und die Sonne Homers, ſiehe, ſie lächelt auch uns. Wie man Schiller's Dramen, die bürgerlichen wie die politiſchen, anders als romantiſch nennen will, iſt mir unerfindlich. Im Roman hat er aber wohl durch ſeinen Geiſterſeher einen ſtarken Schritt zur Romantik in der Geſtalt gethan, die man jetzt vorzugsweiſe vor

Augen hat, wenn man sie verwirft. Diese Gestalt war diejenige, in deren Entwickelung meine Jugend fiel.

War die Sturm- und Drangperiode von Frankfurt und Straßburg ausgegangen, war die classische Poesie, die ideale Verklärung der Romantik die That Weimar's gewesen, so wurde die Romantik in krankhafter Manier von Jena und Berlin aus verbreitet. Ludwig Tieck, Novalis, Friedrich Schlegel, Achim von Arnim, Hoffmann, Werner, Fouqué waren ihre Koriphäen. Welch einen Einfluß Göthe's Wilhelm Meisters Lehrjahre, sowie die Spukgeschichten nebst dem Märchen von der Schlange in seinen Erzählungen der Ausgewanderten auf die romantische Schule gehabt haben, liegt zu offenkundig da, es leugnen zu können. Nicht weniger tief griffen Schiller's Braut von Messina, Maria Stuart und Jungfrau von Orleans ein. Das, was die Modernen an der romantischen Schule vorzüglich bekämpfen, ist nicht sowohl das poetische Element in ihr, als ihre Hinneigung zum Feudalismus und Katholicismus des Mittelalters. In dieses aber hatte sich der Geist jener Epoche versenkt, weil er von dem Bedürfniß getrieben wurde, sich durch die Vergegenwärtigung deutschen Lebens in seiner früheren Selbstständigkeit und Herrlichkeit gegen die Uebermacht des gallischen Siegers zu schützen. Das patriotische und religiöse Pathos wurde von jenen Männern mit Begeisterung geltend gemacht. Man muß die Verirrungen, in welche sie damals verfielen, nicht zum absoluten Maaßstab für ihre poetischen Leistungen machen. Wir kennen jetzt das nach allen Richtungen durchforschte Mittelalter viel gründlicher als sie, allein es lebte in ihnen eine Kraft der Liebe zu unserer Nation, der wir viel schuldig geworden sind. Es soll doch Jemand unternehmen, heut zu Tage solche Vorrede zu schreiben, wie Arnim sie des Knaben Wunderhorn, Görres sie seiner Sammlung von Minne- und Meisterliedern vorsetzte. Welch' innige Vertiefung in unser gesammtes Volksleben gehört dazu, um dasselbe mit so lebendigen Farben, als hier geschehen, zu schildern! Eben diese Vergangenheit mit ihren Burgen und Rittern, mit ihren Klöstern und Mönchen, mit ihren Städte-Republiken und zünftigen Bürgern, mit ihren Domen und Priestern, mit ihrem Glauben an Wunder und Zauberei war unwiederbringlich dahin. Die Glorie, in welcher die Berliner Romantik das Mittelalter erscheinen ließ, mußte

daher eine Reaction zur Folge haben, welche das Ideal der Gegenwart in seinem absoluten Recht gegen den Feudalismus und gegen die Hierarchie durchsetzte. Das ist der Ursprung von Ruge's und Echtermeyer's bekanntem Manifest gegen die Romantik in den Halleschen Jahrbüchern.

Was mich selber betrifft, so habe ich alle guten wie alle schlechten Seiten der damaligen Romantik durchlebt. Ich bin von keiner ihrer Verirrungen frei geblieben. Ich habe ihren Verkehrtheiten mit einer Inbrunst nachgehangen, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Ich habe, als ich sehr langsam zum Bewußtsein über den wahren culturgeschichtlichen Werth des Mittelalters kam, einen furchtbaren Kampf zu bestehen gehabt, der das eigentlich Bedeutungsvolle meiner Geschichte ist.

Nach dem Kampfe, wie die Deutschen ihn gegen Napoleon gestritten hatten, schien es unglaublich, daß sie einerseits von der süßlichen und gemein realistischen Romandichtung Clauren's, andererseits von der träumerischen und spukhaften Welt von Tieck's Phantasus und Hoffmann's Serapionsbrüdern ein Genüge hätten finden können. Und doch war dem so. Und gerade in Berlin culminirte dieser Opiumrausch. Man trieb sich mit den albernsten Narrheiten als mit poetischen Wichtigkeiten herum. Ich erinnere mich z. B., daß zwei meiner schönen Cousinen eines Tages auf den Einfall kamen, die Lectüre einer Hoffmannschen Schauergeschichte, welche sie mit Freund Müller und mit mir gemeinschaftlich lasen, dadurch zu erhöhen, daß am hellen Tage in einem abgelegenen Zimmer neben der Bibliothek die Fensterladen geschlossen und Spiritusflammen angezündet wurden, weil durch sie unsere Gesichter einen gespenstischen, bläulichen Schimmer empfingen. So erklärt sich denn, daß ich selber darauf verfiel, eine solche ungeheuerliche Erzählung zu schreiben. Mai und Juni hatte ich jeden Morgen zwei Stunden Mathematik getrieben. Im Juli warf ich diese Studien, deren Fortsetzung ich leider nicht wieder aufnahm, bei Seite und machte mich daran, einen Roman: „Graf Gundolf", zu schreiben, mit welchem ich August über auch zu Ende kam. Es war die Geschichte zweier Brüder, in deren entgegengesetztem Naturell ich den Zwiespalt meiner eigenen Seele conterfeite. Die Erfindung war sehr schwach. Die Reflexion überwog. Poetisch genommen, war das Beste wohl die Be-

schreibung einer Episode aus dem Leben Agrippa's von Nettesheim, die ich in den Roman verflochten hatte. Ich entnahm sie aus dem ersten Band von Meiner's Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus dem Zeitalter der Reformation. Diese Biographie ist sehr vollständig und mit einer großen Menge sehr anziehender Beweisstücke aus Agrippa's Schriften ausgestattet, so daß sie mir eben so viel Belehrung als Vergnügen gewährt hatte. Agrippa war ganz und gar eine Figur im Hoffmann'schen Geschmack, wie ich sie zu den übrigen Zauberwesen brauchen konnte. Ich beschränkte mich zunächst auf das Abenteuer seiner Jugend, als er einmal französischer Hauptmann war und im südlichen Frankreich auf dem sogenannten schwarzen Schloß eine Belagerung durch aufrührerische Bauern auszuhalten hatte.

Ich schickte den Roman einige Monate später an die Arnold'sche Buchhandlung in Dresden, welche sich auch bereit erklärte, ihn zu drucken, falls ich auf Honorar verzichtete. Ich ging natürlich darauf ein. Während dieser Verhandlungen aber, die sich etwas hinzogen, war ich tiefer in Schleiermacher gerathen. Ich wurde von Reue ergriffen, ein so abnormes Product, wie dieser Gundolf war, drucken zu lassen. Diese Reue war das erste Symptom meiner verdüsternden Stimmung, die sich meiner so lebenslustigen, heiteren Natur immer steigend bemächtigen sollte. Ich schrieb daher nach Dresden, mir das Manuscript sofort auf meine Kosten zurückzusenden, was auch geschah. Zu verbrennen, wie ich es später so oft mit meinen Arbeiten gethan habe, wagte ich das Manuscript noch nicht. Dazu hing ich ihm noch zu sehr an. Ich ergriff einen Ausweg, es von mir zu entfernen, indem ich es meiner Schwester schenkte, die ein ebenso geschicktes und wirthschaftliches Mädchen, als in der gesammten romantischen Literatur, mit Einschluß Calderon's, belesen war. Sie heirathete später den Dr. Wilhelm Genthe. So kam das Manuscript durch sie in seine Hände. Er machte es zum Ausgang eines Romans, den er in Magdeburg 1831 unter dem Titel: „Graf Gundolf" herausgab und mir zueignete. In der Zueignung sagt er, daß ich wohl bekannte Stellen mit Bleistift anzeichnen würde. Dies bezieht sich auf die Fragmente, die er aus meinem Roman dem seinigen einschaltete.

VII.

Meine erste Bekanntschaft mit der Hegel'schen Philosophie durch Leopold von Henning.

Ich hatte Philologie studiren wollen. Was aber hatte ich gethan? Ich hatte etwas Herodot getrieben, den Ktesias übersetzt, zwei Monate hindurch Mathematik studirt, durch die Bibliothek meines Oheims eine oberflächliche Bekanntschaft mit der gesammten mathematischen und physikalischen Literatur gemacht, eine Geschichte Islands verfaßt, die nichts als eine pomphafte Stylübung war, ein Drittel von Raumer's Handbuch, merkwürdige Stellen aus den lateinischen Geschichtsschreibern des Mittelalters übersetzt und zuletzt einen schwülstigen, phantastischen Roman gedichtet. Daneben hatte ich noch eine Reihe kleiner Arbeiten gemacht, welche sich auf die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur bezogen. Ich hatte z. B. einen genauen Auszug aus Adelung's Werk zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur von 1801 gemacht; ich hatte Göthe als Lyriker gegen einen Oesterreicher, Herrn v. Spaun, vertheidigt, der in einem Wiener Conversationsblatt sieben lyrische Gedichte als unlogisch, ungrammatisch, nachlässig und stylwidrig corrigirt hatte; ich hatte den Faust von Maler Müller gegen eine Verunglimpfung in der Jenaischen Literatur-Zeitung in Schutz genommen u. s. w. Unfehlbar würde ich nun mit einem so chaotischen Durcheinander gänzlich in's Wüste gerathen sein, wenn ich nicht eine Grundlage gewonnen hätte, über deren Bedeutung ich nicht das geringste Bewußtsein gehabt hatte.

Dies war die Bekanntschaft mit der Hegel'schen Philosophie. Bis ich nach Berlin kam, hatte ich kaum den Namen Hegel gehört. Von der Stellung, die er zur deutschen Philosophie oder gar zur Philosophie

überhaupt einnahm, hatte ich nicht die geringste Vorstellung. Ich wollte ja auch nicht Philosophie studiren und betrachtete daher die speciell philosophischen Collegia nur als Nebenfächer. Es mußte doch aber, dem Herkommen nach, ein Collegium angenommen werden, welches in die Philosophie einleitete.

Mein Oheim war Kantianer und gegen Hegel durchaus eingenommen, weil derselbe sich über Newton sehr bitter ausgelassen hatte. Allgemein vernahm ich die Versicherung, daß Hegel gar nicht oder doch sehr schwer zu verstehen sei. Es wurde aber ein junger Professor, Leopold von Henning, als ein Docent gerühmt, der die Gabe besitze, Hegel für Anfänger verständlich zu machen. Er hatte Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften angekündigt. Was konnte ich Besseres thun, als mich an ihn wenden und mir Hegel's Encyklopädie, die von 1817, welche er voraussetzte, anschaffen. Ich glaubte zuerst, dies Buch eben so gut lesen zu können, als ich andere philosophische Bücher gelesen hatte. Ich war doch nicht unvorbereitet. Ich hatte von der empirischen Psychologie, von der philosophischen Grammatik, von der formalen Logik durch die Schule eine nicht zu verachtende Uebersicht mitgebracht. Meine allgemeine Bildung war eine sehr ausgedehnte, und es war mir eigentlich keine Wissenschaft ganz fremd geblieben, da ich, wie man sich erinnern wird, stark in die encyklopädische Zerstreuung gefallen war. Auch hatte ich von Platon und Cicero, von Lessing und Herder doch so Manches gelesen und auch, wie ich glaubte, verstanden. Aber dies Buch von Hegel war mir ein Räthsel. In den Einleitungen zu den Haupt-Abschnitten, sowie in den Anmerkungen fand ich mich nothdürftig zurecht, allein die Paragraphen, welche Hegel's eigenes System darstellten, waren mir ganz unzugänglich. Sie stießen mich jedoch nicht ab, sondern reizten mich, ihren Sinn zu entziffern. Eine ganz neue, von mir kaum geahnte Welt schien sich mir aufzuthun. Zuweilen glaubte ich eine Verwandtschaft mit den Fragmenten von Novalis zu entdecken, die ich auch als höchste Offenbarung des Geistes verehrte, ohne sie verdaut zu haben.

Ich hörte daher das Collegium mit größtem Fleiß und betheiligte mich an den philosophischen Unterhaltungen, welche sich für Freiwillige daran knüpften. Leopold von Henning, ein großer, schlanker Mann,

voller Lehreifer, Geduld und Freundlichkeit, gewann bald meine ganze Zuneigung. Wenn ich etwas nicht verstand, schob ich es auf die Schwäche meiner Fassungskraft, gerade wie ich bei der Empfindung der Langenweile oder gar des Mißbehagens, die mich im Studium der altdeutschen Gedichte zuweilen überkam, die Schuld nicht ihnen, sondern der Mangelhaftigkeit meiner Einsicht zurechnete. Nach Allem, was ich von ihrer Vortrefflichkeit las, durfte ich nicht daran zweifeln.

So lebte ich mich ganz unbefangen in ein unbedingtes Vertrauen zu Hegel's Philosophie hinein, worin mich Buschmann, der mir so viel voraus war, mit geheimnißvollen Andeutungen, wie er sie liebte, bestärkte. Müller's Abneigung gegen Hegel's Naturrecht verschlug wenig bei mir, da er nur ein praktisches, kein philosophisches Interesse besaß. Meinem Oheim war es zuletzt angenehm, von der neuen Lehre, die so viel Aufsehen zu machen begann, durch mein Referat eine nähere Vorstellung zu bekommen; sowie es ihm auch Vergnügen machte, mit mir darüber zu streiten. Leopold von Henning hatte seiner Darstellung auch eine kurze Geschichte der Philosophie einverleibt, die mir ganz neue Gesichtspunkte gab. Ich bekam durch ihn, so zu sagen, alle Stichwörter der Hegel'schen Philosophie überliefert und hatte an der systematischen Gliederung des Ganzen die größte Freude.

Consequent hätte ich von dieser Propädeutik Henning's zu Hegel's Vorlesungen selber weiterhin übergehen müssen. Dies geschah aber nicht, weil ich allmälig ganz in Schleiermacher versank. Ich habe daher bei Hegel nur einige Male hospitirt, mich zu überzeugen, wie er, dem glatten, gewandten Vortrag Schleiermacher's gegenüber, sich in mühsame und schleppende Perioden erging, die er seltsam umherwarf, mit Husten und Tabacksschnupfen unterbrach und eine Sprache redete, die mir Sterblichem verschlossen schien. Ich bewunderte die Studenten, welche lautlos, als ob die Sphinx ihren mysteriösen Mund geöffnet habe, zu seinen Füßen saßen und offenbar, was er sagte verstehen mußten, da sie von dem nach meiner Meinung sich wiederkäuenden Vortrage sogar ganz ordentliche Hefte nachzuschreiben vermochten. So kümmerte ich mich denn um Hegel bei allem Respect vor ihm nicht weiter, sondern blieb bei dem redegeläufigen Herrn von Henning stehen. Von der inneren Differenz zwischen Hegel und Schleiermacher hatte ich noch

weniger eine Ahnung. Ich glaubte, die schönen philosophischen Abhandlungen des Letzteren, die ich in den Schriften der Akademie gefunden hatte, ganz naiv mit Hegel's Philosophie vereinigen zu können. Noch weniger aber konnte ich eine Ahnung haben, wie sehr mein ganzes Schicksal durch diese beiden Männer bestimmt werden sollte. Wie wenn in dem Winkel eines Gebäudes ein unbeobachteter Funke gezündet hat und sich nun die verzehrende Gluth zuerst heimlich durch die Balken schleicht, bis sie plötzlich in helle Flammen ausbricht; so war der Funke der dialektischen Methode und der Begriff des Geistes still und unbewacht in meine Seele gefallen und glimmte im Verborgenen rastlos nagend weiter. Die ganze Signatur meines Lebens wurde in jenem fröhlichen Sommer festgestellt, während ich auf ganz andere Ziele loszugehen wähnte. Ich möchte einige bekannte Verse aus Göthe's Wilhelm Meister in Bezug darauf so parodiren:

Wer nie sich mit dem Zweifel maß,
Wer nie die unruhvollen Nächte
In seinem Bette grübelnd saß,
Der kennt euch nicht, ihr Geistesmächte!

Ihr führt in's Denken ihn hinein,
Versprecht den Himmel ihm auf Erden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Wie Alles soll Gedanke werden.

Durch Herrn von Henning kam aber noch ein anderer Sauerteig in mich, der das Verhältniß zu meinem Oheim die ganzen zwei Jahre über, die ich in Berlin zubrachte, immer von Neuem in Gährung versetzte. Dies war die Göthe'sche Farbenlehre, über welche von Henning Vorlesungen hielt. Diese schienen mir von meinen damaligen philologischen und historischen Zwecken so weit ab zu liegen, daß ich sie nicht annahm, nur zuweilen darin hospitirte und mich damit begnügte, mir eine Brochüre zu kaufen, welche er über diesen Gegenstand herausgegeben hatte. Diese Brochüre verfehlte ich nicht, meinem Oheim mitzutheilen und versetzte ihn dadurch in einen wüthenden Affect. Er war der gutmüthigste Mensch von der Welt, aber die Verachtung, mit welcher in jenem Büchlein von Newton gesprochen wurde, empörte ihn grenzenlos. Als ich ihm nun gar aus Hegel's Encyklopädie die Stellen vorlas, worin sich derselbe über Newton ausgesprochen, gerieth er vollends

außer sich. Er hatte von dieser Polemik längst gehört, sich aber nicht besonders darum gekümmert. Nun er sie durch mich kennen lernte, überstiegen sie noch bei Weitem das Maaß der Verwegenheit, welches er darin vorausgesetzt hatte. Alle Jugend ist zur Neuerung und damit zur Opposition gestimmt. Ich war daher schon von dieser Seite geneigt, für Göthe Partei zu nehmen, um mich für die Langeweile zu rächen, die ich bei der Physik des Procurators Meyer erduldet hatte. Dazu kam aber die unendliche Verehrung, die ich für Göthe hegte und das Vertrauen, welches mir von Henning zu Hegel's Philosophie eingeflößt hatte. Es wäre Vermessenheit gewesen, wenn ich gegen meinen Oheim persönlich hätte streiten wollen. Dazu war er mir in der Kenntniß der exacten Wissenschaften zu entschieden überlegen. Ich begnügte mich, nicht unbescheiden zu sein, die Gründe gegen Newton's Optik nach den Aeußerungen des Herrn von Henning zu wiederholen. Daß das Gespräch sich häufiger zwischen uns erneute, hatte unter Anderem eine ganz zufällige Ursache. Ich trank, wie schon erwähnt, den Morgenkaffee mit der Familie gemeinschaftlich in einem großen Zimmer, von dessen Decke ein schöner krystallener Kronleuchter herabhing, der in den Strahlen der aufgehenden Sonne oft die reizendsten Regenbogenfarben spielte. Die unschuldige Freude an der Pracht dieses Schauspiels genügte, mit zwei, drei Worten auf die unselige Farbenlehre zu kommen. Mein Oheim hatte nun einmal seine Unterhaltung daran, den Frevel eines bloßen Dichters und bloßen Philosophen gegen einen mathematisch so hochstehenden Physiker zu verspotten und zu züchtigen. Hatten wir Beide Zeit, wie öfter am Sonntag, so wurde auch wohl ein Band von Newton's Optik aus der Bibliothek hervorgeholt, damit ich die unübertrefflichen Definitionen und Propositionen Newton's selber anhören und bewundern sollte.

Ein halbes Jahrhundert ist seit diesen Gesprächen verflossen, und wenn man die Physiker befragt, so sollte man glauben, daß Göthe's Farbentheorie als der Einfall eines poetischen Dilettanten längst beseitigt und Newton's Optik unverrückt aufrecht erhalten sei. Ich werde mich hier nicht weiter auf diesen Streit einlassen, über den ich in späteren Jahren mich wiederholt habe äußern müssen. Ich will hier nur die Erfahrungen andeuten, die ich damals machte.

Die vornehmſte war, daß mein Oheim Göthe's Farbenlehre nie geſehen hatte. Er, der eine ſo reiche Bibliothek geſammelt hatte, worin auch viel überflüſſige Spreu vorhanden war, hielt Göthe's Werk für unwerth, darin einen Platz einzunehmen. Dieſe Erfahrung der Unkenntniß der Göthe'ſchen Auffaſſung aus ſeinen eigenen Experimenten und Beſchreibungen habe ich hinterher, mit ſeltenen Ausnahmen, wiederholt gemacht. Da nun Göthe ſeine Behauptung nicht a priori, vielmehr auf Grund der Erfahrung aufgeſtellt hatte, ſo erſchien es mir immer als eine unverzeihliche Nachläſſigkeit ſeiner Gegner, ſeine Experimente zu ignoriren. Ich ſelber befand mich damals in dem gleichen Falle, wie mein Oheim. Auch ich hatte Göthe's Farbenlehre noch nie geſehen. Als ich ſie einige Jahre ſpäter in Halle kennen lernte, nahm mich der hiſtoriſche Theil nicht weniger in Anſpruch, als der ſyſtematiſche. Göthe zeigt darin, daß ſeine Anſicht durch die ganze Entwickelung der Optik als ein conſtantes Element ſich hindurchzieht und inſofern als Reſultat vieler ſie vorbereitenden Beobachtungen und Gedanken erſcheint. Umſonſt ſehen wir uns nach einem Werk um, durch welches dieſe Geſchichte widerlegt wäre. Die exacte Phyſik hätte eine Gegengeſchichte liefern müſſen, vornehmlich um die urkundliche Darſtellung zu entkräften, welche Göthe von Newton ſelber gegeben hat.

Der Haupteinwand meines Oheims, wie ſeiner Fachgenoſſen, war, daß Göthe nicht hinreichend mathematiſch gebildet geweſen ſei, Newton zu verſtehen. In der Phyſik handelt es ſich aber doch zuerſt um Thatſachen, zu deren Wahrnehmung gute Sinne und geſunder Menſchenverſtand erforderlich ſind. Beide Gaben konnte man Göthe doch gewiß nicht abſprechen. Die Rechnung, dieſer Stolz der Mathematiker, muß doch in der Phyſik von Thatſachen ausgehen. Sind dieſe irrig aufgefaßt, ſo hilft alle Rechnung nicht nur nichts, ſondern kann nur Verwirrung erzeugen, welche den Schein exacter Forſchung annimmt. Wo wäre denn aber in Newton's Optik die Mathematik? Newton verfährt hauptſächlich logiſch. Die Angabe über Größenverhältniſſe der Farbenſäume, über die Geſchwindigkeit des Lichts, über den Grad des Einfallswinkels und die ſich daran knüpfenden ſehr einfachen Berechnungen wird man doch nicht für große Mathematik ausgeben können. Newton geht von der Thatſache der Exiſtenz des Spectrums, nicht aber von einer

algebraischen Formel oder gar von einer geometrischen Figur aus. Er hat ganz recht, so zu verfahren, aber das Gerede von den Schwierigkeiten, welche seine hohe mathematische Bildung für das Verständniß seiner Optik erzeuge, ist nur erfunden, die gedankenlose Menge glauben zu machen, daß der wahre Begriff der Optik von der Mathematik abhängig sei, während sie doch eine physikalische Wissenschaft ist, in welcher der Calcul nur eine secundäre Rolle zu spielen vermag.

Fragte ich meinen Oheim, wer Göthe's Farbenlehre widerlegt habe, so wurde ich auf einen Artikel in Gehler's physikalischem Wörterbuch und auf die Schrift eines Berliner Gelehrten, Fischer, verwiesen. Fand ich hier eine Widerlegung? Keineswegs! Es wurde auf Göthe's Vermessenheit, sich Newton entgegenzustellen, gescholten. Es wurde seine Unfähigkeit behauptet, Newton richtig verstehen zu können. Es wurde Newton's Theorie als die allein mögliche wiederholt und endlich der Farbenkreisel als das Experiment angeführt, welches zeige, wie die sieben Farben durch die Schnelligkeit der Bewegung für das Auge sich zur weißen Farbe neutralisirten.

So sehr ich die wirkliche Genialität meines Oheims im Fache der Mathematik, und so sehr ich seine Begeisterung für Newton respectirte, so konnte er mich doch nie überzeugen, daß das einfache Licht eine Zusammensetzung von sieben Farben, und daß zur Erzeugung der Farbe außer dem Licht nicht noch ein dasselbe trübendes Agens nothwendig sei. Die Interferenz von Licht und Licht kann wohl Verdunkelung, nicht aber Farbe hervorbringen.

Noch eines Punktes muß ich hier erwähnen, der mir für den Gang der Wissenschaft sehr merkwürdig erscheint. Wir finden bei Newton auch schon der Aether. Zur Zeit aber, als ich mit meinem Oheim disputirte, war diese Hypothese bei den Männern der exacten Forschung nicht nur vergessen, vielmehr völlig in Mißcredit gekommen, weil Oken in seiner Naturphilosophie den Aether wieder gelehrt und das Licht als die Spannung einer Aethersäule zwischen einem Planeten und seinem Centralkörper definirt hatte. Oken aber galt meinem Oheim und seinen akademischen Genossen für ein wissenschaftliches Monstrum. Göthe's Verdienste um die Hebung der deutschen Literatur konnte man nicht fortleugnen, und so wurde über seine Farbenlehre mitleidig als

über die Verirrung eines Dichters gesprochen. Für Oken aber, der nur Naturforscher sein wollte, hatte man nur Verachtung. Seine Aether-Hypothese wurde lächerlich gefunden. Und wie steht es jetzt? Der Aether ist der augenblickliche Liebling der exacten Wissenschaften geworden. Sie können ihn zwar nicht wahrnehmen; sie können seine Atome weder sehen, noch wiegen, noch messen. Aber nichts soll gewisser sein, als die Existenz des Aethers. Seine Atome sollen wirkliche Atome, also materiell, und doch sollen sie sich nicht attrahiren, sondern repelliren. Ihre Bewegung soll es sein, die wir als Licht empfinden. Was würde mein Oheim wohl zu diesem Aether sagen, der, obwohl aus Atomen bestehend, doch alle sinnlich wahrnehmbare Materie allgegenwärtig durchdringen soll? Ich glaube, er würde sich zu seiner Anbetung bekehrt haben, weil man mit den fictiven Atomen, die imponderabel sein sollen, so schön rechnen kann.

VIII.

Magdeburg. Kritik der Berliner Hof- und Dom-Agende. Berlin. Wie Schleiermacher und Steffens mich bezauberten. Die Renaissance.

Nach der Mitte August reiste ich mit Müller nach Hause. Er blieb einige Tage bei uns. Dann wanderte ich mit ihm nach dem mir so lieb gewordenen Neuhaldensleben, wo ich eine Woche bei ihm zubrachte. Zufällig traf es sich, daß Karl Immermann dort zum Besuch bei einer sehr gebildeten Dame, der Frau Mertens, anwesend war. Ihre beiden Söhne waren mir vom Gymnasium her befreundet. Auch Bernhard Nöldechen war bei Verwandten zum Besuch gekommen. So fand sich eine kleine Schaar Studenten zusammen. Freund Grubitz war nicht zu Hause, weil er anderweit verreist war. Frau Mertens veranstaltete

nun einige äſthetiſche Abende, wo Immermann als Vorleſer in der Tieck'ſchen Manier glänzte. Ich hatte bis dahin Immermann zwar oft genug geſehen, aber ich war ihm perſönlich fern geblieben. Jetzt machte ich auch ſeine Bekanntſchaft, in deren Folge ich ihn von nun ab auch zuweilen in Magdeburg, ſo lang er dort war, beſuchte. Ich konnte ihm auch kleine Gefälligkeiten erweiſen. Ich nahm einmal ein Säckchen mit Diamanten im Werthe von mehreren tauſend Thalern nach Berlin mit, welche er im Auftrage der Frau Gräfin von Ahlefeld an die Frau Profeſſor Dieffenbach, ich weiß nicht, in welchem Zuſammenhang, ſchickte. Ich beſorgte ihm von der königlichen Bibliothek ein Exemplar der Werke von Gryphius, deſſen Trauerſpiel „Cardenio und Celinde" er umarbeiten wollte. Ich beſtellte für ihn eine Büſte Göthe's bei Rauch, deſſen Atelier im Lagerhauſe, dicht bei meiner Wohnung war, und was ſolcher kleinen Liebesdienſte mehr waren, die mich auch in eine oberflächliche vorübergehende Correſpondenz mit ihm brachten. Von einem Dichter, wie Immermann, einige Zeilen zu erhalten, war aber für einen Studenten immerhin ſchon ein Ereigniß. Die Geſpräche mit ihm drehten ſich damals beſonders um die Theorie der Tragödie, weil er eine Abhandlung über den raſenden Ajax des Sophokles ſchrieb, um von der philoſophiſchen Fakultät in Halle, wo er ſtudirt hatte, zum Doctor promovirt zu werden. In der Kunſt der proſaiſchen Erzählung verehrte er Cervantes, in der poetiſchen Erfindung Göthe, in der theatraliſchen Technik und dramatiſchen Sprache Shakeſpeare als ſeine Muſter. Es konnte nicht fehlen, daß wir jungen Leute mit Ehrfurcht und Staunen zu einem Manne aufblickten, der in einem verhältnißmäßig kurzen Leben eine ſo reiche Folge bedeutender Dichtungen ſchuf. Wir begleiteten ſeine Entwickelung Schritt vor Schritt mit ſteigendem Antheil. Jedes ſeiner Werke: Die Papierfenſter eines Eremiten, Periander und ſein Haus, die ſchelmiſche Gräfin, Das Trauerſpiel in Tyrol, Friedrich II., der Hohenſtaufe, Das Auge der Liebe, ſeine Gedichte u. ſ. w. wurden von uns mit einer gewiſſen Andacht geleſen und beſprochen. Seine Freundſchaft mit Heinrich Heine, der einmal auf ein paar Tage ihn in Magdeburg beſuchte, ſein Streit mit Platen, ſein Verhältniß in Düſſeldorf zu Grabbe, ſeine Beſtrebungen daſelbſt für die idealere Geſtaltung der deutſchen Bühne wurde von

uns Magdeburgern ſtets mit wärmſtem Intereſſe verfolgt. Im perſönlichen Verkehr konnte er ſehr heiter und liebenswürdig werden, hatte aber eine Neigung zu ſarkaſtiſchen Wendungen und eine gewiſſe Strenge der Haltung, der gegenüber man wohl fühlte, daß man ſich zuſammen zu nehmen habe und ſich nicht in Trivialitäten fallen laſſen dürfe, wollte man ſich nicht ſeinen Epigrammen ausſetzen. Er hat unter ſein Portrait geſchrieben:

Das Leid, die Freude einer Welt empfinden,
Und unerſchüttert, in geheimem Stand
Verborg'ne Dinge ſchau'n, dazu ſchuf
Mein Stern mich in der Laune ſeiner Bahn.

In dieſen Verſen ſcheint ſich mehr der Criminalrichter jener Zeit, der den inquiſitoriſchen Proceß bei verſchloſſenen Thüren zu führen hatte, als der Dichter auszuſprechen.

Indem ich weiterhin nur noch einmal Veranlaſſung haben werde Immermann's in beſtimmter Beziehung auf mich zu erwähnen, kann ich nicht umhin, einen Uebelſtand in unſerer Literatur zu berühren, der durch die Zerſplitterung derſelben hervorgerufen wird. Wir beſitzen von den Schriften unſerer hervorragenden Geiſter ſehr ſelten wirkliche Geſammtausgaben, die uns in den Stand ſetzen, uns von ihnen mit leichter Zugänglichkeit eine adäquate Anſchauung ihres Wirkens zu machen. Wir ſind unermüdlich, Blumenleſen aus unſern Claſſikern zu drucken, in denen ein Dutzend ihrer Gedichte und einige Fragmente ihrer Proſa in herkömmlicher Weiſe wiederholt werden und eine höchſt einſeitige Vorſtellung von ihnen befeſtigen. Wollen wir aber einen Geiſt ſeiner Totalität nach zu unſerer Anſchauung bringen, ſo müſſen wir uns hierhin und dorthin wenden, ſeiner Schriften habhaft zu werden. Von Immermann exiſtirt, ſoviel ich weiß, keine Geſammtausgabe, nur eine Auswahl aus ſeinen Schriften. Viele kennen jetzt nur noch ſeinen Münchhauſen, der allerdings als ſein ſelbſtſtändigſtes Product gelten muß. Aber auch hier hat man ſich zuletzt auf die Dorfgeſchichte vom Hofſchulzen, ſeiner anmuthigen Tochter Lisbeth beſchränkt. Verdient denn aber, was Immermann ſonſt noch geleiſtet hat, nur noch die Aufmerkſamkeit des Literaten vom Fach, der ſich damit nur kritiſch zu thun macht? Bei den Franzoſen und Engländern iſt dies ganz anders.

Sie haben von allen ihren Autoren, welche die Mittelmäßigkeit durchbrechen und den Fortschritt der Nation nach irgend einer Seite hin entschieden fördern halfen, Gesammtausgaben. Es ist von mir zu diesem Wort oben noch das Prädikat „wirklich“ hinzugefügt. Zuweilen nämlich besitzen wir Gesammtausgaben, die es thatsächlich doch nicht sind. Von Göthe z. B. wird man der Meinung sein, daß von seinen Werken eine Gesammtausgabe existirt, da er ja selber eine solche veranstaltet hat. Göthe selber hat ganz richtig darin nur dasjenige aufgenommen, was er als eine Aeußerung seiner poetischen oder wissenschaftlichen Productivität ansehen durfte. Gehört aber in weiterem Betracht sein Briefwechsel nicht zu seinem vielseitigen und ersprießlichen Wirken? Finden wir in Voltaire's Werken nicht seinen Briefwechsel mit d'Alembert, mit Friedrich dem Großen? Man hat nicht ermangelt, die kleinsten Billete Göthe's drucken zu lassen, aber eine chronologisch nach der Epoche, welche diese Correspodenzen bei ihm bezeichnen, wohlgeordnete Ausgabe aller seiner Briefe giebt es nicht. Ich meine das so, daß sich seine Briefe mit Merk, mit Lavater, mit Sömmering, mit Jacobi, mit der Gräfin Stollberg, mit Frau von Stein, mit Schiller, Reinhard, Boisserée, Zelter, abgeschlossen als chronologische Gruppen einander folgen sollten. — Ich nenne hier nur die vorzüglichsten Sammlungen. Sehr leicht würden sich kleinere als Ergänzugen oder Uebergangsglieder zwischen ihnen einschieben lassen. In jedem dieser Briefwechsel tritt eine Hauptangelegenheit der Göthe'schen Thätigkeit und Sinnesweise hervor: Physiognomik, Anatomie, Spinozismus, Liebe, Poesie, Farbenlehre, Baukunst, Musik — Alles umrahmt von dem reichen Weltleben, in dessen Mitte der Dichter sich stets fortstrebend bewegte. In jedem tritt eine besondere Seite seines Charakters, in jedem eine besondere Stufe seines Alters hervor. — Als ein gelungenes Beispiel, wie man die Werke eines Dichters in ihrer Gesammtheit behandeln kann, möchte ich die Ausgabe anführen, welche die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart von Platen's Schriften in Einem Bande veranstaltet hat. Jetzt hat sich die Concurrenz auf den Druck unserer Classiker geworfen. Man kann den ganzen Schiller für einen einzigen Thaler kaufen. Ob man aber diese Ausgabe auf sehr

dünnem Papier mit einer die Augen verderbenden Kleinschrift mehr als kaufen, ob man sie auch lesen wird, ist mir sehr zweifelhaft.

Man verzeihe diese Abschweifung, die sich mir bei dem Andenken an Immermann aufdrängte.

Ich machte in den Ferien einen Ausflug nach Quedlinburg, wo ich im Gasthaus „zur Pölle" mich festsetzte und von hier aus Streifereien in die Umgegend unternahm. Volk hatte hier einen Onkel, welcher die Apotheke des Ortes besaß. Er war unverheirathet, recht wohlhabend und ich brachte mit Volk einige Abende bei ihm in großer, etwas burschicoser Heiterkeit zu, welche der vortreffliche Weinkeller des alten jovialen Herrn manchmal zur Ausgelassenheit steigerte. Mit Volk, unter Führung eines Vetters von ihm, Adolf Heine, der die Wege gut kannte, bestiegen wir eines Tages den damals noch recht wilden Hexentanzplatz, kletterten — oft auf Händen und Füßen — das Gerölle der sogenannten Schurre in's Bodethal hinab, gingen dasselbe bis zum Bodekessel aufwärts, kamen dann oberwärts auf die Roßtrappe zurück und stiegen dann den Weg nach Thale hinunter. Diese Partie mit den weithin ragenden, wildgezackten Felsen, in deren Mitte der Bodefluß sich schäumend hinwälzt, mit dem Gegensatz von Thalenge und offener Fernsicht über eine große, fruchtbare, von kleinen Städten und Dörfern übersäete Ebene ist unstreitig einer der schönsten Punkte des Harzgebirges. Dennoch gewährte mir ein Gang, den ich ein paar Tage später ganz allein machte, einen viel größeren, unauslöschlichen Eindruck, weshalb ich ihn dankbar erwähne. Ich ging früh von Quedlinburg aus, ging nach der Lauenburg, von welcher damals noch malerische Ruinen übrig waren, verlor mich in dieser Umgebung in phantastische Träumereien, wanderte dann nach Gernrode, bestieg den Stubenberg und kam spät Abends über den Kamm der Kalkhügel, die sich von hier nach Quedlinburg hinziehen, zurück.

Wie selten sind ganze selige Tage in unserem Leben! Diesen Tag rechne ich zu ihnen. Ich war jung, voll von Gedanken, die mich angenehm beschäftigten, von innigster Empfindlichkeit für alle Schönheiten der Natur, die mich umgaben, und schlürfte die balsamische Luft der Wälder und Felder mit Wonnegefühl. Das Wetter war herrlich und der Uebergang der Farben der Landschaft vom Strahl der Morgensonne

bis zum Roth des glühenden Abendhimmels von bezauberndem Wechsel. Alles schien mein Entzücken zu theilen, und selber der alte, weitläufige Gasthof, worin ich wohnte, mit seinen langen Corridoren, dunkelschattigen Zimmern und alterthümlichen Möbeln erschien mir des Pinsels eines Callot-Hoffmann nicht unwürdig. Von Quedlinburg ging ich, auch allein, nach Hädersleben auf dem Huy, einem Vorberg des Harzes, wo Strebe damals Pfarrer war. Ich blieb einige Tage bei ihm und lernte seine Frau und deren Schwester, Tante Auguste, kennen, die mir im Laufe des Lebens noch manchmal die zärtlichste Pflege angedeihen ließ. Als ich auf dem Rückmarsch durch Egeln kam, war in der Stadt gerade eine heftige Feuersbrunst ausgebrochen, deren angstvolles Schauspiel zu dem Frieden der Natur, aus welchem ich kam, wie der Pessimismus zum Optimismus contrastirte.

Als ich von Berlin nach Hause gekommen war, fand ich den Vater bei dem dritten Bande der Raumer'schen Hohenstaufen, den ich auch sofort durcharbeitete und auch die Karte Europa's vom zwölften Jahrhundert, die ihn begleitet, abzeichnen mußte. Während ich hiermit noch beschäftigt war, vertiefte sich der Vater schon wieder in ein anderes, neues Werk, Sieber's malerische Fußreise durch die Insel Kreta, worin ich ihm ebenfalls nachfolgte. Ich erwähne dies Buch, weil es uns so viel Vergnügen und Belehrung gewährte, daß wir es später noch gar manchmal mit Dankbarkeit gegen den Verfasser in unsern Unterhaltungen von Neuem durchwanderten. Alles, was sich auf Griechenland bezog, hatte damals noch wegen des Kampfes, welchen die Hellenen gegen die Türkei bestanden hatten, ein doppeltes Interesse. Kreta liegt nicht auf dem Wege, den die Touristen auf Reisen nach Griechenland zu nehmen pflegen. Wir wußten nur das Allgemeinste von dieser schönen und großen Insel, der Wiege des Zeus und der bewunderten Gesetzgebung des Minos. Sieber schildert die Insel mit ihren Bergen und Thälern, ihren schattigen von Oleanderbüschen bedeckten Buchten, ihren Eichenwäldern, Weinbergen, ihren Klöstern, Schaafheerden und schiffkundigen Bewohnern so anschaulich, daß man völlig einheimisch darin wird. Die große Bedeutung der Griechischen Kirche, deren Studium mich später recht ernstlich in Anspruch nehmen sollte, wurde mir hier zum ersten Mal enthüllt.

Doch der größte Theil der Ferien in Magdeburg wurde durch das Intereſſe hingenommen, welches der Streit über die Einführung der Hof- und Domagende von Berlin damals in der ganzen Geſellſchaft hervorrief. Die Magdeburger waren gute Royaliſten. Sie verehrten den König mit aufrichtiger Hingebung, aber mit der Zumuthung, die vom Könige und einem ſeiner Adjutanten ſelbſt verfaßten Agende anzunehmen, konnten ſie ſich nicht vertragen. Es entſtand ein heftiges Hin- und Herreden darüber. Die Geiſtlichen, welche geneigt ſchienen, ſie ihren Gemeinden zu empfehlen, wurden angefeindet. Da das Reformationsfeſt 1817 die Union der Lutheriſchen und Reformirten Kirche zu ihrem eigentlichen Inhalt gehabt hatte, ſo kann man die Agende als den erſten rohen Verſuch betrachten, dieſer Union einen beſtimmteren Ausdruck zu geben. Die eigentliche Aufgabe wäre geweſen, ein neues Glaubensbekenntniß zu ſchaffen, worin die zwiſchen jenen beiden Confeſſionen obwaltenden Gegenſätze aufgelöſt und aus welchem eine neue ihm entſprechende Form des Cultus abgeleitet wäre. Statt deſſen ſollte der Formalismus eines blos liturgiſchen Werks die Baſis einer unirten evangeliſchen Landeskirche abgeben. Als Privatmann gehörte der König der reformirten Confeſſion an; als König ſtand ihm für die proteſtantiſche Kirche in ſeinem Staat die biſchöfliche Macht als Aufſichtsrecht zu. In der reformirten Kirche iſt das liturgiſche Element ein ganz untergeordnetes; in der lutheriſchen iſt es ſehr ausgebildet, aber auf ganz individuelle Weiſe, ſo daß in verſchiedenen Gemeinden die mannigfaltigſten Abweichungen vorkommen. Die Reformirten bedurften einer ſolchen Agende gar nicht und die Lutheraner ſträubten ſich gegen die Uniformirung, welche die Eigenthümlichkeit der Form bedrohte, an welche ſie ſeit lange gewöhnt waren. Der König verwickelte ſich daher mit beiden Confeſſionen in einen Kampf, für welchen es keinen Richter gab. Die Folge davon war, daß er, der ſich den Beinamen des Gerechten erworben, durch die Oppoſition, die überall erwachte, gereizt und ſelbſt zur Ungerechtigkeit und Härte hingeriſſen wurde. Die Entſtehung der ſogenannten Altlutheraner im Unterſchied von denen, welche die Agende annahmen, war hievon die Folge. Scheibel in Breslau trat als gewichtiger Vorkämpfer für ſie auf. Mein Vater war eigentlich ein wahrhaft evangeliſcher Chriſt, der den Gedanken

der Union mit Freuden begrüßt hatte. Er war urſprünglich Lutheraner geweſen, aber, als er meine Mutter heirathete, ohne alles Bedenken über die dogmatiſche Differenzen zur Reformirten Kirche übergetreten. Da er aber auch ein treuer Anhänger des Preußiſchen Königthums geworden war, ſo fand er ſich durch jenen Streit ſchmerzlich berührt und wußte nicht recht, was er daraus machen ſollte. Ich bat ihn, mir ein Exemplar der Hof- und Domagende zu verſchaffen, was er auch that.

Nun warf ich mich dahinter und ſchrieb binnen einigen Wochen eine ausführliche Kritik derſelben, die ganz zu ihren Ungunſten ausfiel. Sie ſchien mir ein höchſt unerquickliches Aggregat von Gebet und Geſang zu ſein. Bei den Gebeten tadelte ich, daß ſie abgeleſen werden ſollten. Ein Gebet muß urkräftig aus dem Herzen kommen, wenn es zum Herzen dringen ſoll. Ein abgeleſenes Vaterunſer dünkte mich die beſeligende Kraft ſeiner Worte zu ertödten. Ebenſo ſtieß ich mich daran, daß die Antiphonien von einem Chor geſungen werden ſollten. Ich hatte in lutheriſchen Kirchen bei feſtlichen Gelegenheiten wohl Cantaten aufführen und von den Geiſtlichen, oft nicht ohne feierliche Empfindung die Worte der Einſetzung des Abendmahls abſingen gehört, aber die paſſive Haltung der Gemeinde einem Chorgeſange gegenüber ſtreifte für mich faſt an die katholiſche Meſſe. Auch wollte ich den Herrn Zebaoth, deſſen Heiligkeit vom Chor geprieſen wird, nicht dulden, weil er uns Chriſten doch ein gar zu entlegenes an den Sternendienſt der Kleinaſiaten erinnerndes Weſen ſei. An Inhalt und Form der Gebete fand ich vielerlei auszuſtellen, was mir jedoch entſchwunden iſt. Ich erinnere mich nur, daß ich mich auch z. B. gegen die Bitte auflehnte, Gott ſoll alle königlichen Länder und das königliche Kriegsheer beſchützen; er ſoll ein Heiland aller Menſchen, beſonders aber der Gläubigen ſein u. ſ. w. Die erſtere Stelle kam mir, Gott gegenüber, zu ſpeciell vor, und bei der zweiten behauptete ich, daß der Zuſatz heißen müſſe, beſonders derer, die noch nicht ſo glücklich ſind, von der Wahrheit des Evangeliums erleuchtet zu ſein. Daß Gott ein Heiland aller Menſchen ſein ſoll, war mir ganz aus der Seele geſprochen, daß aber die Gläubigen, die durch ihren Glauben ſchon ſelig ſind, noch einer aparten Bevorzugung empfohlen wurden, widerſtand mir. So

wollte es mir auch nicht in den Sinn, daß Gott die Soldaten und Beamten lehren ſolle, ſtets, wie Chriſten, ihres Eides eingedenk zu ſein. Hat nicht, entgegnete ich, Chriſtus ausdrücklich das Schwören verworfen? Die Rede eines Chriſten ſoll Ja und Nein ſein; was darüber iſt, iſt vom Uebel. Und nun ſoll Gott, im Widerſpruch mit dieſen Worten, das Militair und die Bureaukratie lehren, wie Chriſten, ihres Eides zu gedenken? Iſt es nicht auch vielleicht, fügte ich hinzu, ganz unklug, ſie jeden Sonntag daran zu erinnern, daß ſie ihren Eid brechen können? Ich ſtellte dies, da ich Student war, mit der Unterſchrift der Reverſe in Parallele, durch welche wir uns beim Eintritt in die Univerſität verpflichten mußten, uns in keine verbotene Verbindung einzulaſſen. Ich fand dies aber ſo überflüſſig als gefährlich; überflüſſig, weil Niemand im Staat ohnedem ſchon einer verbotenen, geheimen Geſellſchaft angehören darf; gefährlich, weil man durch den Revers dem Studenten eine Wichtigkeit beilegte, die in ihm eine Macht fürchtete, an die er ſelber bis dahin wohl nie gedacht hatte.

Als ich mit meiner Kritik fertig war, übergab ich ſie dem Vater. Er las ſie, tadelte die Heftigkeit einiger meiner Ausdrücke, wollte ſie aber erſt genauer prüfen, bevor er mir über ihren Inhalt ſeine Meinung mittheilte. Wir haben aber nie wieder darüber geſprochen und ich weiß nicht, was aus ihr geworden iſt, denn nach ſeinem Tode habe ich ſie unter ſeinen Papieren nicht gefunden. Ich denke, er hat ſie vernichtet, weil ich ſpäter Theologie ſtudiren wollte und weil er die Exiſtenz eines ſolchen Schriftwerks für mein Fortkommen als gefährlich erachten mochte. Als ich es verfaßte, hielt ich mich noch für einen Philologen.

Ich hatte meine Arbeit noch ohne alles theologiſche Pathos ganz in dem Sinne aufgeklärter Humanität gemacht, worin ich erzogen war und welchem bis dahin auch die Romantik nichts angehabt hatte. Meine Eltern verkehrten mit Menſchen der verſchiedenſten religiöſen Ueberzeugung, ſofern ſie ſonſt rechtſchaffene Leute waren, mit gleicher Freundlichkeit. In der Neuſtadt waren Mönche und Nonnen in unſerm Hauſe aus- und eingegangen und ich war mit meiner Schweſter im Nonnenkloſter von den Schweſtern Cäcilie und Agathe nur mit Liebkoſungen gehätſchelt und mit Zuckerwerk und Bildern beſchenkt. Mein

Verkehr mit der jüdischen Familie Simon wurde nur mit allgemein menschlichen Augen betrachtet. Niemals war von ihrem Glauben die Rede und höchstens wurde erwähnt, daß sie den Mazzekuchen anders backen, als Christen ihren Osterfladen. Es gab im Kreise unserer Bekanntschaft einige Personen, über deren religiösen Standpunkt zuweilen gesprochen wurde. Da war z. B. Professor Seiffert. Er war Mönch gewesen, hatte das Kloster verlassen, geheirathet und ernährte sich von einem doppelten Unterricht. Er unterrichtete theils in der Miniaturmalerei, die er wohl in einem Benedictiner-Kloster erlernt haben mochte; theils in der lateinischen Sprache, über welche er eine größere und kleinere Grammatik herausgegeben hatte, die sehr geschätzt wurden und von einer großen Belesenheit in den römischen Classikern zeugten. Er galt als eine kirchliche Merkwürdigkeit, weil er Mönch gewesen war und sich säcularisirt hatte. Da war ein Freund meines Vaters, Bokel, ein kleiner buckliger Mann mit einem großen Kopf, hoher Stirn, unterbuschigen Augenbrauen, grauen Augen mit scharfem Blick, mit einem etwas negerartigen Munde, aber mit einer höchst einnehmenden Stimme und mit höchst geschmackvoller Diction. Alles, was er sagte, hatte ein eigenthümliches Gepräge und verrieth sich als ein Product tieferen Nachdenkens. Er neigte zur Satire, ohne boshaft zu sein. Zu gewissen Zeiten ward er Sonntags als Mittagsgast eingeladen und ich lauschte dann seiner Rede, die sich so hoch über den gewöhnlichen Bildungsdurchschnitt erhob, mit gespannter Aufmerksamkeit. Er war in der neueren Literatur sehr bewandert und wußte über Dichter ganz originell zu sprechen. Nun wußten wir durch den Vater, daß er nie eine Kirche besuchte. Er hatte sich in religiöser Hinsicht ganz an Klopstock hingegeben. Der Messias desselben war bei ihm an die Stelle der Bibel getreten. Er las ihn immer von Neuem, indem er die zwölf Gesänge auf die zwölf Monate des Jahres vertheilte. Er behauptete, daß Klopstock das in den Evangelien zerstreute und verschieden gefaßte Bild des Erlösers zu einer lebendigen Einheit zusammen geschmolzen und durch seine Psychologie wie durch seine Poesie zu einer Vollendung erhoben habe, die nicht mehr übertroffen werden könne. Er hielt Klopstock für eben so wohl inspirirt als die Apostel. Wenn er beim Glase Wein des Nachtisches manchmal auf dies Thema kam,

ſo wurde er begeiſtert. Der Satiriker, der gerne mit Heiterkeit ſpottete, verſchwand in dem Enthuſiaſten, und nicht nur wir Kinder, auch der Vater, hörten ihm dann mit einer gewiſſen Andacht zu, als ob er im Beſitz einer höheren Religioſität ſei. Doch auch dieſer Mann galt eben nur als eine Merkwürdigkeit, in welcher wir beſonders die Macht bewunderten, welche ein Dichter, wie Klopſtock, über das menſchliche Gemüth auszuüben vermochte. Da war ferner Vetter Brennecke, ein alter Candidat der Theologie, der von den Zinſen eines Capitals ganz behaglich lebte. Auf dieſen Vetter, wenn er zuweilen vorſprach, blickten wir Kinder mit einer gewiſſen Scheu, weil ſein Hauptbeſtreben darauf gerichtet war, in der Geſchichte Chriſti die größten Irrthümer nachzuweiſen. Wenn Freund Bokel Chriſtus in den Glorienſchein des Klopſtock'ſchen Meſſias ſtellte, ſo zerarbeitete ſich der kritiſche Verſtand des Vetters Brennecke, aus der Bibel ſelber den Beweis zu führen, daß Chriſtus nach ſeiner Kreuzigung noch 27 Jahre auf Erden gelebt habe. Er war Jahre lang mit einem gelehrten Buch hierüber beſchäftigt, das er endlich auch drucken ließ und großen Anſtoß damit erregte; denn, wenn Chriſtus durch die Kreuzigung nicht geſtorben war, ſo fiel damit auch die Auferſtehung vom Oſtermorgen, ſein geheimnißvolles Erſcheinen bei ſeinen Jüngern und die Himmelfahrt hinweg. Darüber ſchüttelten Vater und Mutter bedenklich den Kopf, behandelten den gelehrten Vetter übrigens nur als eine Merkwürdigkeit, als einen Theologen, der ſich durch ſeine Studien verwirrt habe. Da er ſeine Ueberzeugung mit Aufrichtigkeit ausſprach und ſich für ihre Begründung auf das Neue Teſtament ſelber ſtützte, ſo mußte man ihn immer noch als Proteſtanten gelten laſſen. Er proteſtirte gegen einen Irrthum der ganzen Chriſtenheit, den er entdeckt zu haben glaubte. So könnte ich noch manche Figur aus meiner Erinnerung heraufbeſchwören, zu zeigen, wie ſich die Toleranz in Preußen befeſtigt hatte. Nunmehr aber trat, zunächſt durch den Streit über die Agende, eine kritiſche Unruhe in die Geſellſchaft. Es wurde zwiſchen wahrem und falſchem Glauben unterſchieden, und die Cultusformen wurden auf die Dogmen, von denen ſie ausgingen, zurückbezogen.

Mein Intereſſe an der Theologie erwachte, und ich glaubte, als ich Mitte October nach Berlin zurückkehrte, recht klug zu handeln, wenn

ich ihr Studium neben dem der philoſophiſchen Wiſſenſchaften verſuchte. Wie ich dieſes mit dem der Encyklopädie eröffnet hatte, ſo nahm ich nun bei Marheinecke ein Collegium über theologiſche Encyklopädie, außerdem aber bei Schleiermacher Exegeſe der Pauliniſchen Briefe an die Koloſſer, Epheſer und Teſſalonicher, ſo wie der theologiſchen Moral an. In der Philoſophie fuhr ich bei Raumer mit der Geſchichte des Zeitalters der Revolution, bei Herrn von Henning mit der Logik und Metaphyſik fort, glaubte aber die Gelegenheit nicht vorbeigehen laſſen zu dürfen, ein Publicum über Religionsphiloſophie bei einem Dr. von Kayſerling dreiſtündig anzunehmen.

Ich beſuchte alle dieſe Collegia mit regelmäßigem Fleiß, ſtürzte mich aber, nach meiner Gewohnheit, neben ihrem Betrieb in eine Arbeit, die mir viel Zeit koſtete und mit welcher ich zuletzt doch nicht zu Ende kam. Ich fand am ſchwarzen Brett eine Aufforderung der philoſophiſchen Fakultät an ihre Studirenden, die Geſchichte Heinrichs VII., des Lützelburgers, aus den Quellen darzuſtellen. Sofort zweifelte ich gar nicht, daß dies Thema für mich ganz wie gemacht ſei und beſchloß, um den dafür ausgeſetzten Preis zu concurriren. Damit Andere mir nicht zuvor kommen möchten, eilte ich auf die Königliche Bibliothek und ſchleppte mir von ihr die nöthigen Folianten zuſammen. Unter den Quellenſchriftſtellern für Heinrich VII. iſt Albertus Muſſatus, der ſogenannte zweite Livius, von beſonderer Wichtigkeit. Ich war ſo glücklich, ihn zu erhalten. Reuberi Scriptores Rerum Germanicarum und andere ſecundäre Quellen wurden mir auch zugänglich. Ich hatte keine Anleitung zu ſolchen kritiſch hiſtoriſchen Arbeiten, traute mir aber zu, Herr des Stoffes werden zu können, der in lateiniſcher Sprache dargeſtellt werden ſollte, was mir keine Schwierigkeit machte und ſogar angenehm war, da ich es mit lauter lateiniſchen Autoren zu thun hatte. Von der Mühſamkeit einer ſolchen geſchichtlichen Forſchung hatte ich anfänglich noch gar keine Vorſtellung. Als ich den trefflichen Albertus Muſſatus in die Hand nahm, entdeckte ich im Anhange des Folianten ein Trauerſpiel deſſelben: Eccerinus, welches die Geſchichte des berüchtigten Ezzelino in einer dem Seneca nachgeahmten Form behandelte. Das war mir eine ganz neue Entdeckung. Noch nirgends hatte ich von dieſer, wie mir ſchien, ſo merkwürdigen Thatſache gehört,

und am liebsten hätte ich gleich hierüber eine Abhandlung geschrieben, welche diese erste Vereinigung der Form des antiken Dramas mit einem mittelaltrigen Gegenstande in das würdigste Licht setzen sollte. Doch unstreitig ging der Kaiser vor: Ich las und las, aber das Lesen allein fruchtete mir nicht. Ich mußte die Quellen vergleichen, Uebereinstimmung und Widersprüche zwischen ihnen ausfindig zu machen. Da Heinrich nicht lange regiert hatte, so war dies Geschäft, wie es mir vorkam, nicht zu schwierig. Ich fiel auf den ganz richtigen Gedanken, mir zunächst Annalen anzulegen, diese wieder in Monate, diese abermals in Wochen zu theilen und nun alle Thatsachen aus den Quellen, für welche ich neben einander Columnen herstellte, einzutragen. So glaubte ich der Wahrheit bald auf den Grund zu kommen. Doch wie oft gerieth ich wegen verschiedener Angaben der chronologischen Daten, weiterhin sogar wegen der Personen, die als Träger einer Thatsache angegeben wurden, in Verzweiflung. Um einen allgemeinen Leiter zu haben, hielt ich mich an Häberleins deutsche Reichsgeschichte. Man muß bedenken, daß die Geschichte des Luxemburgers damals noch sehr zurück war. Barthold's ausführliche Monographie über seinen Römerzug erschien erst zehn Jahre später. Albertus Mussatus verdient als Zeitgenosse des Kaisers gewiß das größte Vertrauen, aber es hätte doch der Aufgabe der Fakultät nicht entsprochen, ihn ohne Controle zu lassen. Auch reicht er nicht für die Anfänge des Luxemburgers und noch weniger für sein Ende hin, über welches ich, je mehr ich las und verglich, immer unsicherer wurde, ob er nämlich durch eine Hostie vergiftet worden oder nicht? Um die kolossale Arbeit zu bewältigen, stand ich, in einem sehr harten Winter, jeden Morgen um fünf Uhr auf und opferte mich der Lectüre und dem Excerpiren lateinischer Chroniſten bis zum Kaffee. Die Folge meines Uebersleißes war, daß ich nach Neujahr 1825 ein paar Wochen krank wurde. Ich erholte mich zwar rasch von dem fieberhaften Zustande, aber ich mußte die Arbeit aufgeben. Ich that dies zwar mit dem glücklichen Leichtsinn der Jugend, doch nicht ohne Schmerz, weil die zusammenhängende Darstellung, nachdem ich die dornigen Vorarbeiten ziemlich im Rücken hatte, mir als der schönste Lohn dafür erschienen war. Ich hatte aber

durch mein Unwohlsein zu viel Zeit verloren, um den rechtzeitigen Termin der Ablieferung der Arbeit einhalten zu können.

Doch es war auch wohl ein anderes, ganz entgegengesetztes Interesse, das mich unerwartet gepackt hatte und das mich gegen den Eifer, mit welchem ich die historische Arbeit begann, gleichgültiger werden ließ. Henrik Steffens, dieser von mir so hoch verehrte Mann, war nach Berlin gekommen. Er hatte seine norwegische Heimath besucht, sich mit der Rückkehr nach Breslau, wo er damals Professor war, verspätet, konnte dort seinen regelmäßigen Cursus nicht mehr eröffnen und wollte den Ausfall der Honorare durch Vorlesungen in Berlin ersetzen, zu denen ihm auch die Erlaubniß ertheilt ward. Er richtete zwei Cyclen ein; einen dreistündigen in der Universität zur Mittagszeit, einen dreistündigen für die Berliner Aristokratie zur Abendzeit in dem Saal des Gouvernementshauses. Dies war ein Ereigniß für die gebildete Welt Berlins, das ich nur mit den späteren Vorlesungen Alexanders von Humboldt über den Kosmos zu vergleichen wüßte. Nicht nur die Studenten, auch die Professoren, wurden von der regsten Theilnahme ergriffen. Steffens kündigte Naturphilosophie als Theil der allgemeinen Bildung an. Wenn man durch den Flur der Berliner Universität in das Kastanienwäldchen nach hinten hin ausschreitet, so befindet sich zur Linken ein Auditorium, welches amphitheatralisch aufgerichtete Bänke hat und in der Mitte von vier hölzernen Säulen getragen wird. Es diente zu Vorlesungen, die mit Demonstration verbunden sind, und, zu meiner Zeit wenigstens, zu den Uebungen des homiletischen Seminars, was ich äußerst zweckmäßig fand, weil dadurch die Kirchen mit der unvollkommenen Beredtsamkeit der Studenten verschont blieben. Hier eröffnete Steffens seine Vorträge. Der Saal war gedrängt voll. Der größte Theil der Zuhörer mußte stehen. Als Steffens sich endlich zum Katheder hindurchgearbeitet hatte, konnte ich ihn die ganze Stunde nicht sehn, weil ich hinter eine jener Säulen gepreßt war. Um so wunderbarer, um so geisterhafter wirkte seine Sprache auf mich ein. So etwas hatte ich noch nie vernommen. Kraft und Wohlklang der Stimme vermählten sich hier mit einer Fülle der Phantasie, mit einem Reichthum von Kenntnissen, mit einer Frische urlebendigster Erzeugung, daß ich zum höchsten Entzücken fortgerissen wurde. Steffens sprach ganz

frei und überließ ſich mit völlig naiver Genialität dem begeiſterten Drange ſeiner Gedanken. Ich habe ja viel vortreffliche Lehrer gehabt, aber einen ſolchen Genuß, wie Steffens, hat mir keiner gewährt. Ich mußte Schleiermacher's Methode für die wahrhaft wiſſenſchaftliche Bildung vorziehen, aber die maleriſche und pathetiſche Manier ſeines Freundes Steffens war für mich damals überwältigend. Er mußte, da auch in der zweiten Stunde der Saal überfüllt war, nach Nummer VIII wandern, wo ich neben dem Katheder ein Plätzchen erhielt, von welchem aus ich ihn nur ſeitwärts anſehn konnte, dafür aber mir gegenüber auf der erſten Bank die intereſſanten Köpfe und Mienen der Profeſſoren Ermann, Link und Anderer hatte, welche Steffens zuweilen als ſeine Gegner polemiſch heranzog. Leopold von Henning, den ich auch in den beiden erſten Stunden bemerkt hatte, wollte uns Studenten in der Logik gegen Steffens einnehmen. Er ſprach ſehr kühl von den zwar funkelnden, aber nur blendenden Blitzen rhetoriſchen Schwulſtes, jedoch ohne Steffens Namen zu nennen. Wir verſenken uns hier, pflegte er zu ſagen, in die Nacht des reinen Gedankens. Da dieſer reine Gedanke für mich damals noch voller Finſterniſſe war, mit deren Aufhellung Herr von Henning ſich allerdings redlich abmühete, ſo verfing ſeine Warnung bei mir nichts. Dem Inhalt nach trug Steffens, wie ich ſpäter erkannte, ausgewählte Capitel aus ſeiner Anthroprologie vor. Da er aber frei ſprach, ſo gewann Alles eine eigenthümliche, zuweilen gewiß ihn ſelbſt überraſchende Geſtalt, zu welcher der Blick in das Auge der Gegner, die er vor ſich hatte, beitrug. Gerade in ſolchen polemiſchen Ergüſſen wurde er höchſt intereſſant. Ich erinnere mich namentlich einer Stunde, worin er die Hypotheſe beſtritt, daß am Nordpol in der Urzeit ein großes Thal mit tropiſcher Flora und Fauna ſich befunden habe und durch Maſſenerhebung aus dem gluthflüſſigen Innern der Erde vernichtet ſei, was ſeiner Anſicht von einem feſten, magnetiſchen Eiſenkern der Erde widerſprach. Die Wogen ſeiner Beredtſamkeit brauſten donnernd über das nach ſeiner Meinung fictive Werk des Plutonismus hin und er ſchloß triumphirend die Stunde mit der Frage an die Zuhörer, ob man den Urhebern jener Hypotheſe nicht ſagen müſſe:

Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo. Manchmal

verlor er sich in Visionen. Er hatte vom Gehör und von dessen unendlicher Bedeutung — dies war eine oft wiederkehrende Phrase bei ihm — gehandelt. Schon hatte es voll geschlagen. Schon entstand die in den Auditorien bekannte Unruhe des Aufbruchs. Steffens selber nahm seinen Hut in die Hand, sprach aber fort. Dann setzte er sich den Hut auf, sprach aber fort. Er malte nämlich aus, wie die unendliche Bedeutung des Ohrs sich schließlich darin zeige, daß wir bei dem Eintritt des jüngsten Gerichts den Schall der Posaune in den Gräbern vernehmen würden. Er vergaß offenbar Alles um sich her und versenkte sich ganz in das Gemälde der Nacht des Grabes, des in sie hinein dröhnenden Posaunenschalls und der nun entstehenden Bewegung. Bei Raumer, Schleiermacher, Marheinecke schrieb ich ganz gute Hefte nach. Bei Steffens versuchte ich anfänglich auch nachzuschreiben, überzeugte mich aber bald von der Unzulänglichkeit meiner Notizen, welche mir überdem die rücksichtslose Hingabe an seinen Vortrag verdarben. Ich wollte nachher zu Haus die Hauptsache niederschreiben, aber auch dieser Versuch mißlang, weil der Inhalt ohne die Fülle der rednerischen Ausführung zu schwierig darzustellen war. Ich begnügte mich daher zuletzt mit epigrammatischen Andeutungen; z. B. die Urgebirge stellen uns in ihrer Bildung den Titanenkampf der Erde vor; oder die Ewigkeit des Kusses u. dgl. Ich wußte wohl im Allgemeinen, daß Steffens aus der Schelling'schen Philosophie herkomme, aber eben diese Philosophie hatte ich noch gar nicht studirt. Durch Novalis Schriften hatte ich ihr Princip auch schon kennen gelernt, allein ohne ein historisches Bewußtsein über diesen Zusammenhang zu haben. Für den romantischen Standpunkt, auf welchem ich mich befand, war Steffens Naturphilosophie eben recht. Die Parallele, welche sie beständig zwischen den Stufen der Entwickelung der Natur und denen des Geistes zog, regte mich mit geheimnißvollen Ahnungen an; daß Natur und Geist an und für sich Eines, oder, wie man sagte, daß sie identisch seien, glaubte ich zu verstehen. Das Absolute offenbart sich sowohl in der Natur als in der Geschichte. Eben deswegen ist es an und für sich ihre Indifferenz. Die Differenz fällt nur in die Erscheinung.

Ich hatte noch die Vorstellung, daß Hegel mit Schelling denselben Standpunkt einnahm und wunderte mich daher, wenn ich Herrn von

Henning in der Logik und Metaphysik gelegentlich gegen Schelling polemisiren hörte. Ich hatte, trotz meines mangelhaften Verständnisses, noch ein sehr günstiges Vorurtheil für die Hegel'sche Philosophie. Die große Wichtigkeit der Kategorien von Qualität und Quantität, von Wesen und Erscheinung, von Begriff und Realität, fing mehr und mehr an, mir aufzudämmern, aber die Uebergänge von Kategorie zu Kategorie, auf deren Dialektik vom Katheder her gerade ein so großer Nachdruck gelegt wurde, blieben mir noch außerordentlich dunkel. Das Collegium wurde mir immer schwerer und ich beschloß es mit einer Ermüdung, die an starke Abneigung grenzte. Neben Steffens Naturphilosophie, in welcher Metalle und Felsarten, urweltliche Pflanzen und Thiere, die Sinne in ihrer Wechselwirkung mit einer ihnen correlaten Welt, die Temperamente und Anlagen des Menschen, die Anfänge der Geschichte durch die Rassenbildung, dem erstaunten Auge vorschwebten, konnte mir die Welt des logischen Begriffs mit ihrer Dialektik nur als eine öde Abstraction erscheinen. Von logischer Behandlung war allerdings bei Steffens nichts zu finden. Er hatte natürlich das Bedürfniß derselben, aber er konnte es immer nur auf Umwegen, durch Analogie, befriedigen. Ich war daher gar nicht im Stande, der Aufforderung meines Oheims zu genügen, ihm doch von Zeit zu Zeit über Steffens Vorträge zu berichten. Was ich daraus vorbrachte, wurde von ihm als Phantasterei gescholten und er gab mir Fries' mathematische Naturphilosophie, die 1822 erschienen war, in die Hände, mir zu zeigen, wie man diesen Gegenstand wissenschaftlich behandeln müsse. Ich blätterte das Buch durch, kam aber erst, aus ganz anderen Ursachen, im nächsten Winter dazu, es wirklich durchzulesen und zu excerpiren. Ich hielt nun meinem Oheim gegenüber, der ganz in Newton und Kant abgeschlossen war, mit meinem Enthusiasmus für Steffens zurück, ließ demselben aber für mich im Stillen um so mehr die Zügel schießen. Ich schaffte mir die kleinen Schriften desselben an, die er 1821 aus Zeitschriften gesammelt hatte. Aus ihnen wurde mir Vieles klarer, weil sie mich mit der wissenschaftlichen Bildungsgeschichte von Steffens, mit der successiven Entstehung seiner besondern Ansichten, bekannt machten. Was man auch, wie ich es später ja auch selber gethan habe, an Steffens Philosophie auszusetzen habe, so wird ihm doch immer zugestanden

werden müſſen, daß er für die Natur einen tiefen Blick beſaß, der ſtets auf ihre Totalität und Einheit hingerichtet war. Als ein ganz ausgezeichnetes Beiſpiel ſeines urſprünglichen Naturſinns will ich aus jener Sammlung nur den Aufſatz über die Farben nennen, welcher durch die Forſchungen des Malers Runge hervorgerufen war. Das Studium von Steffens begleitete mich bis ſpät in den Frühling von 1825, indem ich aus der Werkmeiſter'ſchen Leihbibliothek in der Jägerſtraße, die einen Reichthum wiſſenſchaftlicher Schriften beſaß, wie er in ſolchen Anſtalten ſich ſelten findet, auch noch ſeine Caricaturen des Heiligſten erlangte, die ich mit andächtiger Hingebung las und excerpirte. Meine Liebe zu Steffens iſt ſich immer gleich geblieben. Ich habe ſein letztes größeres wiſſenſchaftliches Werk, die Religionsphiloſophie, zwölf Jahre ſpäter in den Berliner Jahrbüchern ſtreng beurtheilt, aber die Liebe zu dem Verfaſſer wird man in dieſer Kritik nicht vermiſſen.

Den größten Contraſt zu den poeſiereichen Schilderungen der Natur von Steffens bildete das Collegium über Religionsphiloſophie, welches Herr von Kayſerling las. Ich hatte daſſelbe noch in dem naiven Glauben angenommen, daß jede Wiſſenſchaft doch ein ganz beſtimmtes Gebiet beherrſche, daß ihr allgemeiner Begriff feſtſtehe, daß ihre Ausführung eine eigenthümliche ſein könne, daß ſie jedenfalls aber alle weſentlichen Elemente der Wiſſenſchaft überliefern müſſe. Auf dem Gymnaſium gewöhnen wir uns, die Reſultate der Forſchung als ein abgeſchloſſenes, zur Geltung gelangtes Ganze überliefert zu erhalten, wie ich auf ſolche Weiſe die empiriſche Pſychologie, die Poetik, die philoſophiſche Sprachlehre und formale Logik überkommen hatte. Auf der Univerſität tritt aber die Forſchung ſelber an uns heran und der Lehrer iſt berechtigt, uns in neue Bahnen fortzuleiten. In der Philoſophie wird die Orginalität ſolcher Beſtrebungen den Docenten ſogar zum Ruhm ausſchlagen, wenn er durch ſie ein in der That vorhandenes Bedürfniß der Wiſſenſchaft befriedigt. Herr von Kayſerling hatte ſoeben einen Abriß ſeiner Religionsphiloſophie drucken laſſen, den er ſeinen Vorträgen zu Grunde legte. Das konnte um ſo mehr Vertrauen einflößen. Die mündliche Erörterung konnte von dieſen elementaren Beſtimmungen mit um ſo größerer Sicherheit und Freiheit in das Detail ſich einlaſſen. Aber wie fand ich mich getäuſcht! Herr von

Kayserling kam nicht über das, was er hatte drucken lassen, hinaus. Er wußte offenbar nicht mehr von seinem Gegenstande. Wir waren nur etwa sechs bis sieben Studenten in einem kleinen Auditorium, welches in dem nach der Akademie zu gelegenen Flügel des Universitätsgebäudes nach der Straße hinaus lag. Herr von Kayserling, zwar noch Privatdocent, allein ein Mann von schon vorgerückterem Alter, pflegte spät zu erscheinen. Ueber einen blauen Leibrock mit goldbesponnenen Knöpfen trug er einen großen, schweren, braunen Flauschrock, mit welchem er sich nachlässig auf den Lehnsessel hinwarf, seine goldene Uhr herauszog, auf den Tisch legte, sein Buch mit einigen Papierrollen eröffnete und nun in seiner monotonen Weise zu sprechen anhub, indem er uns Studenten keines Blickes würdigte, sondern gewöhnlich auf das bunte Treiben hinausschaute, welches die Straße an diesem frequentesten Punkte Berlins belebte. Er erging sich in den wenigen Kategorien, die ihn beschäftigten, mit Geläufigkeit und unendlichen Wiederholungen, so daß nach einigen Wochen schon einige der Studenten wegblieben und ich zuletzt oft nur mit einem einzigen älteren Theologen, Olleroth, einem stillen, ernsten Commilitonen, allein mich einfand, mehr aus Mitleid, als aus Interesse.

Das ganze Collegium war nichts, als eine heftige Polemik gegen eine Aeußerung Hegel's über Schleiermacher's Dogmatik. Hegel hatte 1822 in einem Vorwort zu dem Buche eines seiner Schüler, Hinrichs, die Religion im innern Verhältniß zur Wissenschaft, ohne Schleiermacher's Namen zu nennen, das Princip des Gefühls der Abhängigkeit des Menschen von Gott angegriffen, auf welches Schleiermacher seine Glaubenslehre begründete. Hegel hatte darin gesagt, daß, wenn es sich so verhielte, der Hund der beste Christ sei, da in ihm das Gefühl der Abhängigkeit am stärksten sei und auch, wenn dem Hungrigen ein Knochen vorgeworfen werde, Erlösungsgefühle dem Hunde nicht fremd blieben. Hiergegen empörte sich nun Dr. von Kayserling, und dies war der eine Punkt, der mich wegen meiner Verehrung Schleiermacher's bei ihm festhielt. Er suchte diesen durch die Jacobi'sche Philosophie zu unterstützen. Er stellte den Begriff Gottes als den des Unbedingten, den der Welt und des Menschen als den des Bedingten auf, das also nothwendig von dem Unbedingten abhängen müsse. Diese Kategorie des

Unbedingten und des Bedingten war es, die er nun ausführlich hin- und herwälzte. In der entsetzlichen Langenweile, welche diese dürftige Metaphysik bei uns hervorbrachte, fing ich an, zu erkennen, daß der Begriff Gottes doch noch ganz andere Kategorien erfordere. So lieb mir Schleiermacher's Vertheidigung war, so regten sich doch gerade bei den nachdrücklichen Accentuationen der Abhängigkeit des Menschen von Gott Erinnerungen an Stellen des Neuen Testaments, worin die Freiheit des Menschen als der Zweck der Religion hervorgehoben wird. Christus sagte, wir sollen die Wahrheit erkennen, denn sie werde uns frei machen. Die Liebe zu Gott und zu den Menschen als das Princip der Religion soll alle Furcht, also das Gefühl der Abhängigkeit, austreiben. Wir sind nicht Knechte Gottes, sondern Kinder seines Hauses. Wir sind Brüder Christi, welche durch ihn zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes erzogen werden u. s. w. Dergleichen Stellen, wie gesagt, fielen mir ein, aber ich vermochte doch noch nicht, gegen die gewaltige Kategorie des Unbedingten, die jede Stunde als schweres Geschütz vorgeführt wurde, den rechten Hebel einzusetzen. Ich tröstete mich, daß bei Schleiermacher sich Alles wohl noch ganz anders verhalten werde, als Herr von Kayserling selber wisse. Allmälig ging ihm offenbar der Stoff aus, und doch war noch nicht einmal der Februar erschienen. Ein Halsübel, das ihn schon vor Weihnachten einmal glücklich von einigen Wochen Vortrag dispensirt hatte, war nicht so gefällig, sich wieder einzustellen. Da fiel er auf einen neuen Punkt, der mich wieder anzog. Er brachte eines Tages große Papierstöße mit und fing an, die Streitigkeiten über die Agende, deren Gegner Schleiermacher war, vorzunehmen. Da ich selber über die Agende geschrieben hatte, so freute ich mich, weiter und gründlicher darüber nachzudenken, um mich mit Herrn von Kayserling in bester Uebereinstimmung finden zu können. Da er nun hier aus der Tagespresse frisches Material genugsam empfing, so lavirte er sich bis Anfang März noch mit Anstand durch. Dieser Mann, ein ostpreußischer Baron, hatte gewiß den redlichsten Willen, aber es fehlte ihm theils an Gelehrsamkeit, theils an Lehrgeschicklichkeit, und so ist der Verlauf seines weiteren Lebens ein höchst trauriger geworden, den er selber in einem Bändchen Denkwürdigkeiten bis in das Einzelste hin beschrieben hat.

So unvollkommen Hermann von Kayserling's Religionsphiloſophie war, ſo blieb mir doch ein Stachel von ihr zurück, der ſich immer tiefer in meine Seele ſenkte. Dies war das Problem, ob der menſchliche Geiſt Gott ſo wiſſen könne, wie er an ſich iſt? Daß ein Abſolutes, oder, wie der Glaube es nennt, ein Gott ſei, wurde nicht in Frage geſtellt, wohl aber, ob wir das Wiſſen des Abſoluten von ſich ſelber zu unſerem eigenen, alſo unſer Wiſſen zu einem abſoluten machen könnten? Hegel, ſo hörte ich verſichern, bejahte dieſe Frage; von Kayſerling verneinte ſie. Er geſtand den Menſchen allerdings die Möglichkeit eines Wiſſens von Gott, aber eines nur relativen, approximativen zu. Suchte ich für dieſe Frage in Hegel's Encyklopädie Aufſchluß, ſo fand ich mich in der Antwort, die ich herausleſen konnte, unbefriedigt. Die Philoſophie, hieß es, habe nur mit dem Abſoluten zu thun, deſſen abſolute Form der Begriff ſei. Religion und Philoſophie hätten denſelben Gegenſtand, nur daß er für jene als Vorſtellung, für dieſen als Begriff im Bewußtſein erſcheine. Das klang ſehr beruhigend. Ich vermißte aber in der Encyklopädie ein Kapitel, welches ausdrücklich von Gott handelte. Ich erfreute mich an dem Gedanken, daß in dem Syſtem der Wiſſenſchaft jede Beſtimmung eine Stufe in der fortſchreitenden, immer wahrhafteren Definition des Abſoluten ſein ſollte. Wenn ich aber am Ende anlangte, wo alle vorangehenden Definitionen ſich in eine einzige, letzte, ſchlechthin abſolute aufheben und vereinigen ſollten, ſo traf ich, ſtatt des abſoluten Subjectes, nach welchem ich mich ſehnte, den Begriff der Philoſophie aufgeſtellt. Und in dieſem Begriff war weiter kein beſonderer Inhalt gegeben, vielmehr hieß es, daß das abſolute Wiſſen, zu welchem der Geiſt hier gelangt ſei, ſchon in allen früheren Stufen ſeine Entwickelung gefunden habe, alſo nur ein Rückblick auf ſie eintreten könne. Herrn von Henning's Logik und Metaphyſik zeigte mir doch immer nur eine Dialektik von Begriffen, und ich konnte mich, was er auch ſagte, ſchlechterdings nicht überzeugen, daß ich in ihm mit der Natur Gottes ſelber zu thun hätte. Ich fing daher an, den Commentar, den er uns zu den Paragraphen des erſten Theils der Encyklopädie vortrug, mit ſtetem Zweifel zu begleiten, ob er Recht habe, oder ob ich ihn unrichtig verſtände. Ich gab, beſſer folgen zu können, endlich auch das Nachſchreiben auf, finde aber in

meinem Heft, so weit es läuft, schon bei Paragraph 17 ein sehr komisches Intermezzo. Statt Henning's Erläuterungen steht ein heftiger, sehr schwülstiger Erguß gegen die Hegel'sche Dialektik. Ich spotte über ihren Dreischlag der Begriffsmomente; ich erblicke mich in diesen Abstractionen auf einem öden Felsen, der von unfruchtbaren Winden umtobt wird; ich spotte über den Spott, mit welchem die empirischen Wissenschaften von dem spekulativen Hochmuth herabgesetzt wurden; man meine Faust zu sein und sei selber nur ein trockener Wagner, der Famulus eines Pseudo-Faust; ich dürstete nach Leben und Liebe. Doch hoffte ich immer noch weitere Aufklärung und hielt das Collegium gewissenhaft aus. — Es ist keine Frage, daß Steffens mir unendlich mehr zusagte und daß von ihm aus jene Reaction gegen die Hegel'sche Logik ihre vorzüglichste Nahrung empfing. Wenn Steffens darüber sprach, daß sich jetzt eine neue Ansicht der Natur vorbereite, deren höhere Ahnungen die Wissenschaft schon als ein Frühlingsgefühl durchziehe, so war es mir, als brächen tausend Knospen in meinem Gemüth hervor. Wenn ich aber von Herrn von Henning vernahm, wie das Sein nicht das Sein, sondern das Wesen, das Wesen nicht das Wesen, sondern der Begriff sei, so wurde mir oft ganz trostlos zu Muthe. Daß die Kategorien durch sich selber von Innen her zusammenhängen müßten, hatte meinen völligen Beifall, aber das Wie dieses Zusammenhangs blieb mir oft räthselhaft. Schleiermacher's Verfahren sagte mir unendlich mehr zu, und ich ließ von Ostern 1825 bis Ostern 1826; mit Ausnahme vorübergehender Anregungen durch Gespräche mit Diesem und Jenem, das Studium der Hegel'schen Philosophie völlig ruhen.

Ich hatte den Winter hindurch so gut wie gar keinen Umgang. Müller war zwar noch in Berlin, allein ich verkehrte viel weniger mit ihm, je mehr er in die Familie meines Oheims Eingang gefunden hatte, wo er durch seine Freundlichkeit und Gefälligkeit sich bald zu einem allbeliebten Gast gemacht hatte, der bei Allem dabei sein mußte. Es wurde in dem Hause meines Oheims viel Musik gemacht. Wenn junge Leute der Bauakademie, die bei meinem Oheim Zutritt hatten, Violine oder Flöte zur Begleitung des Claviers zu handhaben wußten, oder wenn sie gesanglustig waren, so hieß man sie willkommen. Ich suchte mich diesem Treiben so viel als möglich zu entziehen und bekam

auch im zweiten Jahre eine Stube nach der Straße hinaus, die dicht neben der Bibliothek lag und in welcher ich von dem musikalischen Lärm nichts mehr vernahm und lieber die eintönigen Hammerschläge des Ciseleurs hörte, der mir gegenüber im Lagerhause die Statue Blücher's für Breslau bearbeitete.

Ich fand mich mit der Geselligkeit, die zuweilen stark in's Rauschende überging, durch Composition von Gelegenheitsgedichten ab, die mir bei meiner großen Leichtigkeit, Verse zu machen, nicht schwer wurden. Ich dichtete in jenem Winter zu solchem Zwecke auch zwei kleine dramatische Impromptu's: „Oberon und die drei Perlen" zu einem Polterabend und „Federico und Cäcilie", ein Singspiel, zur Geburtstagsfeier einer älteren Verwandtin, die auf ein paar Wochen zum Besuch gekommen war.

Müller vergnügte sich in diesem Gesellschaftstumult umsomehr, als er sich in eine meiner Cousinen leidenschaftlich verliebte. Als er Ostern 1825 die Universität verlassen wollte, in die Praxis überzugehen, machte er ihr einen Heirathsantrag, fand aber keine Erhörung. Bleich, zitternd, Thränenströme vergießend, stürzte er eines Abends in mein Zimmer, mir diesen unglücklichen Ausgang mitzutheilen. Er jammerte mich und ich entschloß mich, ihn nach Hause zu begleiten, um den Wahnsinn seiner grenzenlosen Verzweiflung einigermaßen beschwichtigen zu helfen. Er wohnte sehr weit von mir, in der Mauerstraße. Da es ein naßkaltes, windiges Wetter war, durch welches wir gingen, so ließ er eine kleine Bowle Punsch machen, die ungeheure Spannung des Gemüths, worin wir uns befanden, etwas zu lösen. Müller war ein so guter, liebevoller Mensch, wie ich wenige gekannt habe. Ich hatte mich aus Grundsatz bei seiner Liebschaft, die mir nicht entgangen war, ganz neutral verhalten und stand daher seinem Affect mit reinem Antheil gegenüber. Hundertmal, wie alle Leidenschaftlichen, wiederholte er mir dasselbe, erzählte mir in aller Breite die Geschichte seiner Empfindungen, fiel mir zwischendurch um den Hals, verlor sich in die Vergegenwärtigung von Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner Angebeteten, ermüdete sich aber eben mit diesem pathetischen Erguß, so daß ich nach Mitternacht ihn beruhigter verlassen konnte. Wie traurig war mir dieser Gang durch die stillen Straßen zwischen den hohen,

finstern Häusern unter dem wolkendunklen Himmel! Müller reiste nach zwei Tagen in seine Heimath ab. Er konnte aber seinen Schmerz nicht überwinden und starb nach einem Jahre an der Auszehrung.

So sehr ich mich nun auch zurückzog, so konnte ich doch bei der Breite der geselligen Verhältnisse, mit denen ich mich ungesucht berührte, nicht vermeiden, vielerlei oberflächliche Bekanntschaften zu machen. Zu diesen gehörte auch ein Französischer Sprachmeister. Er klagte mir, daß seine Beschäftigung ihm noch nie die Muße gegönnt habe, eine Abhandlung zu schreiben, um auf Grund derselben von einer Universität zum Doctor der Philosophie promovirt zu werden, durch welchen Titel er sich in seiner Stellung, namentlich bei Schulen, höchst vortheilhaft verbessern würde. Dies reizte mich zu dem Vorschlag, ihm eine solche Abhandlung zu verfertigen. Ich verlangte dafür nichts, als, im Fall des Gelingens, ein Exemplar seines Diploms. Der Mann, ein Familienvater, that mir leid, aber die Eitelkeit, meine Kräfte an einer solchen Aufgabe zu versuchen, hatte wohl größeren Antheil. Die Verantwortlichkeit für die Täuschung schob ich seinem Gewissen zu. Nun kam es darauf an, ein Thema zu finden, welches doch mit dem Treiben eines Französischen Sprachlehrers in den Augen einer Fakultät homogen erscheinen konnte. Ich verfiel auf den Begriff der Renaissance. Wie oft hatte ich nicht von der Zeit der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften gelesen. Die Göttinger Professoren gaben ja viele Jahre hindurch eine große Geschichte derselben seit jenem Zeitpunkt heraus: Bouterweck, die Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit; Buhle, die Geschichte der Philosophie u. s. w. Das war ein Thema, worin ich mit der nöthigen Vorsicht gegen die Vorurtheile der Gelehrten eine glänzende Apologie des Mittelalters anbringen konnte, für das ich noch immer schwärmte.

Mit Hülfe von Meusel's Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit konnte ich die Arbeit mit dem Vorrath von Namen und Jahreszahlen versehen, welche den Fakultäten als Beweis positiver Kenntnisse bei den Bewerbern um akademische Würden so angenehm sind, weil sie doch einen gewissen Anhalt dafür bieten, daß sich dieselben mit dem Gegenstande eingehender beschäftigt haben. Ich griff nun jenen Ausdruck zunächst von der Seite an, daß er nur eine relative Berechtigung

habe, denn man verstehe unter ihm das Studium und die Nachahmung der antiken Kunst und Literatur, als ob diese der absolute Inbegriff aller wahren Kunst und Wissenschaft sei, was doch eine viel zu weit gehende Behauptung sei. Sodann behauptete ich, daß das Germanische Mittelalter niemals aufgehört habe, sich, obwohl in beschränktem Maaße, mit der antiken Literatur zu beschäftigen. Freilich seien es vorzugsweise Römische Autoren gewesen, denen man Aufmerksamkeit schenkte. Terenz sei sogar von einer Nonne, Hroswitha, nachgeahmt; Virgil, Lucan, Ovid seien beständig gelesen. Bei den Historikern sei das Bestreben, dem Livius oder Sallust oder Curtius nachzueifern unverkennbar. Bei den Philosophen stehe Seneca als Muster voran; doch verriethen sich auch die Spuren der Lectüre Cicero's. Aristoteles habe die Philosophie lange nur in lateinischer Uebersetzung beherrscht, aber endlich sei man doch auch zur Kenntniß des Originals übergegangen. Scotus Erigena habe schon unter Karl dem Kahlen das Werk des Areopagiten über die Hierarchie aus dem Griechischen übersetzt. An Lateinischen Lehrgedichten über die mannichfaltigsten Lehrgegenstände, sogar über das Schachspiel, sei kein Mangel. Hierauf spielte ich den Haupttrumpf aus, daß man doch dem Mittelalter nicht deswegen Kunst und Wissenschaft absprechen könne, weil es die Alten nicht copirt habe. Vielmehr sei die Selbstständigkeit anzuerkennen, mit welcher es in der Scholastik eine ihm eigenthümliche Philosophie, in der Epik, Lyrik und in den Mysterien eine ihm eigenthümliche Poesie hervorgebracht habe. Hier, wo ich die meisten Kenntnisse besaß, ließ ich mich nun weitläufiger aus. Ich fragte, ob man denn ohne diese Fülle origineller Schöpfungen, die sich unabhängig von den Vorbildern der Griechen und Römer entwickelt hätten, nicht einer unendlichen Armuth und Einförmigkeit preisgegeben sein würde, wenn statt jener Ursprünglichkeit Philosophen und Dichter immer nur Sclaven der Alten hätten bleiben sollen? Dante sei gewiß ein großer Dichter. Er sei 1321 gestorben, müsse also ohne Widerrede zum Mittelalter gerechnet werden. Wolle man nun ihn und auch Petrarca ihrer Originalität halber verwerfen?

Dann ging ich auf die übrigen Künste über.

Von der Musik sei es klar, daß eine Nachahmung der antiken unmöglich gewesen sei, da wir zu wenig von ihr wüßten. Und doch

habe gerade dieſe, Kunſt aus den Anfängen des Mittelalters heraus einen ſo gewaltigen Aufſchwung gewonnen. Für die Baukunſt bezweifle wohl Niemand mehr, daß das Mittelalter Großes in ihr geleiſtet habe, ſeitdem das Vorurtheil gegen die Gothik überwunden ſei. Und nicht nur Kirchen habe das Mittelalter gebaut, ſondern auch Burgen von außerordentlicher Schönheit, wie das Alhambraſchloß in Spanien, wie die Marienburg in Preußen. Mit der Architektur habe ſich zugleich von den decorativen Elementen derſelben und von den Grabmonumenten aus eine allerdings ſtrenge Sculptur hervorgebildet, die nur, um ſich zur höchſten Reife zu vollenden, von der Nachahmung der Antike zu früh unterbrochen wurde. Für die Malerei könne man die Glasmalerei, Fresken, muſiviſche Werke und Miniaturbilder anführen. Die ſo wichtige Erfindung der Oelmalerei könne man dem Mittelalter nicht ſtreitig machen. In der Bearbeitung von Waffen, Rüſtungen, Zeugen, Teppichen habe das Mittelalter dem Alterthum nicht nachgeſtanden.

Dies ungefähr war der Gedankengang, dem ich mich mit Begeiſterung überließ und den ich ſehr raſch zu Papier brachte, da er ſchon lange in mir gährte. — Der Sprachmeiſter wurde auf Grund dieſes ſtudentiſchen Elaborats von einer der kleineren Deutſchen Univerſitäten wirklich zum Doctor promovirt, was mir natürlich viel Vergnügen machte. Um die Fiction aufrecht zu halten, daß ein franzöſiſcher Sprachmeiſter der Verfaſſer ſei, war ich zum Schluß noch einmal auf die franzöſiſche Literatur eingegangen, welche das Princip der Nachahmung der Alten auf die Spitze getrieben habe. Sie habe dadurch auch eine große formale Reinheit gewonnen, aber in der Freiheit und Friſche der Production ſei ſie auch ſeitdem durch pedantiſche Einſeitigkeit verkümmert und habe ihr goldenes Zeitalter hinter ſich. Seit Leſſing und Winkelmann werde Niemand, außer den Franzoſen, glauben, daß ſie die Alten nicht nur erreicht, ſondern ſogar übertroffen hätten. Das Reſultat des Ganzen war alſo, daß der beliebte Ausdruck: Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſenſchaften, inſofern unrichtig ſei, als ob im Mittelalter nur Barbarei geherrſcht habe, und weder Kunſt noch Wiſſenſchaft vorhanden geweſen ſei; während doch thatſächlich eine große bildende Kunſt, die noch in tauſenden von herrlichen Denkmälern vor Augen ſtehe, eine umfangreiche und bedeutende Poeſie und eine nicht

zu unterschätzende Wissenschaft existirt hätten, welche letztere der antiken Philosophie so wenig fremd gewesen sei, daß sie vielmehr die Aristotelische als den classischen Zeugen der menschlichen Vernunft zur Auctorität auch für die Kirche erhoben habe. Jener Ausdruck sei aber auch insofern schief, als er mit der Wiederherstellung nur die Nachahmung des antiken Standpunktes ohne originelle, schöpferische Thätigkeit bezeichne, gegen deren Erfindungslosigkeit die selbstständige Productivität des Mittelalters noch im Vortheil sei.

Diese Arbeit war für mich wohlthätig, weil sie mich zum ersten Male veranlaßte, mich aus einer grenzenlosen Zerstreuung zu concentriren und wenigstens für eine der vielen Regionen, in die mein wissensdurstiger Geist sich auslegte, zu sammeln. Ich war nur zu sehr mir selbst überlassen. Meine Empfänglichkeit war ganz universell, und viele Umstände trugen dazu bei, mich bald hier- bald dorthin zu ziehen. Die Antiquare wurden mir besonders gefährlich. Gleich bei der Universität, auf der Seite nach der Hauptwache zu, hielt ein Bücherverkäufer unter freiem Himmel seinen Markt; auf dem unteren Sims des Schlosses, an der Ecke der Stechbahn, stellte ein alter Büchertrödler seine Lockungen aus; in der Neuen Königsstraße war es die Handlung des Bücher-Antiquars Franz, die mich bald bei sich heimisch machte. Ich kämpfte oft längere Zeit mit meinen Gelüsten, in der Regel aber erlag ich der Versuchung und gab mehr Geld aus, als ich gesollt hätte. Ich kaufte auch gar Manches, was ich sehr wohl entbehren konnte, z. B. Feßler's Geschichte von Spanien, Machiavelli's Florentinische Geschichte, sein Leben des Castruccio Castracani, eine alte Ausgabe des Decameron und was es sonst Ueberflüssiges gab. Dazu kamen noch andere Zerstreuungen, die mich mit neuen Gedanken erfüllten. Ich selber, ein obscurer Student, würde es wohl z. B. nicht gewagt haben, einer öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften beizuwohnen, aber an der Seite meines Oheims wagte ich mich in den Saal. So kam es, daß ich Wilhelm von Humboldt nicht nur zu sehen bekam, sondern ihn auch seine berühmt gewordene Abhandlung über die Bhagavatgita vorlesen hörte, in welcher er beweisen wollte, daß dem Indischen Pantheismus ein Monotheismus zu Grunde gelegen habe. Solche Eindrücke verwischen sich nicht.

IX.

Seltsame Geschichten mit den Juden Reifuß und Auerbach. Verzückung in Jean Pauls Titan.

Während ich mich in so mannichfaltigen Beschäftigungen umherwarf, fing eine Veränderung meiner ganzen Sinnesart sehr allmälig an, mich zunächst kaum unbewußt zu durchdringen. Es war die Einwirkung Schleiermacher's. Schon hatte ich ihn als Uebersetzer Platon's, als Philosophen, als Prediger zu bewundern angefangen. Nun sollte ich ihn auch als akademischen Docenten kennen lernen. Die Exegese der Pauliniſchen Briefe war mir etwas ganz Neues. Die Sprachkenntniß und der kritische Scharfsinn Schleiermacher's interessirten mich, allein im Ganzen ließ mich das Collegium kalt. Das über theologische Moral hingegen riß mich je länger je mehr hin. Ich hatte geglaubt, mich gut auf dasselbe vorzubereiten, wenn ich noch in den Ferien Schleiermacher's Grundlinien zur Kritik aller bisherigen Sittenlehre durchmachte. Schon der Titel dieses Buches versprach eine ganz andere Ethik, als sie bis auf Schleiermacher existirt hatte. Ich gestehe, daß das Buch dieser Erwartung leider nicht entsprach. Ich maß die Schuld jedoch mir zu, weil ich zu wenig Kenntniß von den Philosophemen besaß, über welche Schleiermacher urtheilte. Für die des Alterthums war ich noch ungefähr orientirt; allein für die englischen Moralisten, auf welche Schleiermacher weitläufiger eingeht, für Kant und Fichte, war ich ohne festen Anhalt. Am besten verstand ich noch die letzte Abhandlung, worin Schleiermacher den Unterschied eines systematischen und tumultuarischen Verfahrens auseinandersetzt.

Ich überzeugte mich bald, daß das Collegium ganz unabhängig von dieser Kritik durch sich selbst verstanden werden konnte. Schleier-

macher's Verfahren war ein Gemisch von constructiver und heuristischer Methode. Das Heuristische überwog der Form nach in allen Detailuntersuchungen, aber dem Ganzen lag ein voraus bestimmender Plan zu Grunde. Es wurde eine Definition gegeben, dann eine Eintheilung gemacht, hierauf ein Kanon aufgestellt, der als Maaß für alle besonderen Bestimmungen gelten sollte, die unter einen allgemeinen Begriff subsumirt werden durften. Dann wurde gefragt, wie das Ganze auf das Einzelne, und umgekehrt, wie das Einzelne auf das Ganze wirke. Bei der Analyse der Wirksamkeit wurde einmal die extensive, dann die intensive Seite durchgenommen. Schließlich wurde die Continuität eines specifischen Processes innerhalb eines andern erforscht und die Grenze gesucht, wo er erlösche. Dieser Schematismus war nicht schwer zu fassen. Für einen Studenten ist es aber äußerst vortheilhaft, mit solchen Kategorien bekannt und in ihrer Anwendung geübt zu werden. Die Anregung, welche Schleiermacher dadurch unserem Denken gab, war außerordentlich. Bei der Hegel'schen Dialektik, wie ich sie von Herrn von Henning vortragen hörte, fand ich meine Selbstthätigkeit ausgeschlossen. Wenn die Qualität in die Quantität, wenn das Wesen in die Erscheinung, wenn das Allgemeine in das Besondere überging, so blieb ich zur Rolle eines passiven Nachdenkers verurtheilt. Hier wurde ich selber mit herangezogen. Die Frage, was für ein Kanon sich wohl für irgend ein Gebiet werde finden lassen; die Frage, wo ein gewisser Proceß anfange, wo er culminire und wo er endige; die Frage, ob und wo eine Thätigkeit in eine andere übergehe, die Entdeckung der Schwierigkeiten, die sich bei solchen Analysen entgegenwerfen, die Versuche, sie zu beseitigen — das Alles versetzte uns Zuhörer in den lebhaftesten Antheil und forderte uns heraus, auch selber auf die Lösung bedacht zu sein. Jedenfalls lag diese Methode meinem damaligen Bildungspunkt unendlich näher, als die feierliche Objectivität der Hegel'schen Dialektik, die mir oft unbegreiflich war, wenn sich auch die Wahrheit ihrer Kategorien bei mir unvermerkt einschmeichelte und befestigte. Zu einer wirklich kritischen Vergleichung des einen und des andern Verfahrens war ich natürlich noch ganz unfähig und dachte um so weniger daran, als sich zu ihm noch das intuitive Verfahren von Steffens gesellte, den man wohl als die personificirte intellectuelle An-

ſchauung des Schelling'ſchen Syſtems betrachten kann. Ein Student weiß gar nicht, was mit ihm Tag für Tag, Stunde für Stunde in ſeinem Bewußtſein vorgeht. Er lebt im Genuß der intereſſanten Gegenwart. Er freut ſich der großen Unterſchiede, die ſich in der Lehre der Wiſſenſchaft für ihn aufthun, allein erſt nach und nach, erſt wenn ſich die neue Geſtalt des Bewußtſeins, in die er mit ſorgloſer Hingebung eintritt, zu verdichten, erſt wenn ſie ihm Verlegenheiten zu bereiten anfängt, kommt er dazu, ihre Bedeutung zu ahnen. Schleiermacher ſprach nicht poetiſch, nicht pathetiſch, wie Steffens, aber wie er ſo da ſaß, den Kopf gewöhnlich durch die eine Hand ſtützend, vor ſich nur Papiere mit den Hauptſätzen, alles Uebrige aber erſt im Augenblick aus freiem Denken ſchaffend, immerfort arbeitend, immerfort klar und anmuthig redend, war er ein Lehrer von unvergleichlicher Kraft und Würde, dem der treffende Ausdruck nie verſagte. Nicht ſelten wurde er geradezu trocken; da wir aber jeden Sonntag uns überzeugen konnten, welcher gewaltigen Beredtſamkeit er fähig war, ſo rechneten wir es ihm zum Verdienſt, den didaktiſchen Styl des Katheders nicht, wie es von Steffens geſchah, mit den Effecten der Beredtſamkeit zu vermiſchen.

Das Collegium, welches ich unter dem Titel theologiſche Moral hörte, iſt von Jonas unter dem Titel: Chriſtliche Sitte, herausgegeben. Da auch Schleiermacher's philoſophiſche Ethik durch Schweizer veröffentlicht iſt, ſo kann man jetzt wohl erkennen, wie er die Principien von dieſer auf jene übertragen hat, denn es iſt nicht zweifelhaft, daß, was er hier das organiſche Handeln nennt, dort zum wirkſamen, und, was hier als ſymboliſirendes auftritt, dort zum darſtellenden wurde. Es geht aus den Mittheilungen von Jonas hervor, daß er mit der Stellung des reinigenden Handelns vielfach geſchwankt hat. Als ich die Moral hörte, theilte er jedoch ſchon das wirkſame Handeln in das reinigende und verbreitende, oder, wie er auch ſagte, erweiternde. Die philoſophiſche Sittenlehre habe ich nach ihrem Erſcheinen ausführlich in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik 1836 beurtheilt und von der theologiſchen will ich nur ſo weit ſprechen, als ſie ſich auf den Gang meiner Bildung bezieht. Ich wurde durch ſie nicht nur, was die Form, ſondern auch was den Inhalt betrifft, in eine ganz neue Welt verſetzt. Da Schleiermacher überall die Einwirkung der

christlichen Sitte auf die volksthümliche untersucht, so wurde seine Ethik zu einer Kritik der in Europa herrschenden bürgerlichen und politischen Verfassung der Völker. Wie wurden wir überrascht, wenn plötzlich aus dem reinigenden oder verbreitenden Handeln eine brennende Frage der Gegenwart hervorsprang, z. B. über die Erlaubtheit der Todesstrafe, über das Recht der Intervention in einem andern Staat u. dgl.! Gar Manches kam mir sonderbar, ja gezwungen vor, wie wenn die Ehe oder das System der Tugenden, der Besonnenheit und Beharrlichkeit, der Langmuth und Demuth zum darstellenden Handeln gemacht wurde. Eben deshalb aber fing es an, mein Nachdenken zu beschäftigen. Wie Kant in seiner Tugendlehre jedem Capitel casuistische Fragen anhängt, so kamen auch bei Schleiermacher viele Probleme vor, die er unentschieden ließ und dem Forum des eigenen Gewissens überwies, z. B. ob ein Christ Aequilibrist werden dürfe.

Die nächste Wirkung der Schleiermacher'schen Kategorien war, daß ich sie in meinem eigenen Handeln zu entdecken suchte. Je mehr ich aber suchte, desto weniger fand ich. Die weitere Wirkung gegen Ende des Semesters war daher der Zweifel, ob ich überhaupt bis dahin ein Christ gewesen sei? Ich war zwar getauft, ich war im Christenthum unterrichtet, confirmirt, ich war zum Abendmahl gegangen und hatte viele Predigten gehört, aber ich hatte nie daran gedacht, mein Handeln zu einem specifisch christlichen zu machen. In meiner Erziehung war immer nur von Tugend überhaupt, nicht aber von christlicher Tugend, von Sitte überhaupt, was sich schicke oder nicht schicke, nicht aber von christlicher Sitte die Rede gewesen. Als ich auf Tertia saß, gelangte ich zuerst zu einem gewissen Bewußtsein über meine Untugenden und über die Versuchungen, aus denen sie entsprangen. Ich fiel daher auf den Gedanken, einen ganz individuellen Dekalog für mich auszusinnen. Es war nicht schwer, den nöthigen Vorrath zu zehn Lastern zu finden, die mir Gefahr drohten. Ich schrieb sie mit römischer Zifferbezeichnung auf ein Quartblatt von Velinpapier. Dies legte ich in einen schönen, mit eingepreßten Figuren und Golddecoration verzierten Lederkasten, der von einem verbrauchten Reißzeuge herrührte und inwendig mit rothem Tuch ausgeschlagen war. Er schien mir würdig, eine Bundeslade für meine Gesetzestafel zu bilden und ich verwahrte ihn in einem Schubfach

meines Pultes, ihn vor profanen Augen zu schützen. Jeden Sonntag früh nahm ich ihn heraus, las die Gesetze durch und prüfte mich über mein Verhalten zu ihnen. Manchmal war ich recht pharisäisch mit mir zufrieden, häufiger aber mußte ich erröthen, bald gegen diese, bald gegen jene Regel verstoßen zu haben. Dann bat ich Gott um Verzeihung und faßte den aufrichtigen Vorsatz der Besserung. Dies heimliche Judenthum cultivirte ich ungefähr zwei Jahre hindurch. Während dieser Zeit hatte ich mich jedoch sehr verändert. Neue Versuchungen waren entstanden, neue Fehler hatten sich eingeschlichen; manche Unsitte schien überwunden. Ich hätte also meinen Dekalog verändern, vielleicht erweitern müssen. Die Romantik, in die ich nun schon hineingerathen war, endigte die Reflexion mit der Verwerfung des ganzen Instituts als eines philiströsen Pedantismus. Ich verbrannte meine Gesetztafel. Ich verfiel nun darauf, im Gegensatz gegen die moralische Kleinmeisterei, mit welcher ich mich controlirt hatte, mich einem recht unbestimmten Ideal von Größe der Seele, Hoheit der Gesinnung, Adel des Herzens und wie ich es sonst benennen mochte, hinzugeben. So erhob ich mich gemach zu dem Dünkel, mich sogar für besser als viele der Alltagsmenschen zu halten. Diese romantische Vornehmheit spiegelte sich in den Elegieen, deren ich oben Erwähnung gethan habe.

In dieser Verfassung kam ich nach Berlin. Hier beschäftigten mich anfänglich tausend neue Eindrücke so lebhaft, daß ich an mich selbst wenig dachte, was eigentlich immer ein glückseliger Standpunkt ist. Ich hielt mich im Allgemeinen für einen guten Menschen, war ganz in die vielen interessanten Gegenstände, die auf mich eindrangen, verloren und ließ mich mit heiterem Sinn gehen. Gerade diese Sorglosigkeit war es, die mich disponirte, in unüberlegter Weise zu handeln und Dummheiten zu begehen, die zuweilen recht schlimm hätten auslaufen können. Da ich aber schon glücklich war, mit der Angst über den Ausgang davon zu kommen, so vergaß ich sie bald wieder und verfehlte nicht, nächstens in andere zu verfallen. Es war nicht Bosheit, aber es war Uebermuth, Ausgelassenheit, Mangel an Umsicht, vorschnelles Zutrauen zu meiner Kraft, verkehrte Aufopferung für Andere. Ich hatte z. B. einst für meinen Vater sechshundert Thaler in Berlin einzuziehen. Ich that dies, schickte ihm aber das Papiergeld in einem

Briefe ohne Werthangabe. Andern Tages fiel mir ein, daß ich gar keinen Beweis in Händen hatte, den Auftrag ausgeführt zu haben. Ich schrieb in höchster Unruhe an meine Schwester, mir Nachricht zu geben, ob mein Brief angekommen sei. Er war angekommen. Da mein Vater das Geld empfangen hatte, so war er zufriedengestellt gewesen und hatte nicht einmal daran gedacht, mir Vorwürfe über mein leichtfertiges Verfahren zu machen. — Eines Abends war ich in lustiger Gesellschaft eine Wette eingegangen, als Dame verkleidet in den Straßen zu spazieren. Unter großem Jubel staffirte man mich aus. Ich ging in der tollen Laune des Augenblicks, allein bis heute kann ich die Marter nicht vergessen, welche diese Dummheit mir verursachte, als ich, nachdem ich mich ernüchtert hatte, in dem Menschengewühl der Neuen Königsstraße hinschritt und jeden Augenblick schon wegen meiner alle Frauenzimmer überragenden Größe von einem Polizeicommissär als verdächtig angehalten zu werden fürchtete.

Man kann sich vorstellen, wie auf einen jungen Menschen, der mit zwanzig Jahren noch so viel Unbesonnenheit verband, der sittliche Ernst eines Schleiermacher einwirken mußte. So rasch jedoch ging es nicht mit mir, denn obschon ich guten Willen entgegenbrachte, so wurde ich doch durch die Arbeit über Heinrich VII., dann durch Steffens Naturphilosophie, dann durch die Arbeit über die Renaissance von einer Vertiefung in Schleiermacher's Ideeen noch abgehalten. Erst in den Ferien, als ich dazu kam, die Moral in ihrem Zusammenhange zu wiederholen, spürte ich ihre Kraft. Der theoretische Affect, der mich durch das Collegium begleitet hatte, schlug in den Versuch praktischer Bewährung um. Ich fand hier allerdings eine große Schwierigkeit. Schleiermacher ging auch in der Ethik vom Gefühl aus. Lust und Unlust oder deren Indifferenz wurden die Factoren, die Alles in Bewegung setzten. Die Unlust z. B. am Nichtchristlichen wurde als Princip des reformatorischen, oder, wie Schleiermacher sagte, reinigenden Handelns aufgestellt. Worin bestand denn aber das Christliche selber? Hier wurde, namentlich in allen casuistischen Fragen, das Zurückgehen auf die Vorstellung Christi empfohlen. Ich hatte nichts dagegen; allein die Vorstellung Christi im Allgemeinen reichte doch für den besonderen Fall noch nicht aus. Es mußte in seinem Leben die Weisung, die

Parabel, das Begegniß aufgesucht werden, welches Aufschluß gewähren konnte. Directe Auskunft war aber oft unmöglich. Es mußte also die indirecte, die Vermittelung, die Ableitung eintreten.

Ich hielt nun für das Gerathenste, mir alle vorzüglichen Schriften Schleiermacher's anzuschaffen und die Ferien auf ihr Studium zu verwenden. Zuerst las ich die Monologe. Sie sind eigentlich ein Lehrgedicht in fünffüßigen Jamben. Ihre Wirkung auf mich war unbeschreiblich. Sie entrückten mich auf eine schwindelnde Höhe. Ihren Betonung der eigenen Kraft, ihr Cultus der Individualität, ihr Preis der Phantasie als einer Göttergabe, von welcher so wenig Menschen den rechten Gebrauch zu machen wüßten, ihre Gleichgültigkeit gegen die Altersstufen im Verhältniß zur ewigen Jugend des Geistes, ihre Unersättlichkeit in der Aneignung des Universums, ihre sittliche Vornehmheit, dies Alles war meinem damaligen Zustand höchst willkommen. Ich erhob mich zu einer idealen Ungebundenheit, die sich in Schleiermacher's Worte zusammen faßte, worin er mit Verachtung der herkömmlichen Moral ausruft:

Was sie Gewissen nennen, kenn' ich nicht mehr!

Die Reden über die Religion, deren Lectüre der der Monologe folgte, thaten diesem Standpunkt ethischer Genialität keinen Abbruch. Das Princip der Individualität war auch in ihnen der Ausgang, die Anschauung des Universums das Ziel. Das war eine ganz andere Religionsphilosophie, als die des Herrn von Kayserling, die mir sehr herabstimmend stets nur die Bedingtheit, Endlichkeit der menschlichen Natur vorgehalten hatte. Schleiermacher schien mir die Entstehung der Religion wie der Religionen in ihrem innersten Geheimniß belauscht zu haben. Und welch' eine edle philosophische und doch auch poetische Sprache! Es kam mir vor, als hätte ich noch nie gewußt, was Religion sei und als erführe ich es zum ersten Mal durch einen ihrer Propheten. Ich hatte die Religion nie verachtet, konnte mich also nicht zu den Gebildeten unter ihren Verächtern zählen, an welche Schleiermacher seine Reden gerichtet hatte. Alles aber, was er gegen die Aufklärung sagte, welche in Allem, auch in der Religion, nur die beschränkten Zwecke einer egoistischen Nützlichkeit verfolge, war mir aus der Seele gesprochen. Die Verwechselung des Eudämonismus mit der göttlichen

Seligkeit lag schon hinter mir. Ich dürstete danach, wie Schleiermacher es ausdrückt, ewig zu sein in jedem Moment.

Den Reden folgte die kurze Darstellung des theologischen Studiums. Sie wurde mir, trotz ihrer meisterhaften Fassung, schwer und ich nahm auch schon an manchen Begriffen Anstoß, z. B. an der Aufstellung eines theologischen Ideals als eines Kirchenfürsten, worin ein Maximum theoretischer Bildung sich mit einem Maximum praktischer Virtuosität vereinigen sollte. Es schmeckte mir dies etwas nach Papismus.

Zuletzt gelangte ich an die Dogmatik, welche Schleiermacher in zwei stattlichen Bänden 1821 und 1822 unter dem Titel: Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt, herausgegeben hatte. Hier stand ich vor einem großen systematischen Lehrgebäude, wie ich noch keines durchgemacht hatte. Ich kannte historisch die Eintheilung der kirchlichen Dogmatik in Theologie, Anthropologie, Soterologie und Eschatologie, aber ich hatte noch nie eine Dogmatik Schritt vor Schritt durchdacht, nicht einmal das kleine lateinische Handbuch der dogmatischen Institutionen von Morus, das ich schon lange besaß. Es war mir immer zu langweilig vorgekommen. Ich kann auch nicht sagen, daß mir das Schleiermacher'sche Werk sehr einladend erschienen wäre. Ich begnügte mich zunächst, mir von seiner Eintheilung durch Lesung der groß gedruckten Paragraphen eine vorläufige Uebersicht zu verschaffen, denn es stand jetzt bei mir fest, Theologie zu studiren und im Sommersemester die Dogmatik bei Schleiermacher zu hören. Am 25. April trat ich aus der philosophischen Fakultät in die theologische über. Das Studium der Philologie wollte ich noch nicht ganz aufgeben und nahm daher im Sommersemester bei Böckh die philologische Encyklopädie an, ein ganz ausgezeichnetes Collegium. Hätte ich diese Encyklopädie statt der philosophischen im ersten Semester hören können, so wäre ich vielleicht der Philologie treu geblieben. Um Ernst mit der Theologie zu machen, nahm ich auch Exegese des Hebräerbriefs und den ersten Theil der Kirchengeschichte bei Neander an. In dem letztern Collegium war mein Nachbar zur Rechten der Licentiat Rheinwald, der Neander bei der Correctur und bei der Fertigung der Inhaltsangaben seiner im Druck befindlichen Kirchengeschichte behülflich war und nur aus diesem Grunde

zu genauerer Vergleichung dem Vortrag beiwohnte. Ich wurde mit ihm bekannt und er hat mich noch ein paar Jahre vor seinem unglücklichen Tode hier in Königsberg besucht. Er war ein Verwandter Schelling's und wußte von diesem sowohl als von Hegel recht interessante Einzelheiten zu erzählen. Durch Rheinwald wurde ich veranlaßt, einem theologischen Leseverein beizutreten, und lernte nun die damals gangbaren theologischen Zeitschriften, die Streitigkeiten der Berühmtheiten auf diesem Felde und ihre Manieren kennen. Bei vielen meiner Commilitonen war es auch üblich, Thee bei Neander zu trinken, aber ich konnte mich nie entschließen, den Aufforderungen dazu Folge zu leisten. Es überkam mich in der Kirchengeschichte, wenn Neander von den neuen Bekehrungen heidnischer Fürsten, von den Verfolgungen der Christen und von der Glorie der Märtyrer handelte, immer ein Katakombengeruch. Neander, selber ein zum Christenthum bekehrter Jude, kam mir mit seiner ungeheuren Gelehrsamkeit in der Exegese und in den gnostischen Systemen, mit seiner wahrhaft evangelischen Sanftmuth und Aufrichtigkeit, mit seiner Vernachlässigung der äußern Erscheinung, immer wie ein Mann vor, der sich aus der Epoche des Urchristenthums nach Berlin in das neunzehnte Jahrhundert verirrt hatte.

Wie ganz anders erschien mir Schleiermacher, der, trotz seiner großen Gelehrsamkeit, doch zugleich als Prediger wirkte, der alle politischen und kirchlichen Kämpfe der Gegenwart mit lebendiger, tief in sie eingreifender Theilnahme begleitete und der, außer der Theologie, die Philosophie nach allen Seiten hin förderte. Als Akademiker stand ihm das Recht zu, auch philosophische Vorlesungen zu halten. Er trug, ohne, wie die meisten Professoren, einen bestimmten Cyklus zu haben, je nach seinem Bedürfniß oder auch nach dem ihm kund gegebenen Verlangen der Studirenden Geschichte der Philosophie, Dialektik, Psychologie, Ethik, Pädagogik, Politik und Aesthetik vor. Diese letztere war ich so glücklich, im Sommer 1825 Morgens von 7 bis 8 Uhr zu hören. Ich kann wohl sagen, daß sie der höchste Genuß gewesen ist, den mir je ein Collegium bei Schleiermacher gewährt hat. Die frühe Morgenstunde brachte mir eine noch unzerstreute Sammlung des Geistes bei ihm wie bei uns mit. Lommatzsch hat nach seinem Tode diese Vorträge drucken lassen. Sie haben sich in dieser Gestalt wenig

bemerkbar gemacht, weil unterdessen die Aesthetik von andern Gesichtspunkten aus schon weiter vorgeschritten war. Damals aber waren sie eine im Inhalt wie in der Form durchaus originelle Leistung, wie man überhaupt Schleiermacher zugestehen muß, daß er auf allen Gebieten, in die er sich einließ, neu und anregend thätig war. Nie wanderte er im Schlendrian der breit getretenen Heerstraße. Er war in einem steten Suchen nach der Wahrheit, in einem unaufhörlichen Streben nach Fortgestaltung begriffen. Auch seine Mängel und Schwächen haben stets viel Lehrreiches, namentlich in der Theologie, in welcher er viel selbstständiger als in der Philosophie war, wo Platonische, Fichtesche und Schellingsche Elemente ihn stärker bedingten. Es läßt sich ihm in unserm Jahrhundert kein Theologe an Productivität vergleichen. Die Ausdehnung seiner Arbeiten war jedoch zu groß, um jeder einzelnen diejenige Vollendung zu geben, durch welche sie nachhaltiger hätte eingreifen können. Die Herausgeber seines schriftlichen Nachlasses haben sich unstreitig viel Verdienste erworben, allein sie sind oft in Verlegenheit gewesen, den Stoff, welchen ihnen so verschiedene Gestaltungen derselben Wissenschaft aus verschiedenen Jahrgängen darboten, einheitlich zu durchdringen und zu einer vollkommnern Gliederung durchzuführen. Aus dem Bestreben, nichts, was ihnen werthvoll schien, aufzuopfern, ist für ein und denselben Gegenstand die Aufnahme der abweichenden Entwürfe und Ausführungen entstanden, durch welche Schleiermacher in seiner Fortbildung hindurchschritt. Die Breite dieser Wiederholungen, die zugleich eben so viel Differenzen enthalten, hat theils eine gewisse Unförmlichkeit des Ganzen, theils eine skeptische Wirkung im Einzelnen hervorgebracht. Der Tod riß Schleiermacher hin, bevor er selber, wie bei der Dogmatik, die Gliederung abschließen und die Darstellung harmonisch ausprägen konnte. Er hat hierin das Schicksal seines Collegen Hegel getheilt. Ich werde von der Aesthetik nichts weiter sagen, da nunmehr jüngere Kräfte, wie Dilthey, daran gegangen sind, Schleiermacher in seiner Totalität zu schildern. Ich hatte in diesem Collegium einen Nachbar, Sengebusch, von dem ich weiter gar nichts weiß. Da das Leben der Studenten damals in Berlin durch die Verfolgung der Genossenschaften ganz atomistisch war und die Weitläufigkeit des Wohnens in der Stadt engere Zusammenhänge sehr

erſchwerte, ſo hatte ich in Berlin faſt keinen andern Verkehr mit Studenten, als den, welchen die Nachbarlichkeit im Collegium hervorrief. Ich kam auf dieſe Weiſe auch mit recht tüchtigen jungen Leuten, namentlich Würtembergern, zuſammen, ohne daß dieſe Berührungen weitere Folgen gehabt hätten. So weiß ich denn von jenem Sengebuſch nichts weiter zu ſagen, als daß er eine durchaus idealiſche Natur war. Er war ein ſchöner, kräftiger Jüngling mit ſchwarzem, lang herabwallendem Lockenhaar, hoher Stirn, ſchwärmeriſchen Augen, weicher Stimme, eigenartig im Ausdruck. Wir freuten uns, in der Bewunderung Schleiermacher's innigſt zuſammenzutreffen. Wenn wir vor und nach dem Collegium die Gedanken Schleiermacher's wiederholten und den Zauber der Sprache und Dialektik nachkoſteten, ſo zweifelten wir nicht, unter dem Schatten der Kaſtanien hinter der Univerſität eben ſo hoch zu ſtehen, eben ſo glücklich, eben ſo begeiſtert zu ſein, als einſt Plato's Schüler in dem Garten ſeiner Akademie. Es war die reinſte philoſophiſche Trunkenheit, die man ſich vorſtellen kann. Wir verhielten uns zum Collegium wie zwei Liebhaber der Malerei, die vor einem Gemälde ſtehen, deſſen Schönheit ihre ganze Seele erfüllt und die nicht müde werden, ſich immer auf neue Schönheiten, welche der liebende Blick entdeckt, aufmerkſam zu machen. Nachdem ich ſpäter als Docent und Schriftſteller mich hervorgethan, habe ich von manchen meiner damaligen Commilitonen, namentlich von einigen Würtembergern, die inzwiſchen Diakonate überkommen hatten, freundſchaftliche Zuſchriften empfangen. Von dieſem wunderbaren Sengebuſch aber habe ich nie wieder etwas vernommen.

Ich hörte in jenem Sommer fünf Tage hinter einander von 7 bis 1 Uhr ſechs Stunden Collegia. Nachmittag und Abends hatte ich frei. Die Dogmatik trug Schleiermacher in zwei auf einander folgenden Stunden, mit einer Zwiſchenpauſe, von 8 bis 10 Uhr vor. Bei aller Rüſtigkeit meiner Jugend, bei aller Verehrung für Schleiermacher, bei allem Intereſſe für den Gegenſtand war es doch, zumal in der Sommerwärme, nicht leicht, hier durchzukommen. Es waren beſonders zwei Punkte, die mich abſpannten. Der eine war, daß ich das ganze Lehrgebäude gedruckt in Händen hatte. Wären nur die Lehrſätze gedruckt geweſen, ſo hätte der Beweis eine größere Theilnahme

herausgefordert. Je sorgfältiger ich mich präparirte, um so weniger Neues konnte mir der Vortrag bringen. Lehrbücher sollten immer nur kurz abgefaßt sein in der vortrefflichen Art, wie Schleiermacher's kurze Darstellung des theologischen Studiums in der ersten Ausgabe gehalten ist. Der zweite Punkt war, daß Schleiermacher in seinen Erläuterungen auf die Polemik, die gegen ihn eröffnet war, weitläufiger sich einließ. Es waren hier die Generalsuperintendenten von Gotha und Weimar, Bretschneider und Rohr, die er bekämpfte. Namentlich gegen den Letzteren war er aufgebracht. Anfänglich waren mir die scharfen, auch wohl witzigen Gegenäußerungen Schleiermacher's etwas Neues, aber bald stumpfte sich dieser Reiz ab und der Name Röhr wurde mir hier eben so verhaßt, als es den Sommer zuvor der Schweighäuser's in Bernhardy's Collegium über den Herodot geworden war.

Wie in der Ethik und Aesthetik gab ich mich Schleiermacher auch in der Dogmatik mit unbedingtem Vertrauen hin. Ich hatte vorerst genug zu thun, mich ihres ganzen großartigen Baues zu bemächtigen. Auch hier war es ja eine ganz neue Welt, die sich mir aufthat. Das Princip des Abhängigkeitsgefühls des Menschen von Gott, das mir bei Herrn von Kayserling oft so langweilig geworden war, erschien mir hier, wo auch Begriffe, wie Schöpfung und Erhaltung der Welt, aus ihm abgeleitet wurden, doch in ganz anderem Licht. Ich nahm vorerst die Seite der Einheit des Menschen mit Gott aus ihm heraus. Wir sollen durch das Bewußtsein Gottes continuirlich in unserem Gefühl bestimmt werden. Das sei Frömmigkeit, die weder ein Wissen noch ein Thun sei, aber sowohl in jenes als in dieses übergehen könne. Dies Verhalten des Menschen schien mir mystisch zu sein. Da aber die Ursächlichkeit dieses Bestimmtwerdens in Gott fällt, der allmächtig und allwissend, ewig und allgegenwärtig ist, so folgerte ich, daß die Mystik zugleich Pantheismus sein müsse. Unter diesem Namen verstand ich die stetige Gegenwart Gottes im Menschen. Nach den Reden Schleiermacher's über die Religion, wie nach Allem, was ich bis dahin von der Hegel'schen Philosophie verstanden zu haben glaubte, konnte nur ein pantheistischer Mysticismus den Menschen beseligen.

In diesem Sinne schrieb ich einen Aufsatz über Mystik, den ich 1848 im fünften Bande meiner Studien habe abdrucken lassen. Dort

ist die Jahreszahl falsch angegeben. Nicht 1826, sondern 1825 ist er verfaßt, wie auch aus dem Journal, was ich über meine Arbeiten geführt habe, hervorgeht. Dieser Aufsatz ist ein rechtes Prachtstück der Romantik, in deren über meinem Geist zusammenschlagenden Wogen ich versunken war. Auch eine Stelle aus Jacob Böhme, die ich irgendwo aufgelesen haben mußte, wird schon citirt.

Dieser stolze Pantheismus, der sich offen, ja herausfordernd als Pantheismus bekennt, diese Mystik im Sinne einer absoluten, wiewohl geheimnißvollen Einheit Gottes mit dem Menschen war noch möglich, so lange ich mich im ersten Theil der Dogmatik befand, in welchem Schleiermacher von dem Gegensatz abstrahirt, der in unserem frommen Gefühl als der der Sünde und Gnade vorkommt. Je weiter ich in den zweiten Theil vordrang, desto mehr fühlte ich mich von ganz neuen Vorstellungen bedrängt. Das Resultat der Ethik war für mich gewesen, daß ich nur erst ein sehr oberflächlicher, noch kein specifischer Christ sei. Nunmehr aber schrie es mich aus jeder Seite des weiten, dicken Theiles der Dogmatik an: Du bist ein Sünder! Durch die Sünde bist Du von Gott getrennt.

Doch um den Seelenzustand, in den ich nach und nach verfiel, verständlicher zu machen, muß ich hier noch einige Veränderungen erwähnen, die in meinen persönlichen Verhältnissen eingetreten waren.

Ich war im Laufe des Winters mit drei jungen Männern aus Westphalen bekannter geworden, die in Berlin dem Studium des Baufaches oblagen und viel mit meinem Oheim verkehrten. Sie hießen Wette, Willmans und Bömke. Der erstere war Katholik. Der zweite, aus Halle in Westphalen, leitete die Arbeiten für die Fundamentirung des Museums, welche die Legung eines Pfahlrostes erheischte. Von den Fenstern seiner Wohnung am neuen Packhof hatte man einen reizenden Ausblick auf den Lustgarten, links vom Dom, geradezu vom Schloß, rechts vom Zeughaus eingerahmt. Bömke wohnte nicht weit an der neuen Promenade. Er war ein tiefer Mensch, der sehr gut Englisch verstand und auf philosophische Gespräche sich einzulassen geneigt war. Er war der einzige Sohn eines Predigers in Dortmund. Er liebte die Unterhaltung bei einem Glase Bier oder Wein, und wir pflegten von Zeit zu Zeit gemeinschaftlich ein Lokal zu besuchen. Von diesen

Gesprächen blieb alle Theologie fern. Sie betrafen die Weltereignisse, die Baukunst, das Theater, oder ergingen sich auch in Erzählungen der Schicksale uns bekannter Personen, bis wir gewöhnlich mit dem endigten, was die Studenten „schlechte Witze" zu nennen pflegen. Bömke hatte einen Hang zur Schwermuth, der sich bei ihm in seiner Liebe zu Thomson's Jahreszeiten und zu Young's Nachtgedanken abspiegelte, aus denen er häufig Citate anführte, aber eben deswegen vielleicht besaß er vielen Sinn für das Komische und konnte uns durch neckische Einfälle, die er selber herzlich belachte, ungemein erheitern. Er behauptete z. B., wie eine Krähe hüpfen zu können, was er dann, die Pfeife in der linken Hand, mit Gestikulation ausführte, die uns bis zu einem krampfhaften Lachen erschütterte. Wir genossen in solchen Stunden, was die Deutschen vorzugsweise Gemüthlichkeit zu nennen pflegen. Bömke war auch sehr musikalisch, war ein Virtuose auf der Flöte und war daher auch in der musikschwärmerischen Familie meines Oheims sehr beliebt. Diese hatte sich seit Michaelis 1824 dadurch sehr erweitert, daß ein Schwiegersohn nach Berlin gezogen war. Er hieß Filhès und stammte von Reformirten ab, die ursprünglich von Carcassone im südlichen Frankreich nach Deutschland eingewandert waren. Er war ein recht wohlhabender Mann, dessen ganzes Leben im Kaufen und Verkaufen von Besitzungen verlief. Erst hatte er ein großes Grundstück in der Stadt, das er ererbt hatte, verkauft, um ein Rittergut in Schlesien zu kaufen. Dies verkaufte er, um ein Gut im sogenannten Oderbruch zu kaufen. Das verkaufte er wieder im Sommer 1824, kam nach Berlin und lebte ein paar Jahre in der Stadt, bis er eine große Besitzung im Thiergarten kaufte, die er wieder an den in Berlin wohlbekannten Herrn Heinzelmann verkaufte, der dort das Elysium begründete. Filhès kaufte ein anderes großes Grundstück in der Nähe, das einen weitläufigen Complex von Gebäuden enthielt, die als Sommerwohnungen vermiethet wurden. Ein bedeutender Garten dehnte sich hinter ihm bis zum Schaafgraben aus. Es war dies ein höchst angenehmer Ort, in welchem ich, bei meinem späteren häufigen Aufenthalt in Berlin, viele heitere Stunden verbracht habe. Aber auch diese Besitzung verkaufte er endlich wieder, um eine andere in der Karlsbadstraße zu kaufen, wo der Tod seinem Kaufen und Verkaufen

ein Ziel ſetzte. Da er nur mit dem Abſchneiden von Coupons, mit dem Einziehen von Miethszins, mit der Aufſicht über die Cultur ſeiner Gemüſefelder, mit der Reparatur und Verſchönerung der Wohnungen zu thun hatte, ſo blieb ihm viel freie Zeit. Man kam ihm ſelten ungelegen. Eine liebenswürdige Frau und drei talentvolle Töchter, von denen die jüngſte, Bertha, ſich als pädagogiſche Schriftſtellerin einen Namen gemacht hat, gaben der Geſelligkeit dieſes Kreiſes eine wohlthuende Mannichfaltigkeit.

Oſtern 1825 kam Simon von Göttingen nach Berlin. Wir ſchloſſen uns ſogleich wieder eng aneinander. Er ſtudirte damals Philoſophie sans phrase und hatte in Göttingen den Winter hindurch bei Krauſe Philoſophie der Geſchichte gehört. Von dieſem Manne empfing ich durch ihn die erſte Vorſtellung. Er ſchilderte mir die edle hochſinnige Perſönlichkeit deſſelben, aber auch die bedrängte, knappe Lage, in welcher er ſich befand. Die Ariſtokratie der Göttinger Hofräthe wollte einen Mann, der für einen entarteten Schellingianer galt und der ſich mit den Freimaurern überworfen hatte, nicht aufkommen laſſen. Krauſe hatte nur wenig Zuhörer, die er bei ſich in ſeinem Wohnzimmer verſammelte. Er war ſehr muſikaliſch und Simon erzählte mir, daß er ſelbſt Claviere baute. Ich war nun ſehr lüſtern nach der Philoſophie der Geſchichte, aber die Berichte über ſie, welche ich Simon abfragte, waren ſehr verworren und ungenügend. Ein Heft hatte er nicht nachgeſchrieben. Es ging nur ſoviel daraus hervor, daß Krauſe auf allen Planeten, ja Geſtirnen, die Exiſtenz einer Menſchheit vorausſetzte, die ſich nach der Analogie der Altersſtufen ausleben ſollte. Die Unterhaltung über dieſen Gegenſtand brachten mir zwei Abhandlungen über eben denſelben in's Gedächtniß, die ich im Sommer zuvor in den Schriften der Berliner Akademie bemerkt hatte. Sie waren von M. Weguelin. Die erſte Abhandlung ſtand im Jahrgang 1770, die zweite in dem von 1772. Ich nahm ſie nun vor und fing an, ſie zu überſetzen. Nachdem ich mit den Principien fertig war, begnügte ich mich für das Uebrige mit der Ueberſetzung der Capitelüberſchriften, welche die Hauptgedanken des Inhalts ziemlich vollſtändig ausdrücken. Dieſe Arbeit habe ich in meiner Abhandlung über das Verdienſt der Deutſchen um die Philoſophie der Geſchichte 1835 als Beilage abdrucken

laſſen. Sie verdient wohl, in der Geſchichte der Wiſſenſchaft ein Andenken zu bewahren. Ich muß jedoch bemerken, daß in ſpäteren Bänden der Schriften der Akademie noch vier Abhandlungen Weguelin's über denſelben Gegenſtand gefolgt ſind. Weguelin, ein Würtemberger von Geburt, hat den Verſuch gemacht, die Geſetze der Phyſik auf den Proceß der Geſchichte zu übertragen. Er unterſcheidet todte und lebendige Kräfte, die er auch als Centripetal- und Centrifugalkraft behandelt. Für die Form der Begebenheiten unterſcheidet er die Aſſimilation als die qualitative Seite von der Verkettung der Thatſachen als der quantitativen. Die Geſchichte ſtrebt einerſeits nach der Verähnlichung der Erſcheinungen, andererſeits nach der Erweiterung der Herrſchaft eines Princips. Was mich beſonders anzog, war, daß Weguelin für die Geſetze, die er zunächſt in ſehr abſtracter Weiſe aufſtellt, hinterher recht anſchauliche Beiſpiele bringt, welche den Beweis liefern, daß er wirklich die Geſchichte vor Augen hat. Zu den todten Kräften der Geſchichte rechnet er z. B. die Gewohnheit, deren Mechanismus die Sitte der Völker fixirt; zu den lebendigen Kräften die Eigenthümlichkeit des Talents, des Charakters, die Erfindung des Neuen u. ſ. w. Das Wohl der Staaten verlangt die Ausgleichung der centripetalen und der centrifugalen Kräfte. Ueberwiegen jene, ſo entſteht die Despotie; überwiegen dieſe, die Anarchie. Dieſe ſchätzbare Arbeit liegt in den Memoiren der Berliner Akademie, die damals noch Franzöſiſch ſchrieb, begraben. In unſerer Zeit, welche den Gegenſatz der todten und der lebendigen Kraft zum Schlüſſel der geſammten Wiſſenſchaft zu erheben beſtrebt iſt, würde Weguelin vielleicht mehr Glück gehabt haben.

Simon brachte von Göttingen, durch Volk beſtimmt, auch noch den Betrieb des Spaniſchen mit. Er wollte eine Ueberſetzung der Chronik von den Kriegen der Abencerragen und Zegris herausgeben. Er überſetzte die Proſa. Ich ſollte, da Verſe mir leicht wurden, die Ueberſetzung der darin vorkommenden Romanzen übernehmen. Drei oder vier hatte ich auch überſetzt, als Simon plötzlich an heftigen Congeſtionen erkrankte, die ihm ein gar nicht zu ſtillendes Naſenbluten verurſachten. Dieſer Zufall ſtellte ſich zuerſt ſehr unangenehm bei einem Concert ein, welches er in ſeiner ſchönen, geräumigen Wohnung in der Heiligengeiſtſtraße veranſtaltet hatte. Er ſpielte nämlich Violine und

Violoncell sehr gut und hatte sich mit einigen andern Musikern zu einem Quartett verbunden, zu dem er mich auch als Zuhörer einlud. Etwa nach einer Stunde fing das Nasenbluten an. Die üblichen Hausmittel wurden versucht, verfingen aber nichts, und das Concert mußte aufgegeben werden. Simon consultirte einen Arzt und reiste ein paar Tage später, Mitte Juni, nach Marienbad ab. Es kam dies plötzlich und unerwartet, denn ein paar Wochen zuvor, um Pfingsten, hatte ich noch mit ihm eine Fußreise nach Freienwalde gemacht. Wir waren dort im Gasthof mit zwei Theologen zusammengetroffen, die ich aus dem Collegium von Marheineke her kannte.

Der eine, Berkau, war schon etwas in Jahren vorgerückt. Er hatte längere Zeit in Griechenland als Philhellene gekämpft und wußte Mancherlei daher zu erzählen. Der andere, Schröder, war ein weiches Gemüth, das ganz in die Orthodoxie aufging. Er war ein guter Mensch, der später in Westpreußen als tüchtiger Prediger wirkte und mir, als ich schon Professor in Königsberg war, aus Anhänglichkeit zärtliche Briefe schrieb, in denen er mich beschwor, mich doch durch die Speculation nicht vom wahren Glauben, der allein die Seligkeit sichere, abtrünnig machen zu lassen. Sein Lieblingsdichter war der Wandsbecker Claudius, von dem er oft recht passende Verse citirte. Hatten wir den Tag über in der schönen Berg- und Waldgegend uns müde gelaufen, so ließen wir Abends Tisch und Stühle vor das Wirthshaus setzen, saßen und plauderten zusammen, bis die Sterne am Himmel erglänzten und Schröder mit den Versen von Claudius schloß:

Schwarz steht der Wald und schweiget,
Und aus der Wiese steiget
Ein weißer Nebel wunderbar.

Bei dem Rückmarsch nach Berlin wurden wir auf der obdachlosen Chaussee von einem furchtbaren Gewitter mit einem wolkenbruchartigen Regen überfallen, der sich dann in einen allgemeinen Landregen auflöste, so daß wir, bis auf die Haut durchnäßt, in Berlin ankamen. Mir schadete das weiter nichts, aber Simon bekam wohl den Anstoß zu dem Leiden, welches ihn in der folgenden Woche zur Abreise nach Marienbad zwang.

Kaum war er fort, so begann für mich ein neues, höchst eigen-

ſtützungen von reichen jüdiſchen Familien und wollte durchaus ein Philoſoph nach dem Muſter Spinoza's werden, der ſich ja auch erſt durch den Wuſt des Rabbinismus hatte durcharbeiten müſſen. Hätte er nur auch, wie Spinoza, die Kunſt verſtanden, Gläſer zu ſchleifen, um ſich ſelbſt einen, wenn auch kärglichen Unterhalt zu ſchaffen! So aber war ſeine Lage höchſt bedauerlich. Ein unbefriedigtes, hoch hinaus wollendes Streben fand ſich nach allen Seiten durch Mangel an elementaren Vorkenntniſſen, durch Mangel an zweckmäßigem Unterricht, auch Mangel an den nöthigen Hülfsmitteln gehemmt. Ich habe ſpäter hier in Königsberg noch mehrfach mit ähnlichen Unglücklichen zu thun gehabt, welche der Meinung waren, man könne eben Philoſophie ſtudiren und ſich durch ſie berühmt machen, ohne ſonſt in den poſitiven Wiſſenſchaften ſich umgethan zu haben. Auerbach faßte ein grenzenloſes Zutrauen zu mir, das ich als Geſinnung ſchätzte, ohne ihm eigentlich helfen zu können. Beifuß lohnte ihn für ſeine Mühewaltungen durch eine gewiſſe Nachhülfe und Leitung, die er ihm für ſeine Cultur zuwendete. Ich kann dies am Beſten durch ein Beiſpiel verdeutlichen. Auerbach borgte von mir Wilhelm Meiſters Lehrjahre, von denen er ſo viel gehört hatte und von denen er ſich wahrſcheinlich, dem Titel nach, beſondere Förderung verſprach. Hier mußte ihm nun Beifuß erklären, was unter Exequien, Sarkophag, Sphinx u. dgl. zu verſtehen ſei. Auerbach ſchrieb ſolche ihm räthſelhafte Wörter auf Zettel, welche er Beifuß vorlegte. Man kann ſich hiernach vorſtellen, wie wenig Nutzen ihm das Hoſpitiren in Vorleſungen der Profeſſoren, zu denen er theils aus Wiſſenstrieb, theils aus Langeweile, großen Hang hatte, bringen konnte, ja wie es ſeine Verwirrung ſteigern mußte. Er wollte immer ſchon auf der Höhe der Bildung ſtehen. Als er mir den Wilhelm Meiſter zurückbrachte, ſollte dies doch nicht geſchehen, ohne mir ein gewiſſes Reſultat ſeines Eindrucks auf ihn zu geben. Er faßte dies in dieſe Worte zuſammen, die er wohl zehnmal wiederholte: „Herr Roſenkranz, ich ſage Ihnen, Jott, in welchem Aether muß doch dieſer Göthe leben, daß er hat ſchreiben können ein ſolchen Wilhelm.“ Mitunter beklagte er ſich bei mir mit Thränen in den Augen über die Härte der Behandlung, die er von Beifuß zu erdulden hatte, allein dieſer ſtand in der That ſo hoch über ihm, daß er, wie er ſich auch verletzt fühlte,

doch immer wieder, im Gefühl seiner geistigen Abhängigkeit, als sein gehorsamer Meschores fungirte. Ueber die religiösen Kämpfe, die mich gleichzeitig im Innersten bewegten, sprach ich nie ein Wort mit ihm, aber sonst war ich über den Gang meiner Bildung, über meinen Geschmack und Neigungen ganz offen. Hier schlug nun Beifuß gegen mich einen immer vornehmeren, oft sarkastischen Ton an, in welchem nicht selten auch ein vollkommen begründeter Tadel enthalten war, so daß ich nichts zu entgegnen wußte. Sobald er eine Unwissenheit oder falsche Auffassung entdeckte, über die er hinaus war, konnte ich mich auf herbe Zurechtweisung gefaßt machen. Mit scharfem Verstande, mit witzigen Worten wurden Halbheiten meines Betragens, Schiefheiten meines Urtheils getadelt. So fand ich eines Tages auf seinem Tisch einige Hefte von Baaders Schriften. Es waren die Fermenta cognitions und der Blitz als Vater des Lichts. Als sich nun herausstellte, daß ich von Baader bis dahin nur den Namen kannte, erfolgte seinerseits ein höhnender Ausbruch über meine Unwissenheit. Ich bat ihn, mir die Brochüre über den Blitz zu leihen, was er auch that, jedoch im Voraus bezweifelte, ob ich sie auch werde verstehen können. Hierin hatte er auch ganz Recht, aber doch öffnete mir diese Lectüre den Blick in eine mir ganz neue Denkungsart und machte mich immer begieriger, Jacob Böhme's Schriften, auf welche Baader sich berief, kennen zu lernen.

Unter so intensiven, mannichfaltigen Anregungen vergingen fast drei Monate. Beifuß war inzwischen ganz gesund geworden. Ich reiste im September nach Magdeburg. Als ich Mitte October nach Berlin zurückkam und Beifuß aufsuchte, fand ich ihn nicht mehr in der kleinen Stube mit dürftigen Möbeln. Er wohnte Unter den Linden, freilich auch nach dem Hof hinaus, aber in einem großen, elegant möblirten Zimmer. Seine Kleidung war verfeinert und seine Stellung die eines Mannes, der in Berlin wachsenden Einfluß gewinnen werde. Er empfing mich freundlich, jedoch mit einer gewissen Herablassung zum Studenten, den er vor sich erblickte. Er war Mitarbeiter an der „Schnellpost", einem Journal geworden, welches den theatralischen Angelegenheiten gewidmet war und dem sogar Hegel einige Kritiken beigesteuert hat, die in dem zweiten Theil seiner vermischten Schriften

wieder abgedruckt sind. — Beifuß bedurfte meiner nicht mehr, um sich zur Promotion vorzubereiten. Er hatte diesen Gedanken als überflüssig aufgegeben. Er verkehrte jetzt mit Rellstab, mit Saphir, mit Schauspielern, mit Hegel selbst wie er mir sagte, wenn er darunter auch wohl nur ein paar Besuche verstand, die er ihm im Interesse der „Schnellpost" gemacht hatte. Genug, er imponirte mir durch die Stellung, die er über Nacht in der Berliner Gesellschaft gewonnen hatte. Wenn ich ihn jetzt besuchen wollte, fand ich ihn entweder nicht zu Hause oder er sagte mir nach einer kurzen Unterhaltung, daß er sehr beschäftigt sei. Ich zog mich daher zurück. Doch schenkte ich ihm noch zu seinem Geburtstag, den ich zufällig durch Auerbach erfahren hatte, ein schön gebundenes Exemplar einer Gesammtausgabe Shakespeare's in Einem Bande, das huldreich angenommen wurde. Die Beziehungen zwischen uns stockten von hier ab gänzlich bis auf einige kleine Anleihen, die er durch Auerbach bei mir machen ließ, anfänglich auch, obwohl nach längeren Fristen, als er versprochen, zurückgab, endlich aber eine größere schuldig blieb. Als ich ihn im nächsten Jahre von Halle aus brieflich darum zu mahnen wagte, weil ich das Geld zu einer Reise in die Sächsische Schweiz verwenden wollte, bekam ich eine Antwort, welche den Styl, worin ich ihm geschrieben, ironisch durchhechelte, aber das Geld bekam ich nie zurück. Dieser gewiß talentvolle, aber eitle und zur Behauptung einer nachhaltigen Wirksamkeit nicht genugsam ausgerüstete Mann ging einige Jahre später in einem unordentlichen, stets von Geldverlegenheiten bedrängten Treiben zu Grunde und starb in einem Hamburger Hospital.

Durch Beifuß war ich bestimmt worden, mich auch nach Jean Paul umzuthun, dessen er so oft mit Bewunderung erwähnte. Obwohl mein Vater Walter Scott allen übrigen Romanschriftstellern vorzog, so las er doch auch Jean Paul mit Vergnügen. Die Elemente der zeitgenössischen Atmosphäre mögen es ihm erleichtert haben, sich in Stimmungen, Charakteren, Bildern, Anspielungen dieses Autors zurecht zu finden. Ich war daher auch nicht gerade unbekannt mit ihm geblieben, allein ich bekenne, daß ich ihm bis dahin keinen sonderlichen Geschmack hatte abgewinnen können. Er war mir zu dunstig. Der Aufwand der Phantasie, mit welchem er auch die einfachsten Vorgänge,

die geringsten Empfindungen ausmalte, erschien mir oft unnatürlich. Die Erfindung der Situation, die er zu Grunde legte, dünkte mich eher sonderbar, als wahrhaft interessant. Ich hatte daher nur so viel von ihm gelesen, mir von seinem Styl, von seiner Manier überhaupt, im Unterschiede von andern Autoren, eine Vorstellung machen zu können. Beifuß trieb mich, sofort das größte Werk Jean Paul's, den Titan, in Angriff zu nehmen. Dies geschah. Die Wirkung war eine außerordentliche. Albano und Cesara, Spener und Schoppe, Liane und Linda, Roquairol und Rabette verkörperten sich für meine Einbildungskraft zu einer so plastischen Deutlichkeit, wie ich sie von Jean Paul gar nicht erwartet hatte. Die reizenden landschaftlichen Gemälde, der Wechsel der erhabenen und komischen Scenen, die philosophischen Betrachtungen boten mir eine unendlich reiche Nahrung. Ich sprach, wie ich im Lesen vorrückte, auch mit Beifuß über die Composition. Was mich aber bei diesem Roman im Innersten traf, verhehlte ich ihm, denn es hing mit der Qual zusammen, welche Schleiermacher's Glaubenslehre allmälig in mir zu bereiten anfing. Dies war die Entdeckung, daß ich, abgesehen von der äußeren Verschiedenheit der Lage, in meinem Wesen die größte Aehnlichkeit mit Roquairol besäße. Schleiermacher zeigte mir, daß in mir die Sünde existire, daß sie mich von Gott entfremde. Der absoluten Heiligkeit Gottes gegenüber hatte ich nie angestanden, mich als einen sündigen Menschen zu erkennen und zu bekennen, aber von einer solchen Unaufhörlichkeit der Sünde, von einer solchen totalen Infection meines Gemüths mit dem Bösen, als seine Dogmatik mir zumuthete, war ich weit entfernt gewesen. Im Gegentheil hatte ich bis dahin mich vieler Momente meines Lebens erfreut, in denen ich mich für durchaus selig hielt. Vor Wonne wußte ich den entzückten Ueberschwang meines Gefühls oft kaum zu bändigen. Und gerade in solchen Momenten hatte ich keinen beruhigenderen Ausweg gefunden, als die Verklärung meines Gefühls durch die Erhebung zu Gott, dem ewigen Urquell alles Wahren, Schönen und Guten. Nur die innigste Dankbarkeit gegen ihn schien mich vor dem Uebermaaß retten zu können, mit welchem die himmlischen Gewalten sich meiner bemächtigten. Selbst die Poesie des Titan, die eine so tiefe Wunde in mir aufreißen sollte, war doch so wundervoll, daß ihr Genuß mich

mit den süßesten Empfindungen durchdrang. — Gern ging ich in jenem Sommer nach der sogenannten Rousseauinsel im Thiergarten. Sie liegt abseits von den lärmenden Fahrwegen, von den breiten Spazierpfaden, wo sich die bunten, plaudernden Menschenhaufen bewegen, in lieblicher Einsamkeit innerhalb eines kreisförmigen Gewässers, an dessen Ufer schöne große Bäume sich hinziehen, wie man sie dem Berliner Sande kaum zutrauen sollte. Eine kleine Brücke führte zu ihr hinüber. Zwischen Trauerweiden und Birken, unter überhängenden leichten Gebüschen stand auf ihr eine Bank mit einer rohen Lehne von Baumzweigen. Hierher flüchtete ich mich, die köstlichsten Stellen des Titan noch einmal zu lesen. Die Sonne warf schon lange Schatten auf den Rasen; ihr dunkel glühendes Gold zitterte zwischen den Blättern; fern her rauschte das Rollen der Wagen, welche die Thiergartenstraße oder die Charlottenburger Chaussee belebten; Hunde bellten, Menschenstimmen näherten und entfernten sich wieder; silberne Wolken schoben sich, wie überirdische Ahnungen, über die Wipfel der Bäume und spiegelten sich in dem trüben, melancholischen Wasser, auf dessen Oberfläche hier und da die gelbe Blüthe einer Lilie träumerisch sich hinlagerte. War dies Alles nicht himmlisch! Mein Herz wollte vor Wehmuth und Sehnsucht zerspringen.

Je mehr ich aber in das Verständniß des Titan eindrang, um so mehr glaubte ich in der Gestalt Roquairol's den Schlüssel zu der Form zu finden, welche das Böse als ein wahrhaft teuflisches in mir angenommen habe. Ich verdächtigte alle Regungen meiner Seele, in ihnen den bitteren Beigeschmack der Sünde zu finden. Ich hatte zwar kein Verbrechen begangen, welches der bürgerlichen Gesellschaft ein Recht zu meiner Bestrafung gegeben hätte; auch konnte man mir keine grobe Lasterhaftigkeit vorwerfen; ich konnte sogar behaupten, daß ich in der That immer das Gute gewollt hätte; allein ich glaubte nunmehr immer schärfer die Täuschungen zu entlarven, mit denen ich mich über die Selbstsucht betrogen habe, die zuletzt das entscheidende Princip meines Handelns gewesen sei. Ich beschuldigte mich, die Aufgabe meines religiösen Wandels nicht ernst genug genommen, unreine Gelüste hinter vornehmen Motiven versteckt, Fehltritte durch die Zufälligkeit der Umstände zu leicht entschuldigt zu haben. Verdüsterte ich mir so den

Rückblick auf meine Vergangenheit, so machte ich mein Verhalten in der Gegenwart zu einem unsicheren, beängstigten. Hat man erst angefangen, die Lauterkeit seiner Gesinnung zu bezweifeln, hat man erst einige Uebung in der casuistischen Kunst erworben, für sein Handeln die Fundamente des Egoismus in den geheimen Falten seines Herzens auszuspüren, so ist für die Selbstanklage keine Grenze mehr. Roquairol war ja auch in seiner Reflexion ein Tugendheld, er war ja auch der Freund eines Albano, der Geliebte einer Rabette geworden, und doch zeigt Jean Paul, daß er im Innersten unwahr, verlogen, ein bloßer Komödiant der Sittlichkeit war und daß die Bildung seines ästhetischen Geschmacks ihm in ethischer Hinsicht nicht nur nichts nütze, sondern durch Verfeinerung der Sinnlichkeit eher schadete. Meine Verhältnisse waren ganz andere, als die des Hauptmannes in einer höfischen Umgebung, allein zur Interpretation der meinigen nach der Analogie blieb Stoff genug übrig. — Natürlich siegte zunächst die jugendliche Kraft und Lust noch über die Hypochondrie. Man hatte mich gern in der Gesellschaft gehabt, weil ich heiter und durch Erzählen, Disputiren, lustige Einfälle und Eulenspiegeleien unterhaltend war. Zu allen größeren Unternehmungen wurde ich aufgefordert. In Charlottenburg, Pankow, Schönhausen, Treptow, in der Hasenhaide, im Wollank'schen Weinberg und wo sonst noch wurden Partieen arrangirt, bei denen wir junge Männer mit den jungen Damen alle herkömmlichen Spiele im Freien vornahmen, groteske Improvisationen aber, zu denen ich geneigt war, sich großen Beifall und Dank verdienten. In solchen Stunden vergaß ich mich völlig. Erwachte ich dann am andern Morgen, so wurde die Kritik an mein Betragen vom vorigen Tage gelegt und ich beendete sie dann gewöhnlich mit dem Geständniß, daß ich, nach der Sprache Schleiermacher's in den Monologen, von meinem Urbilde zu einem Zerrbilde stark heruntergesunken sei. Die Gesundheit im Leben eines Volkes wird hauptsächlich durch alle Menschen unterhalten, die so glücklich sind, in die Arbeit ihres Tagewerkes aufzugehen und nicht Zeit haben, sich in Grübeleien über ihre Seelenzustände zu verlieren. Mit der mikroskopischen Selbstbetrachtung kommt die Verdrießlichkeit und Ungewißheit. Ich suchte mich noch mehr, als ich aus Liebe zur Wissenschaft schon gethan, von dem großen gesellschaftlichen Verkehr

abzuziehen, weil er meiner Sinnlichkeit und Eitelkeit zu viel gefährliche Nahrung zu bieten ſchien.

X.

Die Ironie der romantiſchen Schule. Otto von Ravensberg. Ich verſinke in einen ſpeculativen Myſticismus. Meine erſte und letzte Predigt.

Die traurige Beſchäftigung mit der Reflexion auf meine Sündhaftigkeit war aber nur die eine Seite des Gegenſatzes, in welchen Schleiermacher mich ſtürzte. Die andere Seite war die Gnade. Unter ihr verſtand er die Theilnahme an der Erlöſung von der Sünde, welche durch Chriſtus in der Kirche geſtiftet worden iſt. Ich war ja auch Glied einer Kirche, und ſo hätte ich alſo den Factor der Gnade auch in meinem religiöſen Bewußtſein finden müſſen. In dem Sinne war dies auch der Fall, daß ich in den Momenten, in welchen mir die Gebrechlichkeit und Sündigkeit meines Verhaltens zum Bewußtſein kam, mich der Heiligkeit Gottes gegenüber, ſeiner Gnade mit dem unbedingten Glauben anvertraute, daß er mir als dem Bereuenden meine Sünde vergeben werde. Mit unendlicher Erquickung hatte ich dann bei dem Gottesdienſt die Segensworte des Predigers vernommen, daß Gott ſein Angeſicht auf mich erheben und mir Frieden geben wolle. An Chriſtus hatte ich hierbei niemals gedacht. Daß ich mit ſolchem Glauben mich zu Gott wenden konnte, erkannte ich wohl als geſchichtlich durch ihn vermittelt, aber zu ſeiner Perſon hatte ich kein religiöſes Verhältniß. Ich hätte nicht vermocht, mein Gebet an ihn zu richten. Ich war im reformirten Bekenntniß erzogen. Nun ſagt man gewöhnlich, daß nach demſelben das Sacrament des Abendmahls nur ein mnemoniſcher Act ſei. Ich geſtehe aber, daß der Ritus der reformirten Kirche bei der Spendung dieſes Sacraments mir die Beziehung auf Chriſtus viel lebhafter und ſchöner auszudrücken ſcheint, als die Form in der Luthe-

riſchen Kirche, die ich in ſpäteren Jahren auch perſönlich erfahren habe. In der reformirten Kirche erinnert der einfache Altartiſch lebhafter an die urſprüngliche Einſetzung, obwohl dieſe unſtreitig in ganz anderer Form, als man ſich vorzuſtellen pflegt, ſtattgefunden haben wird; denn Chriſtus wird mit ſeinen Schülern auf einem Teppich am Boden geſeſſen und — wie die Araber noch heutigen Tags — mit den Händen ohne Gabel und Meſſer gegeſſen haben.

In der reformirten Kirche wird wirkliches Brod, in kleine Stücke zerſchnitten, auf einem Teller hingeſtellt. Man empfängt keine Oblate mit dem Bilde eines Lammes, das die Siegesfahne hält. Der Geiſtliche reicht uns ein Stück Brod, das wir ſelbſtſtändig ergreifen und in den Mund ſtecken, während nach dem Lutheriſchen Ritus die Oblate uns vom Prediger in den Mund geſteckt wird, was mir noch als eine ganz katholiſirende Bevormundung vorkommt. Desgleichen reicht uns der Geiſtliche den Kelch und wir führen ihn ſelbſt zu unſern Lippen, während nach dem Lutheriſchen Ritus der Geiſtliche uns, wie ein Kind, mit dem Wein tränkt. Der Geiſtliche vermittelt auch hier durch Darreichung des Brodes und Weins und durch das ſie begleitende Ausſprechen der Einſetzungsformel die Gegenwart Chriſti; allein ich bleibe ihm gegenüber perſönlich eben ſo frei, als die Apoſtel es Chriſtus gegenüber waren. Ich lege den höchſten Werth auf dieſe ſymboliſche Handlung. Wir bekennen uns durch ſie öffentlich vor der Gemeinde als Sünder, wir bekennen durch ſie, daß wir durch die Gnade Gottes Vergebung der Sünde erwarten, und wenn wir mit dieſer demüthigen Hingebung das Sacrament genießen, kann es fruchtbar in uns zu unſerem Heil wirken. Da wir aber Alle in der Gemeinde, arm oder reich, alt oder jung, roh oder gebildet, von demſelben Brode eſſen, aus demſelben Kelche trinken, ſo bekennen wir uns auch Alle als Brüder in dem Bewußtſein, daß vor Gott kein Anſehen der Perſon gilt. Endlich indem wir Brod und Wein als den Leib und das Blut Chriſti genießen, bekennen wir, daß die Natur für Gott nichts Fremdes, wohl gar der Gemeinſchaft mit ihm Feindſeliges, und daß die Verſöhnung mit ihm eine rückhaltloſe, abſolute ſei. Wenn der Glaube das Brod zum Leibe, den Wein zum Blute des Gottmenſchen umwandelt, ſo iſt damit von der Sinnlichkeit alles Niedrige, Verächtliche hinweggenommen.

Der Menſch ſtellt ſich nicht nur vor, daß Gott ſich mit ihm verſöhne, ſondern dieſe Vorſtellung wird zur lebendigen, unausſprechlichen Empfindung. Aller Druck der Natur und Geſchichte zerſchmilzt in dieſem feierlichen Act, der uns irdiſche Menſchen mit dem Himmel abſoluter Verſöhnung durchdringt.

Die Schwierigkeit, in die mich der zweite Theil der Schleiermacher'ſchen Dogmatik verſetzte, war, um ſie in den einfachſten Worten auszuſprechen, folgende:

Die Frömmigkeit ſollte das Gefühl der Abhängigkeit des Menſchen von Gott ſein. In der Wirklichkeit dieſes Gefühls ſollte immer der Gegenſatz von Sünde und Gnade vorhanden ſein. Die Abhängigkeit von Gott als Gott überhaupt ſollte nur empfunden werden können, ſofern der Menſch von jenem Gegenſatz abſähe. Es war alſo ein künſtliches Product, das Reſultat einer Abſtraction. In dem wirklichen frommen Gefühl ſollten Sünde und Gnade immer ineinander ſein, nur ſollte bald die eine, bald die andere Seite überwiegen. Das Gefühl der Gnade aber ſollte durch die Beziehung auf Chriſtus als auf das Urbild der Menſchheit vermittelt ſein, d. h. an die Stelle der Abhängigkeit von Gott trat das Gefühl der Abhängigkeit von Chriſtus. War das Gefühl der Abhängigkeit von Gott das Werk einer Abſtraction, ſo war das Gefühl der Gnade das Werk einer Reflexion auf Chriſtus. Das Gefühl ſollte weder ein Wiſſen noch ein Thun ſein; es war aber klar, daß es als frommes von einem Wiſſen abhing, als allgemeines von dem Gedanken des Abſoluten als der Bedingung alles endlichen Seins; als beſonderes von der Vorſtellung, welche ſich der religiöſe Menſch von dem Menſchen Chriſtus machen kann. Die Frömmigkeit war alſo im Princip nicht Gefühl, ſondern Bewußtſein, und dieſer Widerſpruch kam bei Schleiermacher auch dadurch zum Vorſchein, daß er das Gefühl unmittelbares Selbſtbewußtſein nannte. Das Gefühl der Sünde wird als chriſtlich ſpecifiſches in mir entſtehen, wenn ich durch Vergleichung meines Zuſtandes mit der Vorſtellung von Chriſtus mich als im Widerſpruch mit ihm entdecke. Umgekehrt wird ſich das Gefühl der Gnade erzeugen, wenn ich in dieſer Vergleichung mich mit ihm, und zwar auch durch ihn in Uebereinſtimmung finde. Die Vorſtellung Chriſti wird folglich hier zur weſentlichſten Macht.

Das verstand ich auch ganz wohl, und schon seit der Ethik im verflossenen Winter hatte ich angefangen, diese Richtung auf Christus immer emsiger zu cultiviren. Ich hatte deshalb das Johanneische Evangelium, welches Schleiermacher am höchsten stellt, mit einem Commentar durchgemacht. Ich hatte auch seine kritische Beleuchtung des Lukasevangeliums gelesen. Verstand und Phantasie mußten arbeiten, um in ergänzender Wechselwirkung das Bild Christi immer deutlicher vor meine Seele zu führen. Röhr's Geographie von Palästina wurde zu Hülfe genommen, um für die Localität einen sicheren Anhalt zu haben. Die Kreuzfahrtlieder der Dichter des Mittelalters, die ich bis dahin lediglich als historische Denkmäler betrachtet hatte, wurden jetzt von Neuem mit bewegtem Sinn gelesen. Wie ich die Liebesnoth, von der ich, wie jeder junge Mensch, zu leiden hatte, in verschwiegene Sonette und Lieder aushauchte, so fing ich auch an, meine Sehnsucht nach Christus in Verse zu ergießen. Wenn ich in jener Zeit Abends noch spät vor dem Prenzlauer und Landsberger Thor, durch die ich zunächst in's Freie gelangen konnte, auf den Feldern einsam umherirrte, so hatte ich im Geist keinen andern Begleiter, als Christus. War er doch mit seinen Jüngern so gern durch die Ackerfluren gegangen und hatte von ihnen so viel schöne Gleichnisse entlehnt. Aber auch in meinem Zimmer wollte ich mir seine Gestalt lebendiger vergegenwärtigen. Es war damals in Berlin eine Industrie aufgekommen, Reliefbilder nach guten Mustern von Christus, von Maria, von den Aposteln, vom Abendmahl ꝛc. in Gyps zu formen. Da sie nicht theuer waren, so konnte ich mir diesen Luxus gestatten und mein Zimmer mit ihnen schmücken. — Meine leidenschaftliche Natur war auf dem besten Wege, in Schwärmerei überzugehen. Schmidt's Geschichte des Mysticismus im Mittelalter, Heinroth's Anthropologie, welche die Geisteskrankheiten aus der Sünde ableitete, die mystischen Schriften des Hofraths Eckartshausen, die Brochüren Baader's, die Bekanntschaft mit Görres' in Flammenworten geschriebenem Buch: „Europa und die Revolution", die Versenkung in die sentimentale Aufgespanntheit des Jean Paul'schen Titan, endlich die hinreißenden Predigten Schleiermacher's, die mich immer gewaltiger bewegten, waren wohl Elemente genug, religiöse Schwärmerei zu fördern.

Noch bewegte ich mich ganz in dem Schleiermacher'schen Gedankenkreise und dachte an nichts, als mich immer tiefer in ihn einzuleben. Ganz passiv jedoch konnte ich mich nicht hingeben. Wie ich aus dem Studium des ersten Theils der Dogmatik mit der Abhandlung über die Mystik herausgetreten war, so schrieb ich Anfangs September, als ich den zweiten Theil im Rücken hatte, eine Abhandlung über die Gestaltung der protestantischen Kirche in der Zukunft. Dies war eine seltsame Verbindung Hegel'scher Kategorien mit Schleiermacher'schem Inhalt. Ich bewies zuerst dialektisch, daß der Gegensatz, in welchen der Protestantismus als Lutherische und Reformirte Confession übergegangen sei, sich nothwendig in eine höhere Einheit auflösen müsse. Der Protestantismus werde sich nicht in eine atomistische Anarchie zersplittern, wie man oft aus seinem subjectiven Princip der Glaubens- und Gewissensfreiheit gefolgert habe, denn eben durch diese sei der Gedanke in seine Rechte eingesetzt; der Gedanke aber könne nicht anders, als sich eine objective Gestalt geben, in welcher der Buchstabe überwunden sei. Die negative Kritik, deren Zerstören des Falschen unvermeidlich sei, müsse nicht nach extremen, sondern nach den positiven Bedürfnissen gemessen werden, die sich in ihr ausdrückten. Da nun die Religion in der Form des Gefühls erscheine, so müsse auch die neue, höhere Gestaltung der protestantischen Kirche in dem frommen Gefühl eines bestimmten Protestanten zur Existenz gelangen. Es müsse ein Mensch da sein, der den neuen Glauben als individuelles Gefühl besitze. Indem er dies in ihm als geschichtliche Thatsache vorhandene Gefühl ausspreche, werde er Religionsstifter. Dies sei durch Schleiermacher geschehen, und man könne also über die Zukunft der protestantischen und damit der christlichen Kirche überhaupt nicht zweifelhaft sein.

Nun bewies ich nach Hegel's Logik, daß das Allgemeine durch das Besondere sich im Einzelnen realisiren müsse. Der christliche Glaube, das Allgemeine, sei nach den Grundsätzen der Evangelischen, d. h. sowohl der Lutherischen als der Reformirten Kirche, also nach seiner protestantischen Besonderung, von Friedrich Schleiermacher, diesem einzelnen Protestanten des neunzehnten Jahrhunderts, im Zusammenhange dargestellt. Die neue Religion sei nicht neu in dem Sinne, als enthalte sie etwas, das nicht schon in Christi Selbstbewußtsein gesetzt wäre,

ſondern nur inſofern, als ſie den abſoluten Inhalt dieſes Bewußtſeins von Irrthümern gereinigt und in einer Weiſe ausgeſprochen habe, welche mit der heutigen Bildung im Einklang ſei, welche nicht mehr an Engel und Teufel oder an Wunder glauben könne. Den Dämonen und Wundern hatte ich ſchon in der Abhandlung über die Myſtik den Abſchied gegeben, indem ich eine wahre und falſche unterſchied und zur letztern eine magiſche rechnete. Das Feſthalten Schleiermachers an dieſer Seite der Aufklärung war mir immer eben ſo willkommen geweſen, als ſein Proteſt gegen ihre einſeitige und verſtandesdürre Moraliſation der Religion.

Dieſe Abhandlung war ſchon beſſer, d. h. einfacher und logiſcher geſchrieben, als die über Myſtik, in welcher die Nachahmung von Steffens, Schleiermacher und Hegel ganz verſchiedene Tonarten durcheinander hatte laufen laſſen. Die romantiſche Ziererei, die ich darin mit Behagen zur Schau trage, war verſchwunden. Am ſchwarzen Brette war uns ausdrücklich geſagt, daß wir uns im Fall privater wiſſenſchaftlicher Bedürfniſſe oder Arbeiten an den Dekan der Facultät wenden ſollten. Ich ſiegelte alſo meine Abhandlung mit einem Schreiben ein, worin ich um kurze Beurtheilung bat. Ich wollte nur wiſſen, ob ich auf rechtem Wege ſei oder mich irre. Ich gab die Schrift bei dem Dekan ab, reiſte aber ein paar Tage darauf nach Magdeburg. Hier verlor ich ſie bald aus dem Sinn. Als ich zurück kam, war ein Wechſel im Dekanat eingetreten. Der Dekan hatte wahrſcheinlich erwartet, daß ich wieder zu ihm kommen würde, von ihm ſeine Belehrung zu empfangen. Ich hingegen wartete immer auf eine Citation. Da ſie nicht erfolgte, nahm ich an, daß meine Arbeit kein Intereſſe zu erregen vermocht habe und kümmerte mich nicht weiter darum. Es erging mir mit ihr, wie mit meiner Arbeit über die Agende ein Jahr zuvor. Ich habe ſie nie wieder zu Geſicht bekommen.

Der Aufenthalt während der Herbſttage in Magdeburg bei meinem herrlichen Vater und bei meiner vortrefflichen Schweſter, ſowie der Verkehr mit meinen alten Bekannten daſelbſt, hatte mich einigermaßen wieder beruhigt. Nach Berlin ging ich diesmal nicht allein zurück, ſondern Simon und Volk kamen mit mir. Sie mietheten ſich in der Dorotheenſtraße ein für Studentenverhältniſſe ſehr elegantes und

geräumiges Quartier. Dies ermöglichte ihnen, im November mehrere Wochen hindurch einen Besuch bei sich aufzunehmen, von dem ich damals nicht ahnen konnte, wie aus ihm für mich gerade eine neue Freundschaft eingeleitet werden sollte, die sich durch mein ganzes Leben forterhalten hat. Volk hatte uns schon in Magdeburg von einem ganz außerordentlichen jungen Mann erzählt, den er in Göttingen kennen gelernt habe. Es war dies ein dort promovirter Doctor der Philosophie, Bohtz aus Stettin. Eines Tages entdeckte er mir auf der Universität, daß derselbe in Berlin eintreffen und einige Zeit bei ihm verweilen werde. Er kam und überbot noch durch seine Erscheinung die Vorstellung, die ich mir von ihm gemacht hatte. Er sprach sehr gut, hatte aber vorzüglich ein so lebhaftes, so energisches Mienenspiel, eine so dramatisirende Gesticulation und eine so merkwürdige Manier kritischer Superiorität, daß er bald uns Alle zu seinen Bewundern gemacht hatte. Er hatte nichts Bitteres, Herrisches, wie Beifuß es herauskehrte, sondern Humoristisches, heiter Parodirendes. Er steckte offenbar selber noch in einem Werdeproceß, wodurch er uns Studenten homogen war, allein er stand doch schon auf einer viel höheren Stufe der philosophischen, namentlich der ästhetischen Bildung. Wenn wir nicht in's Theater gingen, brachten wir nun die Abende gemeinschaftlich bei Volk und Simon zu. Bohtz führte Manuscripte bei sich, die er vorlas. Außer allgemein ästhetischen Aphorismen, die sich an Jean Pauls Vorschule der Aesthetik und an Solgers Erwin anschlossen, dessen Studium er uns dringend empfahl, waren es besonders Commentare zu den Fröschen und zu den Vögeln des Aristophanes, von denen er auch große Stücke gut übersetzt hatte. Dies war eine große Anregung für mich. Ich kannte von Aristophanes noch so gut wie nichts und hatte selbst die Wolken noch nicht gelesen. Ich verdanke es Bohtz, die hohe sittliche Gesinnung und den unvergleichlichen Humor seiner großartigen Komik mit Inbegriff ihrer cynischen Formen richtig aufzufassen gelernt zu haben. Er verstand es meisterhaft, Bouterweck und Schulze in Göttingen zu copiren und diese beiden Philosophen komische Dialoge mit einander halten zu lassen. Er copirte auch andere Personen oder erfand ideale Masken, und konnte uns Stundenlang mit phantastischen Vermummungen und wunderlichen

Capriolen unterhalten. Er liebte auch, grauſige, geſpenſtiſche Töne anzuſchlagen, nur mußten wir ſeinen Productionen lauten Beifall zollen, ſonſt wurde er verſtimmt und konnte dann zuweilen recht lange ganz ſtumm da ſitzen, indem er nur die Stirn runzelte, die Augen umher rollte, ſeufzte, brummte, bis er etwa plötzlich ein helles Lachen aufſchlug. Als er mich ein paar Mal beſuchte, war er ruhiger und ließ ſich auf mein Studium ein, indem er mir de Wette's Schriften dringend an's Herz legte.

Als er wieder abgereiſt war, folgte der Anſpannung, in die er uns verſetzt hatte, zunächſt eine natürliche Abſpannung. Ich hatte nur zwei Collegia, Apoſtelgeſchichte und Kirchengeſchichte, bei Schleiermacher angenommen, denn ich hatte für nichts weiter Sinn, als für ihn. Anfänglich hörte ich noch bei Böckh ſein ausgezeichnetes Collegium über die Platoniſche Republik, brach es aber ab, als es zur ſpeciellen Erklärung kam, was ſehr unrecht von mir war. In dem Hauſe meines Vetters Filhès war ich mit dem Sohn eines Predigers Mannowski im Oderbruch bekannt geworden, der in Berlin auch Theologie ſtudirte. Er veranlaßte mich, einem theologiſchen Kränzchen beizutreten, worin gewiſſermaßen die handwerksmäßige Seite der Theologie cultivirt ward. Ich kann mich ſchlechterdings auf nichts Beſonderes aus ihm erinnern, auch von Arbeiten nicht, außer einer Predigt, welche ich über den Text ſchrieb: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden, ſondern iſt inwendig in Euch. Es war von mir dabei auf eine Verherrlichung des myſtiſchen Standpunkts abgeſehn, den ich gegen meine theologiſchen Commilitonen direct zu äußern nicht Luſt hatte. Er hätte in die ſonſtige Gelehrſamkeit der Unterhaltung nicht gepaßt. Ein Kränzchen von ganz entgegengeſetzter, ſchlechthin idealer, romantiſcher Tendenz wurde durch eine Bekanntſchaft Volk's herbeigeführt. Es war dies der Referendarius des Kammergerichts, Otto Jacobi, urſprünglich aus Ravensberg in Weſtphalen. Er lebte mit einer hochgebildeten Mutter und mit einer ſehr muſikaliſchen, liebenswürdigen Schweſter ein außerordentlich glückliches Stillleben. Hatte er ſeine Geſchäfte abgethan, ſo gehörte alle übrige Zeit dem Betrieb und Genuß der Literatur und Kunſt. Ich ſage abſichtlich, dem Betrieb, denn Jacobi dichtete und componirte. Er war ein durch und durch braver, gemüth-

licher, im Innern und Aeußern reinlicher, sauberer Mann. Sein Streben war dem Vorsatz nach gigantisch. Er wollte nichts weniger, als die ganze deutsche Kaisergeschichte von Karl dem Großen bis zum dreißigjährigen Kriege in einem Cyklus von Tragödien durchführen. Die Hohenstaufen, mit denen so Viele damals sich abmüheten, waren nur ein Moment in diesem Riesenpanorama. Rastlos studirte er sein Leben lang Deutsche Geschichte, raftlos reiste er in den Ferien des Kammergerichts nach Süddeutschland, nach der Schweiz, nach Italien, den Schauplatz seiner Dramen an Ort und Stelle zu studiren; rastlos arbeitete er an den fünfaktigen Trauerspielen; rastlos ließ er, unter dem pseudonymen Namen Otto von Ravensberg, diejenigen von ihnen auf seine Kosten drucken, von denen er sich vorzüglichen Erfolg versprach; raftlos suchte er dies oder jenes Stück bei dem Hoftheater in Berlin zur Aufführung zu bringen und ließ sich keinen sauren Gang verdrießen. Alles umsonst. Er brachte es zu Nichts. Sein edles Bemühen, sein Talent wurde zugestanden, allein seine Leistungen verloren sich, weil sie, es mit einem Wort zu sagen, zu kraftlos waren. Seine Figuren waren Bleistiftzeichnungen ohne die Wärme eines Colorits, das sie auch im Lampenlicht des Theaters als mögliche Menschen hätte können erscheinen lassen. Wir sahen uns in späteren Jahren zuweilen wieder, wir schrieben uns auch zuweilen; aber es war immer eine gewisse Beklemmung zu unterdrücken schwer, welche das Gespräch über seine großen Unternehmungen bei mir hervorrief. Es war mir unmöglich, ihm, dem guten, liebevollen, emsig bestrebten Menschen, in's Gesicht zu sagen, daß seine Dichtungen zu schwächlich wären. Eben so wenig konnte ich mich entschließen, gegen das Publikum unwahr zu sein und sie in öffentlicher Kritik aufzuloben. Schlecht war nicht das Prädikat, das ihnen gebührt hätte; so gut aber waren sie auch nicht, einen höhern und allgemeinen Antheil zu erregen. Sie waren eben mittelmäßig. Wehmüthiges Loos! Als ich 1853 mit einem Sohn meines Collegen Bobrik, damals Professor der Philosophie in Zürich, von dieser Stadt auf den Hütli gegangen war, schritten wir auf dem Plateau des Berges, auf welchem das Gasthaus steht, am Rande umher, die fernen Felshörner der Alpenkette zu mustern. Ein Mann stand in tiefe Betrachtung des in dunkle Wälder absinkenden Thales verloren. Um ihn

nicht zu ſtören, gingen wir hinter ſeinem Rücken durch. Plötzlich höre ich meinen Namen rufen, drehe mich um und erblicke Jacobi, der mit ausgebreiteten Armen auf mich zukommt. Er hatte meine Stimme gehört und mich daran wieder erkannt. Wir hatten uns ſeit 1849 nicht geſprochen und brachten nun den Nachmittag und Abend mit einander zu. Auf der Limmatbrücke ſchied ich von ihm, ihn nie wieder zu ſehen, denn er ſtarb einige Jahre darauf. In jenem Kränzchen, von dem ich oben erzählte, war er der glänzende Mittelpunkt, denn ſeine große Tragödie ſtellte die kleinen Producte, mit denen wir Andere uns hervorwagten, gänzlich in Schatten. Ich brachte nichts zu Stande, als eine blaſſe Nachahmung Oſſians und als eine epiſch ſein ſollende Bearbeitung der Geſchichte von Alboin und Roſamunde. Immer noch konnte ich nicht davon loskommen, in der Völkerwanderung poetiſche Stoffe zu ſuchen, und habe nun in meinem Alter erlebt, daß der Dichter Lingg dieſen Knäuel wirrer Völkergeſchichten in der That zu einem koloſſalen Epos verarbeitet hat. Es läßt ſich aus dieſer fürchterlichen Geſchichte kräftiger, aber roher Naturvölker, die ſich mit einer alten Civiliſation und mit einer dogmatiſch ſchon abgeſchloſſenen Religion berühren, bei allem Aufwand von Phantaſie keine rechte poetiſche Befriedigung gewinnen.

Ich wurde in meinem Innerſten immer unglücklicher, vermochte jedoch nicht, den verworrenen Zuſtand, der mich durch die unabläſſige Reflexion auf den Gegenſatz von Sünde und Gnade bedrängte, gegen meine Freunde zu äußern. Noch weniger vermochte ich über das Verhältniß zu ſprechen, welches ich zur Perſon Chriſti zu gewinnen ſtrebte. Ich nahm an dem theologiſchen wie an dem äſthetiſchen Kränzchen nicht den Antheil, den ſie herausforderten, und ſehe dies auch jetzt noch daran, daß ich ſo wenig der Erinnerung Werthes aus ihnen gegenwärtig habe. Nur zwei Punkte treten mir noch entgegen. In dem erſtern war die Hauptſache das Geſpräch über den Glauben. Ich erkannte nur zu deutlich, daß mir der Glaube, wie die Kirche ihn vorausſetze, fehle. Ich konnte das Wunderbare nicht, wie meine glücklicheren theologiſchen Commilitonen, als empiriſche Thatſache hinnehmen. Ich machte mir deshalb Vorwürfe, ich flehte zu Gott, mir den Glauben zu ſchenken; ich war auch mit genugſamer Phantaſie ausgeſtattet,

das, was man die Poesie des Wunders nennen kann, in mir nachzubilden; allein zuletzt, nach unseligem Schwanken, konnte ich doch, wollte ich mich in meinem Gewissen nicht selbst betrügen, die Wundergeschichte nicht glauben. Hierin sagte Schleiermacher mir durchaus zu. Die Apostelgeschichte konnte mich in meinem Rationalismus nur bestärken. Schleiermacher bröselte alle Wundergeschichten in ihr entweder durch subtile Textkritik auf, indem er fragte, aus welcher Quelle der Berichterstatter die Erzählung wohl geschöpft haben könne, oder er fand eine psychologische Auflösung, oder er sprach auch, nachdem er verschiedene Ansätze zur Bewältigung des Irrationalen gemacht hatte, sein non liquet aus. Aus dem Streit der Anhänger Schleiermachers und Neanders war in der ganzen theologischen Studentenschaft eine heftige Gährung entsprungen. Sie gewann von Seiten der Opposition des Glaubens gegen die Wissenschaft in Hengstenberg für das alte Testament, in Tholuck für das neue eine besondere Gestalt. Hengstenberg habilitirte sich damals erst und ich habe seiner Probevorlesung vor der Universität über Hiob noch selber beigewohnt. Von Tholuck wurde unter den Studenten wie von einem Berliner Saulus gesprochen, den die Bekehrung der göttlichen Gnade zu einem neuen Paulus gemacht habe. Der ganze Kreis, in welchem er lebte, war von einer ungeheuren Exaltation ergriffen. Ich hörte außer Schleiermacher als Prediger auch Strauß, Theremin, Ehrenberg an der Domkirche, Ritschl an der Marienkirche, Couard an der Georgenkirche, mitunter auch Marheinecke. Es waren dies tüchtige Kanzelredner mit sehr verschiedener Begabung. Wenn Tholuck aber zuweilen predigte, so war es, als vernähme man einen Urchristen, der die Begeisterung seines Glaubens mit einer solchen Innigkeit, mit einer so flammenden Beredtsamkeit aussprach, der ich nichts zu vergleichen wüßte. Schleiermacher war der Prediger einer großen Gemeinde, die sich aus ganz Berlin, aus den verschiedensten Ständen und Altern, zu ihm fand. Er war der Priester der romantischen Bildung. Er predigte einen Sonntag schon ganz früh um sieben Uhr, den nächsten um neun Uhr. Da ich so weit von der Dreifaltigkeitskirche entfernt wohnte, besuchte ich nur diese letzteren Predigten. An den Zwischensonntagen ging ich in andere Kirchen. Schleiermacher hatte die sehr zweckmäßige Einrichtung getroffen, daß er

für die eklektische Versammlung dieser Sonntage an dem Eingang der Kirchenthüren einen Abdruck der Lieder, welche gesungen werden sollten, auf einem Blatt vertheilen ließ, welches das Gesangbuch ersetzte. Ich sammelte allmälig ein Heft von ihnen, das ich noch besitze. Die Kirche war in der Regel überfüllt, selbst als Schleiermacher wegen eines Umbaues in der Dreifaltigkeitskirche einige Monate 1825 in der großen Deutsch reformirten Kirche auf dem Gensd'armenmarkt predigte. Schleiermacher beschäftigte zunächst den Verstand, aber im Verlauf der Predigt wußte er in die innerste Tiefe der Seele hinabzudringen und das Gefühl mit nachhaltiger Wirkung zu erschüttern. Tholuck ist als Prediger durch verschiedene Phasen hindurchgegangen, die ich in Halle sich zu immer vollkommnern Leistungen entfalten sah. Damals aber war er ganz in der Gewalt des Gefühls, sich als einen Wiedergebornen betrachten zu dürfen. Dies unendliche Glück, durch den Glauben von der Verwerfung vor dem heiligen Angesicht Gottes zu ewiger Seligkeit gerettet zu sein, brach aus ihm mit einer Energie hervor, die, so lange man ihn hörte, keinen Widerstand duldete. Wenn man diesen hochaufgeschossenen jungen Mann mit dem bleichen Gesicht, mit den schwimmenden Augen, mit schlottrigem Gange, erblickte, so ahnte man nicht, welche Kraft in der Seele dieses schwächlichen Leibes, welche markige Stimme in dieser hagern Brust wohnte. Seine Gebete namentlich waren überwältigend. In Mannowski's Kränzchen wurden Wunderdinge von ihm erzählt. Marheinecke stand sowohl Schleiermacher als Neander gegenüber. Er war ein schöner, großer Mann, mit einem vornehmen Anstande, den wir Studenten daher den Cardinal zu nennen pflegten. Er repräsentirte den Standpunkt des confessionellen Christenthums in Verbindung mit der Philosophie, hatte im Vergleich mit seinen genannten Collegen nicht gerade viel Zuhörer, außer in der Symbolik, d. h. in der Geschichte und vergleichenden Kritik des katholischen und protestantischen Lehrbegriffs.

Die Hauptsache in dem ästhetischen Kränzchen wurde der Begriff der Ironie. Er beschäftigte in dieser Sphäre die ganze Zeit, aber specieller hatte Bohtz uns mit der Bestimmung bekannt gemacht, welche Solger ihm gegeben hatte. Sie war uns jedoch schwer durchdringlich. Wir wurden von Solger auf die beiden Schlegel, besonders auf Friedrich

zurückgewiesen. Es gelang Simon, ein Exemplar des Schlegel'schen Athenäums, der eigentlichen Geburtsstätte der Ironie, antiquarisch aufzutreiben. Die gemeinsame Lectüre desselben war für uns drei, Simon, Volk und mich, ein Göttergenuß. Wir schwelgten in der Aneignung und Wiederholung der Hauptpointen. Schleiermacher fanden wir hier als den Hierophanten der neuen Zeit gepriesen, und was wir von ihm selber antrafen, war ganz in dem titanischen Sinn der Monologe oder in dem symbolischen seiner Novelle: Die Weihnachtsfeier. Wir erbauten uns an der höhnischen Manier, mit welcher Schmidt-Werneuchen, Kotzebue, Merkel, Nicolai, überhaupt die Philister der Aufklärung abgetrumpft wurden. Bernhard Nöldechen nahm an diesen tumultuarischen Unterhaltungen zuweilen lebhaften Antheil und hatte sich die Verspottung der philanthropischen Pädagogik zur besondern Zielscheibe seiner Sarkasmen erlesen, in denen er die nach romantischem Maaßstabe innere Armseligkeit der Pestalozzischen Richtung und die Auswüchse ihrer naturgemäß sein sollenden Methode durch Caricaturen, die er mit dramatischer Lebendigkeit vorführte, auf das Ergötzlichste persiflirte. Man kann sich keinen größern Contrast vorstellen, als den zwischen diesen Orgien geistigen Uebermuths und zwischen den trockenen, nach Gelehrsamkeit haschenden, öfter schon in eine gewisse Salbung übergehenden Gesprächen meiner Fachcommilitonen im theologischen Kränzchen. Es ist kaum nöthig, zu sagen, daß der Begriff der Ironie von uns in allen erdenklichen Wendungen gebraucht und durch Beziehung auch auf das Unbedeutendste zuletzt ganz trivialisirt wurde. Alles Excentrische war uns willkommen. Volk ermüdete nicht, für immer neuen Stoff in diesem Artikel zu sorgen. Er hatte mir Tiecks Gesammtausgabe von Maler Müller's Werken geschenkt; er schaffte Klinger's Theater an, er übersetzte aus der Literatur der Romanischen Sprachen, worin er wohl bewandert war. Das erste Buch, das er 1829 drucken ließ, war eine Uebersetzung des Portugisischen Preistrauerspiels: Osmia. Eine Sympathie für den Katholicismus, zu welchem er in höherm Alter förmlich übertrat, machte sich jetzt schon bei ihm bemerklich. Er veranlaßte uns z. B., Weihnachten die eigenthümliche Feier desselben nach dem katholischen Brauch in der Hedwigskirche in der noch ganz nächtlichen Morgenfrühe zu besuchen.

Simon ſtudirte Philoſophie und hörte auch bei Hegel Geſchichte der Philoſophie. Nach Neujahr aber kündigte er uns ſeinen Entſchluß an, nicht nur Chriſt zu werden, ſondern auch Theologie zu ſtudiren. Er wandte ſich an Hoßbach, einen Schüler Schleiermachers, welcher Prediger an der Jeruſalemer Kirche war. Dieſer unterrichtete und taufte ihn Mitte März. Nöldechen, Volk und ich waren die Taufpathen. Ich werde über dieſen ganzen Hergang, der viel Aufregendes und Schmerzliches mit ſich brachte, nichts weiter ſagen, als daß ich mich völlig neutral zu ihm verhielt und durch ihn noch tiefer in mich zurückgeſcheucht wurde. Solger hatte mir den Weg gezeigt, wie die Ironie gar wohl mit der Myſtik zuſammen beſtehen könne, ja daß die höchſte Myſtik nicht ohne abſolute Ironie denkbar ſei. Er faßte ſogar den Begriff des Opfers unter den der Ironie. Ich gerieth nun immer tiefer in die Abgründe myſtiſcher Schriften. In der Bibliothek meines Oheims hatte ich von einem alten Venetianiſchen Philoſophen ein Buch über die Pythagoräiſche Zahlenlehre, ein anderes von Hofrath Eckartshauſen, eine Zahlenlehre der Natur, gefunden. Dies letztere kehrte zur Kabalah mit ihren Sephiroth zurück. Burnet's Archäologie und ich weiß nicht welche andere Schriften in der Bibliothek, worin die Zahlenmyſtik verhandelt war, reizten meine Neugier, ohne ſie aufzuklären. Die Vermiſchung ſcharfer Abſtractionen mit ganz phantaſtiſchen Conceptionen hat in der Kabaliſtik eine wüſte Speculation erzeugt, deren wiſſenſchaftlicher Gehalt gering iſt. Ich habe auf Veranlaſſung von Studien zur Geſchichte der Philoſophie in ſpätern Jahren wiederholte Anſätze gemacht, ihr etwas abzugewinnen; ich habe den auf dieſem Felde Epoche machenden Werken von Frank und von Molitor, beſonders dem letztern, große Aufmerkſamkeit gewidmet, allein das letzte Reſultat des Mühens war auch hier, trotz der modernen Einkleidung, welche dieſe Forſcher dem Gegenſtande gegeben haben, die Sehnſucht, mich aus dem Labyrinth dieſer Zwittergeſtalten eines träumeriſchen Verſtandes herauszuretten und durch die Verſenkung in eine ganz empiriſche Forſchung zu erfriſchen. Aehnlich erging es mir ſchon damals, ohne daß ich ein Bewußtſein über dieſen pſychologiſchen Vorgang hatte. Nachdem ich mich längere Zeit in den geheimnißvollen vier Welten der Kabalah, in den Seltſamkeiten des Adam Kadmon, in gewaltſamen

Verbindungen von Zahlen mit moraliſchen Eigenſchaften u. ſ. w. umhergetrieben, fiel ich eines Tages mit Begierde über Fries' Mathematiſche Naturphiloſophie her. Mochte ſie auch gegen den Glanz der Schelling'ſchen Naturphiloſophie, wie Steffens dieſelbe mit der Fülle ſeiner reichen Anſchauung ausſtattete, nüchtern erſcheinen, mochte ſie auch, um das Prädikat mathematiſch zu rechtfertigen, der Erſcheinung der Thatſachen gar manchen Zwang anthun, ich athmete hier doch die Luft der Wiſſenſchaft. Ich hielt dieſe Studien geheim, nicht, weil ich ihrer mich geſchämt hätte, ſondern weil ſie allen anderen Bildungselementen, in deren Umgebung ich lebte, zu fremdartig waren, als daß ich auch nur einiges Verſtändniß für ſie hätte erwarten dürfen. Es wäre mir ſehr ſchwer geweſen, von ihnen zu ſprechen. Die vortreffliche Darſtellung der Gnoſtiker, die ich von Neander in ſeiner Kirchengeſchichte empfangen hatte, machte mir es leichter, mich in dieſen myſtiſchen Regionen zu bewegen. Ganz konnte ich doch aber dieſe dunkle Seite meines Treibens nicht verbergen, weshalb mir Simon den Spitznamen des Schwarzkünſtlers ertheilte, den ich in dieſem Kreiſe den Winter über behielt.

Geht man die Geſchichte der Deutſchen Myſtik bis auf Jacob Böhme zurück, ſo ſtellt ſich in Gichtel und in der von ihm geſtifteten Secte die praktiſche Conſequenz dar, außerhalb welcher ſporadiſche Anſätze zu ihrer theoretiſchen Fortbildung mit großer Zufälligkeit auftreten. Ihr Hauptgedanke iſt immer, die göttliche Dreieinigkeit als den Urtypus alles Geſchöpflichen vorauszuſetzen und die Wiederholung des Ternarius sanctus in allen Erſcheinungen zu ſuchen. Dies finden wir z. B. im Syſtem der Ewigkeit 1767 von Berger, einem Schleſiſchen Arzt. Wir finden es auch bei Eckartshauſen. Von dieſem Mann giebt es ein asketiſches Buch: Gott iſt die reinſte Liebe; außerdem aber zwei wiſſenſchaftlich ſein ſollende Werke, die zu Leipzig 1794 und 1795 erſchienen, myſtiſche Vorboten der damals eben von dieſer Stadt aus beginnenden Schelling'ſchen Naturphiloſophie. Das eine hieß: Zahlenlehre der Natur; das zweite: Probaſeologie oder praktiſche Zahlenlehre der Natur. Weil in der Trinität die Einheit und Dreiheit zuſammen gefaßt ſind, ſo liegt die Anwendung der Pythagoräiſchen Zahlenlehre der Auslegung dieſes Dogmas nahe.

Die Eins, die Monas oder Henas, wird, als die Urzahl und Unzahl, aus welcher alle andern Zahlen ſtammen, mit Gott dem Vater verglichen; die Zwei, die Dyas, worin die Monas ſich zum erſten Mal wieder erzeugt, mit Gott, dem eingebornen Sohn; die Drei, die Trias oder der Ternarius, worin 1 + 2 geſetzt ſind, mit Gott, dem heiligen Geiſt; die Vier, Tetras oder Quaternarius, ſoll dieſe drei als Ganzes in ſich zuſammenſchließen, und wegen der vier Elemente, wegen der vier Weltgegenden, wegen der vier Jahreszeiten und der vier Temperamente, wegen der vier Altersſtufen, wegen der vier Monarchien, die Fundamentalzahl der irdiſchen Welt ausmachen. Dieſe vier Grundzahlen werden ſodann in geometriſche Geſtalten überſetzt. Die Eins wird zum Kreiſe, die Zwei zum Winkel, die Drei zum Triangel, die Vier zum Quadrat. Drittens werden die Zahlen und Formen mit metaphyſiſchen Kategorien verknüpft. So gelangt man zur Einheit, die Alles in ſich faßt und, als in ſich unendlich, über alle Mannichfaltigkeit hingreift; zum Unterſchied, worin die Endlichkeit wurzelt; zur Rückkehr aus dem Gegenſatz in die Einheit, zur Reduction und zur Vollkommenheit, weil im Quadrat alle Seiten und Winkel einander vollkommen gleich ſind. Mit der Fünf, Pentas, beginnt eine neue Tetras, die ſich in der Zehnzahl, der Dekas, vollendet. Bis zu ihr hin reichen die Analogien nothdürftig aus, obwohl die Willkür der Beziehung und die Härte der Vorſtellungen, die man in den Zahlen erblicken ſoll, ſchon ſehr widerſtrebend wird. Eckartshauſen geht bis zur Zahl 16. Dieſe erſten 16 Zahlen nennt er die Progeſſivzahlen. Die Kabalah nimmt nur zehn an, welche ſie mit Kleidern der Gottheit, als des in ſich unendlichen Einen, des Enſoph, vergleicht, die immer gröber werden, bis ſie zuletzt als Materie erſcheinen. Die Kabalah iſt in der That ein emanatoriſches Syſtem. Das Wort Sopiroth, deſſen ſie ſich zur Bezeichnung der Stufen der Emanation bedient, iſt der Plural von saphar, d. h. Zahl, welches Wort in dem Arabiſchen zifra und in dem davon abſtammenden jetzt bei uns eingebürgerten Worte Ziffer wieder erſcheint. Eine wiſſenſchaftliche Befriedigung kann die Beſchäftigung mit der Zahl nur in der ſogenannten Theorie der Zahlen gewinnen, wie Fermat ſie zuerſt entworfen hat. Hier hört die Spielerei auf, durch welche die Myſtik blendet. Wir erkennen ſofort, daß irgend eine Zahl, die in der Reihe

der Zahlen ihren ganz bestimmten Platz einnimmt, ihrem concreten Ursprung nach nur als Summe oder Product, d. h. durch Addition oder Subtraction, durch Multiplication oder Division entstehen kann und daß hierin der Ursprung der arithmetischen oder der geometrischen, sowie der potenzirenden Progression der Zahl liegt. Die Zahl Neun z. B. kann auf sehr verschiedenem Wege entstehen, denn $8+1$, $6+3$, $7+2$, $4+5$, $12-3$, $18-9$ u. s. w., oder $2\times4+1$ oder 3×3 u. s. w. geben 9. Nun kommt aber die Mystik und belehrt uns, daß in der Neunzahl der Ternar sich dreimal wiederholt habe und damit zu seiner höchsten Offenbarung gelangt sei. Indem sich diese Totalität wieder als Einheit setze, sei die Zehnzahl die höhere Construction der Vierzahl; die Dekas sei das Pleroma. Darunter soll man sich nun etwas recht Hohes, Herrliches, Ueberschwängliches vorstellen, und eben durch diese Forderung wird das, was von Gedankenansatz noch darin ist, gänzlich verdorben. Die Zahl als Zahl ist nur eine quantitative Bestimmung, qualitative Eigenschaften werden ihr angedichtet. Als Größe hat die Zahl auch qualitative Eigenschaften der Quantität selber, wie z. B. die Primzahlen ihre eigene Qualität haben. Diese machen das Studium der Zahlentheorie so außerordentlich interessant, aber es sind dies keine realistischen Functionen der Zahl, wie die Mystik in sie hinein interpretirt. Aristoteles hat in seiner Metaphysik das Falsche an der Pythagorik schon gründlich nachgewiesen, weil die Zahl als Zahl nicht Ursache der vier Weltgegenden u. s. w. sei. Es ist aber merkwürdig, wie auch die Irrthümer in der menschlichen Gesellschaft fortleben, weil sie für eine gewisse Bildungsstufe die ihrem Bewußtsein entsprechende Form darbieten.

Fries' Mathematische Naturphilosophie war wohl einigermaßen ein Gegenhalt gegen die Abwege der Mystik, in die ich zu verfallen drohte, allein doch nicht in dem Grade, als man erwarten könnte. Fries unterschied auf's Schärfste zwischen Naturwissenschaft und Anthropologie. Für die erstere forderte er die Vereinigung von Speculation, Mathematik und Empirie; die erstere sollte sich als Vernunftwissenschaft mit dem Begriff des Wesens beschäftigen, welches den verschiedenen Zuständen eines Dinges als das immer gleiche zu Grunde liege. Die zweite sollte es mit der Gestalt und Bewegung, die dritte mit der

bestimmten sinnlichen Form der Dinge zu thun haben. Die Naturwissenschaft sollte nur Somatologie sein, d. h. sich nur mit Körpern und mit deren Verhältnissen befassen. Alles, was aus der Empfindung des Menschen hervorgeht, nannte er ästhetisch. Das Gute und Schöne war für ihn die ästhetische Idee, unter welche er auch die Religion subsumirte, deren Glauben sich nach ihm in die noch höhere Stufe der Ahnung verlor. Die Anthropologie als die Wissenschaft von der Erkenntniß des Menschen in seinem Denken und Wollen war ihm durch den Begriff der Vernunft und des Verstandes der Schlüssel der gesammten Wissenschaft. Da er nun die Idee, die er ästhetische nannte, aus dem Gefühl ableitete, so konnte ich ganz wohl die Schleiermacher'sche Dogmatik, die vom Gefühl der Abhängigkeit alles endlichen Seins vom unendlichen ausging, damit vereinigen. In der Naturwissenschaft selber jedoch wurde es mir nicht möglich. Daß er die Mathematik zu den Propyläen der Naturwissenschaft machte, gefiel mir ganz wohl. Er hatte sich eben hiermit auch den Beifall meines Oheims gewonnen, durch welchen mir sein Buch als Antidoton gegen Steffens empfohlen worden war. Er unterschied in der Mathematik drei besondere Wissenschaften: Syntaktik, Arithmetik, Geometrie. Auch dies sagte mir zu. Die erstere hatte er offenbar hereingenommen, weil sie seit Hindenburg's Bearbeitung am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Zeit lang Epoche machte und auch auf Schelling's Naturphilosophie, wie wir jetzt mit Bestimmtheit aus seinen Briefen wissen, als er in Leipzig sich aufhielt, einen großen Einfluß übte. Sie ist aber nur ein Moment der Arithmetik selber, denn die Combination und Permutation der syntaktischen Elemente setzt nicht nur den Begriff der Größe überhaupt, sondern auch den der Reihe und damit des quantitativen Werthes der Stelle voraus. Wenn ich vier Elemente habe:

a, b, c, d,

so ist a das Erste, b das Zweite u. s. w. Sie sollen, der Hypothese nach, ganz gleichgültig gegen einander sein. Ihre Combination soll sie nur in eine andere Ordnung versetzen. Ich kehre sie z. B. um:

d, c, b, a.

Es sind an sich dieselben Größen, allein d, vorher das vierte und damit letzte Glied der Syntaxis, ist nunmehr das erste, c, das dritte,

ist das zweite u. s. w., aber b und c empfangen mit ihrer veränderten Stellung einen veränderten Werth.

Um zu wissen, wie viel Elemente vorhanden sind, bedarf ich der Cardinalzahl; um zu wissen, welche Stellung sie zu einander haben, der Ordinalzahl. Ohne die Zahl komme ich also nicht ab. Die Syntaktik ist nichts, als die intuitive Form zur Veranschaulichung der äußeren Mannichfaltigkeit, in welche das in sich einfache Dasein übergehen kann.

Nächst der mathematischen Grundlage unterschied Fries die Mechanik, die Stöchiologie und die Morphologie, unter welche letztere er die organische Natur subsumirte. Hier war es nun, wo ich durch ihn zum ersten Male mit dem Gegensatz der sogenanten efficienten und der finalen Causalität bekannt wurde, der mich in immer wachsendem Grade bis auf diesen Augenblick durch seine unermeßlichen Consequenzen auf das Lebhafteste beschäftigen sollte. Fries behauptet, daß die Naturwissenschaft sich jeder Einmischung des Zweckbegriffs zu entschlagen, daß sie nur nach der directen causalen Nothwendigkeit zu verfahren habe. Diese Ansicht gilt auch gegenwärtig wieder als die allein zuläßige. Man muß sich ihre Berechtigung klar machen, um den Werth zu erkennen, der ihr von den Naturforschern beigelegt wird. Die wirkende Ursache enthält den realen Zusammenhang zwischen Dasein und Dasein; die Zweckursache dagegen ordnet im Voraus ein Dasein einem anderen als eine Ursache unter, durch welche die Realität von diesem vermittelt wird. Sie ist insofern der ideelle und ideale Grund, aus welchem das Dasein desjenigen Daseins, das als Mittel für die Verwirklichung des Zweckes dient, erst recht verständlich wird. Aber die Entstehung der Realität des Mittels wird hierdurch nicht begreiflich. Sie erscheint vielmehr als ein von dem Zweck für sich unabhängiges, gegen ihn an sich gleichgültiges Dasein. Die Elemente der Mineralien geben den Stoff her, aus welchem die Pflanze sich erbaut, aber sie sind vollkommen gleichgültig gegen diese Verwendung. Die Pflanze bietet den herbivoren Thieren die ihnen gemäße Nahrung, aber eben sie wächst nicht, um von ihnen gefressen zu werden. Ob sie gefressen wird oder nicht, ist ein für sie zufälliges Schicksal. Thier und Thier verhalten sich auf gleiche Weise. Das Schaaf lebt unmittelbar für sich, nicht für den Wolf. Die Wärme, welche die Sonne erzeugt, wird als Quell

des Lebens gepriesen. Wo aber kein Leben ist, wie auf dem Monde, da scheint die Sonne umsonst. Man soll also nicht sagen, daß die Sonne den Zweck habe, das Leben anzufachen und zu erhalten. Sie ist, als Sonne, schlechthin gleichgültig gegen diese Wirkung.

Von Unten nach Oben hat also jener Kanon Recht. Umgekehrt aber läßt sich die Natur ohne die Zweckursache nicht begreifen. Betrachten wir ein fleischfressendes Thier, so sehen wir, daß es durch und durch zum Fleischfressen organisirt ist. Dasselbe gilt von Pflanzenfressern im Verhältniß zu den Pflanzen, sowie von den Pflanzen im Verhältniß zu den elementaren Stoffen. Der Wolf entsteht nicht aus dem Schaaf, aber ohne das Dasein warmblütiger Thiere vorauszusetzen, sind die Extremitäten, das Gebiß, die Eingeweide der carnivoren Thiere unerklärlich. Ich konnte mich daher mit dem Ausschließen der Teleologie aus der Naturwissenschaft nicht befreunden, vollends nicht in der Betrachtung eines Organismus in sich selbst. Hier schien mir die Wechselwirkung der Organe eine so sehr durch den Zweck bestimmte zu sein, daß ich in dem Auszug, den ich aus Fries machte, die gegentheiligen Versicherungen überall mit Fragezeichen begleitet finde. Nach Fries sollte der Zweckbegriff lediglich der ästhetischen Weltansicht zufallen; sie sollte, wie er sich ausdrückte, den Werth der Dinge bestimmen.

Ein junger Mensch ist darin glücklich, daß er mit allem Neuen, was ihm in den Wurf kommt, sich bald möglichst in's Gleiche zu setzen sucht. Die Veränderungen seines Bewußtseins folgen sich noch schnell. Immer Neues drängt sich ihm zu, über welchem er, was ihn bis dahin in Anspruch nahm, eine Zeit lang, zuweilen auch für immer, liegen läßt. So nahm ich auch die Philosophie von Fries auf. Er war für mich, den Studenten, eben so gut ein Professor, der Recht haben konnte, als Schleiermacher oder Hegel. Ich lebte noch in einer unkritischen Unschuld und wußte noch nichts, weder von der bitteren Verachtung, mit welcher Hegel, noch von der hartnäckigen, oft höhnischen Bekämpfung, mit welcher Herbart Fries begegnet ist. Noch weniger konnte ich im Geringsten ahnen, welche Stellung ich selber im weiteren Verlauf meines Lebens zu diesen Philosophen einnehmen würde.

Ich hatte in diesem Winter viel Zeit für mich, da ich, nachdem ich die Platonische Republik bei Böckh aufgegeben hatte, nur zwei

Stunden — von 9 bis 11 Uhr — bei Schleiermacher hörte. Und doch erarbeitete ich nichts Nennenswerthes. Es war schon etwas, daß ich, der myſtiſchen Zahlenlehre halber, den kleinen Timäus in's Deutſche überſetzte. Das Bedürfniß, über die Perſon Chriſti zu größerer Klarheit und Beſtimmtheit zu gelangen, brachte mich dazu, das Matthäusevangelium commentiren zu wollen. Ich ging auch nach der reſoluten Art, die mir eigen war, ſofort mit dem Vorrath von kritiſchen Wendungen daran, wie ich ſie beſonders dem Lucasevangelium von Schleiermacher abgelernt hatte. Als ich aber mit der Verſuchungsgeſchichte fertig war, ließ ich die Arbeit fallen, weil ich gerade durch ſie immer mehr dazu gedrängt ward, mir von dem Leben Chriſti eine einheitliche Vorſtellung zu ſchaffen. Ich wollte alſo eine Harmonie der Evangelien herſtellen. Ich hielt mich für dieſelbe lediglich an meine eigene Lectüre des neuen Teſtaments und benutzte außerdem nur die Nachweiſungen, welche Hug, Profeſſor der katholiſchen Fakultät in Tübingen, in ſeiner Einleitung zu den Neuteſtamentiſchen Schriften gab. Ich hatte mir dieſelbe zugelegt, weil ich für Hug ſchon lange durch ſein Werk über den Urſprung der Buchſtabenſchrift vortheilhaft eingenommen war. Das Leben Chriſti iſt nun in der That höchſt einfach. Die Schwierigkeiten für ſeine Darſtellung liegen in der großen Verſchiedenheit der drei erſten ſogenannten ſynoptiſchen Evangelien und des vierten Johanneiſchen Evangeliums. Jene ſind aus verſchiedenen Berichten kunſtlos zuſammengefügt, während dies mit tiefer Abſichtlichkeit auf dem Grunde einer philoſophiſchen Idee und mit unverkennbarer Beiſeitelaſſung aller von den Synoptikern ſchon beigebrachten Thatſachen und Aeußerungen als ein hiſtoriſches Kunſtwerk componirt iſt. Obwohl ich dieſe Differenz genügend kannte, ſo kehrte ich mich doch für meine Zwecke nicht daran, ſondern ſetzte den Werth aller vier Evangelien auf Eine Note. Ich verfuhr gerade ſo, wie ich den Winter zuvor bei der Geſchichte Heinrichs des Luxemburgers gethan hatte. Ich folgte der Zeit und dem Ort und regiſtrirte die Handlungen und Reden Chriſti bald aus dieſem, bald aus jenem Evangelium, indem ich nur da, wo dieſelbe Thatſache oder Aeußerung von mehr als Einem überliefert wird, die Uebereinſtimmung oder Abweichung des andern Berichts ganz kurz bemerkte. Ich enthielt mich aller Kritik, denn ich wollte nur wiſſen,

was von der Person Christi wirklich geschrieben steht. Es kam mir nur darauf an, Christi öffentliches Leben Jahr für Jahr, womöglich Woche für Woche, zuletzt Tag für Tag seinem objektiven Verlauf nach zu verfolgen. Ich polemisirte daher nicht gegen die Wunder; ich untersuchte nicht, woher ein Evangelist seine Kunde wohl geschöpft haben könne; ich verdächtigte den Text keiner Interpolationen; ich bevorzugte keinen der Synoptiker vor dem andern, wie es später mit dem Markusevangelium geschehen ist, sondern ich benahm mich mit naiver Gläubigkeit, weil ich nur das Interesse hatte, mir die Persönlichkeit Christi so, wie sie thatsächlich erschienen war und wie sie ihr Bewußtsein mündlich geäußert hatte, so lebhaft, so anschaulich als möglich zu vergegenwärtigen. Ich war mir dabei wohl bewußt, daß es eigentlich unmöglich sei, bis zu einer vollkommenen Unmittelbarkeit der Vorstellung Christi durchzudringen, weil er offenbar Aramäisch gesprochen habe, während wir Berichte von ihm nur im Hellenistischen Idiom vor uns haben. Eine Veränderung im Bewußtsein Christi anzunehmen, einen Fortgang von der beschränkten Messiasidee der Juden bis zur Vorstellung eines Erlösers der Menschheit zu verfolgen, fiel mir nicht ein. Ich wollte nur wissen, was man denn, nach den Evangelien, von der Person Christi als einem historischen Individuum wissen könne.

Mein Bedürfniß bei dieser Arbeit war nicht sowohl ein wissenschaftliches, als ein gemüthliches. Die Wirkung dieser Beschäftigung war asketisch. Die Heiligkeit Christi, die Unerschöpflichkeit seiner Liebe zu den Menschen, die Strenge seiner Wahrhaftigkeit, die Gleichgültigkeit seines Verhaltens gegen Hab und Gut, seine Verachtung des Reichthums prägten sich mir tief ein. Ich erkannte, wie in der unbedingten Hingabe an seine Person das Princip der mönchischen Abstraction nahe gelegt sei, auf Eigenheit des Willens, auf Besitz, auf Befriedigung des Geschlechtstriebes zu verzichten, um der Gemeinschaft mit ihm ganz würdig zu sein.

Die Neigung zur Mystik und die durch Schleiermacher selber hervorgerufene Vertiefung in die Vorstellung der Person Christi waren offenbar schon Symptome, daß mir sein Standpunkt nicht genügte. Doch war ich weit davon entfernt, dies zu ahnen. Ich fühlte nur, daß ich unter dem Einfluß der Berliner Verhältnisse immer unglück-

licher werden würde, und bat meinen Vater, mich Ostern 1826 nach Halle zu schicken, was er auch that. — Ich hatte zu Schleiermacher gar kein unmittelbares Verhältniß. Ich hatte Collegia bei ihm angenommen und von ihm testiren lassen. Sonst hatte weder ich zu ihm, noch er zu mir ein Wort gesprochen, und daher erkläre ich mir, daß das Scheiden von ihm mir nicht schwer ward. Auch hatte die Apostelgeschichte so wenig als die Kirchengeschichte mich in solches Entzücken versetzt, wie die theologische Moral und die Aesthetik. Jene ließ die große Gestalt des Paulus zu sehr unter kleinen kritischen Bedenken verschwinden und diese war nicht sowohl Kirchen- als Dogmengeschichte. Sie war reich an vielen einzelnen feinsinnigen Zügen, aber der geschichtliche Tiefblick ließ sich nur selten verspüren. Das Mittelalter zumal schien er mir nicht richtig zu verstehen.

Ich brachte nun wieder einige Wochen in Magdeburg zu, blieb aber diesmal trübsinnig und verschlossen, so daß meine gute Schwester ihre Noth mit mir hatte und ich in der Gereiztheit meiner religiösen Selbstquälerei manchmal recht ausschweifende, ja ungerechte Forderungen an ihr Betragen machte. Den ganzen vergangenen Winter über hatte ich sehr viel gelesen, sehr viel mit Commilitonen durchgesprochen, vor Allem sehr viel gebrütet, aber sehr wenig gearbeitet. Ich wollte nun doch ein gewisses Resultat gewinnen. Wie ich ein Jahr zuvor, als Student der Philosophie, das Experiment gemacht hatte, doch schon zum Doctor der Philosophie promovirt werden zu können, so wollte ich jetzt versuchen, wie es mir wohl mit der höchsten Leistung des geistlichen Berufs, der Predigt, glücken würde. Ein Schwiegersohn meines Oheims, Hergetius, war Pfarrer und Superintendent an der Hauptkirche zu Wanzleben, einer kleinen Stadt, zwei Meilen westlich von Magdeburg. An ihn schrieb ich, mir einen Sonntag zu verstatten. Er bestimmte mir den Sonntag nach Ostern, wo ich am Vormittag über das Evangelium vom ungläubigen Thomas predigen sollte. Dies Thema war mir ganz recht, denn ich konnte bei ihm den Kampf schildern, der in mir selber zwischen Glauben und Zweifel stürmisch genug hin- und herwogte. Ich versetzte mich selbst an die Stelle des Apostels Thomas und pries mit glänzender Beredtsamkeit die Wonne des Glaubens, in welche der Zweifel sich auflöst, wenn auch wir die Hände in

die Hände des gekreuzigten und wiedererſtandenen Heilandes legen. Die Predigt wurde mir ganz leicht, eben ſo leicht memorirte ich ſie, und Freitag nach Oſtern wanderte ich, das Manuſcript in der Taſche, nach Wanzleben. Ich wohnte bei meinen Verwandten. Das Zimmer, in welches ich logirt ward, lag der Kirche gerade gegenüber, die von den Gräbern des Friedhofs umzäunt war.

Ich übergab meine Predigt zur Durchſicht. Am Sonnabend gegen Mittag ließ mich der Superintendent auf ſein Arbeitszimmer rufen und erklärte mir, daß er mit der Predigt zwar zufrieden ſei, daß ſie jedoch, da die Liturgie bei ihm eingeführt ſei, bedeutend abgekürzt werden müſſe. Er habe ſich ſelbſt der Mühe unterzogen, am Rande die Stellen, welche ausfallen könnten, mit Bleiſtift anzuſtreichen. Das war mir höchſt unangenehm, aber ich mußte mich fügen. Das Geſcheiteſte wäre geweſen, die Predigt ſofort mit den Auslaſſungen noch einmal abzuſchreiben, ſie als Ganzes einheitlich vor mir zu haben, ſtatt jeden Augenblick über eine otroyirte Lücke zu ſpringen. Darauf fiel ich nicht, ſondern machte mich daran, die caſtrirte Predigt zu memoriren. Gegen Abend wollte ich die Probe machen, ob ich ſie inne hätte nnd mich zugleich auf der Kanzel orientiren. Ich bat alſo meinen Vetter um den Schlüſſel zur Kirche, ging hinein und ſchloß die Thür wieder hinter mir zu. Da war ich nun allein in dem großen Gotteshauſe. Laut hallten meine Tritte. Mit klopfendem Herzen öffnete ich die Thür zur Kanzeltreppe und ſtieg hinauf. Als ich oben anlangte, erſchien mir der grüne Flauſchrock, den ich trug, ganz profan für den Ort. Ich erblickte an dem Pfeiler, der die Kanzel trug, das Bild des dornengekrönten Chriſtus, ein Rohr als Scepter in den gebundenen Händen haltend. Ueber mir, am Schalldeckel, ſchwebte der heilige Geiſt als Taube. Links von einem kleinen Pulte, welches zum Auflegen der Bibel diente, ſtand eine Sanduhr. Die Sonne warf ihre langen rothen Lichter durch die Fenſter; die Pfeiler zeichneten ſchwarze Schatten auf die weiß getünchte Mauer; die Kappen der Gewölbe fingen an zu dunkeln. Ich blickte mit einem gewiſſen Schauer auf die leeren Bänke unter mir und auf das große Crucifix am Altar, deſſen Chriſtus mir das einzige Weſen ſchien, welches jetzt meine Worte vernehmen ſollte, denn ich recitirte nun die Predigt mit lauter Stimme, zu ſehen, wie

ich wohl die Kirche damit fülle. Die Aufmerksamkeit auf meine Gedächtnißarbeit ließ mich augenblicklich das ganz Abnorme meiner romantischen Situation vergessen. Als ich jedoch das Amen endlich gesprochen hatte, war ich froh, die Kanzel verlassen zu können. Als ich mich umdrehte, hinabzusteigen, blickte mich das Bild des gekreuzigten Christus vom Altar her so schmerzlich, so wehmüthig an, daß ich noch einen Moment stehen blieb und die Thränen mir in die Augen traten.

Es war inzwischen in der großen Kirche immer dämmeriger geworden. Es wurde mir etwas unheimlich und mit Hast drehte ich den knarrenden Schlüssel in der schwarzen, eisenbeschlagenen, großen Pforte, die mich wieder in die freie Luft entließ. Ich sagte beim Abendessen nichts von meinen Empfindungen und von meinem Gebahren in der Kirche, sondern erzählte nur, daß ich mir Alles recht genau angesehn hätte. Da sich die Kunde, daß ein Verwandter des Superintendenten predigen werde, im Orte verbreitet hatte, so sah ich am andern Morgen schon von den Fenstern meiner Stube die Neugierigen zahlreich in die Kirche strömen. Der Superintendent nahm mich in die Sakristei, von wo der Küster mich bei dem letzten Liederverse zur Kanzel führte. Wenn man so zum ersten Mal vor einer großen, uns unbekannten Menge steht und noch dazu mit der Anmaaßung, ihr die höchste Wahrheit verkündigen zu wollen, die allein den Menschen zu beseligen vermag, so ist dies für jeden Empfänglichen gewiß ein Augenblick tiefster Bewegung. Und doch kann man dem Gefühl sich nicht überlassen. Als der letzte Ton der Orgel verklungen war, half es doch nichts, ich mußte zu sprechen anfangen. Ich that es. Das Manuscript meiner Predigt lag in der Bibel, fest gehalten durch ein seidenes Bändchen, unter welches es hindurch geschoben war. Als ich den Text verlesen hatte, schwankte ich eine Secunde, was ich thun sollte. Sollte ich die Bibel aufgeschlagen mit dem Manuscript auf das kleine Pult oder sollte ich sie zur Seite auf den Rand der Kanzel nach rechts hin legen. Ich entschloß mich zu letzterem und klappte die Bibel zu. Nun konnte ich nicht durch Hinschielen auf das Manuscript mich unterstützen, aber auch nicht durch etwaige Mischung erlaubter und verpönter Stellen verwirren. Ich predigte also ganz frei. Es dünkten mich aber nur zehn Minuten vergangen zu sein, als ich schon fertig war. Es half

wieder nichts, als, nachdem einmal das Amen unwiderruflich gesprochen war, die Kanzel zu verlassen. In höchster Aufregung gelangte ich zur Sakristei, wohin der Superintendent mir folgte. Hatte ich wirklich gesprochen, was ich sprechen sollte, oder hatte ich nur einige Fragmente der Predigt citirt? Ich wußte es nicht. Zu meinem Staunen erfuhr ich, daß ich die normalmäßig mir zugestandene Frist innegehalten und die Predigt, wenn auch mit einigen freien Variationen, glücklich zu Ende gebracht hatte. Seit dieser Zeit habe ich entweder, nach vorangängiger Ueberlegung, ganz frei gesprochen oder ich habe einen vollkommen ausgearbeiteten Vortrag abgelesen. Memorirt habe ich nie wieder. Denn wenn ich es auch wiederholt versuchte, so tödtete doch die Abhängigkeit von der schon im Voraus fixirten Rede die Freiheit meines Bewußtseins. Das Memoriren machte mich unsicher und ich gab es daher immer wieder auf, wenn die Erkenntniß der Mängel, die mit einem freien Vortrag verbunden waren, mich zeitweise zu einer neuen Aufnahme des Auswendiglernens veranlassen konnte. Mein Gedächtniß selber war sehr gut, aber wo es nicht blos auf Namen und Jahreszahlen ankam, war mein Geist zu thätig, um nicht eine Form, in die er einen Stoff redigirt hatte, bei seiner Reproduction je nach der Stimmung, nach den Umständen, nach hinzuströmenden neuen Gedanken umzugestalten. So wie ich eine Entwicklung von Begriffen nach einer schon vorher abgeschlossenen Ausdrucksweise gedächtnißmäßig darstellen will, wird Alles todt, weil das Interesse, die schon fixirte Form zu vergegenwärtigen, das Interesse an dem Inhalt entseelt.

Der Superintendent fertigte mir ein förmliches Zeugniß über meine Predigt aus. Wenn er auch Manches tadelte, worin ich gegen die Gesetze der Homiletik verstoßen haben sollte, so fiel es doch im Ganzen recht günstig aus, so daß ich meinem guten Vater eine Freude damit machen konnte.

Ich reiste nach der Predigt nicht sogleich wieder ab, sondern blieb noch einige Tage bei meinen gastfreundlichen Verwandten. Hergetius war philologisch und musikalisch sehr unterrichtet. Er war sehr ehrgeizig und geneigt, sich mit Brochürenschreiben in alle Kirchenhändel der Zeit zu mischen. Der Aerger, den er in der Regel davontrug, schien, wie bei so vielen Menschen, ein Bedürfniß für ihn zu sein.

Seine Bibliothek war in einem kleinen Wartezimmer vor seiner Amtsstube aufgestellt. Mit ihr beschäftigte ich mich sofort in allen Stunden, die nicht in der Familie verbracht wurden. Und siehe da, ich fand unter seinen Büchern eines, welches der Genius der Romantik mir huldvoll hier entgegenzubringen schien. Ich fand die Gesammtausgabe der Werke Jacob Böhmes in Amsterdam 1682, vier starke Oktavbände mit hübschen symbolischen Titelkupfern. Wie glücklich war ich, den Philosophus Teutonicus, von dessen Herrlichkeit und Weisheit die Romantiker nicht genug zu sagen und zu singen wußten, nunmehr gleichsam von Angesicht zu Angesicht zu schauen, nachdem ich bis dahin nur Fragmente von ihm citirt gefunden hatte. Ich entlieh die Werke erst von meinem Vetter, konnte mich aber nicht wieder von ihnen trennen und kaufte sie ihm später ab.

Wie viel Zeit und Kraft habe ich nicht epochenweise im weitern Verlauf meines Lebens an das Studium dieses Theosophen gesetzt! Ich will hier im Voraus nur hervorheben, daß dasselbe überhaupt zwar anregen, aber nicht bilden kann, weil Böhme zwar ein tiefer, aber wissenschaftlich ungebildeter Mensch war. Es erging mir mit ihm, wie mit dem Studium der Völkerwanderung, zu welchem mich die Erforschung der geschichtlichen Wurzeln unserer Heldensage verleitete. Wenn auch einzelne Charaktere, Begebenheiten, sittenbilderische Momente darin ganz interessant sind, so ist das Ganze doch ein Chaos kriegerischer Kämpfe. Edle Züge der Germanischen Race brechen aus ihm allerdings sowohl in Handlungen als in den Bestimmungen der Gesetzbücher hervor, die wir noch in Lateinischer Sprache übrig haben. Allein die Wildheit einer ungebändigten Kraft, die sich namentlich in leidenschaftliche Rachsucht austobt und die fürchterlichsten Gräuel verführt, waltet vor. So gähren auch in Jacob Böhme's Gemüth die tiefsten Anschauungen mit ungeheurer Gewalt. Er kann sich ihrer gar nicht erwehren und beschreibt nun, was seiner Phantasie vorschwebt, in einer seltsamen Sprache, welche sich aus Ansätzen zu einer wirklichen Gedankenformation und aus Bildern mischt, deren Stoff Böhme von überall her ohne alle Kritik, ohne allen Geschmack auffaßt. Diese Mischung ist es, die ihn den Romantikern empfahl. Die Befriedigung, mit welcher Ludwig Tieck über Böhme spricht, zeigt, daß er ihn Allen

vorzieht, was für Philoſophie gilt. Das Geheimnißvolle, das Aegyptiſche, möchte ich ſagen, was bei Böhme dadurch entſteht, daß er Lateiniſche, Griechiſche und Arabiſche Wörter, aus der Ueberlieferung der Alchymie, mit halbem Verſtändniß oder gar mit gewaltſamer Umdeutung gebraucht, trug dazu bei, das Wohlgefallen an ihm zu ſteigern. Man vermuthete hinter ſolchen Wörtern ganz abſonderliche Tiefen der Einſicht. Dazwiſchen ſpielen dann die Vorſtellungen von Himmel und Hölle, von Gott und Teufel, von einer paradieſiſchen und einer irdiſchen Natur, mit den wunderlichſten Schlaglichtern. Selbſt die Geſchichte der Bibel verarbeitet er mit theoſophiſcher Zuverſicht zu allegoriſchen Verbildlichungen, bei denen zuletzt alle Sinnigkeit, womit ſie etwa noch anfangen, in's Leere, Willkürliche, Abgeſchmackte ausgeht. Er hat eine gewiſſe genialiſche Größe, welche den Buchſtaben der Schrift oder der kirchlichen Bekenntniſſe nicht im geringſten reſpectirt, denn er will immer das Ewige als unmittelbar gegenwärtig anſchauen. Die Geburt aller Dinge aus Gott iſt ihm kein Geſchehen, das für uns in eine unvordenkliche Zeit fiele, ſondern ſie iſt ihm vollkommen in aller Erſcheinung offenbar. Die ſieben Quellgeiſter der Gottheit, aus denen er alles natürliche Leben ableitet, arbeiten gleichſam vor ſeinen Augen. Wenn die glänzende, kalte, finſtere Kohle die Luft gierig im Verbrennen in ſich ſaugt und feuerhauchend verglüht, ſo erblickt Böhme in dieſem Proceß die Concurrenz aller kosmogoniſchen Mächte. Dieſe vertrauliche Nähe, in welche er ſich das Abſolute rückt, hat mich immer von Neuem an Böhme herangezogen. In ſeinen Streitſchriften und theoſophiſchen Sendbriefen gewinnt er, dem öden Buchſtabenglauben gegenüber, oft eine erhabene Begeiſterung, die Verleugnung der Manifeſtation Gottes in Natur und Geſchichte zu bekämpfen. Er hat eigentlich nur den einen Gedanken von dem Urſprung, von der Zerſtörung und Wiedergeburt aller Dinge, aber er wälzt ihn in unendlichen Umſchreibungen und Wiederholungen umher, die zuletzt ermüden. Für einen jungen Menſchen iſt die Bekanntſchaft mit ihm höchſt gefährlich. Viel beſſer für ihn iſt es, wenn er Platon ſtudirt, der ihm mit der Tiefe des Inhalts zugleich eine gebildete Form entgegenbringt. Wenn ein Mann, wie Hegel oder Schelling, wie Baader oder Feuerbach, von einem höheren Standpunkt aus an Böhme's Schriften herantritt und aus der

barbariſchen Umhüllung ſeiner Sprache den ideellen Kern herausſchält, ſo kann man ſich daran erfreuen. Wenn man aber eben dieſe barbariſche Geſtalt um ihrer philoſophiſchen Barbarei willen zum Gegenſtand der Bewunderung macht, wie es in der damaligen Romantik geſchah, ſo kann daraus nur trübe Phantaſie entſtehen, welche ſich gegen wahrhafte Bildung hemmend verhält. Mir ſollte der Durchgang auch durch dieſe Krankheit der Romantik nicht erſpart bleiben.

Ich hatte nun die ideale Verklärung des Herrnhuthianismus, der die Grundlehre der Schleiermacher'ſchen Glaubenslehre ausmacht, in mich aufgenommen. Wie konnte ich damit die Böhme'ſche Theoſophie vereinigen? Bei Schleiermacher findet ſich die Trinität am Ende der Dogmatik als eine Collectivvorſtellung, als eine Syntheſe des combinirenden Verſtandes; bei Böhme geht Alles von der Trinität aus, alle Creatur ſpiegelt ſie wieder; auch in der teufliſchen Verzerrung entdecken ſich noch ihre Rudimente, um die einſtige Wiedergeburt zum ewigen Freudenreiche der Gottheit zu ermöglichen. Mit ſolcher Antitheſe in Kopf und Herzen bezog ich die Univerſität Halle, welche damals der Vorort der rationaliſtiſchen Theologie. war.

XI.

Halle. Pfingſtreiſe nach Schloß Mansfeld. Kampf zwiſchen Rationalismus und Supranaturalismus. Schlauch's Wanderungen Gottes und des Teufels zur Entdeckung der beſten Dogmatik. Hinrichs gewinnt mich für die Hegel'ſche Philoſophie.

Ich bekam in Halle eine Wohnung, die mitten in der Stadt gelegen war, in Klein-Schmieden. Dies iſt ein Platz, der dicht am Markte liegt, von welchem eine breite, kurze Straße zu ihm führt. Außerdem münden drei Straßen auf ihn. Die Steinſtraße hatte ich meinem Fenſter gerade gegenüber. Rechts, wo ich hinausſah, erblickte ich den

rothen Thurm mit der Hauptwache und einen Theil des Marktes. Ich hatte ein großes dreifenstriges Zimmer mit einem Alkoven in der belle Etage des Hauses eines Schankwirthes Thiem. Mit Ausnahme des unteren Stocks, worin sich die Gastwirthschaft befand, war das ganze Haus an Studenten vermiethet. Es bestand aus einem Vorder- und Hintergebäude, zu welchem man durch Galerien gelangte, die vom Vorderhause über den Hof auf dessen entsprechende Stockwerke hinführten. In dem meiner Wohnung correlaten wohnte Genthe, so daß wir, zu einander zu kommen, nur über die Galerie zu gehen hatten. Wir Beide verkehrten nicht mit den übrigen Studenten, die sämmtlich Hanseaten waren und zu Landsmannschaften gehörten. Ich war schon in dem dritten Jahre meiner Studien und daher über die Zeit hinweg, in welcher der junge Student als sogenannter „Fuchs" den lebhaftesten Reiz empfindet, in eine Verbindung zu treten. Genthe war im zweiten Jahre seiner Studienzeit. Wir hielten uns als Renonce zur Burschenschaft, die zwar nicht als anerkannte, statutarisch geschlossene Verbindung existiren durfte, aber als eine freie Vereinigung geduldet wurde. Genthe's Mutter war Zschokke's Schwester. Dieser Zusammenhang brachte uns in ein Verhältniß zu den Schweizern, die sämmtlich der burschenschaftlichen Tendenz anhingen. Ich war durchaus auf den Betrieb der Wissenschaft gerichtet, vermied daher die Theilnahme an den größeren Gelagen, schloß mich jedoch keineswegs gegen die akademische Geselligkeit pedantisch ab und gestehe, daß die schönen Lieder, die bei unsern Zusammenkünften gesungen wurden, für mich etwas tief Ergreifendes hatten. Der Sinn für Freiheit, Freundschaft, Liebe, Brüderlichkeit, Mannheit, Vaterland ist darin oft mit so vielem Adel in so warmen Worten ausgedrückt, daß die Seele eines gutgearteten, strebenden Jünglings ganz davon erfüllt werden muß. Dazu kommen die schönen Melodieen, welche diese Lieder ja auch außerhalb des Kreises der Studirenden bei der Nation beliebt und theilweise zu Volksliedern gemacht haben. Keine andere Nation kann sich in dieser akademischen Sangeslust mit den Deutschen messen.

Ich fand unter den Studirenden eine Unzahl von ehemaligen Bekannten aus Magdeburg, wie Münich, Schwalbe, Willimann, Behrendsen, Werner u. A. Ich berührte mich mit ihnen in Collegien, in

Restaurationen, in öffentlichen Gärten. Ich machte mit Einigen auf ein paar Tage eine Fußreise nach Leipzig, das Treiben der weltberühmten Messe kennen zu lernen; um Pfingsten eine Fußreise über Seeburg und Eisleben nach Mansfeld, wo das Schloß der alten Grafen mich sehr interessirte; ein Theil der starken Trümmermauern wird auf den Sachsenherzog Wittekind als Erbauer zurückgeführt. Auch dadurch kam ich in manchen äußeren Verkehr, daß ich einige Monate hindurch Unterricht bei einem Stallmeister nahm, mich in der edlen Reitkunst zu vervollkommnen. Aber alle diese Beziehungen griffen nicht tief. Ich blieb den Sommer über schwermüthig und ich hing am liebsten auf einsamen Spaziergängen, zu denen die anmuthigen Umgebungen der Saale einladen, meinen Grübeleien nach.

Wie es geschehen, daß ich an die Lectüre Dante's gerieth und dadurch zu dem Stoff mystischer Elemente, die ich in meinem Geiste herumwälzte, noch immer neuen Zusatz empfing, weiß ich nicht mehr. Ich habe eben nur die Erinnerung, daß ich mehrere Wochen hindurch wenn ich, in Schweiß gebadet, von der Reitschule kam, mich sofort, nachdem ich mich kaum umgezogen, auf das Sopha warf, mit Dante durch Hölle, Fegefeuer und Himmel zu wandern, und daß diese Lectüre mich in der Annahme bestärkte, alle Vorstellungen von einer jenseitigen Welt für phantastisch zu halten. Dante stellt z. B. die Hölle als ein trichterförmiges Gefängniß dar, dessen unterste Verengung eisig ist und wo Judas Ischarioth auf dem Eise ausgestreckt liegt. Symbolisch konnte ich mir ja nun diese Construction ganz wohl als ein Bild der sich immer mehr in sich verengenden Selbstsucht gefallen lassen. Ich konnte eine ideale Wahrheit in der Dichtung erblicken. Judas, der Verräther der aufopferndsten Liebe, zum Mittelpunkt des Infernums gemacht und die selbstische Isolirung seiner Gesinnung, die ihn bis zum Selbstmord trieb, durch eine Eiszone ausgedrückt zu sehen, aber von Realität dieser Dante'schen Vorstellungen konnte doch so wenig die Rede sein, als von der Realität des Teufels, der mir in den Schriften Böhme's auf jeder Seite begegnete.

Ich will hier eines Tages erwähnen, der eben so vollendet für mich war, als der Gang von Quedlinburg nach Gernrode. Es war ein wunderschönes Wetter. Ich sehnte mich aus der staubigen Stadt

in's Freie und entſchloß mich plötzlich, ganz allein nach Merſeburg zu wandern, wo ich noch nicht geweſen war. Es iſt zwei Meilen von Halle entfernt. Der Weg dahin wird durch eine Chauſſee gebildet. Er iſt nicht beſonders maleriſch; doch führt er durch fruchtbare Fluren und über einige Brücken. Das lachende Grün der Felder, die weiche Luft, die goldene Sonne, der blaue Himmel erfüllten mich bei jedem Schritt vorwärts mit immer ſeligeren Empfindungen. Eine für mich neue Stadt, die noch dazu, wie Merſeburg, eine ſo ehrwürdig alte iſt, hat auch ihr Intereſſe. Ich beſah den Schloßgarten, den Dom und in deſſen Kreuzgang den Raben, der hier noch in einem großen Käfig zum Andenken an eine unglückſelige Begebenheit ſtiftungsmäßig gehalten wird. Bei herrlichem Mondſchein langte ich gegen Mitternacht wieder in Klein Schmieden an. Warum ſollte, was die Menſchen Himmel nennen, nicht ſchon jetzt wirklich ſein können? Uns erſcheinen die Geſtirne in der gleichen Glorie ihres Lichtſchimmers. Wir träumen uns auf ihnen ſelige Welten. Muß nicht die Erde den übrigen Planeten, wenn ſie Bewohner haben, ebenfalls in ſolcher Glorie erſcheinen? Auf dem Mond vernimmt man nicht den Angſtſchrei der Thiere, welche wir zu unſerem Nutzen tödten, nicht das Gewinſel neugeborener Kinder, nicht das Seufzen und Wimmern der Kranken und Sterbenden, nicht das Geheul Irrſinniger, nicht die Klagen der Hungrigen, nicht das Knattern des Gewehrfeuers und den Donner der Kanonen, womit wir uns gegenſeitig in den Maſſenmord ſtürzen, und noch weniger erblicken wir die Bewegung der Geſten und der Geſichtszüge, in denen ſich die Leidenſchaft ausprägt. Für ihn erſcheint die Erde gerade ſo als ein friedlicher, ſeliger Stern, wie der Mond für die Erdbewohner. Himmel, ſagte ich mir, iſt überall, wo Seligkeit, Hölle überall, wo unſelige Zerriſſenheit des Geiſtes herrſcht. Die letztere hatte ich auch hinreichend kennen gelernt, aber konnte ſie hindern, mich auch nicht blos glücklich, ſondern ſelig, d. h. mit Gott Eins zu fühlen? Was ſollte mich denn von ihm trennen, wenn ich mich ihm völlig hinzugeben von innigſter Sehnſucht durchdrungen war? Warum ſollte ich denn außer Gott, warum ſollte die Erde, trotz ihrer Hölle, nicht auch der Himmel ſein? O wie oft habe ich hier in Oſtpreußen, hier bei Königsberg, als noch die prachtvollen Wälder der Wilkien beſtanden, im Samlande, in

Buchten und Schluchten des Meeresufers, in den köstlichen Thal- und Waldgründen, die sich hinter ihnen erheben, auf einsamen Wanderungen die Wonne der Seligkeit gefühlt!

Statt der Offenbarung Gottes in Natur und Geschichte, damit aber auch die Seligkeit zu genießen, reden sich die Menschen ein, daß noch eine ganz andere Wonne existiren müsse, von welcher sie nur keine Vorstellung hätten. — Die Qual, welche durch Schleiermacher in mich gekommen war, lag doch hauptsächlich darin, daß ich der Gnade Gottes gewiß werden wollte. Gnade ist das Verhalten eines Subjekts gegen ein anderes. Von Gott als Subjekt konnte ich durchaus keine directe Erfahrung machen; eben so wenig von Christus, durch welchen die Gnade vermittelt sein sollte. Es war unmöglich, mir ein objektives Zeugniß, eine äußerliche Beglaubigung zu schaffen, daß ich mich im Zustande der Gnade befände. Sobald ich versucht wurde, diesem Bedürfniß nachzugehen, erkannte ich, daß ich auf dem besten Wege zu völlig abergläubischen Vorstellungen war. Was blieb also als objektiver Halt übrig? Nur die Beschaffenheit meiner Empfindungen selber. Das Wahre, das Gute, das Schöne, sie allein konnten mich beseligen; sie allein konnten mir die Gewißheit geben, mit ihnen in Gott selber zu leben, mit ihm Eins zu sein.

Der Inhalt jeder drei Ideen allein genügte mir nicht, sondern erst das persönliche Verhältniß zu dem absoluten Subjekte, welches diese Ideen als sein eigenstes Wesen ewig denkt und will. Eben daher übermannte mich das Gefühl der Seligkeit am gewaltigsten auf meinen einsamen Wanderungen, und tausendmal habe ich mir auf ihnen die Worte jenes Volksliedes zugerufen, welche sagen:

Wenn Gott mich freundlich grüßet
Aus blauer Luft und Thal,
Mein Herz voll Dank zerfließet
Im warmen Sonnenstrahl.

Es war nicht Pantheismus, was mich in solchen Stunden beseelte, als hätte ich mich für Gott gehalten, sondern es war Liebe zu Gott, das Gefühl der absoluten Vereinigung mit ihm, das durch nichts gehemmt, vielmehr durch Alles in meinem Zustande gefördert war. Ich war auch noch kirchlich fromm und besuchte sehr häufig den Gottesdienst

der reformirten Gemeinde im Dom, wo zwei vortreffliche Prediger, Blanc und Rienäcker, mich oft unendlich erquickten, besonders der letztere. Es waren zugleich gelehrte Männer. Blanc hatte ein Handbuch des Wissenswürdigsten für Hauslehrer herausgegeben, das sehr viel gebraucht ward. Er hat sich später durch seine Forschungen über Dante einen ehrenvollen Namen für die Italienische Literatur gemacht. Ich wurde mit ihm persönlich bekannt und habe ihn stets als einen der edelsten, liebenswürdigsten Menschen verehrt. Rienäcker neigte sich zu archäologischen Studien und übersetzte sogar das Werk eines Engländers über Athen mit Anmerkungen.

Halle hatte auch seinen Antheil an der Romantik gehabt. Schleiermacher und Steffens waren hier Professoren gewesen, Reichhard's, des Musikers Haus und Garten in Giebichenstein hatte eine Zeitlang einen geselligen Mittelpunkt für die Romantik abgegeben, worin Tieck hervorstach. Louise Brachmann hatte sich hier in den Fluthen der Saale ertränkt. Ein Denkmal auf einer kleinen Insel erinnerte an sie. Das nur zwei Meilen entfernte Bad Lauchstädt bildete den Uebergang zur Weimar'schen Gruppe. Damals, als ich Student in Halle wurde, war von den Berühmtheiten der früheren Periode nur noch die Frau Händel-Schütz übrig, die als Wittwe im Hause ihres Schwiegervaters, des Philologen Hofrath Schütz lebte und ihm die Wirthschaft führte. Sie war immer noch eine stattliche, schöne Frau. Hinter dem Haus war ein Garten mit schönen, großen Bäumen und in diesem war das Bett der Penelope und des Odysseus nachgeahmt, indem die Aeste in einigen Bäumen so ausgehauen waren, daß ein Bettgestell hineinpaßte, um hier laue Sommernächte unter dem Duft der Lindenblüthen wollüstig zu verträumen. Ich habe diese Einrichtung selber gesehen und mußte dabei, wie bei so manchen andern, nicht wohl mittheilbaren Vorkommnissen in diesem Hause, lachen, wie sich die Romantik darin mit der Antike verbunden hatte. —

Halle war damals noch nicht so schmuck, wie heutigen Tages. Das Erbauen von Landhäusern in Giebichenstein hatte erst einen sparsamen Anfang genommen. Die heutige Leipziger Straße, die nach den Bahnhöfen führt, hieß damals noch Galgenstraße, weil vor dem Galgenthor, in welches sie mündete, der Galgen gestanden hatte. Ein Sand-

steinmonument, auf welchem Christus am Kreuz zwischen den beiden Schächern dargestellt war, bezeichnete die Stelle. Die Universität war noch in dem nomadenhaften Zuschnitt, wie Göttingen und Jena, daß die Studenten von Auditorium zu Auditorium in die Häuser der Professoren wanderten. Im Gebäude der Rathswaage auf dem Markt hatte sie den ersten Stock gemiethet. Die Zimmer nach vorn heraus dienten zu den Versammlungen des Senats, nach hinten zu, den Hof entlang, zog sich ein großer Saal, der zum Abhalten der größten Collegia benutzt ward. Man kann sich nichts Oederes, Düstereres, Prosaischeres, als diesen Saal vorstellen, der von dem Vorflur nur durch eine Bretterwand abgeschieden war. Die Romantik hat auch ihn verewigt. Achim von Arnim hat ein Trauerspiel: Cardenio und Celinde, oder Halle und Jerusalem, gedichtet, worin das ganze damalige Studentenleben Halle's, durch eine Disputation im Saal der Rathswaage, geschildert ist. Rechts vom Eingang des Thorwegs der Waage stand ein kleiner Vorbau, in welchem sich ein Papierladen befand. Hier thronte die sogenannte Papierfritzin mit ihren Töchtern.

Ich war nach Halle gegangen, Theologie zu studiren. Ich nahm bei Tholuck die Dogmatik an, weil ich eingesehn hatte, daß ich mit der Schleiermacher'schen zum Examen nicht ausreichen würde. Sie war zu individuell, um nicht zu sagen, zu heterodox. Tholuck war an Stelle des verstorbenen Knapp gekommen und erfreute sich auch einer dichtgedrängten Zuhörerschaar. Er gab sich viele Mühe und ging, namentlich für den Begriff der Freiheit, auch auf philosophische Begründung ein. Bei dem Schwiegersohn Knapp's, Professor Thilo, hörte ich den zweiten Theil der Kirchengeschichte. Die Plätze der Auditorien wurden von den Amanuensen der Docenten vermiethet. Gegen Erlegung von zehn Silbergroschen klebten sie einen Zettel mit dem Namen auf die Tische. Im Winter zahlte man ihnen außerdem für die Besorgung von Blechleuchtern und Talglichten bei abendlichen Vorlesungen.

Tholuck las auch ein zweistündiges Publikum über die Messianischen Weissagungen, das ich ebenfalls hörte. Da ich das Hebräische vernachlässigt hatte, so mußte ich mich endlich entschließen, ein großes Hebraicum zu hören und nahm den Jesaias bei Gesenius an. Er war

ein ausgezeichneter Lehrer und gehörte zu denen, die auch zu Scherz und Humor aufgelegt sind. Wegscheider, dessen Name so oft mit dem seinigen zusammen genannt worden, war ganz das Gegentheil. Er war die Säule des dogmatischen Rationalismus. Ich habe bei ihm nur zuweilen hospitirt und ihn immer so gelehrt als langweilig gefunden. Er bemühete sich, seine Zuhörer für die Trockenheit seiner Lehre dadurch schadlos zu halten, daß er Stellen aus Werken seiner Gegner, besonders von speculativen Philosophen, wie Schelling, zum Besten gab. Der Unsinn dieser Fragmente leuchtete den Studenten jedesmal eben so sehr, wie Wegscheider selber, ein und es war Ton, dies durch ein beifälliges Grunzen kund zu geben. Ich besuchte auch sonst als Hospitant die übrigen damaligen Celebritäten Halle's, wie Schütz, Reisig, der mir gegenüber wohnte, Mühlenbruch, Sprengel, fühlte mich aber vorzüglich zu Hofrath Gruber hingezogen. Dieser wahrhaft humane, liebenswürdige Mann las auch ein Publikum über Deutsche Literaturgeschichte, welches ich eine Zeitlang versuchte, bis ich mich überzeugte, daß ich gar nichts darin lernen konnte. Gruber war durch und durch ein Eklektiker, der ganz dazu gemacht war, ein solches encyklopädisches Werk zu unternehmen, wie er es mit dem Bibliothekar Ersch angefangen hatte. Ich war durch jenes Collegium mit ihm in Berührung gebracht und habe von unserer ersten Unterhaltung ab stets die freundlichste Aufnahme gefunden. Er gestattete mir, seine gute Bibliothek, die größtentheils vor seinem Arbeitszimmer aufgestellt war, Stundenlang zu durchmustern und borgte mir auch, um was ich bat. Ich habe ihn daher stets als meinen Gönner dankbar verehrt.

Gruber las Anthropologie, Geschichte der Philosophie und Aesthetik, außerdem einige literarische Publica. Er hatte das Verdienst, den Studirenden vielerlei positive Kenntnisse in einer äußerlich geschmackvoll zugerichteten Form zu überliefern. Wer Vieles bringt, wird Jedem Etwas bringen! Das galt von ihm und so gehörte er zu den geliebten Lehrern. Neben ihm standen noch drei ordentliche Professoren der Philosophie: Tieftrunk, Gerlach und Hinrichs. Tieftrunk war ein alter Kantianer, der Logik vortrug und sich durch seine Censur des protestantischen Lehrbegriffs, so wie durch seine Ausgabe der kleinen Schriften Kant's, die er in drei Bänden sammelte, einen gewissen Namen gemacht

hatte. Er konnte als ein Muſtermann der Aufklärung gelten. Er lebte ſchlicht und recht, beſaß ein kleines Haus in der Galgenſtraße und huldigte in ſeiner Sitte dem Princip der Spartaniſchen Einfachheit und Abhärtung. Ein Steckenpferd von ihm war das Beſtreben, die Terminologie der Logik durchaus Deutſch zu geſtalten. Meine Vertrautheit mit den Beſtrebungen der Puriſten brachte mich ihm von dieſem Punkt aus bald näher. Ich durfte ihn zuweilen beſuchen. Wir plauderten dann über dies Thema und ergötzten uns an Verſuchen. Dieſe gingen bei ihm nicht weniger, als bei Krauſe in's Komiſche, z. B. wenn er für: ſich orientiren, ſich oſtnen geſagt wiſſen wollte, oder für Reflexion: Bewiſſen vorſchlug. Er verſtand aber Scherz, ich kam ganz gut mit ihm aus. Gerlach dagegen blieb mir ganz fremd. Er repräſentirte den Jacobi'ſchen Standpunkt. Er trug Fundamentalphiloſophie, Logik und Pſychologie vor. Deſto inniger ſchloß ich mich allmälig an Hinrichs an. Er war der erſte Profeſſor, der die Hegel'ſche Philoſophie in Halle vortrug. Er war ein geborner Oſtfrieſe, der Sohn eines Predigers in Jever, hatte in Straßburg und Heidelberg die Rechte ſtudirt, war aber hier von Hegel zur Philoſophie hinübergezogen und hatte ſich nach deſſen Abgang in Heidelberg als Privatdocent habilitirt. Von hier war er zuerſt nach Breslau, dann 1824 nach Maaß' Tode als Profeſſor nach Halle berufen. Ich habe oben erzählt, daß ich von ihm zuerſt durch Herrn von Kayſerling hörte, der unaufhörlich gegen ihn polemiſirte. Die Studenten betrachteten ihn als eine Curioſität und ſeine Collegen waren gegen ihn ſyſtematiſch eingenommen, weil ſie die Hegel'ſche Philoſophie für einen Geiſt und Seele verderblichen Widerſinn hielten. Es liefen mancherlei Anekdoten von ihm umher, ihn lächerlich zu machen, und die Abgeſchloſſenheit ſeiner kräftigen Individualität war nicht dazu angethan, ihn mit ſeiner Facultät in ein freundliches Vernehmen zu ſetzen. Die Schroffheit, mit welcher er auf dem Katheder den Rationalismus der Theologen und den Kantiſchen Kriticismus verfolgte, aus welchem Gruber, Tieftrunk und Gerlach ihre wiſſenſchaftlichen Kategorien ſchöpften, konnte die Bitterkeit und Verſtimmung gegen ihn nur ſteigern. Die Folge war, daß er auch ſeinerſeits ſich gegen Halle vergrollte, immer ſich fortwünſchte, ſelbſt ſpäterhin, als der Junghegelianismus ſich dort aufthat,

sich niemals recht behagte und, sofern es ihm irgend möglich war, Reisen machte, die er öfter zu längern Aufenthalten in Wien, Jever, Paris, in Badeorten u. s. w. ausdehnte.

Ich war neugierig, den Mann kennen zu lernen, von dem ich so viel Schlimmes sagen gehört hatte. Ich hospitirte bei ihm Nachmittags 4 Uhr bei dem Anfang seiner Aesthetik und wurde sofort so sehr von ihm angezogen, daß ich, obwohl ich die Aesthetik schon bei Schleiermacher gehört hatte, das Collegium annahm und es mit eben so viel Nutzen als Vergnügen hörte.

Unter den wenigen Zuhörern befand sich auch Karl Hahn, ein Schwager von Hinrichs, der bei ihm wohnte. Er warf sich auf das Altdeutsche und ist als ein sehr tüchtiger Bearbeiter desselben in Prag gestorben, wo er Professor geworden war. Es war sehr natürlich, daß ich mit ihm bekannt wurde. Mit Hinrichs selber kam ich jedoch den Sommer über in kein persönliches Verhältniß. Desto mehr beschäftigten mich seine Schriften, die ich mir anschaffte.

Hinrichs hat viel geschrieben, aber wenig Glück mit seinen Büchern gehabt, selbst dann, als er einen gewandten Styl gelernt hatte und es darauf anlegte, auch von dem größeren Publikum verstanden zu werden. Er war ein Doppelmensch. In der Unterhaltung war er reich an den interessantesten Anschauungen, Charakteristiken, Anekdoten; so wie er aber schrieb, schien diese ganze Fülle der Bildung, die er in sich aufgespeichert hatte, zu verschwinden. Hier und da brach sie zuweilen mit leisen Andeutungen, mit blasser Färbung hervor, um sogleich wieder einer eigenthümlichen Trockenheit Platz zu machen. Hinrichs war nicht ohne künstlerischen Sinn für die wissenschaftliche Darstellung. Er arbeitete mit gewissenhafter Genauigkeit, er trug sich immer mit großen Problemen, allein es fehlte seinen Schriften an jenem poetischen Hauch, an jener sprachschöpferischen Originalität, die wir bei den Philosophen, welche die Wissenschaft bahnbrechend gefördert haben, auch da bewundern, wo sie sich in die kühlen Fluthen der Abstraction versenken. Je tiefer sein Geist war, um so hemmender wurde für seine Aeußerung der Mangel an stylistischer Leichtigkeit und Klarheit. Ich kann dies merkwürdige Mißverhältniß zwischen der Lebendigkeit seines unmittelbaren Wesens und zwischen der Fahlheit seiner immer die Methode heraus-

kehrenden Schreibweise durch einen Fall erläutern, bei welchem ihm diese Zwiespältigkeit zum Bewußtsein kam. Er war bei mir. Auf dem Tische lag ein Band von Göthe's Werken, die Wanderjahre, aufgeschlagen. Hinrichs zog ihn an sich heran. Seine Augen fielen auf diese Worte: „Der Reitknecht ging im Hofe hin und her." Er las sie und sagte nun: „Wie ich dazu kommen sollte, jemals diese und ähnliche Worte zu schreiben, wäre mir unmöglich zu denken. Ich brächte sie nicht aus der Feder." Auf dem Katheder hatte er demgemäß zwei Tonarten: eine scholastische, an der Dialektik der Methode sich fortspinnende, und eine erzählende. Da er frei vortrug, so fiel er bald in die eine, bald in die andere; die Ausgleichung war selten.

Hinrichs war von kleiner Statur, aber wohlgebaut. Er trug das dunkle, herabwallende Haar gescheitelt. Sein Gesicht hatte Aehnlichkeit mit dem Portrait Spinoza's, das sich vor der Ausgabe der Werke desselben von Paulus findet, nur daß Nase, Mund und vorzüglich Kinn viel gerundeter waren. Er hatte schöne Hände. Seine Aussprache des Deutschen war etwas vom Friesischen Dialekt gefärbt. Trotzdem, daß er von Hause aus kräftig organisirt war, litt er doch häufig an Krankheiten. Er hatte für die Bedürfnisse einer andern Individualität gar keinen Sinn und konnte daher, ohne es zu wissen und zu wollen, in Verlegenheit setzen. Als ich mit ihm bekannt wurde, kam es vor, daß ich mir die Freiheit nahm, ihm, wenn er mich zur Unzeit besuchte und ich von Arbeiten gedrängt war, geradezu zu sagen, daß ich jetzt nicht Zeit für ihn habe, nachdem die Andeutungen für meine Bedrängniß umsonst gewesen waren. Dann nahm er den Hut, stand auf, wollte gehen, stand still, sprach weiter, ergriff endlich die Thürklinke, sprach aber nun auf der Schwelle zuweilen noch eine halbe Stunde. Da ich umgekehrt mich sehr leicht in jede fremde Individualität versetzen kann, so bestand zwischen uns persönlich ein sehr gutes Vernehmen, denn bei seiner außerordentlichen Gutmüthigkeit nahm er es mir gar nicht übel, wenn ich, der Jüngere, in äußerlichen Dingen mir allmälig eine Art Regierung über ihn erlaubte, Richtung und Maaß einzuhalten. Seine Frau hat mir oft die Versicherung gegeben, ich sei der einzige Gelehrte gewesen, in dessen Umgang er sich stets behaglich gefühlt habe. Seinen Hauptgrund hatte dies zunächst aber wohl darin, daß ich ihn endlich

wie einen Bruder liebte, wie auch er mir bis zum Grabe ein treuer Freund geblieben ist.

Doch ich will nicht vorgreifen und komme auf seine ersten Schriften zurück, die mich im Sommer 1826 beschäftigten. Es war dies zunächst die Schrift: über die Religion im innern Verhältniß zur Wissenschaft, die er 1822 herausgegeben und zu welcher Hegel ein empfehlendes Vorwort geschrieben hatte. Sie sollte, wie der Titel in aller Breite angab, eine Darstellung und Beurtheilung der Versuche sein, welche Jacobi, Kant, Fichte, Schelling über den Begriff der Religion gemacht hatten. Sah man aber das Buch an, so fand man nirgends den Namen dieser Philosophen, nirgends den Titel einer ihrer Schriften, nirgends ein Citat aus denselben, sondern eine streng dialektische Entwickelung des Standpunkts der Religion des Gefühls, des Verstandes u. s. w., so wie der ihm correlaten Form der Wissenschaft. Es war der erste Ausläufer der Hegel'schen Phänomenologie, wie ich später wohl einsah. Das Buch ist nur durch die größte Anstrengung zu bewältigen. Als ich damit fertig war, wagte ich den ersten Besuch bei Hinrichs zu machen, ihn zu fragen, ob die historische Beziehung der fünf Standpunkte, die er unterschied, von mir richtig aufgefaßt wären. Wem sollte wohl eine so mühsame Arbeit zu Gute kommen? Ich glaube nicht, daß mehr als ein Dutzend Menschen sich den Kopf daran zerbrochen haben. Hegel's Vorwort war ein Manna gegen die gestaltlose Wüste dieser unfruchtbaren Speculation. Hinrichs hatte untersuchen wollen, wie Glaube und Wissen in ihrem Unterschied von einander doch Eins sein können. Er hatte sich überzeugen wollen, ob dies möglich sei. Er erklärte, von der Speculation nichts mehr wissen zu wollen, wenn sie ihm das Opfer des Glaubens abfordere. Er war also im Voraus entschlossen gewesen, dem Glauben seines Inhalts wegen den Vorzug vor dem Wissen zu geben. Er behauptete nun, sich glücklicher Weise überzeugt zu haben, daß die Wissenschaft die absolute Wahrheit des Glaubens der Religion des absoluten Geistes zur absoluten Form der Gewißheit erhebe und durch ihre Methode den absoluten Beweis für die absolute Wahrheit des Glaubens führe. Hinrichs schloß seine Untersuchung mit dem Urtheil, daß das Absolute der Geist und der Geist das Absolute sei. Das Prädikat sei also dem Subjekt

vollkommen adäquat geworden. Statt dieses tautologischen Urtheils hätte er aber sagen oder vielmehr das Urtheil finden müssen: Gott ist der absolute Geist. Das Urtheil lautet umgekehrt: Der absolute Geist ist Gott. Hier ist auch die Einheit von Subjekt und Prädikat, aber das Subjekt und das Prädikat sind in ihrer Identität verschieden. Hinrichs unterschied den Weltgeist als den menschlichen Geist der Weltgeschichte vom absoluten Geist; das that Hegel auch, denn die Weltgeschichte fällt bei ihm in den Ausgang des objektiven Geistes. Der absolute Geist erscheint bei ihm als Kunst, Religion und Philosophie. Geht nun, was absoluter Geist genannt wird, in diese Erscheinung auf oder ist derselbe, wenn auch dem Wesen nach mit ihm identisch, doch als Subjekt noch von ihm für sich unterschieden? Hinrichs, das sieht man wohl, bejaht diese Frage, aber die nur phänomenologische Art und Weise seiner Abhandlung läßt den Zweifel hierüber bestehen. Hätte Hinrichs statt seiner Kritik der von Jacobi bis Hegel durchlaufenen Standpunkte eine speculative Theologie in der Weise geschrieben, wie der jüngere Fichte sie später versuchte, so konnte er eine große Wirkung hervorbringen. Ja auch wenn er nur die Geschichte in ihrer thatsächlichen Wirklichkeit berücksichtigt hätte, statt sie in eine Folge dialektischer Stufen aufzulösen, würde er tiefer eingegriffen haben. Als das Wunderbarste mußte den Gegnern Hegel's erscheinen, daß jeder Standpunkt bei Hinrich's ganz nach der Trichotomie des Hegel'schen Begriffs sich entwickelte, Jacobi, Kant, Fichte, Schelling also ihr Prinzip unbewußt nach der Hegel'schen Methode ganz concret gestaltet hätten.

Den Begriff der christlichen Religion als der absoluten entwickelte Hinrichs in einem Buche, dessen Titel diesen Inhalt zunächst nicht erwarten ließ. Dies waren seine ästhetischen Vorlesungen über Göthe's Faust, die er 1825 „als einen Versuch zur Anerkennung wissenschaftlicher Kunstbeurtheilung" herausgab. Sie waren der Anfang einer Richtung in der Hegel'schen Schule, welche die allgemeine geistige Bedeutung des Inhalts eines Kunstwerks in übertriebener Weise zu bevorzugen, als die der höchsten Norm ästhetischer Betrachtung geltend machen wollte. Hinrichs drückte dies auch so aus, daß die Kunst den Gedanken in der Form der sinnlichen Vorstellung darstellen und die Kunstkritik daher aus dem Element der Vorstellung auf den in ihr enthaltenen

Gedanken zurückgehen müſſe. Hieraus ſollte dann die Einheit von Inhalt und Form begriffen werden. Man wird ſehen, wie ich auch dieſer Tendenz meinen Tribut zollen mußte, aber es iſt klar, daß ſie eine einſeitige iſt, welche die ſchöpferiſche Thätigkeit der Phantaſie in der Geſtaltung des Kunſtwerks nicht zu ihrem Rechte kommen läßt. Hinrichs entwickelte ſehr gut den Proceß der Entzweiung ſowie der Verſöhnung des menſchlichen Geiſtes mit dem göttlichen. Gott Vater mit den Engeln im Vorſpiel, Fauſt, Mephiſto, Gretchen, die Walpurgisnacht geben ihm den Anhalt, die Hauptpunkte der chriſtlichen Dogmatik philoſophiſch zu erörtern. Das Pathos von Fauſt, Mephiſto und Gretchen wurde phänomenologiſch abgeleitet, und dieſe Ableitung gerade war es, die mich damals ſehr lebhaft ergriff, weil ich die Phänomenologie ſelber noch nicht kannte. Kein Capitel der Schleiermacher'ſchen Glaubenslehre hatte mir mehr Scrupel gemacht, als das von der Rechtfertigung vor Gott. Wer ſollte zu einer objectiven Ueberzeugung gelangen, daß Gott, ſofern ich meine Sünde innig bereute, mir dieſelbe vergeben wolle? Wie ſollte ich es anfangen, den hier vielleicht möglichen Täuſchungen zu entgehen? Dieſe Qual, die mich auch in Halle auf den Felſen des Saalethales oft unſelig umhergetrieben hatte, fing an, ſich zu erleichtern. Der Zuſtand meiner Zerriſſenheit wurde mir verſtändlicher. Ich fand ihn in dem Bewußtſein Fauſt's abgeſpiegelt und durfte, wie er, auf die Verſöhnung hoffen, weil die Entzweiung ſelber ſie zu verbürgen ſchien.

Während ich ſo dieſer Schrift viel Dank ſchuldig wurde, war ihr Erfolg für die Hegel'ſche Philoſophie nach Außen hin ein ſehr ungünſtiger. Die Reduction der poetiſchen Vorſtellung auf den Gedanken als ihre ſie bewegende Seele, wie Hinrichs ſich ausdrückte, wurde als eine neue Scholaſtik aufgefaßt. Platen, in der Philoſophie ein Anhänger Schellings, ſprach dies ſehr bitter in einem Chor ſeines romantiſchen Oedipus aus und ertheilte Hinrichs den Namen eines „Obertollhausüberſchnappungsnarrenſchiffes."

Das dritte Buch von Hinrichs erſchien während meines Aufenthalts in Halle. Er nannte es: „Grundlinien einer Philoſophie der Logik, als einen Verſuch zur wiſſenſchaftlichen Umgeſtaltung ihrer bisherigen Principien." Dies Buch war in jedem Betracht ein verfehltes. Von

einer Philoſophie der Natur, der Sprache u. ſ. w. war man zu hören gewohnt, aber eine Philoſophie der Logik klang abſurd, weil die Logik immer als Philoſophie behandelt worden. Wenn Hinrichs die Principien derſelben umzugeſtalten verſuchte, wie er auf dem Titel verſicherte, ſo mußte er in ſeiner Vorrede dem Leſer ſelber ſagen, daß dieſe Umgeſtaltung nicht von ihm, ſondern von Hegel ausgehe. Aber indem er dies ausdrücklich zugeſtand, wollte er doch für ſich das Verdienſt in Anſpruch nehmen, die Logik aus einem todten Leichnam zu einem lebendigen Organismus umgebildet zu haben. Das war, Hegel gegenüber, eine Anmaaßung, denn dieſer hatte die ſpeculative Regeneration der Logik nicht etwa nur verſucht, ſondern wirklich geleiſtet. In der Behandlung ſelber war Hinrichs vollends unglücklich. Er wollte ein genetiſches und ein immanentes Denken unterſcheiden. Jenes lief auf den Inhalt der logiſchen Formen, dies auf eine Theorie des Erkennens hinaus. Wenigſtens hätte dieſe den Anfang machen ſollen, ſtatt der Lehre vom Begriff zu folgen. Die Bezeichnung: immanentes Denken, war ſehr übel gewählt, denn das Immanente ſteht dem Transcendenten gegenüber, ſollte hier aber dem Genetiſchen entgegengeſetzt ſein, deſſen Gegenſatz der Formalismus der mechaniſchen Compoſition iſt. Noch ſchlimmer jedoch war es, daß Hinrichs die Logik wieder von der Metaphyſik losriß, oder vielmehr dieſe unter der verbrauchten Kategorie der Dingheit mit der Lehre vom ſubjektiven Begriff ganz unnatürlich verband; ich ſage unnatürlich im Sinne der Hegel'ſchen Logik, welche den Begriff des Dinges zu der ontologiſchen Kategorie der Weſenheit rechnet. Und doch war überall und mit Emphaſe von der Identität des Denkens mit dem Sein die Rede. Da ich zwar Hegel's große Logik noch nicht ſelber ſtudirt, jedoch die Grundgeſtalt der Logik durch Herrn von Henning ſchon ausführlich überliefert erhalten hatte, ſo ſetzte mich das Buch von Hinrichs in die größte Verlegenheit. Es verwirrte mich. Ich nahm im Winter Hinrichs Vorleſungen über die Logik an, allein ſie vermehrten meine Verwirrung. Es konnte nicht anders ſein. Die Zugeſtändniſſe, welche Hinrichs der herkömmlichen Weiſe des Vortrags der Logik offenbar gemacht hatte, konnten durch allen Aufwand an Dialektik den innern Zwieſpalt ſeiner Auffaſſung nur verſtärken. Das Collegium ſchleppte ſich traurig hin. Trotz aller Polemik gegen

die formale Logik konnte man doch zuletzt, auch aus den Dictaten, die Hinrichs gab, nichts Anderes herauserkennen, als die Lehre vom Begriff, Urtheil und Schluß, ganz ähnlich wie in der gewöhnlichen Logik, nur schärfer und dialektischer formulirt. Dazu kam noch manche Sonderbarkeit, die von Gegnern Hegel's, wie z. B. Bachmann in Jena, benutzt wurde, seine Philosophie lächerlich zu machen. Hegel hatte in seiner Logik ganz richtig gesagt, daß die Wissenschaft als System mit dem Begriff des Anfanges selber anfangen müsse. Hinrichs wollte dies überbieten und schrieb eine sich selbst einleitende Einleitung zum Begriff des Anfangs. Ueber meine Unruhe und Verwirrung kam ich erst im Sommer 1827 hinaus, als ich sie Daub mittheilte und dieser ganz entschieden das Buch als einen Mißgriff, als eine gefährliche Verirrung bezeichnete.

Ein anderes Collegium von Hinrichs über die Geschichte der Philosophie wirkte dagegen sehr wohlthätig auf mich, weil ich bis zu ihm hin einer tieferen und zusammenhängenderen Erkenntniß derselben entbehrt hatte. Die äußern Umstände, unter denen ich dies Collegium hörte, verdienen wohl erwähnt zu werden, weil sie ein Bild der barbarischen Zustände geben, welche den Cultus der Wissenschaft damals noch auf unsere Universitäten begleiteten, Zustände, wie ich sie auch in Königsberg auf dem alten Albertinum theilweise noch Jahre lang durchzumachen gehabt habe. Man stelle sich das große düstere Auditorium auf dem Hof der Waage vor. Nachmittags von 4 bis 5 Uhr war die Heizung des Morgens schon sehr verflogen. Die Atmosphäre war oft eisig. Von Ueberziehern wußten wir Studenten damals so wenig als von Ueberschuhen. Wir saßen da in unsern oft durchfeuchteten Flauschröcken mit durchnäßten Stiefeln. Wir waren nur etwa sechs bis sieben an der Zahl auf der ersten Bank, vor uns schaurige Beleuchtung mit qualmenden Talglichtern, die wir alle Augenblicke zu schneuzen hatten. Hinrichs auf dem Bretterkasten des Katheders hatte rechts und links ebenfalls Talglichter, mit deren Pflege er sich beschäftigen mußte. Das Stearinlicht war noch nicht erfunden. Von den Wachslichtern, welche August Wilhelm Schlegel in Bonn auf silbernen Armleuchtern brannte, war als von einem beispiellosen Luxus unter uns eine märchenhafte Tradition vorhanden. Ueber die Reihe unserer Talglichter hin blickte Hinrichs in

eine Wüste, die sich zuletzt in ein gespenstisches Dunkel verlor. Regen und Schnee schlugen klirrend an die Fenster und der Wind drang oft empfindlich durch die losen Scheiben. Das Collegium war aber so interessant, daß wir Studenten, mit Ausnahme eines einzigen, welcher erkrankte, Stunde für Stunde mit dem Professor voller Andacht aushielten. Wie hat sich dies Alles jetzt geändert! Ueberall sind große, ja schöne Gebäude, auch in Halle, entstanden, welche der Wissenschaft eine wohnliche, würdige Stätte bieten. Wenn ich jetzt zur Winterzeit um fünf Uhr in mein Auditorium hierselbst trete, so finde ich es von zwei großen, zierlichen Oefen angenehm erwärmt. Doppelfenster schützen es gegen den Grimm der Atmosphäre. Schwere dunkelgelbe Vorhänge verbergen sie noch oben ein. Einige zwanzig mit Glocken von Milchglas bedeckte Gaslampen erhellen den Raum mit einem strahlenden Lichte, wie wir es in Halle damals auf keinem Ballsaal zu Stande brachten. Kleiderhaken laufen die Wand entlang, Ueberzieher in Empfang zu nehmen. Eiserne Gestelle sind bereit, triefende Schirme aufzunehmen. Der Docent auf dem Katheder kann das Pult desselben durch einen Mechanismus nach Bedürfniß mit leichter Hand sich bequem höher oder niedriger stellen. In seinem Rücken hängt eine schwarze Tafel mit einem Blechkasten, worin er Schwamm und Kreide findet, falls er etwas durch Zeichnung zu illustriren hätte. Welch' ein Comfort gegen jene für das jüngere Geschlecht bereits antediluvianische Armseligkeit!

Ich wurde durch Hinrichs Lehre und Schriften ganz in das Studium der Philosophie hineingezogen. Alles, was ich von dem Hegel'schen System in Berlin schon in mich aufgenommen hatte, fing an unter der Decke der Schleiermacher'schen Weltansicht, welche sich darüber gelagert hatte, wieder lebendig emporzukeimen. Ich nahm nur noch bei dem Kanzler Niemeyer ein Collegium über praktische Theologie an, besuchte es jedoch nur vier Wochen lang. Dagegen hörte ich ein ausführliches Collegium über Experimentalchemie bei Schweigger mit großem Fleiß, weil ich inne geworden war, daß mir im Bereich der Naturwissenschaften gerade in der Chemie positive Kenntnisse sehr mangelten. Schweigger legte das Handbuch der Chemie von Döbereiner in Jena zu Grunde. Er war von Geburt ein Nürnberger, liebte seine Wissenschaft mit Begeisterung und schloß sich in vielen Punkten der Schelling'schen

Naturansicht an, namentlich in der Mythologie. Er versuchte in einer gelehrten Schrift nachzuweisen, daß die Alten bereits den Begriff des Magnetismus und der Elektricität, überhaupt den der Polarität gekannt und für die Tradition durch Symbole und durch symbolische Figuren dargestellt hätten. Zu diesen Figuren rechnete er vorzüglich den Herakles und die Dioskuren. Schweigger war eine sinnige, kindliche Natur, die mich sehr anzog. Er wurde beim Experimentiren durch einen Schwager, den Apotheker Bach, unterstützt. Wenn manchmal, sei es durch ein Versehen im Maaß der erforderlichen Quanta, sei es durch zufällige Umstände der Temperatur oder der Erschütterung, die von ihm vorherverkündigten Processe ausblieben, so war es rührend, ihn zu sehen, wie er vor den Retorten und Mischgläsern dastand, auf Hülfe sann, die Verwandlung herbeizuführen, und, wenn sie dennoch versagte, mit lächelndem Munde, doch mit wehmüthigem Ton, die schwarzen Locken seines Albrecht Dürer-Gesichts schüttelnd, zu uns sagte: „Es mag ihm nicht."

Unter den Schriften, die ich las, muß ich die Studien von Daub und Creuzer als eine für mich Epoche machende hervorheben. Sie enthalten vorzügliche Arbeiten von Daub, von Marheinecke und Böckh, von Creuzer, von Görres, von Schneider u. A. Mit großer Gediegenheit des Inhalts verbinden sie Schönheit der Form. In der Geschichte unserer Journalistik folgen sie dem Athenäum. Sie sind aus den Principien der damaligen Romantik entsprungen, aber das classische Alterthum und was mit ihm in der Kunst und Wissenschaft zusammenhängt, war darin schon stärker vertreten. Ich wurde durch sie mit einer Menge neuer Kenntnisse und Ansichten bereichert. Die Aufsätze von Daub über theologische Gegenstände, unter denen sich auch eine Einleitung in die Dogmatik befindet, brachten den heftigsten Gegenstoß gegen Schleiermacher's Theologie in mir hervor. Ich hatte außer dem Collegium, welches ich den Sommer über bei Tholuck über Dogmatik hörte, mich auch mit Wegscheider's Institutionen bekannt gemacht, die damals in Halle das unbestrittenste Ansehn genossen. Durch die Widersprüche, in welche so verschiedene, ja entgegengesetzte Anregungen mich stürzen mußten, wurde ich immer unglücklicher. In unsäglicher Melancholie schweifte ich nicht selten auf den Bergen des Saalethales oder

im Walde der Dölhauer Haide umher. Endlich im Herbst 1826 raffte ich mich zusammen und schrieb, um für mich zur Klarheit zu kommen, eine Kritik der Schleiermacher'schen Glaubenslehre. Sie ward mir sehr sauer, aber sie wirkte sehr wohlthätig auf mein Gemüth.

Doch kaum war ich etwas ruhiger geworden, so sollte ich in eine ganz neue Welt geworfen werden. Ich bekam von der Bibliothek der Universität das Kritische Journal für Philosophie geliehen, welches Schelling mit Hegel in Jena herausgegeben hatte. Von Schelling hatte ich schon verschiedene Schriften, von Hegel aber noch nichts, als seine Encyklopädie gelesen. Seine Kritik von Kant, Fichte und Jacobi, seine Darstellung des antiken Skepticismus im Verhältniß zum neueren, seine Auseinandersetzung des Naturrechts, bezauberten mich gerade so, wie früher Schleiermacher's philosophische Abhandlungen. Ich konnte mich den ganzen Winter über nicht daran ersättigen. Wenn ich das Buch der Bibliothek zurückgegeben hatte, holte ich es nach einigen Wochen wieder.

Nun wurde ich immer begieriger auf Hegel und ließ mir seine Schrift über die Differenz von Schelling und Fichte, sowie seine Phänomenologie des Geistes von Jena und Bamberg kommen. Das Studium dieser letzteren bewirkte bei mir eine Revolution, die ich mit Nichts vergleichen kann, was ich im Gange meiner Bildung Aehnliches erfahren habe. Ich widmete ihr im November und in der ersten Hälfte des Dezembers alle Zeit, die ich erübrigen konnte. Wenn meine Commilitonen mich besuchten, so ließ ich sie in meinem Zimmer gewähren, bat mir aber aus, mich an meinem Tisch unbehelligt zu lassen. Sie öffneten den ihnen wohlbekannten Wandschrank, in welchem meine Speisekammer war, holten Brod und Butter, auch wohl Schinken hervor, mit welchem meine Schwester mich zeitweise versorgte, klingelten nach einer Flasche Bier, stopften sich eine Pfeife, schauten zum Fenster nach den hübschen Mägden am Röhrbrunnen des Platzes hinaus und belustigten sich, schlechte Witze auf mich zu machen. Ich hielt mir zuweilen die Ohren zu und hatte für keine Duellgeschichten, Fuchsweihen und was es sonst Wichtiges in der Studentenwelt gab, Sinn. Ich befand mich die ganze Zeit in einer intellectuellen Ekstase. Natürlich verstand ich Vieles noch gar nicht oder verstand es auch falsch. Aber

der Gesammteindruck war überwältigend und riß mich auf bis dahin ungeahnte Höhen. Und noch in diesem Augenblicke behaupte ich, daß es bis jetzt keine tiefere Auffassung und schönere Darstellung des Geistes giebt, als diese Phänomenologie. Die Schule Hegel's hat sich ganz begreiflich vorzugsweise an die Encyklopädie und Rechtsphilosophie gehalten, wer aber den eigentlichen Hegel kennen lernen will, der muß dies unvergleichliche Werk der Phänomenologie studiren. Unvergleichlich? Nicht doch. Es giebt zwei Werke, die sich auf dem Boden der Philosophie mit ihr vergleichen lassen: Platon's Republik und Kant's nicht genug zu bewundernde Kritik der reinen Vernunft. Auch sie graben sich tief in die Mysterien des Geistes und beweisen in dem ruhigen Fortschritt vom Niedern zum Höhern eine unendliche Kunst der Darstellung. Der Standpunkt aber, welchen Hegel einnimmt, ist ein beiden überlegener und demgemäß mußte auch die Form eine vollendetere werden. Die Phänomenologie ist, wie Kant's Kritik, in keine Schulkategorie zu zwingen, wie wenn man gefragt hat, ob sie Logik oder Psychologie oder Philosophie der Geschichte sei? Sie ist von diesem Gesichtspunkt aus ein hybrides Werk. Sie ist incommensurabel und ich habe sie in diesem Betracht mit Dante's Comedia divina und mit Byron's Pilgerfahrt Harold's auf dem poetischen Gebiet verglichen, die auch gegen die formalen Gattungsbegriffe incommensurabel und doch poetische Riesenwerke sind. Nachdem ich mich mit schweren Mühen durch das seltsame Buch hindurch gerungen hatte, war ich ein neuer Mensch. Ich besaß für Natur und Geschichte, auch für meine eigene kleine Individualität und Vergangenheit, einen ganz neuen Maaßstab.

In den glücklichen Jahren unseres Deutschen Studentenlebens, wo man sich mit unbedingter Freiheit allen Impulsen überlassen, in der sorgenfreien Muße zumal, welche ich der Freigebigkeit eines guten Vaters verdankte, die mir alle wünschenswerthen Mittel zu meinen Studien heranzuziehen erlaubte, fiel ich nun bald auf eine Arbeit, die Anschauungen, die mir als neuer Stern am Himmel der Wissenschaft aufgegangen waren, an einem concreten Gegenstand zu erproben. Man sagt jetzt gewöhnlich, daß Hegel durch die Phänomenologie des Geistes mit der Romantik der damaligen Naturphilosophie öffentlich gebrochen

habe. Das ist auch richtig, aber ich selber hatte hierüber noch kein klares Bewußtsein. Denn theils betrachtete ich Schelling noch immer als einen völlig gleichen Sinnesgenossen Hegel's theils steckte ich selber noch tief in der Romantik und hatte an meinem Hausgenossen Genthe einen intimen Umgang, der mich noch lange recht lebhaft und gründlich in der Sphäre der krankhaften Romantik festhalten sollte. Genthe war der Sohn eines Magdeburger Stadtchirurgen. Seine Mutter war eine Schwester Zschokke's, die mit Recht stolz darauf war, einen so berühmten Bruder zu besitzen. Die Lectüre seiner Schriften und die Unterhaltung über sie und ihren Verfasser machte früh die Nahrung Genthe's aus und reizte ihn an, im Schriftstellerthum eine höchste Befriedigung zu erblicken. Er war ein außerordentlich begabter Mensch von scharfem Verstande, glänzendem Gedächtniß, schnell fertigem Witz, leichtgeflügelter Phantasie. Er hätte viel mehr leisten können, als geschehen, wenn er nicht einen Hang zu Curiositäten der Literatur, ein übermäßiges Wohlgefallen am Barocken gehabt und sich mit seinen Arbeiten nicht zu bald befriedigt hätte. Wenn sie nur gedruckt wurden, dann war er schon glücklich. Cervantes und Jean Paul waren seine Ideale. Von Letzterem war es aber vorzüglich die Kleinmalerei, die aus beschränkten Zuständen etwas Anderes zu machen und sich durch Ironie, Parodie, Humor aus dem Druck und der Enge des Moments zu retten versteht, wodurch er angezogen wurde. Da durch den Tod seines Vaters, der bei seinem Abgang vom Gymnasium eingetreten war, seine Mittel knapp waren, so suchte er durch Unterricht sich Geld zu erwerben und übernahm aus diesem Grunde auch die Stelle eines Amanuensis bei der Universitätsbibliothek. Auf dem Gymnasium war er mein Nachfolger in der Schulbibliothek gewesen und hatte eine große Bücherliebe eingeimpft empfangen. Auch hier war es das Aparte, Seltene, was für ihn besonderen Werth hatte. Ein solcher Trieb läuft leicht Gefahr, sich in Ueberschätzung von Einzelheiten zu verrennen.

Auch auf anderen Gebieten, als dem literarischen, trat diese Neigung zum Seltenen, Aparten bei ihm hervor. Als er in späteren Jahren dazu kam, sich einen kleinen Weinvorrath im Keller zu halten, waren es immer ganz absonderliche Sorten, die sein Vergnügen ausmachten. Oder er reiste auch nach Orten, die sonst außerhalb der ge-

wöhnlichen Reiſeziele des Touriſten lagen, z. B. nach Kopenhagen. Als er, kurz vor ſeinem Tode, mich hier in Königsberg noch einmal beſuchte, hatte er ſich wieder eine ganz aparte Unterhaltung zugelegt.

Er hatte angefangen, Schiller'ſche Gedichte in's Plattdeutſche zu übertragen. Wir kamen nicht aus dem Lachen heraus, als er beim Glaſe Wein uns z. B. die Theilung der Erde und andere Gedichte mit urkomiſchem Pathos in dieſem Idiom vortrug. Im Kleinverkehr des Geſprächs wimmelte er von wunderlichen Redensarten, die er von fünf zu fünf Jahren mit neu erfundenen erſetzte. Man kann ſich kaum verſchiedenere Naturen vorſtellen, als er und ich waren. Speculative Philoſophie, mein Hauptſtudium, war ihm ein Greuel. Er nahm nur obenhin von ihr Notiz, hauptſächlich ſeinen Witz an ihrer Verſpottung zu üben. Seine Mutter hatte einen Mops mit einem ernſten, etwas doggenartig ausſehenden Kopf. Von dieſem Mops behauptete er ſcherzhaft, daß er der denkendſte aller Hunde ſei und wohl der Hegel derſelben genannt zu werden verdiene. Wenn der Mops auf dem Fenſterbrett ſaß und auf die Straße ſchaute, ſo konnte er denſelben eine humoriſtiſche Hundephiloſophie vortragen laſſen, welche die Schlagwörter der Hegel'ſchen Schulſprache auf das Drolligſte verwendete. Ich behielt leicht den Gang eines abſtracten Raiſonnements, er behielt die Pointen guter Anekdoten. Ich war von den tiefſten und ſchmerzlichſten religiöſen Kämpfen bewegt. Ihm, obwohl er auch als Theologe immatrikulirt war, auch theologiſche Collegia hörte, war mein Zuſtand völlig fremd. Er empfand das innigſte Mitleid mit mir, ehrte auch meine jeweilige Verzweiflung durch ſtille Schonung, entbehrte aber eines inneren Verſtändniſſes dafür. Da ich damals heftig zwiſchen den äußerſten Extremen ſchwankte, ſo wirkte die Nähe einer ſolchen Gemüthsart, wenn ſie mich auch nicht befriedigen konnte, inſofern wohlthätig, als ſie mich vor einem einſeitigen Verſinken in Pietismus oder Atheismus, in dialektiſche Ueberſpanntheit der romantiſchen Scholaſtik bewahrte. Wir laſen im Sommer 1826 Dante's divina Comedia zuſammen, und hierbei wurden wir uns gegenſeitig über unſere verſchiedene Stellung zur Religion und Philoſophie ganz klar. Genthe intereſſirte lediglich die poetiſche Form, mich nicht weniger der theoſophiſche Inhalt. Genthe liebte mich grenzenlos und behandelte mich perſönlich auch mit aller Zärtlichkeit eines

Liebenden, wozu freilich kam, daß er sich auch in meine Schwester verliebt hatte und sich mit ihr um Weihnachten verlobte. Weil er nun für Poesie und Aesthetik die lebhafteste Theilnahme hatte und weil ich für seine unerschöpfliche Komik ihm Empfänglichkeit entgegenbrachte, so vertrugen wir uns doch sehr gut. Ein Hauptgegenstand unserer Gespräche war die Kritik der Jean Paul'schen Vorschule der Aesthetik, eine noch bessere Definition des Lächerlichen und des Humors zu finden. Diese Untersuchungen führten uns auch auf die Komik des Aristophanes. Hinrichs wollte nämlich in seiner Aesthetik den Humor nur als ein Product der christlichen Weltanschauung gelten lassen. Aristophanes sollte sich nach ihm nur auf dem Standpunkt der Satire befunden haben. Hiervon konnten wir uns, je mehr wir von Aristophanes lasen, je vertrauter wir mit seiner Manier wurden, durchaus nicht überzeugen, und ich war schon durch Bohtz in Berlin zu einer günstigeren Auffassung gelangt.

Man wird es nach dem Gesagten begreiflich finden, daß meine literarischen Studien durch Genthe nicht nur keinen Abbruch erlitten, vielmehr recht vielseitig und lebhaft angeregt wurden. — Als ich die Universität Halle bezog, war ich schon geneigt, mich in meiner Melancholie fast ausschließlich auf religiös-philosophische Studien zu beschränken. Durch den Verkehr mit Genthe aber wurde der Reiz literarischer Forschung wieder hervorgelockt. Die Bekanntschaft mit Hofrath Gruber trug das Ihrige dazu bei, und so nahm ich auch das Altdeutsche von Zeit zu Zeit wieder auf. Hier lag mir nun vor Allem der Parcival im Sinn. Lachmann's Preisworte desselben brannten in meiner Seele. Ich hatte so Vielerlei über den Gral gelesen, daß ich keine Ruhe hatte, das Original kennen zu lernen. Die Universitätsbibliothek besaß zum Glück die Müller'sche Sammlung, welche Veldeck's Eneidt, Crimhilden's Rache, den Parcival und Konrad's von Würzburg Trojanischen Krieg enthält. Genthe reiste in den Weihnachtsferien nach Magdeburg. Ich war allein und warf mich nun mit jener staunenswerthen Energie, die wir in der Jugend aufzubieten vermögen, hinter die Lectüre. Ich verschlang gleichsam Wolfram's Verse. Dann ging ich an eine Ueberlegung, in welchen Versen die Hauptpunkte der Composition zu suchen seien. Diese schrieb ich mir sodann ab. Vor Mitter-

nacht, oft darüber hinaus, kam ich nicht zu Bette. Was sollte ich aber weiter mit der neuen Eroberung anfangen? Ich wußte es nicht.

Der Sylvester war inzwischen gekommen. Ich hatte unter den alten Schulkameraden, die auch in Halle studirten, einen treuen Menschen, Namens Minich, einen Theologen, der zu Ostern das Kandidatenexamen ablegen wollte und dem zu Liebe ich in festgesetzten Stunden mit ihm Kirchen- und Dogmengeschichte repetirte. Er wohnte neben der Moritzburg auf einer der Dachstuben der sogenannten Residenz. Er hatte große Angst vor der Prüfung, weil sein Gedächtniß nicht besonders prompt war. Er hatte die Thür seiner Schlafkammer mit großen Bogen beklebt, auf welchen nach der Kammerseite zu die Namen der Kirchenväter, der Päpste, die Jahreszahl ihrer Regierung und die ökumenischen Concile verzeichnet waren. Nach der Zimmerseite zu waren die verschiedenen Confessionen des Protestantismus, ihre Stifter, Reichstage und Religionskriege chronologisch mit großen Buchstaben verzeichnet, damit er Namen und Zahlen immer vor Augen haben konnte. Am Sylvesterabend veranstaltete Minich für seine Freunde einen großen Punsch, bei dem stark getrunken, viel geraucht und gesungen wurde. Spät kam ich nach Hause, schlief schlecht und wachte mit den bekannten katzenjämmerlichen Empfindungen auf. Es war ein frischer, kalter Wintermorgen. Statt, wie ich sonst wohl gethan hätte, zu Rienecker in die Domkirche zu gehen, lief ich zum Thor hinaus in die Seebenschen Berge. Tausend Gedanken wälzten sich in meinem wüsten Kopfe durcheinander. Ich versuchte, mir die Capitel der Phänomenologie des Geistes von der ersten Stufe der sinnlichen Gewißheit bis zur letzten des absoluten Wissens zu recapituliren. Je wohler mir aber auf den schneebedeckten Bergen ward, um so mehr drängte sich mir das Bild Parcival's auf, das ich in den Wochen zuvor so tief eingesogen hatte. Plötzlich kam ich auf das Problem, welche Stelle dann ein Mensch, wie Parcival, in der Stufenreihe der Phänomenologie einzunehmen hätte und sofort dämmerte mir die Bedeutung auf, welche diese mystische Gestalt für das mittelalterliche Ritterthum haben könnte. Parcival wächst bei seiner Mutter Herzelaude in lieblicher Waldeinsamkeit als ein vollkommen Rousseau'scher Wildling auf. Als er zufällig die Entdeckung einer ganz anderen Welt macht, kann die Mutter ihn nicht

mehr zurückhalten. Er beginnt seine abenteuerlichen Züge und bildet sich auf ihnen allmälig zu einem vollkommenen Ritter aus. Er gelangt in die Burg des Grals, er erblickt den seltsamen Cultus desselben, aber, von Staunen überwältigt, fragt er nicht nach dem Geheimniß, das sich ihm offenbart. Hätte er gefragt, so würde er an Stelle des kranken Anfortas selber zur Würde eines Gralkönigs gelangt sein. Erst als er von der Burg wieder abreitet, erst als der Knappe, der die Thorflügel hinter ihm zuwirft, ihn eine Gans schilt, wird er inne, ein Versehen gemacht zu haben. Nun beginnt bei ihm die Entzweiung mit Gott und er fällt in einen völligen Unglauben an dessen Vorsehung. Sein Oheim Trevricent giebt ihm eine ausführliche Aufklärung und Parcival arbeitet sich nun schrittweise zur Versöhnung mit Gott hindurch und gelangt durch die Reinheit seiner Gesinnung zum Königthum im Gral. Ueber den Gral selber blieb ich noch sehr im Unklaren, aber der Proceß des Bewußtseins in Parcival lag mir offen. Natürlich mußte sich die Hegel'sche Dialektik für mich auch in diesem Stoff bewähren. Unmittelbare Einheit, Entzweiung und Versöhnung stellten sich zu deutlich heraus. Es kam nur darauf an, die besonderen Momente dieser Stufe zu entdecken, und das gelang mir schneller, als ich erwartete. So dauerte es nicht die erste Woche des neuen Jahres 1827 und die Grundzüge einer Abhandlung über Parcival waren fertig. Ich war so glücklich, Hegel's Phänomenologie mit Wolfram's Parcival verknüpft zu haben! Einen nicht geringen Antheil an der Inbrunst, womit ich arbeitete, hatte aber der Zustand meines eigenen Gemüths. Auch ich war nach einer in religiöser Beziehung ungetrübten Jugend in die furchtbarste Entzweiung zwischen Glauben und Wissen gerathen. Schleiermacher's Dogmatik, de Wette's größeres Werk über die christliche Ethik, das ich mir im Sommer angeschafft und durchstudirt hatte, Tholuck's Collegium über Dogmatik und sein Roman: „Die wahre Weihe des Zweiflers", den er gegen de Wette's Roman „Theodor" richtete, hatten mich durch die vielen Widersprüche zwischen ihnen nur immer unglücklicher gemacht. — Die Bekanntschaft mit Hinrichs und seinen Schriften hatten angefangen, mir wieder einigen Halt zu geben, aber erst die Phänomenologie Hegel's schwemmte gleichsam meine ganze Vergangenheit weg, erhob mich über meinen empirischen Menschen und

ſtellte mich auf einen ganz neuen Boden. Die Ahnung, daß auch ich, wie Parcival, vom Zweifel zur Verſöhnung werde durchdringen können, hauchte ich meiner Darſtellung ein. Wie wunderlich auch dies Beginnen war, ſo war es doch ein ſittlich und religiös reines und zum höchſten Ziel treibendes.

Als Genthe nach Neujahr von Magdeburg zurückkam, brachte er mir von meinem Freunde Eduard Hänel eine Aufforderung mit, die auch an ihn ergangen war, ihm etwas zum Druck zu geben. Hänel faßte ſeinen Beruf als Buchdrucker vielſeitig auf. Nachdem er längere Zeit in Hamburg und England verweilt hatte, den Farbendruck zu ſtudiren, in welchem er ſich ſpäter zu Berlin für den Druck unſerer Staatspapiere auszeichnete, war er bei der Buchhandlung Heinrichshofen in Magdeburg als Volontär vorübergehend eingetreten, um auch das Geſchäft des Verlags und Sortiments fachmäßig kennen zu lernen. Unter der Firma Heinrichshofen verlegte er nun einige Druckwerke, die er bezahlte und in ſeiner Officin druckte. Genthe hatte einen ganzen Roman fertig liegen. Er verrieth ſchon in ſeinem Titel: „Don Enrique von Toledo“ die Nachahmung des Cervantes, aber er enthält in der That viel Eigenartiges, viel tief und wahr Empfundenes, viel gut erfundene Züge, und war in einer ruhigen, vortrefflichen Proſa erzählt. Hier und dort war auch ein Gedicht eingeflochten. Genthe widmete dies Buch mir und meiner Schweſter. Er hat poetiſch nie wieder etwas Beſſeres hervorgebracht. Dies erſte, längſt vergeſſene Buch blieb auch ſein Beſtes. Was ſollte ich aber Freund Hänel anbieten? Ich hatte mich auch wieder mit einem Roman getragen, den ich „Wolfhart“ betitelte. Ich hatte es auf dieſem Felde mit einer Fortſetzung des Ofterdingen verſucht. Ich hatte in Tieck-Hoffmann'ſcher Manier einen Roman, „Graf Gundolf“, geſchrieben. Jetzt wollte ich die Idee der Religion recht univerſell darſtellen. Es fehlte mir aber an dichteriſcher, an epiſcher Erfindung. Die Reflexion überwog in mir. Es blieb bei einer Skizze. In den Begebenheiten und Gefühlen dieſes Wolfhart ſchlug ein Theil meiner Berliner Erfahrungen nieder. Das war der Hauptgewinn, den ich davon hatte. Für einen Andern war das Product wenig genießbar. Natürlich konnte dieſe Skizze kein Buch füllen. Ich mußte alſo noch für weiteren Druckſtoff ſorgen. So ſchrieb ich

denn eine Abhandlung über den Begriff des Romans, die ich der Skizze voranschickte. Dann machte ich eine Auswahl aus meinen Gedichten und gab zuletzt eine Abhandlung über Wolfram's Parcival, die, trotz ihrer phänomenologischen Einkleidung, welche die ganze altdeutsche Schule billig mit Staunen erfüllen mußte, doch noch, am Ende des Büchleins, das Gescheiteste darin war.

Diese bunte Sammlung betitelte ich recht prosaisch: „Aesthetische und poetische Mittheilungen von Karl Rosenkranz." Eine Widmung fehlte selbstverständlich auch nicht. Sie war an meine Freunde Volk, Simon, Genthe und Nöldechen gerichtet. Zum ersten Male genossen wir nun, Genthe und ich, die Freuden und Leiden der Correcturbogen und zur Ostermesse waren unsere literarischen Erstlinge in elegantem Umschlag für den Buchhandel fertig. Hänel gab Jedem von uns funfzig Thaler Honorar, und so waren wir über die ganze Angelegenheit sehr vergnügt. So sehr war die ganze Zeit noch in die Romantik versunken, daß meine schwachen Experimente von den Journalen nicht ohne Gunst und Ermunterung aufgenommen wurden. — Eine Folge wenigstens hatte mein Buch, die Erwähnung verdient. Ich hatte einen Landsmann Schulze in Magdeburg, mit dem ich auch einigermaßen verkehrte. Er war Jurist. Ein ernster, sittlich und religiös tiefer Sinn und rege Theilnahme an der Literatur zeichneten ihn vortheilhaft aus. Dieser treffliche Mensch wurde durch meine Abhandlung über den Parcival veranlaßt, sich genauer mit ihm zu beschäftigen und hat ihm in der Folge den besten Theil seines Lebens gewidmet. — Ein Beamter fürchtete damals sich mißliebig zu machen, wenn er neben seinem Beruf merken ließ, daß er literarische Allotria treibe. Man verübelte ihm dies als eine Beeinträchtigung seiner Amtspflichten.

Immermann hatte sich freilich darüber hinweggesetzt, indessen gerade die Art und Weise, wie die höheren Vorgesetzten in Magdeburg eine solche Unschicklichkeit besprachen, schüchterte die jungen Leute ein. Mein Freund Volk hat, auch als er schon wohlbestallter Regierungsrath in Erfurt war, auf keiner seiner vielen Schriften seinen Namen genannt. Er schrieb anonym oder pseudonym. Zuletzt hatte er den Namen Ludwig Clarus angenommen, um damit zwei Damen, Luise und Clara, zu verherrlichen, denen er sich zum Ritter geweiht hatte. Mein wackerer

Freund Schulze nannte sich San-Marte, und unter diesem Namen hat er sich durch eine große Thätigkeit, welche stets Wolfram von Eschenbach und dem Gral zugewandt blieb, einen wohlverdienten Ruhm erworben.

So war nun mein Triennium zu Ende, d. h. die Zeit, welche ein Theologe gewöhnlich zu studiren pflegt. Hinrichs aber hatte mir so viel von Daub in Heidelberg vorgesprochen, wie derselbe der größte Deutsche lebende Theologe sei, der Schleiermacher bei Weitem überbiete, daß ich die größte Sehnsucht hatte, diesen Mann persönlich kennen zu lernen. Nicht wenig trug natürlich auch das Verlangen dazu bei, das romantische Heidelberg zu schauen und die Orte zu besuchen, in denen die Geschichte des Deutschen Mittelalters vorzüglich gespielt hatte. Ganz speciell aber war es die Unruhe, die mich über den Titurel erfaßt hatte. Den Druck von 1477 konnte ich mir nicht verschaffen. Auf der Heidelberger Bibliothek aber waren zwei Handschriften vom Titurel, eine ältere und eine jüngere. Was für Entdeckungen ließen sich da vielleicht machen? Die große Güte meines lieben Vaters setzte meiner Uebersiedelung nach Heidelberg kein Hinderniß entgegen.

Ich könnte nun noch Mancherlei von dem Studentenleben in Halle erzählen, allein ich will es übergehen, da dasselbe in seiner damaligen Gestalt oft genug geschildert worden ist, ich auch, obwohl ich viel Bekannte hatte, doch verhältnißmäßig zurückgezogen lebte. Nur eines Studenten will ich noch gedenken, weil er mir für die Signatur der ganzen Zeit zu charakteristisch erscheint. Es war ein Pommer, ein Theologe, ein hochgewachsener, blasser Mensch, mit grauen, erloschenen Augen und langen Haaren. Er konnte in's Unendliche hin trinken, ohne betrunken zu werden, weshalb er den Namen Schlauch empfangen hatte. Nur unter diesem habe ich ihn gekannt. Für gewöhnlich war er still und in sich versunken. Wenn er aber einige Gläser oder auch Flaschen getrunken hatte, fing er an, gesprächig zu werden. Die fahlen Augen begannen zu phosphoresciren und plötzlich pflegte er uns dann zu fragen, ob er uns nicht etwas erzählen solle? Das war seine Leidenschaft. Er erzählte mit der höchsten Behaglichkeit, indem er die Personen der Geschichte oft ganz dramatisch mit einander reden ließ. Allmälig hatte er gewisse Themata, auf die er immer wieder zurück-

ging, ſie jedoch bei einem neuen Vortrag auch nach Laune, Gelegenheit und Bedürfniß veränderte, wozu vorzüglich die Epiſodenerfindung beitrug. Gern hörte man ihm zu und es war unter uns ausgemacht, daß wir, da er ein armer Schlucker war, ſtets die Zeche für ihn bezahlten. Dieſer akademiſche Rhapſode, Schlauch geheißen, hatte nun vorzüglich einen Cyklus von Geſchichten ausgebildet, den er: „Reiſen unſeres Herrgotts mit Herrn Satanas zur Erkundung der beſten Dogmatik" betitelte. Früherhin habe ich ſelber noch gar Mancherlei daraus vortragen können. Leider ſehe ich jetzt, daß ich faſt Alles vergeſſen habe und mich darauf beſchränken muß, eine allgemeine Vorſtellung von dieſem echt Halle'ſchen Studentenwitz zu geben.

Er fing damit an, den Satanas ſich bei dem Herrgott über die ſchlechte Behandlung beklagen zu laſſen, die ihm jetzt von den Rationaliſten zu Theil werde. Er ließ den Herrn mit „Sie" vom Satan tituliren, während er von ihm per „Er" tractirt wurde. Gott fragte, womit er ſeine Klage beweiſe? Sie erlauben, antwortete der Teufel, daß ich Ihnen zunächſt aus Wegſcheider's dogmatiſchen Inſtitutionen die mich betreffenden Stellen mittheilen darf. Nachdem dies geſchehen, erkennt Gottvater die Berechtigung ſeiner Beſchwerde an, will ſich aber ſelber von dem Zuſtande der Dogmatik auf den Deutſchen Univerſitäten überzeugen und ſchlägt dem Satanas vor, mit ihm eine Reviſionsreiſe zu machen. Dieſer macht allerlei komiſche Einwendungen, nimmt jedoch ſchließlich an. Sie werfen ſich nun in die Maske zweier Studenten und fangen ihre Wanderung auf der Erde an. Vor den Menſchen verkehren ſie mit einander im Duzcomment, für ſich allein jedoch wieder per Sie und per Er. Hierdurch entſtand eine ſehr wirkſame Abwechſelung. — Schlauch war nun in der Erfindung ergötzlicher Verlegenheiten, in welche die Reiſenden gerathen, unerſchöpflich. Sie kommen z. B. in ein Wirthshaus, worin nur ein Bett vorhanden iſt, welches ihnen als ein zweiſchläfernes angewieſen wird. Als ſie nun zur Ruhe gehen wollen, behauptet Gottvater, daß er unmöglich mit dem Satan daſſelbe Bett theilen könne. Dieſer ſucht zu beweiſen, daß er als ermüdeter Fußreiſender daſſelbe Recht darauf habe. Gottvater will aber nur dogmatiſche Gründe gelten laſſen. Er citirt Bibelſtellen, Auctoritäten der Theologie. Satanas opponirt mit andern Stellen. So

disputiren sie, bis zuletzt Satanas überführt wird, daß er mit der Gnade zufrieden sein müsse, auf dem Teppich vor dem Bett schlafen zu dürfen. — Zum Kranklachen für uns Studenten waren nun die Scenen, worin Schlauch Gottvater und Satanas ihre Nachschriften von Vorlesungen der Professoren, bei denen sie hospitirten, vergleichen ließ, oder worin Satanas dem Herrgott die Entdeckung glaubte mittheilen zu müssen, daß die Menschen nicht blos nicht mehr an ihn, sondern sogar nicht mehr an Gott selber glaubten.

Bei solchen Bemerkungen drückte sich Satanas immer mit einer gewissen Schüchternheit aus, denn Schlauch verstand nicht ohne Kunst das Verhältniß der beiden Hauptpersonen seiner lustigen Schnurren so zu halten, wie es die Bibel im Eingang des Hiob darstellt. Satan blieb immer ein Diener des Höchsten. Er war in der Oekonomie des Heils von ihm als der Versucher der Menschen angestellt, Gottvater behandelte daher seine dünnen Einfälle mit Nachsicht. Die Pointe des Ganzen wurde im Wintersemester die Frage nach dem Verhältniß der rationalistischen Dogmatik von Wegscheider zur supranaturalistischen von Tholuck, wobei Schlauch nicht verfehlte, beide Professoren, die auch in ihrer äußeren Erscheinung völlige Extreme waren, auf dem Katheder selber vorzuführen und drastisch zu copiren. Was meinen Sie, ließ er Satan den Herrn fragen, wenn ich dem verstockten Wegscheider in meiner infernalen Figur einmal auf seinem Studirzimmer erschiene, ihn von meiner Persönlichkeit zu überzeugen? — Würde Ihm gar nichts helfen, brummte Gottvater; dieser Verblendete würde Ihn nur für eine Sinnestäuschung halten. — Aber, fuhr Satan fort, bei Professor Tholuck sollte ich mich doch wohl bedanken, sich, nach Kräften wenigstens, meiner persönlichen Existenz angenommen zu haben. — Er ist und bleibt doch, entgegnete der Herr, ein dummer Teufel. Sieht Er denn nicht, daß dieser Tholuck sich sogleich an Luther's Beispiel erinnern und Ihm das Tintenfaß an den Kopf werfen würde?

Manche von meinen damaligen theologischen Bekannten haben hinterher theils große Carrière gemacht, theils im Kampfe der Systeme sich wunderlich genug umhergeworfen. Ich gerieth jedoch mit Keinem von ihnen in Conflict, wahrscheinlich weil ich zu sehr mit mir selber und mit der Philosophie beschäftigt war. Nur ein einziger Student

verleidete mir im Winter gar manche Stunde. Es war ein Philologe, ein Verwandter von mir. Er war ein Plagegeist unserer ganzen Familie. Ich habe hinterher noch öfter die Beobachtung machen können, daß in großen, vielverzweigten Familien sehr gewöhnlich ein mißrathenes Subjekt vorkommt, welches unaufhörlich die unangenehmsten Verlegenheiten erzeugt und sich Jedem zur Unzeit und zur peinlichsten Belästigung aufdrängt. Als Menschen verabscheut man solche Buben, aber der Ehre der Familie halber hilft man ihnen, so gut es geht, fort, manchmal auch nur aus Ekel, um sie los zu werden. An Besserung ist selten zu denken. In späteren Jahren habe ich jedoch erlebt, daß ein solcher Verwahrloster dem Rauhen Hause bei Hamburg übergeben und dort wirklich zu einem sittlichen Menschen umgewandelt wurde. In der Regel verräth sich das böse Genie solcher Individuen schon auf der Schule. Auch jener Student war als Schüler bereits von Gymnasium zu Gymnasium geschickt. Mein Vater hatte ihn endlich in Magdeburg aufgenommen. Als er hier aber in einer Nacht ein Attentat auf eine hübsche Magd machte, und diese am Morgen bei meinem Vater klagbar ward, warf ihn dieser, der in solchen Dingen keinen Spaß verstand, sofort aus dem Hause. Er machte dann in Berlin bei der Universität das Abiturientenexamen und wurde immatriculirt. Ich vermied seinen Umgang und berührte mich nur einige Male mit ihm bei Verwandten. Nach einigen Monaten wurde er relegirt. Seine Mutter kam nach Berlin und bewirkte durch ihre Bitten, daß das Ministerium ihm die Erlaubniß gab, eine andere Universität beziehen zu dürfen.

Darüber war es Michaelis 1826 geworden, wo er nach Halle kam. Bevor er aber hier noch immatriculirt wurde, betrank er sich mit Sinnesgenossen und warf eine geleerte Kümmelflasche durch ein Fenster des Senatszimmers auf der Waage. Er wurde als der Thäter ermittelt und zu sechs Wochen Carcer verurtheilt, nachdem es seinem Vater, der selber in Halle studirt hatte, mit vieler Mühe gelungen war, die schon für ihn beschlossene Exclusion rückgängig zu machen. Dieser Student, ein großer, starker, nicht unbegabter Mensch, wurde meine Qual. Da ich ihm nach einer in Berlin mit ihm gemachten Erfahrung kein Geld borgte, so entlieh er Bücher von mir, namentlich einen schön

eingebundenen Tacitus, um ſie, wie ich ſpäter erfuhr, zu verkaufen. Er kam von Zeit zu Zeit zu mir, wenn er ganz ausgehungert war und ſtopfte ſich dann mit Brod und Bier bei mir voll. Er verdarb mir durch ſeine Planmacherei, in die Armee zu treten, oder nach Rußland zu gehen u. ſ. w. ſchöne Stunden. Als ich in den Weihnachtsferien dem Studium des Parcival oblag, ſchloß ich mich, aus Furcht vor ſeinem Beſuch, ein, was ich ſonſt nie thue. Seit ich Halle verlaſſen, habe ich ihn nicht wieder geſehen. Ich hörte, daß er bald auch Halle hatte meiden müſſen und nach Kiel gegangen war. Er war inzwiſchen mündig geworden und ſein Vater weigerte ſich, die Schulden, die er ſtets von Neuem anhäufte, zu bezahlen. Er ſank daher in äußerſte Dürftigkeit herab, die ihn zwang, zeitweiſe durch niedrige Handleiſtungen bei den Studenten ſich zu ernähren. Manchmal raffte er ſich auf, ihnen einen Vortrag im Saal einer Kneipe zu halten und nahm dafür eine Pränumeration von ihnen auf, welche ſie ihm theils aus Mitleid, theils des Jocus halber gewährten. So ſoll er unter Anderem ein Luſtſpiel vorgetragen haben, worin er die Caricatur eines Preußiſchen Lieutenants ſchilderte, den er jeden Augenblick die unſinnige Kraftformel: „Haar und Karbatſchenſtiel“ anbringen ließ. — Ich bin, da ich als Profeſſor zwar nicht ſo excentriſche, aber doch ähnliche dem Untergang zutaumelnde Subjekte kennen gelernt habe, über die Unverwüſtlichkeit derſelben oft erſtaunt und kann ſie mir nur dadurch erklären, daß ſie, von Mutter Natur urſprünglich mit einer gewiſſen Ueberfülle ausgeſtattet, viel urſprüngliche Kraft in ſich bergen. Ihr Leichtſinn läßt ſie in den Tag hinein leben. Sie kommen ſelten zu einer tieferen Empfindung ihrer moraliſchen Unwürdigkeit. Stärkere Anwandlungen der Reue werden durch den Trunk geſcheucht. Das unfreiwillige Faſten, welchem ſie ſich periodiſch unterwerfen müſſen, wirkt reinigend auf ihre Geſundheit. Wenn ſie wieder zu Geld gelangen, genießen ſie mit einer Luſt, die man geſehen haben muß, ihre thieriſche Intenſität zu faſſen. Sie ſind in ihrem Müſſiggang doch ſtets mit Entwürfen von anſtändig ſcheinenden Plänen beſchäftigt, durch deren Vorſpiegelung ſie von der Gutmüthigkeit der ehrlichen Tröpfe Nutzen zu ziehen hoffen. Die Fußwanderungen, zu denen die Noth ſie zwingt, erhalten ihre Rüſtigkeit noch bis zu einem gewiſſen Punkt, wo ſie, phyſiſch und moraliſch aus-

gehöhlt, plötzlich zusammenbrechen. — Ich hatte jenen Verwandten fast aus dem Gedächtniß verloren, sollte aber 1848 ganz unerwartet an ihn erinnert werden, als ich nach Berlin berufen ward, in das Ministerium zu treten. Er war, wie dies häufig bei so verlorenen Menschen der Fall ist, nach mancherlei Irrfahrten doch wieder in seine Heimath zurückgekommen. Er preßte seinen Eltern ab und zu Geld ab und lebte zuletzt als Winkelschreiber in Magdeburg. Daß ich es so weit bringen sollte, sogar Minister zu werden, versetzte ihn in die äußerste Wuth gegen mich. Er hatte mich als Gymnasiast und Student gekannt, und nun setzte er sich hin, Alles, was er von mir und meiner Familie wußte, in der scheußlichsten Weise zu entstellen und mich durch die infamsten Verdächtigungen und Verleumdungen, durch die elendesten Schmähungen, in demokratisch radicalen Blättern zu discreditiren. Er rächte sich dafür, daß mein Vater ihn, seiner Lüderlichkeit halber, aus dem Hause geworfen, und daß ich ihm in Halle Wohlthaten erzeigt hatte. Er starb bald darauf in cynischer Verkommenheit.

Von Halle nach Magdeburg sind nur eilf Meilen Wegs. Man konnte sie mit der Post oder auch mit Journalieren zurücklegen, die vom Gasthof zum goldenen Ring am Markt in den frühesten Morgenstunden abfuhren und gegen zehn Uhr in Magdeburg anlangten. Das war für uns Studenten die gewöhnliche Reisegelegenheit. In der Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Anhalt-Bernburg wurde eine Stunde Mittag gemacht. Die Gesellschaft war sehr gemischt, oft sehr langweilig oder geradezu unangenehm. Als ich nun gegen Ostern in dieser Weise nach Hause fuhr, suchte ich nach einem Thema, welches mich die langen Stunden im Stillen beschäftigen und von meiner Umgebung abziehen könnte. Bald fiel ich auf ein solches. Karl Immermann hatte mir zum Dank dafür, daß ich ihm das Original von Gryphius Theater aus Berlin besorgt hatte, seine Bearbeitung von dessen Trauerspiel, Cardenio und Celinde, geschenkt. Es versteht sich nach Allem, was ich früher über mein Verhältniß zu Immermann gesagt habe, daß ich seine Arbeit damals für eine sehr bedeutende hielt. Ich beschäftigte mich nun auf der so prosaischen Fahrt von Halle nach Magdeburg mit dem Gedanken zu einer kleinen Schrift, durch welche ich das Publikum in ein besseres Verständniß der Dichtung einführen

wollte, und zauderte auch nicht, gleich in der ersten Woche meines Aufenthalts im väterlichen Hause die Abhandlung zu Papier zu bringen. Was that ich aber? Verständigerweise hätte ich auf Gryphius selber zurückgehen müssen, was in sofern keine Schwierigkeiten bot, als Ludwig Tieck das Stück 1817 im zweiten Theile seines Deutschen Theaters hatte abdrucken lassen, woher es mir auch bekannt war. Sodann hätte ich die Behandlung zu besprechen gehabt, welche Achim von Arnim zu Anfang dieses Jahrhunderts dem Stoff unter dem Titel: Halle und Jerusalem, hatte angedeihen lassen. Diese weitläufige Composition war wohl einer der wildesten Schößlinge der Romantik. Das Halle'sche Studentenleben wird darin getreulich conterfeit, denn Cardenio studirte in Halle. Die Zauberin Tiche wurde in eine intriguante Kriegsräthin umgewandelt. Die Missionsanstalt des Halle'schen Waisenhauses machte die Brücke von Halle nach Jerusalem, wo der ewige Jude zu größerem Effekt herbeigezogen wurde. Zuletzt hätte ich zeigen müssen, wie Immermann wieder mehr auf die psychologischen Motive zurückging, welche Gryphius in seinem Vorwort mehr andeutet, als ausführt. Nichts von alle dem! Ich interpretirte, in der Manier von Hinrichs Erklärungen zum Faust, lauter Kategorien der Hegel'schen Phänomenologie in die Personen hinein. Ich glaubte, etwas recht Schönes zu Stande gebracht zu haben, aber meine Bekannten, denen ich das Machwerk vorlas, lachten mich geradezu aus. Besonders meine halb naturphilosophische Construction der Hexe Tiche verfiel ihrem Spott. Ich hatte das Schriftchen drucken lassen wollen, kühlte mich aber bald ab, und endete damit, es noch vor meiner Abreise von Magdeburg den Flammen als eine Verirrung zu übergeben.

XII.

Heidelberg. Daub's Einwirkung auf mich. Mein Verkehr mit Wippermann, Wunderlich, Franz Kugler und Theodor Parow. Geiſtlich Nachſpiel zur Tragödie Fauſt. Rheinreiſe.

Nach Heidelberg konnte man damals nicht ſo raſch, wie heutiges Tags, gelangen. Ich fuhr mit der Schnellpoſt zunächſt bis Caſſel. Als ich einſtieg, war ich von dem Abſchiedsfrühſtück ſehr ermüdet, welches ich mit Volk, Simon und Genthe unter Oberleitung meiner guten Schweſter genoſſen hatte. Ich ſchlief bald ein und erwachte erſt in Nordhauſen. Ein freundlicher Herr, mir gegenüber, begrüßte mich mit einem Scherze. Es war Herr von Olfers, der nach Braſilien ging. Wir kamen bald in's Geſpräch und logirten in Caſſel in demſelben Hôtel. Ich ſaß Mittags an der Wirthstafel neben ihm. Er unterhielt ſich zuweilen querüber mit einem ganz ſtattlich ausſehenden Mann, der einen ſtark wattirten großen grünen Oberrock, nach Art der Engländer, trug. Ich entnahm daraus ſo viel, daß derſelbe nach Caſſel gekommen, im numismatiſchen Cabinet Münzen nachzuſehen, die ihm für die Römiſche Geſchichte von Wichtigkeit waren. Ich vermuthete alſo einen Alterthumsforſcher. Ich erfuhr nach Tiſch durch Herrn von Olfers, daß es Auguſt Wilhelm von Schlegel geweſen war. Ich erwähne dies, weil es natürlich für mich ein Ereigniß war, auch dieſen Koryphäen der Romantik perſönlich geſchaut zu haben. Olfers ging auf Cöln weiter, ich über Marburg, Hanau nach Frankfurt, wo ich, für meine Verhältniſſe viel zu elegant und viel zu theuer, in dem neu eröffneten Hôtel zum Ruſſiſchen Kaiſer auf der Zeile logirte. Von hier miethete ich mit einem Gießner Studenten, einem Juriſten, einen

kleinen Wagen, auf welchem wir an einem entzückenden Frühlingsmorgen die reizende Bergstraße über Darmstadt nach Heidelberg fuhren, wo ich Abends im Gasthof zum Prinzen Karl an der Ecke der Hauptstraße und des Kornmarktes abstieg.

Ich unterlasse es, den Eindruck zu schildern, den das Thal von Heidelberg mit der schönen Ruine des Schlosses auf mich machte. Es ist dies tausendfältig von Andern geschehen. Ich war überselig, mich in diesem Mittelpunkt der Romantik zu befinden, und konnte mich an den Bergen, welche die Stadt überragten, an den blühenden Mandel- und Kastanienbäumen, an dem Neckarstrom, der durch die schöne Brücke rauschte, nicht ersättigen. Ich miethete an der Ecke des Marktes und der Mittelbadgasse bei dem Kupferschmied Breßler im dritten Stock eine Wohnung, von deren Fenstern aus ich eine unvergleichliche Aussicht genoß. Vor mir hatte ich den großen Markt mit der Hauptkirche und den Röhrbrunnen. Gegenüber winkten die Häupter der grünen Weinberge. Nach links blickte ich die Hauptstraße hinab bis zum Mittelthorthurm, der noch stand, aber, während meiner Anwesenheit in Heidelberg, abgerissen wurde. Nach rechts schweifte der Blick über das Karlsthor auf die röthlich schimmernde Terrasse des Schlosses. An sonnigen Tagen war die Wohnung zum zerschmelzen heiß, und bei Nachtgewittern, die nicht zu selten waren, erglühete sie vom infernalischen Schein der Blitze wie eine Hölle. Die blendende Helligkeit des elektrischen Lichtes deckte dann die entferntesten Gegenstände mit zauberischer Deutlichkeit auf.

Glückliche Jugend! Mit welcher Kraft und Raschheit bildet sie den Menschen um! In Wochen, in Monaten, vollzieht sie die erstaunlichsten Prozesse, während im Alter die Zeit als solche zwar immer schneller zu fliehen scheint, aber die Seele sich nicht mehr verwandelt. Einer nach dem andern von den Menschen, mit denen wir eigentlich gelebt haben, stirbt uns ab. Wir werden die großen Umwälzungen der Natur und Geschichte gewohnt. Wir suchen die kleinen Eigenschaften, zu denen wir es gebracht haben, zu erhalten und erwarten als nächstes und wichtigstes Ereigniß nur noch den Tod. Um uns herum verändert sich Alles. Wälder verschwinden, die Straßen der Städte schmücken sich mit neuen Häusern, die Kleidung und Sitte der

Menſchen nimmt ungeahnte Geſtalten an, neue Namen erklingen in Wiſſenſchaft und Kunſt, neue Helden werden vergöttert, aber wir ſelber erleiden keine neue Metamorphoſe. Dieſe elegiſche Betrachtung drängt ſich mir beim Eintritt in meine Heidelberger Epoche zu unwillkürlich auf, wenn ich die Erſchütterungen meines Bewußtſeins überdenke, welche ich dort in wenigen Monaten durchlebte. Ich feierte dort ganz allein meinen zwei und zwanzigſten Geburtstag. Ich glaubte noch immer, mich für ein Predigtamt vorzubereiten und beſchäftigte mich doch, wie man ſchon weiß, mit ganz andern Dingen, wenn dieſelben auch nicht ganz ohne Zuſammenhang mit der Theologie waren. Hinrichs hatte mir ein Exemplar ſeines neueſten Buchs: über das Weſen der antiken Tragödie, dargeſtellt an der Sophokleiſchen Oedipodie, mit einem Empfehlungsſchreiben an Daub, F. Schloſſer und Creuzer mitgegeben. Ich machte daher dieſen Herren meinen ehrfurchtsvollen Beſuch. Sie nahmen mich freundlich auf, aber, außer zu Daub, gewann ich kein Verhältniß zu ihnen, was auch ganz natürlich war, da ich als Theologe immatrikulirt war und keine Collegia bei ihnen hörte, ſondern nur zuweilen bei ihnen hoſpitirte, eine nähere Vorſtellung von ihrer Perſönlichkeit und Methode zu erlangen.

Da ich noch einige Wochen vor dem Anfang der Collegia gekommen war, ſo benutzte ich die Zeit, mich topographiſch zu orientiren. Ich lief nach allen ſchönen Punkten der Umgegend. Der Blick vom Kaiſerſtuhl ließ mich die ganze Scenerie umfaſſen, auf welcher von Straßburg bis Frankfurt ſich ein großer und wichtiger Theil der Deutſchen Geſchichte abgeſpielt hatte. Welche Erinnerungen umſchwebten nicht die Städte Speier und Worms! War doch hier, am Rhein, auch der Schauplatz der Nibelungen, die ſo tief in mein jugendliches Gemüth eingeſenkt waren! Wie wunderbar gemahnte es mich, den Weg, den man zum Kaiſerſtuhl aufſteigt, noch den Römerweg genannt zu hören, denn zuletzt ſtößt man in dieſen Gegenden doch überall auf die Spuren der einſtigen Römerherrſchaft. Dieſe einſamen Gänge, worin ich die erſten Eindrücke einer mir neuen Stadt und Gegend, unbeirrt durch fremde Reflexion, mit Begierde in mich aufzunehmen geliebt habe, worin ich, nach Art der Romantiker, die Wirklichkeit als Märchen genoß, worin ich die ſucceſſiv auftauchenden Gegenſtände nach

der ungefähren Kenntniß, die ich von ihnen mitbrachte, zu enträthseln suchte, gehörten stets zu meinen höchsten Genüssen. So wanderte ich auch eines Morgens früh nach Schwetzingen, den dortigen Schloßgarten zu sehen. Es war ein unvergleichlich schöner Frühlingstag. Beim Hingang hatte ich die blauen Linien der Vogesen, beim Rückgang am Abend die dunkeln des Odenwaldes vor Augen. Ich schwelgte in Wonne. Natur und Geschichte drängten sich in üppigster Fülle an mich heran und mein Herz erzitterte von tausend hohen Ahnungen, wie auf jenem Gang von Quedlinburg nach dem Stubenberge oder von Halle nach Merseburg.

Diese Zeit vor Anfang der Collegia benutzte ich auch, um zwei Bücher durchzumachen, die ich mir sogleich am dritten Tag nach meiner Ankunft gekauft hatte.

Das eine war die Ausgabe des Lohengrin von Görres, das andere der Judas Ischariot von Daub. Der Lohengrin war mir jetzt des Grals halber wichtig. Das Gedicht selber entsprach nicht meinen hochgespannten romantischen Erwartungen. Es ließ mich über die mysteriöse Seite des Grals ohne weiteren Aufschluß, da es sich in die Sagengeschichte von Cleve und sogar in die historische Zeit von Heinrich dem Finkler und seinen Kämpfen gegen die Avaren verliert. Desto mächtiger und nachhaltiger war der Eindruck, welchen die köstliche Einleitung von Görres bei mir hinterließ. Welch ein Riese mannichfaltigster Kenntnisse, welch ein Genie fruchtbarster Combination, welch ein sprachgewaltiger Darsteller ist doch dieser Görres gewesen! Er gehörte damals zu den Schriftstellern, die ich vergötterte. Hier in Heidelberg hatte er sein herrliches Buch über die Deutschen Volksbücher, hier hatte er seine Asiatische Mythengeschichte, hier sein Heldenbuch von Iran verfaßt! Daub hat mir erzählt, wie Görres in einer äußerlich fast dürftig zu nennenden Lage stets mit heiterm Humor hier unverdrossen seinen kolossalen Arbeiten oblag. Als er alt wurde, artete die Romantik bei ihm aus, und ich selber bin es gewesen, der seine Geschichte der christlichen Mystik hart angriff. Aber was er in seiner Heidelberger Periode schuf, war zwar enthusiastisch, wie Alles, was er schrieb, aber es war noch ohne die Verbitterung, die sich später bei ihm festsetzte, und ohne jene falsche Ueberschwänglichkeit, die ihn in den Aberglauben

hineingerathen ließ. Ich kann dies nicht deutlicher machen, als wenn ich zwei Arbeiten von ihm vergleiche, welche denselben Gegenstand haben. In den Studien von Daub und Creuzer findet sich von Görres eine Einleitung in die Weltgeschichte, deren tief geschöpfter Inhalt sich in hinreißend schöner Diction entfaltet. Die heutigen Historiker und Geschichtsphilosophen wissen nichts mehr davon und würden auch, wenn man sie darauf hinwiese, es gar nicht der Mühe werth halten, sich darum zu kümmern. Aber es soll ihm deshalb sein Ruhm unverkümmert bleiben. Es gab für mich damals nur noch eine Abhandlung, die ich eben so hoch stellte. Es ist das Vorwort, mit welchem Arnim die Volksliedersammlung eröffnete, die er mit Brentano unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn" herausgab. Görres' Abhandlung ist eine von Poesie durchhauchte concentrirte Anschauung der Weltgeschichte, die von Arnim eine eben solche von dem Wesen der Deutschen Geschichte. Es herrscht darin die innigste Empfänglichkeit für die Eigenart und Sitte unseres Volkes, wie sie nur aus der größten Liebe zu ihm und aus der sorgsamsten Beobachtung hervorgehen konnte. Es ist jetzt Mode geworden, auf jene Männer mitleidig herunterzublicken, weil sie Romantiker waren. Ich habe die Krankheiten der Romantik schwer genug durchmachen müssen, aber nie werde ich vergessen, wie ohne jene Romantik wir Deutsche uns niemals unter der Französischen Gewaltherrschaft so tief auf unsere wahre Individualität zurückbesonnen, Achtung vor unserer Vergangenheit, Vertrauen zu unserer Kraft gewonnen hätten. Als Görres später in München Weltgeschichte vortrug, ließ er die Einleitung dazu drucken. Wie geistreich auch hier noch einzelne Züge sind, so ist doch das Ganze in der Grundauffassung verfehlt. Die Scheidung der Völker in Semiten, Hamiten, Japhetiten, nach Anleitung der Mosaischen Sage, soll ihm hier mit einer abenteuerlichen Zahlenmystik den Schlüssel zur Weltgeschichte geben. Ich habe Görres in München auf dem Katheder gesehen. In einem großen Auditorium saßen ein Dutzend katholischer Theologen in ihren schwarzen Röcken, außerdem eine kleine Anzahl Belgischer Studenten. Görres, ein schlanker, magerer Mann, schritt festen Fußes auf das Katheder. Er hatte nicht einmal ein Blättchen vor sich, sondern sprach ganz frei. Seine Stimme hatte einen wunderbar vibrirenden Ton von großer

Kraft, jedoch ohne Modulation. Sie strömte in immer gleichem Wogenschlag weiter. Er stand und stemmte die Arme trotzig auf die Ecken des Pultes. Sein Blick war nach dem Fenster gerichtet. Die Zuhörer beachtete er nicht. Er schien in eine Vision verloren. Er entwarf eine prachtvolle, wie man nicht anders von ihm erwarten konnte, sehr günstige Schilderung vom heiligen Bernhard von Clärvaux und von den Wundern seiner Beredtsamkeit, durch welche er das Feuer der Kreuzzüge entzünden half. Er hätte selber sofort Aehnliches zu leisten vermocht. Während er so in unnachahmlichen Worten die Vergangenheit, als hätte er sie selbst erlebt, hervorzauberte, spuckte er unaufhörlich, wie ein Matrose, sobald er einen Satz beendigte, quer über die ganze Hälfte des Zimmers rechts nach dem Fenster hin, was mich zuerst sehr störte, woran die Zuhörer jedoch sich offenbar so gewöhnt hatten, daß sie es gar nicht mehr bemerkten, wie es mir selber in Berlin mit Neander ergangen war, der auch unausgesetzt, obwohl leise, vor sich hinspuckte.

Der Hauptaffect zur Einleitung von Görres zum Lohengrin bei mir war, daß ich auf die Bedeutung von Byzanz für die Cultur des Mittelalters mit ganz andern Augen, als bis dahin, aufmerksam wurde. Jetzt ist dies auf den verschiedensten Gebieten anerkannt, aber in meiner Jugend war diese Erkenntniß mit Ausnahme der Geschichte der Philologie, noch außerordentlich zurück.

Daub's Judas Ischariot, oder das Böse im Verhältniß zum Guten, hatte ich gleich den dritten Tag nach meiner Ankunft in Heidelberg in Angriff genommen. Das Buch wurde mir leicht und schwer. Leicht, sofern ich die einzelnen Abschnitte: Judas und Christus, die Widersacher Christi, das Evangelium als Wunder, Kaiphas und Christus oder das Evangelium, endlich die Wunder des Teufels gar wohl zu verstehen glaubte; schwer aber, sofern ich mich sträubte, die eigentliche Tendenz des Buches anzuerkennen. Diese ging, wie ich mir schließlich nicht verhehlen konnte, auf die Construction eines Beweises dafür hinaus, daß das Böse sein Princip in einem intelligenten Urbösen habe. Daub stellte zuerst den Begriff des Gesetzes auf. Ihm entgegen sollte dann das Gesetzwidrige als das Widernatürliche, Unvernünftige, ein seinem Princip nach Uebernatürliches sein. Daub wollte also die supranaturalistische Auffassung des Bösen rechtfertigen. Tiefe Blicke in den Ab-

grund des Böſen, vortreffliche Ausführungen einzelner Seiten deſſelben, z. B. der Lüge, glänzende Ausſchweifungen, z. B. über Kant's Kriticismus, über Leſſing's Nathan, ſowie die geiſtvolle, markige Sprache, feſſelten mich ungemein, allein das Ganze war für mich unfaßlich. Daub ſelber hatte das Werk handſchriftlich zu Ende geführt, aber er hat nur zwei Hefte drucken laſſen; das dritte, worin die Rettung des Teufels als Perſon, um es kurz auszudrücken, zum unzweideutigen Vorſchein kam, hatte er zurückgenommen, was er nicht hätte thun ſollen, da er damit den Werth der vorgängigen Unterſuchung ſchmälerte. Daß er es aber that, war durch Hegel's Anweſenheit in Heidelberg veranlaßt worden. Gerade während derſelben — 1816 bis 1818 — wurde das Buch in Heidelberg gedruckt. Daub wurde durch Hegel zu einer erneuten Aufnahme des Studiums ſeiner Philoſophie bewogen, und mit dieſer konnte jener Supranaturalismus nicht mehr beſtehen. Um den Urſprung des Böſen aus der Freiheit des Menſchen zu begreifen, bedarf es keines fictiven Lucifers außer ihm, in welchem der Proceß der Geneſis des Böſen doch zuletzt gerade nur eben ſo, wie in der Seele des Menſchen, ſich zu vollziehen vermag. Die Vorſtellung eines Teufels außer dem Menſchen, als eines grundböſen, der ihn zum Böſen verſuche, iſt nur die mythiſche Projection des Vorganges der Selbſtſucht im eignen Gefühl, Bewußtſein und Willen. Daub's Judas iſt das extremſte Product der romantiſchen Theologie. Daher wurde auch Leſſing's Nathan, das poetiſche Evangelium der religiöſen Toleranz, darin ſcharf cenſurirt und des Indifferentismus gegen das Chriſtenthum beſchuldigt. Daher werden auch Verbildungen der Natur, wunderliche Geſtalten derſelben in der antediluvianiſchen Zeit u. ſ. w. dem Wirken des Teufels zugeſchrieben. Alle Monſtroſität wird ihm als Urſacher aufgebürdet. Was hat der Teufel mit den unſchuldigen Dickhäutern zu thun, die vor tauſenden von Jahren in der damals üppig wuchernden Flora der Erde hauſten?

Zu meiner großen Verwunderung entdeckte ich auch, daß eine lange Diatribe über Raum und Zeit offenbar gegen den Anfang der Hegelſchen Phänomenologie gerichtet war. Hier war Daub dicht daran geweſen, das Endliche in der Bedingung ſeiner Exiſtenz zu faſſen, aber ſein theologiſcher Dogmatismus hatte ihm damals noch die richtige

Auffassung unmöglich gemacht. Ich selber habe mit Daub nie über seinen Judas zu sprechen gewagt, da er die Hypothese, auf welcher derselbe beruhte, zur Zeit, als ich mit ihm verkehrte, aufgegeben hatte. Ich wußte aber von seiner Frau, daß er einen Kampf auf Leben und Tod durchgemacht hatte, als er, in Folge eines Studiums der Hegel'schen Logik, sich von der wissenschaftlichen Unhaltbarkeit seiner Hypothese überzeugte. Was ich jetzt hier mit vollkommener Einsicht in Daub's Verirrung sage, war mir damals natürlich noch nicht so klar, sondern konnte es erst allmälig werden. Zuerst mußte mir das gewaltige, wundersame Buch imponiren und mich namentlich auch durch sein hohes sittliches Pathos heilsam erschüttern.

Ich glaube, daß es hier der Ort sein wird, über mein Verhältniß zu Daub eine allgemeine Vorbemerkung zu machen. Ich habe, als Krüger in Hamburg mit Bewilligung Daub's die Entwickelung, welche derselbe von den Hypothesen über die Willensfreiheit zum Druck befördert hatte, in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, 1835, im Anfang des Jahrgangs, bei einer Anzeige dieses Buches eine Charakteristik von Daub als Schriftsteller gegeben. Ich habe dann im Frühjahr 1837, als Daub im Jahre zuvor gestorben war, Erinnerungen an Carl Daub zu Berlin drucken lassen und Daub darin als Menschen wie als Lehrer geschildert, so weit ich selbst Gelegenheit hatte, ihn kennen zu lernen. Die Einwirkung seiner großartigen Persönlichkeit auf mich war, wie man auch hier sehen wird, außerordentlich gewesen. Ich stellte ihn hoch über alle gleichzeitig lebenden Theologen, auch über Schleiermacher, und habe dies auch öffentlich wiederholt ausgesprochen. Ich gestehe jedoch jetzt, nachdem Schleiermacher's gesammte wissenschaftliche und homiletische Thätigkeit uns vorliegt, daß ich ihn doch als den genialeren, productiveren und vielseitigeren Theologen und Philosophen anerkennen muß. Es ist Alles wahr, was ich über die speculative Tiefe, über die gelehrte Bildung und über die wissenschaftliche Kunst Daub's gesagt habe, allein Schleiermacher ist eigenthümlicher, fruchtbarer, und, um es so zu nennen, dogmatisch liberaler gewesen. Daub's Einwirkung auf unsere Theologie ist längst vorüber; auf die Umgestaltung unserer Kirche hat sie sich gar nicht erstreckt; Schleiermacher's Einfluß dauert noch immer fort und ist auf allen

Gebieten der theoretiſchen wie praktiſchen Theologie, ſowie in der Philoſophie, Geſchichte derſelben und in der Pädagogik noch überall ſichtbar. Der Gegenſatz beider Männer kam ſchon äußerlich zur Erſcheinung. Der eine lebte in Berlin in einer nach allen Richtungen hin unbeſchreiblich anregenden Thätigkeit, die nur einem ſo genialen Menſchen in ſolcher Ausgiebigkeit und Mannichfaltigkeit möglich war. — Dieſe beiſpielloſe Expanſion, welche die verſchiedenſten Formen des Wirkens und Darſtellens mit Virtuoſität, wie es ſchien, ſpielend auseinander hielt und die ich als unmittelbarer Zeuge derſelben nicht genug anzuſtaunen vermochte, wurde von Zeit zu Zeit durch Reiſen unterbrochen, welche die Fülle der perſönlichen Verbindungen in das Grenzenloſe zu erweitern drohte. Daub lebte einſam im Heidelberger Thal, ein Jahr wie das andere. Creuzer und Thibaut waren faſt ſein einziger Umgang. Daub concentrirte ſich ganz in die Intenſität ſeines contemplativen Denkens. Reiſen machte er nicht, brauchte es auch inſofern nicht, als die Reiſenden, die das ſchöne Heidelberg lockte, zu ihm kamen. — Ohne ſeine große Gelehrſamkeit und philoſophiſche Bildung hätte er, nach ſeinem Judas zu urtheilen, ein Theoſoph, wie Jacob Böhme, werden können.

Daub hatte in Paulus den ſchärfſten Contraſt neben ſich. Paulus war in Heidelberg, was Wegſcheider in Halle, das gefeierte, unbeſtrittene Haupt der rationaliſtiſchen Theologie. Alle Badenſer, Schwaben und Schweizer hörten bei ihm, während Daub's theologiſche Collegia nur von ſehr wenigen Zuhörern, meiſt Norddeutſchen, beſucht wurden. — Paulus war, in Verbindung mit Voß, der erklärte Gegner von Daub. Sie hatten ihn des Cryptokatholicismus verdächtigt und es war deshalb in Karlsruhe zur Unterſuchung gekommen, die 1826 zu Gunſten Daub's geendet hatte. Voß, der in dieſem Jahre ſtarb, hatte noch auf dem Todtenbett das Urtheil erfahren. In dieſem Jahre hatte auch Paulus die traurige Geſchichte der Mißheirath ſeiner einzigen, ſchönen, gelehrten Tochter mit Auguſt Wilhelm von Schlegel erleben müſſen. Heine hat ſie unter dem Mythus von Oſiris und Iſis erzählt. War es nicht ſchon an ſich eine Monſtroſität, daß der nüchterne, kahlverſtändige Paulus Schwiegervater eines Romantikers, wie Schlegel, werden ſollte. Paulus rächte ſich für den Schimpf, welchen der impotente Romantiker ſeiner

Tochter angethan, durch eine energische Verfolgung der romantischen Schule, die er in der mannichfachsten Form betrieb. An einem literarischen Lexikon, das er „Geisterrevue" betitelte, soll seine Tochter selber starken Antheil gehabt haben. Göthe, gegen welchen die Schlegel, nachdem sie ihn zuerst vergöttert, sich polemisch gewendet hatten, wurde darin besonders gefeiert. — Für Gutzkow, als er der Gotteslästerung halber angeklagt wurde, trat Paulus öffentlich in die Schranken, ohne seine Verurtheilung hindern zu können. Schelling und Hegel verfolgte er in Brochüren unter dem Namen: „Magis Amica Veritas", gegen Schelling riß ihn die Leidenschaft bis zu dem unwürdigen Schritt fort, daß er sich ein Heft der Vorlesungen desselben in Berlin kaufte und diese Nachschrift mit einer boshaften Einleitung und vielen hämischen gelehrten Anmerkungen drucken ließ. Schelling verklagte ihn, verlor aber den Proceß und Paulus erreichte, was er wollte. Er legte Schelling in Berlin lahm. Der geheimnißvolle Reiz, der bis dahin seine Offenbarungsphilosophie umschwebt hatte, war durch jene Veröffentlichung vernichtet. Schelling hörte auf zu dociren.

Ich habe Paulus, der noch sehr rüstig war, oft genug gesehen, aber ich habe nichts bei ihm gehört, da ich in Halle den Rationalismus genugsam kennen gelernt hatte. Ich hospitirte nur einige Male in seinen Vorlesungen, mich zu überzeugen, wie er in schwäbischem Dialekt von den Pfiffen der Pfaffen und von dem Abendmahl als einer Zusammenkunft sprach, bei der man eben auch gegessen und getrunken habe. Auch zu Umbreit und Ullmann, mit welch letzterem ich später in Halle befreundet wurde, hatte ich kein Verhältniß. Eben so wenig zu Schwarz, dessen berühmte Pädagogik ich versuchte, aber entsetzlich langweilig fand. Der Professor der Philosophie, Erhardt, ließ mich ganz kalt. Niemals wurde unter uns Studenten von ihm gesprochen. Die bedeutende medizinische Fakultät lag mir damals zu fern. Ich habe bei ihren Koryphäen nicht einmal hospitirt, wie ich es doch gerne that, große wissenschaftliche Auctoritäten auch persönlich kennen zu lernen. Die Juristen Mittermaier, Zachariä, Thibaut dagegen habe ich wiederholt besucht. Ihre Hörsäle waren überfüllt. Daub empfahl mich an Thibaut, so daß ich diesem auch in seinem Hause meine Aufwartung machte und von ihm, ein für alle Male, zu den Concerten eingeladen

wurde, die er an bestimmten Tagen in einem Saal seiner Wohnung aufführte. Ich machte auch Gebrauch von seiner Güte, zumal auch Daub diese Concerte besuchte, in denen Volksmelodieen und ausgewählte Stücke der altitalienischen Kirchenmusik vorgetragen wurden. In den Pausen des Gesangs bewirthete Thibaut seine zahlreichen Gäste mit Wein. Er war für mich eine höchst anziehende Persönlichkeit. Für zwei sehr verschiedene Gegenstände war er begeistert, für die Reinheit der Tonkunst, wie der Titel seines berühmten Buches lautete, und für die Herstellung eines einheitlichen nationalen Rechtes. Da ich bald ein paar Juristen zu meinen näheren Bekannten zählte, so mußte ich oft auf eine Besprechung der Juristen eingehen.

Genthe hatte mir beim Abgang aus Halle Hegel's Rechtsphilosophie zum Andenken geschenkt, und es war mir ganz angenehm, meine frisch aus ihr erlernte Weisheit an den Einsichten meiner geschulten Freunde prüfen zu können. Ich habe auch nicht verfehlt, meinen ältesten Sohn, der Jurist war, nach Heidelberg zu schicken, Mittermaier und Vangerow zu hören. Von der philosophischen Fakultät war es nur ein Mann, mit dem ich in nähere Berührung trat. Dies war Mone. Er war für mich wegen des Studiums der Handschriften wichtig, derentwegen ich nach Heidelberg gekommen war, weil er das Amt des Oberbibliothekars bekleidete. Mone hatte ein Collegium angekündigt, das allen meinen Wünschen entgegenzukommen schien. Es war betitelt: „Geschichte der Cultur und Literatur des Mittelalters." Die Anlage war in ihren Grundzügen wirklich großartig, allein die Ausführung entsprach nicht den durch sie erregten Erwartungen. Sie verlief sich in eine sehr summarische Uebersicht der Literatur, bei welcher die gelehrte Bildung zwar erwähnt, allein gegen die Volkspoesie ganz vernachlässigt wurde. Für mich war nun zwar die Bevorzugung der nationalen Dichtung ganz willkommen, allein auch sie kann ohne genauere Berücksichtigung der Lateinischen Geschichtschreibung und Dichtung nicht gründlich verstanden werden.

Mone hat einige Decennien später in seiner Geschichte der Hymnen der Römischen Kirche sehr schöne Kenntnisse auch in der Lateinischen Literatur des Mittelalters bekundet und namentlich auch den großen Einfluß nachgewiesen, welche die Hymnen der Byzantinischen Kirche

auf die der Römiſchen geäußert haben. In jenem Collegium kam jedoch nichts davon vor. Es wurden wohl auch Namen, wie Saxo Grammaticus, genannt, aber es wurde nicht darauf eingegangen. Recht lebendig wurde Mone nur bei den Liedern der alten Edda, bei den Triaden der Celtiſchen Barden, bei den Liedern des Finniſchen Stammes. Von der Deutſchen Dichtung erhielten wir zu unſerer Verwunderung nur eine magere Nomenclatur in ſehr allgemeinen Kategorien. Mone war Katholik, behandelte aber die Religion der nichtchriſtlichen Völker mit wahrhafter Ehrfurcht, und war weit davon entfernt, in ihr etwa nur verwerflichen Aberglauben zu erblicken. Er war ein Schüler und Anhänger Creuzer's und hatte zur Vervollſtändigung der Symbolik deſſelben die Geſchichte des Nordiſchen Heidenthums in zwei Bänden geſchrieben. Dieſem Buche bin ich viel Anregung ſchuldig geworden. Ich wurde dadurch von dem Irrthum befreit, die Zauberei der Naturvölker nur als Verirrung der Unwiſſenheit aufzufaſſen. Sie iſt in den primitiven Entwickelungen der Religion die erſte rohe Aeußerung des Idealismus des Geiſtes, die von ihm ſelber zunächſt noch unbegriffene Reaction ſeiner Freiheit gegen die Nothwendigkeit der Natur.

Ich habe früher erzählt, wie die Bekanntſchaft mit Mone's Otnit auf mich wirkte, die Auseinanderſetzung jedoch mit ſeiner Theorie bis hierher verſpart, wie ich ſie aus ſeinem eigenen Munde vernahm. Sie beſtand in der Behauptung, daß die Heldenſage eines Volks die Wiederholung ſeiner Götterſage ſei. Ich konnte mich von der Wahrheit dieſes Satzes nicht überzeugen. Daß zwiſchen der Götterſage und Heldenſage eines Volkes verwandte Züge vorkommen können, iſt durch ihre gemeinſchaftliche Abſtammung aus dem Geiſte des Volkes begreiflich. In der Germaniſchen Sage iſt zwiſchen Baldur's Schickſal und dem von Sigurd oder Siegfried eine unverkennbare Aehnlichkeit darin, daß Beide das Opfer eines tückiſchen Verrathes werden. Das iſt aber auch Alles; denn ſobald man die Analogie weiter verfolgen will, verfällt man in's Gezwungene, wo nicht Abgeſchmackte. Mone betrachtete die Sonne als den großen Wanderer, der den Tag, das Jahr, den Thierkreis durchläuft. Dieſer große Wanderer ſtirbt täglich am Abend, um am Morgen wieder aufzuſtehen. Er ſtirbt auch mit dem Winter, um im Frühjahr

ſich wieder zu verjüngen. Die Germanen ſind daher, wie die Sonne, Wandervölker und verachten den Tod, weil ſie der Wiedergeburt zu neuem Leben gewiß ſind. Baldur's Tod geht dem Weltuntergange voran, aber Baldur überdauert ihn und wird der Gott der neuen Erde und des neuen Himmels. Wo iſt denn aber bei Sigurd, nachdem er geſtorben, von einer Rückkehr deſſelben die Rede? In der Indiſchen Heldenſage wird Karna durch eine Liſt, in der Perſiſchen Ruſthm durch einen meuchleriſchen Mord, in der Griechiſchen Achilleus durch einen Pfeilſchuß getödtet. Sind deswegen Karna, Ruſthm, Achilleus mit Sigurd daſſelbe? Sind ſie, wie man jetzt oft hört, aus einer gemeinſamen Ariſchen Urſage entſprungen? Sind ſie, in der Religion jener Nationen, die heroiſchen Repräſentanten der Sonne? Keineswegs. Die Religionen faſſen alles Phyſiſche zugleich ethiſch auf. Hierdurch wird eben die Mythologie möglich. Je reiner und mannichfaltiger ihre ethiſche Individualiſirung ausfällt, um ſo reicher und ſchöner wird die Poeſie der Mythenſchöpfung der Völker, deren ganzes Gemüth ſich darin legt. Wenn man vermeint, mit der Reduction der Mythen auf einen Naturproceß die Religion begriffen zu haben, ſo irrt man ſich. Wind, Wolke, Blitz, Regen ſind nur äußerliche Grundlagen, nicht die Sache ſelber. Mone trug uns vor, daß ein Held, wie die Sonne, nicht ohne Kampf untergehen könnne. Geht dann aber der ſchöne Baldur, die Freude aller Aſen, durch Kampf unter? Wird er nicht in übermüthigem Spiel der Götter von dem blinden Hödur durch Loki's Verrath getödtet? Stirbt Siegfried im Kampf? Wirft Hagen ihm nicht den Speer meuchlings in die Schulter, als er ſich bückt, um zu trinken? Mone hatte noch eine beſondere Theorie vom Heldenliede, daß es nämlich Brautfahrt, Hochzeit und den ihr folgenden Untergang des Geſchlechts, die Noth, darſtelle. Dieſe Theorie war lediglich von den Nibelungen abſtrahirt, denn bei Gudrun ſehen wir ſogleich, daß die Hochzeit der Noth erſt nachfolgt. In Baldur's Geſchichte hat ſeine Gattin gar keinen Antheil an ſeinem Tode. Mone hatte einige tiefe Blicke in die Bedeutung des Weibes für die Mythenbildung gethan. Man findet ſie in der Einleitung, die er zu Groote's Ausgabe des Triſtan verfaßt hat, aber er hat dieſe Pſychologie und Ethik des weiblichen Naturells mit ſeiner ſonſtigen Theorie nicht ausgeglichen. In der Triſtanſage

kommt auch Brautfahrt, Hochzeit und Untergang vor, aber in einer Weiſe, welche Mone wohl ſehr ſtarke Bedenken gegen ſeine Hypotheſe hätte einflößen können. Iſt nicht Liebe das eigentliche Thema aller wahren Dichtung? Warum ſie in ſolche Kategorien, wie Brautfahrt, Hochzeit, Noth zerlegen? Der Kampf kommt natürlich auch ganz unabhängig von der Liebe zum Weibe vor, wie der Kampf des alten Hildebrand mit ſeinem Sohn, oder wie der Kampf der Helden in Chrimhildens großem Roſengarten, oder wie Alphart's Fahrt auf die Warte u. ſ. w.

Für die Gralſage konnte mir Mone keine Hülfe leiſten, da er mit ihr ſich nicht ſpeciell beſchäftigt hatte. Er ließ mir aber durch den Bibliothekdiener Bachmann die beiden Handſchriften des Titurel, nach dem mein Verlangen ſtand, zur Benutzung im Arbeitszimmer der Bibliothek überweiſen. Ich bekam dadurch für die erſten fünf Tage der Woche eine feſte Einrichtung. Von 9 bis 10 Uhr hörte ich Moral bei Daub, von 10 bis 11 Uhr Literaturgeſchichte des Mittelalters bei Mone, von 11 bis 1 Uhr arbeitete ich auf der Bibliothek, von 1 bis 2 Uhr ging ich zu Tiſch, von 2 bis 5 Uhr brachte ich auf meinem Zimmer zu, von 5 bis 6 Uhr hörte ich Anthropologie bei Daub, von 6 bis 7 Uhr ging ich häufig auf das akademiſche Leſekabinet, deſſen Mitglied ich geworden war. Dann ging es mit Bekannten in's Freie oder, wenn Regenwetter war, in das Kaffeehaus neben der Brücke, das damals nach ſeinem Beſitzer de Dupréz genannt wurde. Hier las man Zeitungen, hier rauchte und plauderte man oder ſchaute träumeriſch auf den Strom und die Berge. — Als ich nach einigen Monaten mit dem Durchleſen und Excerpiren der koloſſalen Handſchriften fertig war, blieb ich doch meiner Tagesordnung getreu, weil die Bibliothek zu viel Schätze enthielt, die mir damals von höchſter Wichtigkeit waren.

Da ich ſo regelmäßig erſchien, ſo hatte ich bald an dem langen Arbeitstiſche einen beſtimmten Platz. Und mir gegenüber ſaß nun der herrliche Menſch, den ich hier kennen lernte und den ich ſo unbeſchreiblich geliebt habe, Franz Kugler. Wir hatten uns im Collegium bei Mone getroffen. Da derſelbe nur ſechs bis ſieben Zuhörer hatte, ſo waren wir ſchon aufmerkſam auf einander geworden. Als wir uns aber auch in der Bibliothek zuſammenfanden, entſtand raſch ein Austauſch zwiſchen

uns, der unſern Umgang und unſere das ganze Leben hindurch bewahrte treue Freundſchaft zur Folge hatte. Kugler excerpirte weniger, als daß er die Zeichnungen der Handſchriften durchzeichnete. Wir theilten von hier ab die Reſultate unſerer Lectionen und Arbeiten einander mit. Das Rolandslied, Velbeck's Eneidt und der Wälſche Gaſt waren hervorſtechende Punkte in Kugler's Arbeiten. Kugler war ein Stettiner von Geburt und hatte auch ſchon, wie ich, in Berlin ſtudirt. Er war Philologe, befand ſich aber nicht weniger als ich in der größten Gährung, die jedoch bei ihm völlig anders bedingt war. Er war eine durch und durch künſtleriſche Natur. Er dichtete, zeichnete, ſpielte mehrere Inſtrumente, componirte. Er hatte ſich auch ein Fortepiano gemiethet. Unter zwei gekreuzten Hiebern nebſt den Fechthandſchuhen hing ein Waldhorn an der Wand. Sein Stock war zugleich eine Flöte, und wenn wir manchmal ſpät Abends von dem Schloß herunterkamen, ging er ſcherzhaft vor uns her, einen Marſch blaſend. Er wußte noch nicht recht, was er mit der Ueberfülle ſeiner Anlagen und Neigungen machen ſollte. Zuweilen wanderte er, die Zeichenmappe unter dem Arm, Freitag Nachmittag weg und trieb ſich bis Sonntag Abend in der ganzen Gegend umher, Skizzen für ſein Album zu ſammeln. Einmal war er verſchwunden, ohne daß ich wußte, wohin. Nach einigen Tagen kam er zurück und vertraute mir, daß er in Mannheim geweſen war, wo er zuvor eingeleitet hatte, unter fremdem Namen auf dem Theater — ich habe vergeſſen, in welcher Rolle — aufzutreten. Der Verſuch war aber mißglückt und er war nun ſehr zufrieden, dieſe Erfahrung gemacht zu haben, die ihn von einer falſchen Richtung befreite, zu welcher er auch Talent zu haben glaubte. Kugler beſaß viel mehr poetiſche Geſtaltungskraft, als ich, und wurde nicht, wie ich, durch theologiſche und philoſophiſche Skepſis gemartert. Kunſt und Literatur waren die Gebiete, auf denen wir uns mit gleich leidenſchaftlicher Liebe zu ihnen begegneten. Wir waren am liebſten allein und kletterten gern in unerſchöpflichem Geſpräch in der Einſamkeit der Berge und Wälder umher. Auch in den Trümmern des Schloſſes verweilten wir gern und machten es zum Mittelpunkt unſerer Ahnungen über die Geſchichte der Baukunſt, welche Kugler in ſeinem Mannesalter mit ſo großem Erfolg cultiviren ſollte. Kugler war ein anſcheinend ſtiller, innerlich

aber stets vom höchsten Ringen nach Schönheit und Güte bewegter Mensch. Seine Sanftmuth, seine Sinnigkeit, seine künstlerische Plastik contrastirte scharf gegen meine Heftigkeit, Unruhe und Reflexionsfiechheit, die Alles der Herrschaft des Hegel'schen Begriffs unterwerfen wollte. Eben unserer großen Verschiedenheit halber ergänzten wir uns in gegenseitig vollkommener Weise.

Daß ich Kugler fand, war für mich ein außerordentliches Glück, weil ich durch ihn die eine Seite meines Wesens, die schlechthin auf den Genuß und die Erforschung des Schönen gerichtet ist, lebendig auswirken konnte. Es sollte aber noch die andere Seite, die rein spekulative und politische, für mich ihre Repräsentanten finden. Ich hatte, auf Anrathen meines Hauswirthes, meinen Mittagstisch in der Pension, wie er es nannte, eines Schneidermeisters Gallmann in der Fischergasse genommen. Seine Frau und eine recht hübsche Tochter besorgten die Küche. In einem großen, hellen Zimmer nach der Straßenseite stand eine lange Tafel, an der einige zwanzig Studenten Platz fanden. Es waren lauter Norddeutsche, Westphalen zumeist und Hanseaten, deren Dialekt und Sitten mir von Berlin und Halle her schon geläufig waren. Meister Gallmann besorgte die Aufwartung bei Tisch. Das Essen war ganz vorzüglich. Es wurde nicht, wie in Göttingen, Berlin und Halle zu geschehen pflegte, nach der Karte, sondern gemeinschaftlich gegessen, und zwar von jedem Gericht so viel man wollte. Zwischen Suppe und Braten gab es stets ein saftiges, kerniges Rindfleisch mit Salat, wie ich es schöner weder vorher noch nachher wieder zu genießen bekommen habe; nach dem Braten gab es einen Nachtisch von köstlichen Kuchensorten, in deren Abwechselung Frau Gallmann sehr erfinderisch war. Wein wurde bei Tisch nicht getrunken, auch nicht Bier, sondern nur Wasser, da wir Abends in Wein oder Bier uns genug zu thun pflegten. — Wenn man die Treppe des Hauses heraufkam und in den Flur trat, so hatte man einen eigenthümlichen Anblick. Es war damals unter den Studenten, die etwas renommiren wollten, Ton, sich große Hunde zu halten. Eine Anzahl solcher Köter kam nun auch hier zusammen, weil ihre Herren sie von den Küchenabgängen füttern ließen. Damit sie nicht in die Stube dringen sollten, wurden sie von einem starken, aber verwachsenen Sohne Gallmann's

in Empfang genommen, der ihnen ein Seil um den Hals schlang und dies durch einen Ring an der Mauer zog. Von da ab habe ich mir den Zwerg Alberich in den Nibelungen immer unter der Figur dieses Gnomens vorstellen müssen, wie er die Koppel der gewaltigen Bestien mit nerviger Faust und Herrscherblick zusammenhielt. An diesem Tisch erfuhr ich nun zur Genüge, was gerade unter den Studenten, wie man zu sagen pflegt, los war. Ich hatte nicht die geringste Lust, mich an diesen Angelegenheiten zu betheiligen. Die Borussen bildeten damals in Heidelberg ein sehr angesehenes Corps, welches auch den Geburtstag Friedrich Wilhelms III. am 3. August durch einen großen Commers in Neckargemünd zu feiern pflegte, wohin das Corps unter Musik auf einem ausgeflaggten Schiffe fuhr und ebenso am Abend von dort zurückkehrte. Allein ich war nur noch auf Kunst und Wissenschaft gerichtet und widerstand den Anforderungen, als bemooftes Haupt in das Corps zu treten.

An unserem Mittagstisch präsidirte ein Westphale, Wippermann aus Lemgo, ein Jurist, der schon hoch in den dreißiger Jahren war. Er genoß ein reichliches Familienstipendium, bei dessen Vermächtniß der Stifter keine Frist des Genusses festgesetzt hatte, weil er das Triennium wohl als selbstverständlich dafür angenommen hatte. Wippermann aber fußte darauf, es unbeschränkt zu beanspruchen. Er hatte schon in Göttingen und Jena studirt und lebte nun seit einigen Jahren in Heidelberg. Er hatte das Recht ganz tüchtig studirt, war aber ein Lebemann geworden, der gern dem Wein huldigte. Zunächst neben Wippermann saß ein anderer Jurist, Wunderlich, der Sohn eines reichen Senators und Weinhändlers von Lübeck. Er war auch fast dreißig Jahre alt, hatte ebenfalls in Jena studirt, dort Wippermann's Bekanntschaft gemacht und war mit ihm nach Heidelberg gezogen. Er war ein höchst liebenswürdiger, durchaus ideal angelegter Mensch, der mit dem realistischen Wippermann des Abends zu kneipen sich gewöhnt hatte. Wippermann saß allein an der Querseite des Tisches obenan, neben ihm an der einen Ecke saß Wunderlich, ihnen gegenüber an der andern Ecke kam ich zu sitzen. So machte es sich von selbst, daß wir drei, als die Aeltesten am Tisch, uns auch vorzugsweise unterhielten, und hiervon war wieder die Folge, daß wir auch oft für den Abend

uns verabredeten oder auch wohl Sonnabends gleich nach Tisch einen kleinen Wagen mietheten, nach Ladenburg oder sonst wohin zu fahren. Bald fanden Wunderlich und ich ein so großes Gefallen aneinander, daß wir häufig am Abend auch ohne Wippermann kneipten, weil er auf vielerlei Themata nicht eingehen mochte, da es ihm vorzüglich nur um angenehme Unterhaltung zu thun war. Auch verleitete er uns wohl, mehr zu trinken, als wir eigentlich mochten. Ich erinnere mich, daß, als Melisse, schwarze Johannisbeeren und Waldmeister im schönsten Wuchse standen, von ihm kleine Trinkgelage mit Maitrank in der sogenannten Steppei am Neckar arrangirt wurden. Der Invalide im Schloßgarten mußte uns die Kräuter pflücken, Wippermann kaufte Orangenschale und Zucker, übergoß in einer Bowle dies Material mit Rheinwein und bereitete, wenn der Wein die Kräuter ausgelaugt hatte, den Maitrank. Er präsidirte beim Trinken mit vieler Laune und komischer Grandezza. Da noch einige andere Studenten von unserem Tisch an diesen Improvisationen Theil nahmen, so arteten sie nach einigen Stunden, wenn das erste Feuer verraucht war, in sehr große Gewöhnlichkeit aus, die mir mehr als langweilig war. Ich habe das seltene Glück gehabt, niemals, bis in mein jetziges hohes Alter hin, an Kopfschmerz zu leiden, aber von dem Waldmeister, der, wie Wippermann scherzte, bald Meister wird, bekam ich Kopfschmerz und Zittern in den Händen. Ich erklärte daher, nach einigen im Maitrank vergeblich gemachten Versuchen, mich zu gewöhnen, daß ich mich an solchen Gelagen nicht weiter betheiligen werde. Ich hatte zu meiner Tagesarbeit einen freien Kopf, klare Augen und eine feste Hand nöthig. Von hier ab geschah es, daß ich meine Abende zwischen Kugler und Wunderlich zu wechseln pflegte, ohne das Zusammensein mit Wippermann zu vermeiden. Waren wir drei zusammen, so wurde gewöhnlich über die Philosophie von Fries und Hegel gestritten, denn Wippermann sowohl als Wunderlich waren von Jena her für Fries eingenommen. Der Begriff der Causalität spielte in diesen Gesprächen die Hauptrolle. Wippermann war aber von dem Standpunkte der Fries'schen Philosophie längst zum Materialismus und Atheismus übergegangen, wenn er auch für die Erkenntnißtheorie sich noch der Fries'schen Kategorien bediente. Wunderlich hingegen war geneigt, sich auf Schelling's Seite

zu ſchlagen und wurde darin durch deſſen Vorleſungen über die Methode des akademiſchen Studiums, die ich ihm zu leſen gab, außerordentlich beſtärkt. Die Einheit von Sein und Denken, von Realismus und Idealismus, von Natur und Geiſt, von einem parallelen Stufengange der Entwickelung beider wurde ihm in einem ganz anderen Lichte dargeſtellt, als er ſie bisher durch die Polemik von Fries, Salat u. ſ. w. aufgefaßt hatte. Wippermann ging nicht darauf ein, ſondern blieb dabei ſtehen, daß er den Spinozismus und Pantheismus in der Identität des Realen und Idealen feſthielt. Die wahre Identität erblickte er in der Materie. Wenn wir über die Cauſalität hin und her geſtritten hatten, ſo pflegte er mich zuletzt einer komiſchen Katecheſation zu unterziehen. Er nahm ſein Taſchentuch, faßte es an einem Zipfel, ließ es frei ſchweben und fragte mich, ob es ſich von ſelbſt bewege? Ich antwortete: Nein. Bewegt es die Luft? Ja. Bewegt die Luft ſich ſelbſt? Nein. Was bewegt die Luft? Die Wärme. Bewegt die Wärme ſich ſelbſt? Nein. Was bewegt ſie? Entweder die Friction oder das Licht. Iſt Friction oder Licht ohne Materie möglich? Nein. Alſo, war nun der Schluß, geht die Bewegung von der Materie aus. Wodurch aber bewegt ſich die Materie? Durch die Schwere. Iſt die Schwere eine Kraft außerhalb der Materie? Nein. Sie iſt alſo in der Materie unmittelbar enthalten? Ja, ſofern die Materie in die Vielheit verſchiedener Quanta zerfällt. Alſo, war nun der letzte Schluß, bewegt die Materie ſich ſelbſt und iſt das Alles bewegende Princip. Dies ſuchte er auch durch die Wirkung des Weins nachzuweiſen. Iſt der Wein etwas Materielles? Ja. Iſt das Gehirn etwas Materielles? Ja. Wirkt der Wein auf das Gehirn? Ja. Kann dieſe Wirkung, da ſie die von Materie auf Materie iſt, eine andere als materielle ſein? Nein. Iſt jeder Wein dem andern gleich? Nein. Wird alſo nicht die Wirkung einer Sorte eine andere ſein, als die einer andern? Gewiß. Wird folglich der Rüdesheimer eine andere Wirkung haben, als der Geiſenheimer? Ja. Kann der Wein aber die Vorſtellung einer Zahl, einer Figur, eines Verhältniſſes, wie Gleichheit und Ungleichheit, Centrum und Peripherie, Größer oder Kleiner u. dgl. m. verändern? Nein, die einzelnen Vorſtellungen als ſolche ſcheinen unveränderlich. Wenn der Wein ſie nicht in ſich ſelber zu verändern vermag, ſo kann er

vielleicht ihre Richtung im Gehirn ändern, indem er das Blut, und durch daſſelbe die Nerven in eine ander Bewegung verſetzt?

Nun behauptete Wippermann, an ſich ſelbſt die verſchiedene Wirkung des Weins zu beobachten. Nach gewiſſen Sorten finde er ſich z. B. zu den höchſten Ideencombinationen aufgeregt, die ihm das Einſchlafen erſchwerten, ſo daß er, weil ſie ihm auch zu bedeutungsvoll erſchienen, ſie gern aufgezeichnet hätte. Er fing dann an, auf großen Bogen mit großer Schrift zuerſt ganz leidliche Sätze zu ſchreiben. Da ihm dies jedoch im Zuſtande der Halbtrunkenheit, worin er ſich befand, zu langſam ging, auch zu mühſam war, ſo folgten zunächſt nur einzelne Wörter und, da auch dieſe zu ſchreiben ihm läſtig wurden, ſo malte er zuletzt in Umriſſen einzelne Figuren hin, die ihn an ſeine ſublimen Einfälle erinnern ſollten. Da war ein Baum, ein Haus, ein Kopf, eine Leiter, ein Hundeſchwanz u. ſ. w. Aber was bedeuteten ſie? — Wir ſollten ihm zuweilen helfen, nach der Richtung, die er in den noch ganz ausgeſchriebenen Sätzen genommen, dieſe Hieroglyphen zu deuten, was natürlich für uns nur willkommener Stoff zu ſchlechten Witzen war, uns und ihn, da er Spaß verſtand, zu amüſiren. Wenn man einen ſolchen Bogen von Wippermann vor ſich hatte, ſo konnte man deutlich den Uebergang der Seele vom wachen Bewußtſein zum Träumen beobachten.

Da wir unſerem ſokratiſirenden Silen nicht beſtreiten konnten, daß wir, wenn wir die Abſicht haben, uns in eine recht heitere Stimmung zu verſetzen, nicht ſchweren Portwein, ſondern perlenden Champagner trinken, ſo geſtanden wir die Veränderung in der Richtung unſerer Vorſtellungen durch den Wein zu. Aber weiterhin geriethen wir in Widerſprüche, die uns zu immer neuen Streitigkeiten ohne Reſultat führten. Es war beſonders die Teleologie als eine Form der Cauſalität. Wippermann leugnete die Erſcheinung nicht, welche wir Zweck nennen, aber er behauptete, daß auch ſie ein Product der Nothwendigkeit der materiellen Cauſalität ſei und wollte den Schluß von ihr auf die Exiſtenz der Freiheit nicht gelten laſſen. Wunderlich war nicht abgeneigt, die Freiheit anzuerkennen, aber durch ein ausſchweifendes Vorurtheil für die Germaniſche Race, als für diejenige, welcher allein weltgeſchichtlich die Idee der Freiheit zukomme, gab er Wipper-

mann Veranlaſſung, ihn zu widerlegen. Wunderlich behauptete, daß nur den Germanen der wahre Begriff der Freiheit, allen andern Racen aber der der Knechtſchaft angeboren ſei. Die Geſchichte des Deutſchen Kaiſerthums war ihm nichts, als die Geſchichte der Vernichtung der urſprünglichen Freiheit des Deutſchen Mannes durch die abſichtliche Einſchleppung des Römiſchen Rechts und der Imperatorenwürde. Da er einer Republik, Lübeck, angehörte, ſo konnte man ihm nicht verargen, daß er für dieſe Staatsform eingenommen war. Und zwar war er es hauptſächlich aus einem ethiſchen Grunde, weil ſie allein die Verantwortlichkeit für alle Glieder des Staates möglich mache, während der Monarch, auch in der Engliſchen Verfaſſung, unverantwortlich ſein ſoll. Den Griechen und Römern ſprach er den Beſitz der wahren Freiheit ab, weil ſie Sclaven gehabt haben und daher auch aus dem Republikanismus, dem ſie nur vorübergehend ſich ergaben, in den Despotismus fielen. Er war manchmal mit Ruſſen längere Zeit nur deshalb umgegangen, um an ihnen die Aeußerungen des ihnen angeborenen ſclaviſchen Sinnes zu ſtudiren. War aber die Unfreiheit den Nichtgermanen, die Freiheit den Germanen angeboren, ſo war ja die Freiheit etwas Phyſiſches, Materielles, und man konnte dem Nichtgermanen keinen Vorwurf machen, wenn er von Hauſe aus die Knechtſchaft liebte. — Wunderlich bemühte ſich ſehr um die Statiſtik der Miſchung der Racen, um aus den Procenten derſelben Schlüſſe auf ihre Tauglichkeit für freie Staatsformen zu machen. Da nun die Franzoſen durch die Beimiſchung ſtarker Elemente Germaniſcher Stämme wie der Weſtgothen, Burgunder, der Franken und Normannen noch mehr Deutſches Blut in ſich aufgenommen hatten, als die Romaniſirten Bretoniſchen Celten durch die Angelſachſen und Normannen, ſo hielt er ſie für vorzüglich befähigt, den politiſchen Fortſchritt zu leiten. Er war auch Mitarbeiter an einer Neuen Pariſer Zeitung, die zu Paris in Deutſcher Sprache erſchien. Das enthuſiaſtiſche Intereſſe Wunderlich's für das Deutſchthum war zwiſchen ihm und mir ein ſtarkes Band. Meine ſpeciellen Kenntniſſe aus dem Gebiet des Deutſchen Mittelalters dienten dazu, uns Bauſtoff für unſere Reflexionen zu ſchaffen. Er folgte in der Politik im Allgemeinen Luden, deſſen Buch er mir auch zu leſen gab. Luden's Deutſche Geſchichte kannte ich ſchon vom Gym-

nasium her. Von Hegel's Rechtsphiloſophie wollte Wunderlich als eingefleiſchter Jenenſer nichts wiſſen. Er hielt ſie, weil ſie die vollkommenſte Form der Souverainetät des Staates in die fürſtliche Erbmonarchie ſetzt, für ſervil.

Unvermeidlich kamen wir in unſern Geſprächen von der Betrachtung einzelner juridiſcher oder politiſcher Begriffe auf ihre Entwickelung in der Geſchichte und dann auf die Frage, ob in ihr ein Zweck vorhanden ſei, zurück. Hier war es, wo die religiöſe Faſſung dieſes Begriffs als göttliche Vorſehung zu den lebhafteſten und ſpitzfindigſten Erörterungen führte. Wippermann leugnete conſequent den Begriff der Zweckmäßigkeit. Für ihn gab es nur mechaniſche Nothwendigkeit, weil die Materie für ihn das Abſolute war. Wunderlich wollte die Freiheit des Menſchen erhalten wiſſen. Er konnte ſein Dogma von der Prädeſtination der Völker durch ihre natürliche Individualität ſehr wohl mit der Annahme der Freiheit des Willens dadurch vereinigen, daß er zugab, in ihr nur eine Schranke, keine Grenze zu ſehen. Sie blieb dann das pſychiſche Princip der nationalen Originalität. Hiermit war ich im Grunde auch ganz einverſtanden. Jede Race, jedes Volk, jeder Stamm, ja jede Familie hat eine ſeeliſche Beſonderheit, aus welcher ihr eigenthümliches Schickſal entſpringt. Die Natur iſt innerhalb ihrer ſelbſt eine Totalität, welche gegen die Geſchichte des Menſchen ſich von ihrer Seite her ganz gleichgültig verhält, während das Handeln des Menſchen von der Geſetzmäßigkeit der Natur abhängig bleibt, obwohl es von ſeiner Seite als eine ſpontane Thätigkeit den Urſprung ſeiner Cauſalität aus ſich ſelber entnimmt. Jede Handlung des einzelnen Menſchen, ein Product ſeiner Freiheit, ſteht aber im Verhältniß zum Handeln aller übrigen. Jede wird ein Moment der Geſchichte, d. h. alle Menſchen haben eine ſolidariſche Verantwortlichkeit für den gemeinſamen Zweck der ganzen Menſchheit. Der Einzelne handelt innerhalb ſeines beſchränkten Standpunkts, aber die That, die er vollbringt, gewinnt ihre wahre Bedeutung nur im Zuſammenhang der Totalität. Was bleibt nun einem Gott zu thun übrig? Die Cauſalität der Natur ſcheint ihn eben ſo auszuſchließen, als die der Geſchichte. Die Religion läßt ihn daher auf zweierlei Weiſe thätig ſein. Einmal ſoll er den Plan der ganzen Entwickelung entwerfen, ſo wird er zur Vor-

ſehung. Sodann ſoll er durch ſeine Macht zuweilen plötzlich in den Verlauf des Naturproceſſes im Intereſſe eines menſchlichen Geſchehens eingreifen. So entſteht die Vorſtellung des Wunders. Das Wunder in dieſem ſupranaturaliſtiſchen Sinne leugneten wir alle drei. — Ich war durch meine Erziehung ganz und gar von den Grundſätzen der Aufklärung durchdrungen. Das Studium der Theologie, namentlich der exegetiſchen, hatte mir viele heftige Anwandlungen gebracht, das Wunder glauben zu wollen; aber das Studium der dogmatiſchen Theologie, welche den Beweis ſeiner Möglichkeit liefern ſollte, hatte dieſe Anläufe immer wieder zerſtört. Man glaube jedoch nicht, daß ich ſchon damals zu einer völlig abgeſchloſſenen Theorie in dieſer Hinſicht gelangte. Nur die Fundamente zu ſpäter befeſtigten Ueberzeugungen wurden gelegt. Es war ein Widerſtreben gegen den Eudämonismus, der mich damals vorzüglich gegen den Wunderglauben in Oppoſition warf. Jedem Menſchen, der in bittere Noth geräth, würde es angenehm ſein, durch die außerordentliche Veranſtaltung der Allmacht eines mitleidigen Gottes daraus erlöſt zu werden. Daß die Menſchen in ſolcher Erwartung beten, d. h. daß ſie von dem Gott ein Wunder, das für ihn ja eine Kleinigkeit, zu ihrem Nutzen erbitten, iſt Thatſache. Dieſen egoiſtiſchen Glauben verwarf ich. Hingegen nahm ich an, daß Gott in dem realen Zuſammenhang ſowohl der Natur mit der Geſchichte, als der Handlungen der Menſchen untereinander, innerhalb der Geſchichte theils durch ſeine Gerechtigkeit, theils durch ſeine Gnade auf eine unſerem Verſtande unbegreifliche Weiſe die Wahrheit der Geſchichte vermittele. Ich verehrte in der Entwickelung der Geſchichte ſelber den in ihren Schickſalen ſich offenbarenden Gott. In dieſem Sinne war die Geſchichte für mich voll von den wunderbarſten Ereigniſſen, obwohl ſie nicht Wunder im Verſtande eines transſcendenten Mirakels, ſondern auf immanente Weiſe durch Natur und Freiheit hervorgebracht, und inſofern für uns vollkommen begreifliche Thatſachen ſind.

Wippermann machte ſich ein beſonderes Vergnügen aus der Kritik der Vorſehung, wie ſie vom Eudämonismus genommen zu werden pflegt. Hierin konnte ich ihm nur beiſtimmen. Die Zeitungen lieferten ihm zu ſeinem ſpöttiſchen Gebahren faſt täglich ausreichenden Stoff.

Es war z. B. gesagt worden, daß bei dem Scheitern eines Schiffes durch die Gnade der Vorsehung die Menschen größtentheils gerettet seien. Warum aber, fragte er, hat die Vorsehung nicht lieber das Schiff überhaupt, oder von den Menschen alle gerettet? Oder wenn ein Verbrechen mit vielem Scharfsinn, unter Combination zahlloser Nebenumstände, glücklich vollbracht war, so fragte er, ob auch hier die Vorsehung Alles im Voraus gewußt und angeordnet habe, oder ob man etwa zwei Vorsehungen, eine göttliche und eine teuflische, annehmen solle?

Ich sollte mit diesem höchsten Problem später noch in ganz anderer Härte zu ringen bekommen. Damals war die Beschäftigung mit ihm noch überwiegend theoretischer Art. Da ich mich noch mit Theologie beschäftigte, lebte ich auch in der Einbildung, Theologe werden zu wollen. Ich arbeitete aber fast gar nichts. Die Zerstreuung, die sich mir täglich aufdrang, war zu groß. Da war es der Abbruch des Mittelthorthurms, der uns reizte, vor Beginn seiner Ausführung ihn noch einmal zu besteigen und die herrliche Aussicht von ihm auf Stadt und Thal noch einmal zu genießen. Wir ließen uns aus dem nahe gelegenen Hôtel „zum König von Portugal" Wein heraufbringen und schwärmten nun in jenem poetischen Uebermuth, wie er nur bei der sorglosen Jugend möglich ist. Der alte Wippermann war, trotz seines Materialismus, trotz seiner Verständigkeit, bei solchen Gelegenheiten köstlich. Er hielt eine Rede aus dem Stegreif, worin er dem Mittelalter der Stadt, das mit dem Mittelthorthurm seinen gänzlichen Abschied nahm, ein Pereat, und der neuen Zeit, die sich nun frei und ohne Anstoß zwischen Stadt und Vorstadt bewegen werde, ein Vivat ausbrachte. Da war es die Feier des Frohnleichnamstages, die, bei günstigem Wetter, von der ganzen Stadt begangen wurde und der ich von früh bis spät in allen Wendungen, welche sie nahm, beiwohnte. Die Parität der Confessionen vereinigte hier die Menschen zur glücklichsten Heiterkeit.

Vor der von den Jesuiten erbauten Kirche, worin der Hauptgottesdienst stattfand, war die Bürgerwehr aufgestellt, unter ihr auch Meister Gallmann in blanker Uniform. Er war Protestant, aber so oft vom Altar in der Kirche aus das Signal durch einen Glockenzug gegeben wurde, schoß er mit Vergnügen zu Ehren des Tages, zu Ehren

seiner katholischen Mitbürger, sein Gewehr ab. Bei der Procession auf der Straße gingen die schaulustigen Protestanten unbedeckten Hauptes auf den Bürgersteigen fast eben so andächtig, als die Katholiken in der Mitte der Straße, von Altar zu Altar. Alle Fenster waren mit Damen besetzt, und Nachmittags ging es zu Fuß, zu Wagen, zu Schiff nach Ziegelhausen, wo großer Tanz war.

Da kam ein andermal eine Schaar von Wallfahrern durch die Stadt. Sie übernachteten in ihr und den Aermsten wurde die katholische Capelle in der Marktkirche zum Nachtlager eingeräumt. Um Unzucht zu verhüten, brannte, wie ich vom Fenster meiner Stube sehen konnte, die ganze Nacht Licht darin. Wippermann vertheidigte die Wallfahrten, welche Wunderlich aus sittlichen und aus volkswirthschaftlichen Gründen angriff. Er behauptete, die Wallfahrten seien für das Volk dasselbe, was die Badereisen für die sogenannten Gebildeten. — Da kam auch der acht Tage lang dauernde Jahrmarkt, der auf dem Markt und in der Hauptstraße meine Wohnung mit seinem Geschrei und mit seinen Sängern und Leierkasten, die außerdem von der Stadt verbannt waren, umtobte. Zu studiren war bei dem Lärm unmöglich. Ich reagirte gegen ihn durch eine poetische Arbeit. Ich fiel darauf, die Parteien der Theologie, Mystiker, Rationalisten, Supranaturalisten mit Faust als speculativem Philosophen durch Mephistopheles zusammen zu hetzen. Faust, der Repräsentant des wahren Christenthums, triumphirte über die Parteien, weil Glaube und Wissen in ihm versöhnt sind. Ich stand jeden Morgen früher als gewöhnlich auf. Es war dann noch ziemlich still. Bis ich gegen 9 Uhr in's Collegium ging, hatte ich immer eine Anzahl Verse fertig gebracht. Bis zum Sonnabend hatte ich die Arbeit, die mir das größte Vergnügen gewährte, beendet. Ich machte nun eine saubere Abschrift und lud am folgenden Sonnabend meine nächsten Bekannten zu einem Fäßchen Bier ein, das ich auf meiner Stube auflegen ließ, um ihnen meine Satire vorzulesen. Da ich hier mit diesem geistlichen Nachspiel zu Faust, wie ich das kleine Drama später nannte, einigen Effect erzielte, so war ich keck genug, es auch Daub mitzutheilen, der jedoch mit Faust nicht zufrieden war. Er fand ihn noch zu sentimental, zu schwächlich. Darin hatte er auch ganz Recht, denn dieser Faust war doch am Ende mein Conterfei.

Wenn die große Stoffzufuhr der mannichfaltigsten Anregungen mich in Heidelberg zu keiner eigenen wissenschaftlichen Arbeit kommen ließ, so war die kurze, jedoch intensive Concentration meiner ganzen Stimmung in dieser poetischen Composition, dem romantischen Boden, auf dem ich mich befand, durchaus entsprechend. Sie förderte mich entschieden in der Befestigung des Standpunkts, zu dem ich bis dahin gelangt war. Die erste rohe Assimilation so vieler neuer Vorstellungen und Gedanken, die mich außerhalb des theologischen Gebiets bewegten, mußte ich dem Gespräch mit Kugler und Wunderlich überlassen.

Uebrigens muß ich bemerken, daß wir Studenten im Allgemeinen, obwohl wir jeden Abend außer dem Hause zubrachten, doch auf einen fleißigen und regelmäßigen Besuch der Collegia hielten. Ich erinnere mich z. B., daß, als der berühmte Schauspieler Eßlair in Mannheim Gastrollen gab, wir uns so einzurichten wußten, daß der Collegienbesuch nicht darunter litt. Als er an einem Sonntag in Wallenstein's Tod auftrat, ging ich am frühen Morgen mit einer ganzen Schaar Commilitonen zu Fuß nach Mannheim. Am Tage trieben wir uns in der Stadt und Umgegend umher, alles Merkwürdige zu besehen. Das Andenken an Sand's Hinrichtung gab unserer Unterhaltung vorzügliche Nahrung. Der Scharfrichter Braun, der ihn hingerichtet hatte, wohnte auf einem Berge, links von der Landstraße, wenn man von Heidelberg nach Rohrbach geht. Wenn wir unten auf dem Wege dahin vorbeikamen, gab der Anblick seines Hauses öfter Veranlassung, von ihm zu sprechen. Er war schwermüthig geworden, weil er es sich zu Gemüth zog, einen so frommen, edlen Menschen, der aus patriotischer Schwärmerei ein Verbrechen begangen hatte, hingerichtet zu haben. — Die Bilder von Sand's Ermordung Kotzebue's, von seiner Kerkerhaft, von seiner Hinrichtung waren überall verbreitet. Die Geschichte Sand's war bei den Heidelbergern das conträre Seitenstück zu der Geschichte des Räuberhauptmanns Schinderhannes geworden, der mit seiner Bande die Stadt einmal förmlich belagert hatte, so daß die Bürger aus Angst zwei Nächte illuminirten. — Unser Meister Gallmann war voll von Anekdoten aus dem Leben des Schinderhannes. Er war als Bürgerwehrmann selber auf dem Schaffot bei seiner Execution gegenwärtig gewesen, und wenn er hiervon erzählte, schien das der interessanteste

Moment ſeines ganzen Lebens geweſen zu ſein. Den Kopf des Räubers kann man noch jetzt in Spiritus auf der Heidelberger Anatomie ſehen. Gallmann war aber auch nach Mannheim gegangen, die Hinrichtung Sand's mit eigenen Augen zu ſchauen und konnte uns daher das ganze rührende Detail erzählen. Mannheim iſt eine ſchöne Stadt mit breiten Straßen und ſtattlichen Häuſern. Um ſo greller ſtach gegen dieſe heitere und glänzende Localität die Erinnerung jener traurigen Geſchichte ab, deren Vorgang wir uns an Ort und Stelle vergegenwärtigten. Zur Tragödie von Wallenſtein's Tod war es immerhin eine paſſende Vorbereitung.

Nach dem Theater begab ich mich mit einem Theil der Studenten in den „Hof von Zweibrücken", wo wir übernachteten, aber früh am Montag Morgen mit einem ſogenannten Bagagewagen nach Heidelberg zurückfuhren, ſo daß ich Schlag 9 Uhr auf meinem Platz im Collegium ſaß.

So war Mai, Juni und Juli verfloſſen, als eine Kataſtrophe nach der andern eintrat, die geſammte Geſellſchaft in meinem nächſten Verkehr gewaltſam zu ändern. Wunderlich hatte ſeinem Vater von Zeit zu Zeit einen Bericht über die Reſultate ſeiner Studien gegeben. Er hatte ihm nun auch geſchrieben, daß er geneigt ſei, die Schelling'ſche Philoſophie anzunehmen, weil ſie den Gegenſatz des Realismus und Idealismus durch die Indifferenz des Abſoluten zur Identität auflöſe, indem die Natur durch den Menſchen zur Geſchichte übergehe, die Geſchichte aber durch die Kunſt in die Natur zurückgehe. — Auf dieſen Brief, auf den er großes Gewicht legte, hatte er, gegen ſeine hochgeſpannte Erwartung von ſeinem Eindruck, keine Antwort erhalten. Eines Mittags nun, zu Ende Juli, fehlte Wunderlich bei Tiſch. Gallmann ſagte uns auf unſere Erkundigung, daß er für die ganze nächſte Zeit habe abſagen laſſen, weil ſein Vater gekommen ſei. Wir erfuhren durch ihn ſelber am andern Tage den genaueren Zuſammenhang. Sein Brief hatte ſeinen Vater erſchreckt. Der Sohn, der nun ſchon ſo lange ſtudirte, ſollte praktiſcher Juriſt in Lübeck werden und beſchäftigte ſich leidenſchaftlich mit der verrufenen Schelling'ſchen Philoſophie? Das ging nicht. Der Alte ordnete ſeine Angelegenheiten, ſetzte ſich auf, kam zum Sohn und erklärte ihm, nicht eher zu weichen, als bis er pro-

movirt habe. Es blieb dem Sohn nur der Gehorsam übrig. Er aß nun mit dem Vater im „König von Portugal" und begleitete ihn Abends am Neckarufer in der Richtung auf Handschuchsheim. Sein Vater war ein dicker, wohlbeleibter Herr, dem der Gang auf den Schloßberg zu sauer wurde. Wunderlich nickte uns stillschweigend zu, wenn wir ihm, mit seinem Vater begegneten. Er überredete ihn, einen Ausflug nach Baden, Basel und Straßburg zu machen, um ungestört arbeiten zu können. Während dieser paar Wochen vollendete er seine Vorbereitung zum Examen, das er glänzend bestand, denn er hatte seine Wissenschaft nie vernachlässigt. Die Hanseaten erwarben mit der Promotion zum Doctor der Rechte sofort die Befugniß, in ihrer Heimath als Rechtsanwälte die Praxis üben zu dürfen. Ich gratulirte ihm noch in der Eile. Wir umarmten uns, da wir uns aufrichtig liebgewonnen hatten, zum ersten und zum letzten Male, schieden von einander und haben später nie die geringste Beziehung zu einander gewonnen.

Wie mir Wunderlich verschwand, so sollte es auch mit Wippermann gehen. Dieser amüsirte sich nach der Ankunft von Wunderlich's Vater über die Halbgefangenschaft, worin er den Sohn halte, über den Belagerungszustand, in welchen er ihn versetzt habe, über die schlaue Speculation des republikanischen Weinhändlers, und wie er sonst sich ausließ, ohne zu ahnen, daß das Schwert des Damokles bereits auch über seinem Haupte hing, seinem Genußleben ein Ende zu machen. Auch er war eines Tages im Anfang August verschwunden, ohne wieder zum Vorschein zu kommen. Er hatte ganz plötzlich nach Lemgo abreisen müssen, weil sich dort, wie er Gallmann in aller Eile noch mitgetheilt hatte, ein Familienrath versammelte, durch einen gemeinschaftlichen Beschluß eine Bestimmung der Frist für die Vergebung des Stipendiums herbeizuführen, da Wippermann's in's Endlose fortgesetzte Studium die nachwachsenden Aspiranten der Familie von dem Genuß des Stipendiums ausschloß. Er wollte nun schleunigst und mit Nachdruck interveniren, allein es wird ihm nichts geholfen haben, denn er kehrte nicht zurück und ich habe von ihm nie wieder etwas gehört.

Seltsam genug sollte ich aber auch meinen herrlichen, geliebten Romantiker Kugler verlieren. Es war zwischen dem Senat und zwischen

den Schwaben und Schweizern ein Streit ausgebrochen. Die Studenten drohten mit Arbeitseinstellung, wenn man ihren Forderungen nicht nachgäbe. Ein Theil von ihnen wanderte sogar nach Mannheim aus. Der Senat suchte die Unruhe dadurch zu entkräften, daß er plötzlich am schwarzen Brett Badeferien ausschrieb. Kugler hörte zwar, soviel ich mich entsinne, weiter kein Collegium, als das bei Mone, weil er vorzüglich der schönen Natur und der Handschriften halber gekommen war. Da er sich jedoch an beiden schon ersättigt hatte, so fiel er darauf, ganz fortzugehen, um noch in der schönen Jahreszeit eine große Fußreise durch Schwaben und Baiern zu machen. Ich begleitete ihn bis Neckargemünd, von wo er weiter auf Heilbronn marschirte. Da stand er vor mir in der Tracht, wie er sich selber gezeichnet und in Kupfer auf den Umschlag seiner ersten Gedichtsammlung gestochen hat, auf der Vorderseite im Revers, auf der Rückseite im Avers. In diesem gelbbraunen Rock, den Tornister auf dem Rücken, den Stock in der Hand, prägte er sich mir für's Leben ein. Wir schieden auf das Zärtlichste, mit Thränen in den Augen, haben aber das Glück gehabt, uns später oft in Berlin, wo Kugler erst Professor, dann Ministerialrath wurde, wieder gesehen zu haben.

Als ich auf dem Rückwege zur Burg von Neckarsteinach aufblickte, fielen mir unwillkürlich Kugler's schöne Verse ein, mit denen er die Burgen bei Jena, Saaleck und Rudelsburg besungen hat:

An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen stolz und kühn,
Ihre Dächer sind gefallen
Und der Wind streicht durch die Hallen, —
Wolken ziehn darüber hin.

Während ich nach Neckarsteinach emporblickte, ahnte ich gar nicht, daß man sich dort oben mit mir beschäftigte. Und doch hatte ich dazu, recht in der Weise der damaligen Romantik, Veranlassung gegeben. Als die Badeferien die Collegia eine Zeit lang unterbrachen, war ich eines Tages früh Morgens nach Neckarsteinach gewandert, denn ich liebte es, ab und zu ganz allein umherzustreifen, theils um meinen Gedanken nachzuhängen, theils um die schöne Gegend unzerstreuter zu genießen. Ich kam in glühender Hitze auf der Burg an, wo sich eine

kleine Gastwirthschaft befand. Das Bellen eines kleinen Hundes meldete mich. Ich trat in das große, dunkle, kühle Hauptzimmer der zwischen den Ruinen hergerichteten Wohnung, und fand Mutter und Tochter mit Plätten beschäftigt. Der Dialekt verrieth mir sogleich, daß sie aus Sachsen stammten, und ich führte mich, da ich der Provinz Sachsen entsprossen, als halben Landsmann ein. Die Mutter erzählte mir in kurzen Umrissen, wie es gekommen, daß sie vom Königreich Sachsen bis hierher in den Odenwald, in eine ganz märchenhafte Umgebung verschlagen seien. Ich bestellte mir einen Eierkuchen und eine Flasche Wein und ging in die Weinlaube, welche mir die Tochter in dem kleinen Garten zeigte. Man hatte von hier eine ganz entzückende Aussicht auf das gegenüberliegende Ufer und auf eine kleine Würtembergische Grenzveste, den Dillsberg. Das Mädchen kam und deckte den kleinen Tisch, um welchen drei Bänke umherliefen. Es war eine hübsche Blondine mit blauen Augen, ganz wie das Bild der Kirchengängerin von Blanc, das in Norddeutschland so viel Verbreitung fand. Ich erfuhr, daß sie Karoline Schneegast hieße. Nachdem ich gegessen und getrunken, streckte ich mich im Schatten des Weinlaubes auf die Bank und schlief. Als ich nach einer Stunde erwachte, ging ich, mir Kaffee zu bestellen. Während ich diesen erwartete, fiel ich darauf, den poetischen Moment auch durch ein Gedicht zu verherrlichen. Ich brachte heraus, daß ich, wenn ich Sch als Einen Buchstaben nähme und ebenso von Schnee nur ein e setzte, die Buchstaben in Karoline Schneegast gerade das Material zu einem anagrammatischen Sonnet hergeben. Ich besang die reizende Gegend und die freundliche Aufnahme, die ich in der alten Ritterburg genossen. Ich versicherte zum Schluß, wie ich stets mit Freude und Wehmuth daran zurückdenken würde. Von dem Mädchen sagte ich kein Wort, aber ich schrieb die Buchstaben ihres Namens als Akrostichon in horizontaler Lage, so daß mein Kunststück nicht übersehen werden konnte. Sie erschien mithin als die vorzugsweise Gefeierte. Rasch schrieb ich das Sonnet mit Bleistift auf ein Stück Briefpapier. Als ich nun fortging und das gute Mädchen mich noch etwas begleitete, mir einen bequemeren Weg nach dem Orte zu zeigen, wo ich mit einem Boot auf das jenseitige Ufer übersetzen wollte, drückte ich ihr die Hand, dankte noch einmal für die gütige Bewirthung, versprach, da es mir

ſo ſehr gefallen, meinen Beſuch zu wiederholen und übergab ihr zum Andenken an mich das leidige Gedicht, unter welchem mein Name nicht vergeſſen war.

Das war ſo ganz im Geſchmack von Sternbald's Wanderungen, ächt romantiſch, aber höchſt leichtſinnig; denn es war von meiner Seite nur poetiſches Spiel ohne tieferen Hintergrund. Auch hatte ich der anmuthigen Karoline kein Wörtchen von Liebe geäußert. Als ich 1838 bei einem Beſuch in Halle eines Mittags bei meinem Freunde Hinrichs aß, fragte mich ſeine Frau, die aus Heidelberg gebürtig und dort vor einiger Zeit zum Beſuch geweſen war, ob ich eine Karoline Schneegaſt kenne? Ich bejahte die Frage, da ich den Namen, weil er von mir anagrammatiſch verarbeitet war, nicht vergeſſen hatte. Nun erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß das arme Mädchen immer auf meinen Wiederbeſuch gewartet und, als ich nicht gekommen war, wieder und wieder das Blatt vorgenommen hatte, wo ihr Name ſo deutlich zu leſen war. Sie hatte dann ab und zu Norddeutſche Studenten nach mir gefragt und von ihnen gehört, daß ich in Halle lebe. Genug, ſie hatte die Hoffnung lange nicht aufgeben können, daß ich eines Tages wieder auf der Burg erſcheinen würde. Als Frau Profeſſor Hinrichs jene Frage an mich richtete und mir nun der Moment auf Neckarſteinach lebhaft zurückkam, wurde mir ganz ſo zu Muthe, wie Tieck in ſeinem blonden Eckbert die Scene ſchildert, in welcher dieſer ganz unerwartet nach der kleinen Hütte mit dem Papagei und dem Hunde Stromian gefragt wird. Ich verwünſchte alle Romantik, alle Anagrammenkunſt und Sonnettenſchmiederei.

Solche einſamen Gänge in Wald und Berg, die mich unwiderſtehlich anzogen, waren zuweilen nicht ohne Gefahr der Verirrung, wie ſie mir namentlich auf dem Rückwege von der ſogenannten Glashütte in der Nacht, trotz des hellen Mondſcheins, begegnete. Wenn man ſo ganz allein im Dickicht des Waldes geht, keinen menſchlichen Laut, kein Hundegebell mehr hört, kein Licht oder Feuer blinken ſieht, das Raſcheln des dürren Laubes vernimmt, das aufgehäuft zwiſchen den Stämmen modert, durch aufſteigende weiße Nebel in Thalſpalten geneckt wird, ſo erfährt man, wie die Sagen von Wald- und Berggeiſtern haben entſtehen können. Ich verirrte einmal ſogar in der Geſellſchaft eines

aus Heidelberg gebürtigen Studenten, Namens Nagel, der zu mir eine abſonderliche Zuneigung gefaßt hatte und mir, wo er nur konnte, wie mein Schatten anhing, obwohl ich umgekehrt für den guten Menſchen kein tieferes Intereſſe gewinnen konnte. Wir waren nach der Hirſchgaſſe gegangen und kamen von ihr, weil wir nicht am Neckar, ſondern durch die Berge zurück wollten, ſtatt auf Heidelberg ganz entgegengeſetzt auf Schriesheim heraus. Wir hatten zuletzt ſchlechterdings nicht mehr gewußt, welche Richtung wir einhalten ſollten. Wir trafen endlich einen Wegweiſer, der aber, trotz des Mondſcheins, uns nichts half, weil er im Schatten ſtand. Zum Glück waren aber im Odenwalde die Namen auf den Armen der Wegweiſer eingeſchnitten. Nagel machte einen krummen Buckel, ich ſtellte mich darauf und taſtete nun mit den Fingern den Namen glücklich heraus, ſo daß wir uns wieder orientiren konnten.

Während ich mit Kugler, Wunderlich und Wippermann in einer gewiſſen Regelmäßigkeit gelebt hatte, war auch zwiſchen mir und Daub allmälig ein engeres Verhältniß zu Stande gekommen. Da er am Sonnabend Nachmittag nicht las, ſo wurde derſelbe ein für allemal mir von 4 bis 6 Uhr zum Beſuch freigeſtellt. Daub bewohnte ein eigenes Haus in der Hauptſtraße, deſſen Hinterfront nach der Neckarſeite zu gerichtet war. Wir waren zuweilen im Garten, gewöhnlich aber auf ſeiner Studirſtube. Er bewohnte zwei freundliche Manſardzimmer, von denen das eine nach der Straße, das andere nach dem Garten lief. In dem letzteren hauſte er. Vor ſeinem langen Sopha hatte er ein Tiſchchen ſtehen, auf welchem ſich der Kalender, ein Neues Teſtament im Urtexte und Hegel's Phänomenologie des Geiſtes befanden, die er für das bedeutendſte aller philoſophiſchen Bücher hielt. Er rauchte ſehr ſtark. Niemals hat eine menſchliche Perſönlichkeit ſo energiſch auf mich eingewirkt, als Daub. Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe verſchmolzen ſich in meinen Gefühlen. Ich kam mir, ſeiner hohen Geſinnung, ſeiner gediegenen Bildung, ſeinem tiefen Ernſte gegenüber, oft ganz kleinlich und erbärmlich vor. Seine große Güte und aufmunternde Freundlichkeit ließen mich allmälig meine anfängliche Beklommenheit überwinden. Waren wir erſt im Zuge, ſo verlor ſich bei mir oft der Profeſſor und Kirchenrath, der mir beim Eintritt in die Stube zunächſt

vorſchwebte. Es war endlich kein Gegenſtand, den wir nicht beſprochen hätten. Was zwiſchen uns als ein gleichſam äußerliches Band wurde, war die Correctur der zweiten Ausgabe der Hegel'ſchen Encyklopädie, die in Heidelberg bei Mohr herauskam. Alle Veränderungen und Zuſätze wurden durchgeſprochen. Ich konnte Daub viel von Berlin und Halle, von dem dortigen Zuſtande der Philoſophie und Theologie erzählen, wogegen er mir wieder von Hegel, von Jacobi, von Jean Paul, von Görres u. A. Mittheilungen machte.

Was mir zuerſt befremdlich vorkam, das war die ungeheure Gleichgültigkeit, welche Daub gegen die Tagesliteratur beſaß. Die Zeitungen las er Abends im Muſeum, aber auf das Leſecabinet, Journale zu leſen, was doch faſt alle ſeine Collegen thaten, kam er nicht. Literariſche Neuigkeiten ließ er ſich vom Buchhändler nicht zuſenden. Ich ſteckte deſto tiefer in der Gegenwart und hatte überhaupt einen polyhiſtoriſchen Hang zur Gelehrſamkeit, wovon Daub ganz frei war. Selber im ſchönen Heidelberg, konnte ich nicht widerſtehen, mit dem Antiquar Wolf in der Nähe der Univerſität anzubinden. Ich kaufte zuerſt ein ſchönes Exemplar der Studien von Daub und Creuzer, dann die Lateiniſche Quartausgabe der Werke des Carteſius bei ihm. Nach dieſem Anfang war ich verloren, denn nun ſprach ich bei Wolf von Zeit zu Zeit ein. Ich habe dieſe Neigung zum Antiquariat, die ich mir in Berlin angewöhnt hatte, nie wieder los werden können, und, von der Gelegenheit verführt, viel Geld unnütz darin verthan. — Meine Beſchäftigung mit dem Titurel auf der Bibliothek war für Daub ſo gut wie gar nicht da. Dieſe ganze Literatur des Mittelalters, die mir ſo ſchwer am Herzen lag, war ihm völlig gleichgültig. Aber auch, was, nach meiner Meinung, ihn aus der Gegenwart hätte intereſſiren ſollen, ließ er ungeleſen. Görres hatte z. B. eine Flugſchrift über Voß nach deſſen Tode herausgegeben. Ich hatte ſie mir ſogleich gekauft, geleſen, ihm davon erzählt und ſie ihm angeboten. Obſchon ihn dies ſo nahe perſönlich anging, ſo lehnte er doch mein Anerbieten ab, weil er, da er Voß ſowohl als Görres genugſam gekannt, ſich ſchon vorſtellen könne, wie dieſer die Sache angegriffen habe. Noch mehr erſtaunte ich, als er gar kein Verlangen zeigte, das Werk von Carové über die alleinſeligmachende Kirche kennen zu lernern. Auch dies hatte ich mir an-

geschafft und mit Begierde verschlungen. Carové, selber ein Katholik, war doch zugleich principiell ein Hegelianer, und setzte ich voraus, daß eine solche Erscheinung ihn höchlich interessiren müßte. Den Gipfel erreichte meine Verwunderung eines Tages, als ich entdeckte, daß er Novalis' Schriften noch nicht gelesen habe, die für mich eine so unendliche Wichtigkeit gehabt hatten. Was las er denn aber? Es waren nur große Werke. In jenem Sommer z. B. war David Hume's Englische Geschichte, die er im Original las, seine Hauptlectüre.

Doch hatte sich Daub, wie ich jetzt glaube, zu sehr in sich verloren, um auf seine Zeitgenossen nachdrücklicher zu wirken. Es kam dies in einer Arbeit zu Tage, welche er in jenem Jahre verfaßte. — Hegel hatte 1827 die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik begründet, während gleichzeitig Hengstenberg die Evangelische Kirchenzeitung stiftete. Die philosophische Tendenz und die pietistisch-orthodoxe Partei hatten durch diese Zeitschriften sehr wichtige Organe gefunden. Daub wurde als das Haupt der speculativen Theologie zur Theilnahme an den Jahrbüchern aufgefordert, nahm sie an und sollte über die zweite Ausgabe von Marheineke's Grundlehren der christlichen Dogmatik gleichsam eine Normalkritik liefern. Marheineke hatte sich alle Mühe gegeben, die Trichotomie des Hegel'schen Begriffs in seiner neuen Bearbeitung durchzuführen, und diesem Streben, nach meinem Bedünken, sogar zu viel von wahrhaft priesterlicher Salbung der ersten Auflage geopfert. Daub hätte nun zeigen sollen, wie die dogmatische Theologie von der Stufe, auf welche sie durch die Schelling'sche Philosophie erhoben war, durch die Hegel'sche Philosophie zu einer neuen fortgetrieben werden mußte. Er mußte die Veränderung entwickeln, welche hierdurch in der Fassung der Dogmen unvermeidlich wurde. Er wollte dies auch unstreitig, allein er vergrübelte sich in eine breite, für das größere Publikum ganz ungenießbare Arbeit über die Selbstsucht in der dogmatischen Theologie der jetzigen Zeit. Er ahmte den Styl Hegel's in der Phänomenologie nach. Von Marheineke und von seiner Arbeit, deren Titel über seinem Artikel stand, sagte er kein Wort. In Berlin war man aber damals voll von Bewunderung für Daub's Tiefsinn und druckte die endlose Recension wenigstens zum Theil ab, denn man überzeugte sich bald, daß es unmöglich war, sie ganz aufzunehmen.

Daub hat sie ein paar Jahre später als ein eigenes Buch erscheinen lassen. Ich staunte natürlich damals diese mysteriöse Abhandlung, welche bald dem Rationalismus, bald dem Supranaturalismus in ihren geheimsten Wendungen nachspürt, als ein Meisterwerk an, allein ich erkenne jetzt vollkommen das Unfruchtbare dieser Manier. Daub hat später noch zwei Abhandlungen drucken lassen, eine in den Studien von Ullmann und Umbreit, über den Begriff des Logos, eine andere in Bruno Bauer's Zeitschrift für speculative Theologie und Philosophie, über den Begriff der Tradition. Beide waren mit gleicher Unzugänglichkeit behaftet. Die letztere war wohl gegen Strauß' Leben Jesu gerichtet, aber so abstrus, daß nur Wenige sie gelesen und noch Wenigere diese Absicht gemerkt haben. Die Tiefe des Gedankengehalts und die stellenweise Trefflichkeit des Ausdrucks waren von einer undurchdringlich scholastischen Kruste überdeckt.

Als mündlicher Lehrer war Daub viel faßlicher. Ich habe in meinem oben erwähnten Schriftchen: „Erinnerungen an Karl Daub" eine Schilderung seiner Vortragsweise versucht, die ich hier nicht wiederholen will. In der Anthropologie am Nachmittage hatte er viele Zuhörer aus allen Fakultäten. In der theologischen Moral am Vormittag kaum ein Dutzend. Dies Collegium war vorzüglich durchgearbeitet. Die Begriffe der Sittlichkeit, der Persönlichkeit des Willens, des Gesetzes, der Freiheit, der Nothwendigkeit und der Einheit, dieser beiden letzteren wurden ohne alle supranaturale Geheimnißthuerei, wie sie Judas Ischarioth erwarten lassen konnte, Schritt vor Schritt mit einer Klarheit und Würde entwickelt, in der sich eine eben so große didaktische Meisterschaft, als hohe und reine Gesinnung kund gab. Als es zum Bösewerden des Willens kam, erinnere ich mich, daß wir vor der Stunde bebten, worin es nun, wie wir nach der Entwickelung wußten, zur wirklichen Begehung der bösen That und der durch sie bewirkten absoluten Vereinsamung des bösen Subjekts kommen mußte. Mir war so zu Muthe, wie ich mir ungefähr die Stimmung in einem göttlichen Weltgericht vorstellte.

Judex ergo cum se debit
Nil inultum remanebit
Quidquid latet, apparebit.

Quid sum misertunc dicturus,
Cum nec justus sit securus?

Die Geburt des Böſen in der menſchlichen Seele iſt mir ſeitdem vollkommen begreiflich geworden und dieſem Verſtändniß verdanke ich, daß ich ſeitdem die Gewißheit der Freiheit des Willens nie wieder verloren habe. Das Collegium war im Grunde ein rein philoſophiſches. Das theologiſche Element in ihm beſchränkte ſich auf den Nachweis, daß die Lehre Daub's mit den Ausſprüchen der Neuteſtamentiſchen Schriften übereinſtimme.

Durch Daub ſollte ich nun mit einem Studenten bekannt werden, der ſchon ein Jahr lang ſein Zuhörer geweſen war. Daub lud mich zuweilen am Sonntag zum Mittageſſen ein. Nach Tiſche gingen wir mit der Familie in den Garten, wo ich bis gegen 6 Uhr mit der höchſt liebenswürdigen Kirchenräthin und ihrer Tochter Julie zu plaudern pflegte.

Es mochte im Anfang Auguſt ſein, als ich an einem ſolchen Mittag Gans und Brandis bei Daub traf. Sie kamen aus Nord und Süd, Gans von Berlin, Brandis aus Rom. Ich blieb von hier ab mit beiden trefflichen Männern in guten Beziehungen und habe Brandis noch 1846 zu Bonn in ſeinem ſchön gelegenen Hauſe beſucht. An dieſer Mittagstafel fand ich auch einen Studenten, welchen Daub mir als den Sohn des Profeſſors der Theologie Parow aus Greifswald vorſtellte, indem er zugleich den Wunſch ausſprach, daß wir mit einander bekannter werden möchten. Ich brachte auch ſogleich den Abend mit dieſem Theodor Parow zu und er trat gleichſam in die Lücke ein, welche mir der Weggang von Wunderlich und Kugler geriſſen hatte. Parow war ein hochbegabter, vielſeitig gebildeter Jüngling, der mir namentlich in der Mathematik und im Griechiſchen überlegen war. Er war groß, ſchlank, an ſich ſtarkgliedrig, aber er war krank. Schon ſeine fahle Geſichtsfarbe ſprach mit ihren Falten und Runzeln ein ungeheures Leiden aus. Oft litt er an unerträglichem Kopfſchmerz, den ich gar nicht kannte, außer nach ſchlechtem Punſch oder Wein. Er neigte auch zur Klage und ich hatte ihn oft zu tröſten. Parow war eine jener unglücklichen nordiſchen Naturen, die einen Drang zum Höchſten beſitzen, in dieſem Streben jedoch ſich überſpannen und daher

zuletzt nichts Rechtes vor sich bringen. Ihr productives Vermögen steht in einem Mißverhältniß zu den Forderungen, welche sie an sich machen. Sind sie nun obenein, wie Parow, ungesund, so erzeugt sich bald ein trauriger Zustand, der zwischen Exaltation eines riesigen Kraftgefühls, eines alle Grenzen überströmenden Selbstgefühls, und zwischen Niedergeschlagenheit, Zweifel, Kleinmuth, ja Verzweiflung hin- und herschwankt. Der Wechsel dieser zerrütteten Contraste spiegelte sich bei Parow auch in seiner Lebensweise. Manchmal durchwachte er halbe Nächte und schlief dann in den Sonnenschein hinein, was mir stets unmöglich gewesen ist. Manchmal genoß er weniger Speise und Trank, als ein Anachoret, und dann konnte er wieder, wie ein Ausgehungerter, massenhaft essen und trinken. Mir waren die geistigen Kämpfe Parow's keineswegs fremd. Ich krankte ja auch an herben Widersprüchen, aber ich war gesund, konnte angestrengt ohne Erschöpfung arbeiten und reagirte gegen die Qualen romantischer Entzweiung durch Arbeiten, die theils einen realistischen Charakter hatten, theils, wenn auch unvollkommen, zu einem gewissen Abschluß gebracht wurden, während bei Parow Alles Fragment blieb. Als er, nach vielen Leiden und nach vielen vergeblichen Experimenten, eine Stellung im Leben zu gewinnen, 1837 starb, gab 1838 sein Schwager Mätzner, der spätere Director einer höheren Töchterschule in Berlin, ein ausgezeichneter Pädagoge und gründlicher Kenner der Altfranzösischen Sprache und Literatur, eine Gedächtnißschrift für den so früh Heimgegangenen heraus, worin er den Lebensgang Parow's beschrieb und Fragmente aus seinem Nachlaß mittheilte, die uns ein Bild seines ringenden, in die letzten Tiefen sich versenkenden Geistes darstellen. Daub hielt mit Recht viel auf Parow. Er hoffte, daß aus seiner Trübsinnigkeit allmälig größere Leistungen hervorgehen würden. Ich selber fand an seinem Umgang zwar kein so unbedingtes Behagen, wie im Verkehr mit Wunderlich und Kugler, aber er fesselte mich doch als eine sehr bedeutende und interessante Erscheinung, zumal ihm auch das Lachen humoristischer Selbstverspottung nicht fremd war.

Um uns recht auszutauschen, schlug ich ihm vor, am nächsten Sonntag, bei gutem Wetter, mit einem Einspänner nach Speier zu fahren, dessen Dom, den ich so oft von fern sah, mir schon lange im

Sinn lag. Dies geschah auch. Wir kutschirten unser Miethsfuhrwerk selber und hatten Zeit genug, uns gegenseitig Alles, was uns von unserem Leben und Streben wichtig schien, mitzutheilen. So ein Reisetag, wo die persönlichen Ergüsse immer wieder durch Anschauung sehenswürdiger Gegenstände, von den kleinen Aufmerksamkeiten auf Pferd, Weg, Unterkunft im Gasthof u. s. w. unterbrochen werden, bringt zwei junge Seelen rasch aneinander, bis zur rückhaltlosen Vertraulichkeit nahe. Alle Fremdheit war von uns gewichen, als wir bei funkelndem Sternenlicht wieder in Heidelberg einfuhren.

Parow war durch Daub zwar auch zum Studium der Hegel'schen Philosophie herangezogen, trug aber viele Elemente in sich, welche derselben widerstrebten. Sie führten sich besonders auf den Einfluß eines Philosophen Muhrbeck in Greifswald zurück, der als Schriftsteller zwar wenig bekannt geworden ist, durch seine persönliche Lehre dagegen begeisternd auf einen kleinen Kreis empfänglicher Jünglinge einwirkte. Um so vorurtheilsfreier konnten unsere Unterhaltungen sich mit Hegel beschäftigen.

Es folgte aber eine trübe Zeit. Wochenlang strömten starke Regengüsse herab. Ich konnte nur selten auf die Berge hinaus. Das Nervenfieber verbreitete sich epidemisch in der Stadt und auch die älteste Tochter meines Wirthes erkrankte schwer daran, kam jedoch zuletzt, als man sie schon aufgegeben hatte, glücklich durch. Parow wurde durch ein Duell verstimmt, das er schon vor einigen Monaten contrahirt, allein nicht ausgeführt hatte. Er hing, wie man studentisch sagt, mit einem Andern. Endlich aber mußte er doch losgehen. Er war in allen gymnastischen Künsten wohl geschult, mußte aber, da er das Fechten seit einem Jahre liegen gelassen, sich noch ein paar Wochen wieder einschlagen, denn das Duell war auf Hieber abgeschlossen. Das Duell wurde in dem Lokal der Hirschgasse ganz regelrecht abgemacht. Parow hatte das Unglück, einen Hieb quer über den Mund zu erhalten, der ihm die Oberlippe ganz, die Unterlippe zum Theil spaltete. Die Wunden wurden sofort vernäht und Parow in seine Wohnung zurückgeschafft. Er fieberte stark. Ich übernahm es, die Nacht über bei ihm zu wachen. Parow sollte sich vor allen Dingen ruhig verhalten, allein er konnte es nicht lassen, schlechte Witze zu machen und selber

über sie zu lachen, wodurch die Heilung der Wunde verzögert und nach dem Verlauf des Heilungsprocesses eine recht augenfällige Narbe zurückgelassen wurde.

Parow war jetzt anderthalb Jahre in Heidelberg und wollte es verlassen. Ich bekam eine Aufforderung, mich zum October in Magdeburg zur Cantonrevision zu stellen, die für mich entscheidend war, wenn ich mir, da ich schon im dreiundzwanzigsten Lebensjahre stand, das Vorrecht des Freiwilligendienstes erhalten wollte. Auch erschien mir ein Aufenthalt während des Winters in Heidelberg nicht gerade reizend. Genug, ich beschloß, mit Parow abzugehen. Nur von Daub zu scheiden, wurde mir sehr schwer, aber das Vorhaben einer Rheinreise half mit ihrer Spannung auch darüber hinweg. Mitte September verließen wir Heidelberg auf einem Einspänner, der uns bei herrlichem Wetter nach Frankfurt am Main brachte, von wo wir zu Schiff nach Mainz fuhren. Von hier ab begann die abenteuerlichste Reise, die man sich vorstellen kann. Wir hatten uns gar keinen Plan gemacht, sondern hielten es für sehr weise, je nach den Umständen, je nach den Lockungen des Augenblicks, je nach dem Vortheile der Gelegenheit zum Fortkommen uns einzurichten. Wir setzten uns zunächst im „weißen Roß" zu Mainz fest und schweiften nun von hier zu Fuß bald auf das linke, bald auf das rechte Rheinufer über. Dampfschiffe gab es auf dem Rhein nur erst sehr wenige; sogenannte Jachten beförderten den Verkehr der Reisenden. Mit einer solchen Jacht fuhren wir endlich nach Coblenz, wo alle Gasthöfe so überfüllt waren, daß wir mit Mühe im „schwarzen Bären", hoch oben, eine Unterkunft fanden. Von Coblenz marschirten wir auf dem linken Rheinufer bis Andernach, wo wir wieder bei einem sehr freundlichen Wirth, dicht am Ufer des Flusses, einen so schönen und wohlfeilen Wein fanden, daß wir uns etwas fest tranken und auch einen Abstecher auf das Gegenufer machten. Der Wirth schien an unserer Gesellschaft Gefallen zu finden und trank Abends in einer Laube mit uns um die Wette. Es waren himmlische Abende, denn Alles, was ein romantischer Sinn begehren konnte: der alte Rheinstrom, Berge, Wälder, Ruinen, fröhliche Herzen, köstlicher Wein, Blumenduft — was konnte ich mir Romantischeres wünschen? Doch mußten wir endlich den Tornister wieder auf den Rücken nehmen und

weiter ziehen. Wir gingen, als die Gegend flacher wurde, wieder auf eine Jacht, mit welcher wir, an Bonn vorüber, eines Abends sehr spät in Cöln anlangten und im Gasthof „zum heiligen Geist“ logirten, wo wir ein großes, schönes Zimmer nach dem Rhein hinaus erhielten. — Cöln war damals noch weit von dem entfernt, was es jetzt geworden ist. Der Dom namentlich war noch ganz von andern Gebäuden umschränkt und von seinem Bau nur erst der hohe Chor vollendet. Die Schädel der heiligen drei Könige, die höchste Reliquie Cölns, schien uns Ungläubigen eine große Merkwürdigkeit, daß wir einen Preußischen Thaler daran setzten, sie zu sehen. Es amüsirte uns sehr, daß der Küster, als er mit einem seidenen Tuche uns einen der stark gebräunten Schädel vorhielt, zu uns sagte: „Meine Herren, Sie sehen hier die Schädel, von denen unsere frommen Vorfahren geglaubt haben, daß sie den Königen aus dem Morgenlande angehört haben.“ — Also die frommen Vorfahren hatten daran geglaubt. Er, unstreitig ein aufgeklärter Mann, dispensirte sich von diesem Glauben. Obwohl wir Romantiker nun gerade eben so ungläubig waren, so galt uns doch die Legende wieder als vortreffliche Poesie, und ich kaufte auf dem Heumarkt von einem Tische, auf welchem deutsche Volksbücher feil geboten wurden, ein Exemplar der vier Heimonskinder, deren Sage mit der Geschichte der Stadt Cöln so eng verflochten ist. Ich kaufte auch das Volksbuch vom ewigen Juden, denn ein Volksbuch mit seinem schlechten Papier, mit seinem nachlässigen Druck und mit seinen rohen Holzschnitten war für meinen damals romantischen Geschmack etwas Unschätzbares, das ich in meinem Tornister, wie ein Handwerksbursche, gern bis nach Hause schleppte. Parow theilte diese Neigung nicht. Das Mittelalter lag ihm fern und er konnte, obwohl er auch Verse machte, Kirchen und Burgen, die wir zu sehen bekamen, nur vom malerischen Standpunkt auffassen. Ihre historische Bedeutung blieb ihm fremd.

Wir hatten zu unserer Rheinreise das schönste Wetter gehabt; in Westphalen aber verfolgte uns der Regen. Wir wurden oft bis auf das Hemd durchnäßt und fuhren einmal eine Strecke, um in dem Schmutz der Chaussee nur fortzukommen, sogar mit Extrapost, weil das Lungern im Gasthof zu Hagen, wo wir nicht aus dem Zimmer

heraus konnten, uns endlich eben ſo viel Geld koſtete. Wir kamen doch vorwärts. In der Nähe von Elberfeld wurden wir ſo heftig von einem Regen und Sturm durchpeitſcht, daß wir uns ſchon am Nachmittag in den Gaſthof „zum Deutſchen Hauſe“ flüchteten, wo wir eine ſehr behagliche Stube und äußerſt freundliche, wohlwollende Bedienung fanden. Wir legten uns ſofort zu Bett, um uns zu durchwärmen. Gegen Abend fühlten wir uns wieder menſchlich. Parow ſtand auf und ſchnupperte im Hauſe herum, wo ihm ein köſtlicher Duft aus der Küche in die Naſe prickelte. Er brachte mir die Nachricht, daß man Rebhühner brate. Sofort ſtand auch ich auf und wir begaben uns nach Unten in die Gaſtſtube, wo wir bei gutem Rheinwein einen ſehr heiteren Abend verlebten. Am andern Morgen wanderten wir bei ſchönem Sonnenſchein weiter, der aber nicht lange anhielt. Parow wurde ſehr unwohl und fing an, ſich lebhaft nach Hauſe zu wünſchen, ſo daß die Gegenſtände ihm wenig Intereſſe mehr ablockten. Von Caſſel und Göttingen ab waren mir die Gegenden ſchon bekannt, weshalb ich auf ein längeres Verweilen und genaueres Eingehen nicht drang. Wir gingen über den Harz, welchen Parow noch nicht kannte, aber, außer dem Ilſenſtein bei Stolberg-Wernigerode, ließ ihn die Scenerie ziemlich gleichgültig, weil er, von Kopfſchmerz und Verdauungsbeſchwerden geplagt, ganz in ſich verſank. Um ihn zu zerſtreuen, war ich, während wir zu Hagen im Gaſthof vergeblich auf beſſeres Wetter gewartet hatten, auf den Einfall gerathen, uns dadurch zu unterhalten, daß wir Verſuche mit der Hegel'ſchen Methode anſtellten. Wir fingen alſo an, alles Mögliche, wie es uns gerade in den Sinn kam, oder wie die Umgebung und die Umſtände es uns aufdrängten, in die Dreitheilung des Begriffes als das Abſtracte, Negative und Concrete, oder als das Allgemeine, Beſondere und Einzelne, oder als Sein, Weſen und Begriff u. ſ. w. zu claſſificiren. Ich will nur ein Beiſpiel dieſer Unterhaltung geben, mit welcher wir uns den Weg verkürzten. Wir nahmen alſo eines Tages die Kleidung vor. Nun wurde vom nackten, unbekleideten Menſchen angefangen, dann zum halb, endlich zum ganz bekleideten fortgegangen. Es waren drei unverkennbare Stadien. Nun wurde die Kleidung ihrem Stoff nach durchgenommen. Es wurden die rohen Thierfelle, die ſchon bearbeiteten, ſchon geformten Felle und

die von Menschen durch Weben hervorgebrachten Stoffe aufgefunden. Hierauf ging es an die Form. Das Hemd erschien uns als die Urform. Schneidet man dasselbe vorn in der Mitte von oben nach unten durch, so erhält man den Oberrock; schneidet man es quer in der Mitte durch, so erhält man die Jacke. Die Jacke ist folglich der Gegensatz des Vollhemdes, das negative Moment, das bald verlängert, bald verkürzt werden kann. Wird ihr hinten ein Schooß angefügt, das Gesäß zu decken, so entsteht der Leibrock. Wir erkannten daher philosophisch die Berechtigung dieses sonderbar erscheinenden modernen Kleidungsstücks. Nun hatten wir aber eigentlich erst die Oberkleidung gefunden, eigentlich erst den Mann bekleidet. Wir machten uns weiter an die Unterkleidung und an die Modification, welche der weibliche Körper erheischt. Hier geriethen wir jedoch bei den Hosen in's Enge und verfielen in Streitigkeiten, die oft so possirlich ausarteten, daß selbst mein melancholischer Theodor herzlich mit mir lachen mußte. Bei der Fußbekleidung waren durch Sandalen, Schuhe und Stiefel die drei Momente gleich gefunden worden, allein mit den Hosen kamen wir nicht überein, obwohl im Orient auch die Frauen welche tragen.

Wie zuletzt über die Hosen, hatten wir anfänglich viel über den Mantel gestritten, ob er schon als eigentliche Kleidung anzusehen sei. Schließlich waren wir überein gekommen, ihn als das charakteristische Moment der Halbbekleidung anzusehen, die wirkliche Bekleidung aber erst damit anzufangen, daß der Mantel durch Einschneiden von Löchern zum Durchstecken des Kopfes und der Arme zum Hemde umgeformt wäre. Schlechtes Wetter kann Fußreisende in der That zu den sonderbarsten Experimenten bringen. Zuweilen spielten wir Schach. Was mir aber jetzt, indem ich mich dieser langweiligen Stunden erinnere, sehr auffällt, ist, daß wir uns die ganze Zeit über gar nicht um die Lectüre der Zeitungen kümmerten, was heut zu Tage gewiß unmöglich wäre.

Wir kamen endlich über Quedlinburg und Halberstadt, von wo wir wieder mit der Post fuhren, nach Magdeburg, wo Parow mich verließ. Wir unterhielten noch mehrere Jahre einen Briefwechsel, dem jedoch eine recht zusammenhaltende Seele fehlte, da unsere Lebensläufe sehr verschiedene Wendungen nahmen. Parow machte mehrfache An-

ſätze, eine öffentliche Thätigkeit zu gewinnen, wurde aber durch Krankheit beſtändig wieder unterbrochen. Sein edler Geiſt kämpfte ſich heroiſch mit ſeinen Leiden ab, bis er denſelben 1837 unterlag. Ich habe ihn in der Zwiſchenzeit noch einmal bei einem Anfenthalt in Berlin wiedergeſehen, als er dort Hauslehrer bei dem Banquier Eberty war. Ach! wie ſchmerzlich bewegte mich ſein Anblick. Seine Geſichtszüge waren noch ruinenhafter, als vormals. Kopf- und Zahnſchmerzen marterten ihn. Je idealer ſein Streben war, um ſo tiefer fühlte er die Hemmung, welche die Natur ihm auferlegte. Er hatte auch noch Vorleſungen bei Hegel gehört, allein nicht den gehofften Erfolg von ihnen gehabt. Hegel ſchien ihm zu ſehr darauf bedacht geweſen, ſich verſtändlich zu machen. Ueber ſolche elementare Belehrung war Parow aber ſchon fort, und die blitzenden Schlaglichter, die Hegel zu werfen im Stande war, kamen ihm zu ſelten, um ihm größere Anregung zu ſchaffen. —

XIII.

Magdeburg. Abhandlung über den Titurel. Ich reiße mich von der Theologie los.

So war ich alſo wieder in Magdeburg bei meinem herrlichen Vater, bei meiner geliebten Schweſter. Aber es hatte ſich ſeit dem Tode der Mutter viel verändert. Mein Vater war nach dem breiten Wege in die belle Étage des Hauſes gezogen, welches, Genthe's Mutter gehörend, der Schulſtraße gerade gegenüber lag. Vorn war es wegen der Ausſicht auf das bunte Straßentreiben ganz unterhaltend und inſofern für ein Greiſenalter wohl gemacht. Im Innern aber war es beſchränkt und ich fand, um allein zu ſein, nur ein Stübchen nach dem Hof hinaus, der von den Nachbarhäuſern ſo umbaut war, daß ich aus den Fenſtern gleichſam in einen großen Schornſtein hinaufblickte. Das

Zimmer war ſehr dunkel, ſonnenlos, und heizte ſich überdem ſchwer. Um von ihm zu den anderen Zimmern zu gelangen, mußte ich über eine offene Gallerie gehen. Welch ein Contraſt gegen meine Wohnung am Markt zu Heidelberg!

Nach dem regelrechten Lauf der Dinge hätte ich nun mein theologiſches Examen machen ſollen. In der That glaubte ich, in der Exegeſe, Kirchen- und Dogmengeſchichte, in der Dogmatik und Moral genug zu wiſſen, um es leidlich beſtehen zu können. An meiner Fähigkeit, zu predigen, zweifelte ich nicht; allein ich beeilte mich nicht. Da auch in der Philoſophie examinirt wurde, ſo durfte ich mich mit dieſer ausdrücklich beſchäftigen. Und das geſchah nun im vollen Maaße. Ich kaufte vor Allem Hegel's dreibändige Logik, die ich noch gar nicht kannte, deren Wichtigkeit mir aber ſchon lange eingeleuchtet hatte. — Michelet's Syſtem der Moral, welches gerade als eine der erſten Arbeiten aus Hegel's Berliner Schülerſchaft Aufſehen machte, wurde ebenfalls angeſchafft. Ebenſo Rixner's dreibändiges Handbuch der Geſchichte der Philoſophie. Ich hatte mich bis dahin mit dem ſogenannten kleinen Tennemann beholfen, einem in literariſcher Hinſicht muſterhaften Lehrbuche. Tennemann ging von der kritiſchen Philoſophie aus. Rixner war ein moderirter Schellingianer und, wie ich wußte, von Hegel ſelber empfohlen. Er empfahl ſich mir beſonders dadurch, daß er die Hauptſtellen der Originalſchriften, auf die es ankam, im Urtext aus denſelben abdrucken ließ. Für das Alterthum und das Mittelalter hatte er ſogar ausführliche Urkunden angehängt. Ich lernte durch ihn z. B. Parmenides, Heraklit, Empedocles, Abälard u. A. zuerſt in ihrer eigenen Sprache kennen. Dies war mir unſchätzbar und ich arbeitete dieſe Data gemeinſchaftlich mit Freund Simon durch, der Michaelis Berlin verlaſſen hatte und wie ich, bei ſeinen Eltern in freier Muße lebte, ſich auf das Candidatenexamen vorzubereiten. Ich habe ſeit jener Zeit eine Reihe von Lehrbüchern der Geſchichte der Philoſophie erlebt, allein ich glaube, daß das Rixner'ſche verdient hätte, erhalten, wenn auch berichtigt und verbeſſert zu werden. Bei der ungeheuren Breite, welche die philoſophiſche Literatur gewonnen hat, bei der Schwierigkeit, viele Werke aus eigener Anſchauung kennen zu lernen, da ſelbſt Univerſitätsbibliotheken ſie oft nicht beſitzen, ſind Originalauszüge, wie Rixner ſie

lieferte, von außerordentlichem Werth. Man empfängt durch sie ein authentisches, concretes Bild, durch welches man einigermaßen in den Stand gesetzt wird, die Darstellung der Geschichtsschreiber, in welche sich ihre eigene philosophische Denkart einmischt, zu controliren. Ich will aus meiner eigenen Erfahrung die Eleaten hervorheben. Wer hätte nicht von ihnen gehört und gelesen! Aber wie ganz anders erfaßte ich sie, als ich die Hexameter las, in denen Xenophanes und Parmenides ihre Weltansicht ausgesprochen hatten. Wie naiv und verständlich erschien mir der Standpunkt dieser hochsinnigen Menschen in ihren poetischen Worten!

Anfangs November fiel mir bei einem Besuch der Creutz'schen Buchhandlung eine Novität in die Hände: Ségur: histoire de la grande armée. Ich blätterte darin, las, haftete und wurde so angezogen, daß ich das Buch auf der Stelle kaufte und mit nach Hause nahm. Es entstand hierdurch eine eigenthümliche Eintheilung meiner Zeit. Den Vormittag wendete ich vorzüglich einer Abhandlung über den Titurel zu, der Nachmittag wurde dem Rixner'schen Handbuch der Geschichte der Philosophie gewidmet. Mit einbrechender Dämmerung ging ich spazieren. Dann wurde, bei der Zurückkunft, mit Vater und Schwester geplaudert. Nach dem Abendessen pflegte der Vater früh schlafen zu gehen und auch meine Schwester gegen halb zehn Uhr sich auf ihre Stube zurückzuziehen. Ich blieb in der großen Wohnstube allein zurück, weil ich mit dem Vater in einem Alkoven schlief, der neben ihr sich befand. Alles wurde nun stille. Auch der Straßenlärm verstummte allmälig, nachdem das in der Nähe gelegene Theater seine Besucher entlassen hatte. Dann las ich die Geschichte der großen Armee mit einer unsäglichen Andacht. War doch dieselbe der größte Vorgang, den ich bis dahin selber erlebt hatte. Napoleon und Ney wurden Gegenstände meiner höchsten Bewunderung. Wie kolossal waren die Leiden, wie schmerzlich die Empfindungen, welche Napoleon seit dem Brande von Moskau durchzumachen hatte!

Von dem Muth, von der Geistesgegenwart, von der militärischen Genialität, von der Unerschöpflichkeit des rastlos arbeitenden Geistes Napoleon's bekam ich erst jetzt eine genauere Anschauung, Ich reinigte mich von einer gewissen Verachtung, die ich sehr natürlich aus den

Freiheitskriegen gegen ihn eingesogen hatte. Dies nächtliche Zusammenleben mit Napoleon gab mir damals eine geheime Kraft, mich zu einem Schritte zu ermuthigen, der nun unvermeidlicher für mich wurde und der mir doch noch sehr unklar war. Ich fühlte nämlich bereits sehr schmerzlich den Widerspruch, in welchen ich durch meine Beschäftigung schon seit einem Jahre mit dem officiellen Aushängeschild meiner Existenz gerathen war, Candidat der Theologie zu werden. Titurel, Hegel's Logik, Geschichte der Philosophie, Geschichte der großen Armee — das waren schöne Vorbereitungen für das theologische Examen! Es graute mir vor dem Augenblick, wo ich mich bei dem Consistorium melden sollte. Sehr trübsinnig schlich ich öfter zum Krökenthor nach der alten Neustadt hinaus. Diese öde Fläche, hier und da noch mit Trümmern bedeckt, sagte meiner melancholischen Stimmung zu. Hier, wo Alles mich unwirthlich anstarrte, hatte ich eine so glückliche, genußreiche Kindheit durchlebt. Und jetzt irrte ich hier mit Gefühlen und Vorstellungen umher, die zwischen jener heiteren Bilderwelt des Kindheitsparadieses und der unbestimmten Zukunft, der ich entgegenging, eine tiefe Kluft gerissen hatten. Ich konnte nicht ahnen, wie bald und auf welche Weise sich diese bangen Zweifel lösen sollten.

Einstweilen stürzte ich mich Morgens wieder in die Arbeit. Je mehr ich aber über den Titurel nachdachte, um so mehr drang sich mir die Erkenntniß auf, daß ich in Betreff seines Werthes meine Illusion opfern mußte. Ich war mit den gespanntesten Erwartungen nach Heidelberg gegangen, Schätze in ihm aufzufinden, allein ich konnte mir nicht verhehlen, daß das Gedicht gar nicht die außerordentliche Bewunderung verdiene, von der ich überall hatte lesen müssen. Ich mußte mir gestehen, daß das Gedicht sehr langweilig sei, wagte dies aber, da ich es immer noch mit Wolfram selber als ursprünglichem Dichter zu thun zu haben glaubte, der von einem späteren Versifex nur überarbeitet sei, nur schüchtern zu äußern. Die Traditionen des allgemeinen Vorurtheils lasteten noch zu schwer auf mir. Ich erkannte deutlich genug, daß von meinen Zeitgenossen wohl nur sehr wenige, vielleicht nur Docen, den Titurel selber gelesen haben konnten. Fr. Schlegel hatte den Titurel mit Dante's göttlicher Komödie verglichen. Ich untersuchte diese Parallele und sie fiel gänzlich zum Nachtheil des Titurel

aus. Noch deutlicher erkannte ich, daß die Bewunderung, mit welcher man von dem geheimnißvollen Gral zu sprechen sich gewöhnt hatte, ein Product purer Gedankenlosigkeit sein müsse, wagte jedoch auch diese Einsicht nur sehr bescheiden zu äußern, wie es mir auch als einem jungen, erst auftretenden Manne zukam. Der Gral sollte bekanntlich die Schüssel sein, aus welcher Christus das Abendmahl gespendet hatte. Diese Schüssel sollte als ein Kleinod gehütet werden. Das konnte doch nichts Anderes heißen, als sie sollte, wie das heilige Grab, nicht in die Hände von Ungläubigen gerathen. Die Hut forderte also einen streitbaren Orden. Dafür spendete der Gral den Mitgliedern desselben Nahrung und Kleidung. Er wurde also ein magischer Fetisch, wie der Sampo im Finnischen Kalewala, der Salz, Mehl und Geld auswirft. Um aus einer solchen Grundlage ein Epos zu machen, hätten die Saracenen wenigstens einen Angriff auf den Berg Montsalvatsch, wo sich der Gral befand, machen müssen. Davon ist aber keine Spur vorhanden. Im Gegentheil sehen wir die christlichen Helden mit den Muhamedanischen im freundlichsten Verkehr und sehen sie sogar mit ihnen gegen die Griechen kämpfen. Der Hauptheld in dem ganzen mittleren Theil des Gedichtes ist der junge Tschionatulander, der Geliebte Sigunens, der Fürstin von Catalonien. Aber eben dieser Held hat gar kein Verhältniß zum Gral. Es handelt sich bei ihm nur um seine Liebesgeschichte, die in ihrer Mischung von Sinnlichkeit und Enthaltsamkeit, von launischem Eigensein und ritterlicher Tapferkeit wohl ein Aeußerstes mittelalterlicher Romantik ist. — Der dritte Theil des Gedichts wird hauptsächlich durch Parcival's Geschichte ausgefüllt, die jedoch, da sie bereits von Wolfram vorweggenommen war, hier nur in einem verkürzten Maaßstabe erzählt werden konnte.

Die Stadt Genua hat noch heut zu Tage eine Schüssel aus Serpentin, il sacro catino, welche für diejenige gilt, aus welcher Christus das Abendmahl gespendet habe. Im Widerspruch hiermit erzählt der Titurel, daß Parcival den Gral von Europa nach Asien gebracht habe, weil die Sünde im Abendlande überhand genommen habe. Christus suchte die Ungläubigen, die Zöllner und Sünder auf, ließ sich mit ihnen ein, hielt sich durch ihre Berührung und Gemeinschaft nicht für befleckt; denn sie zu erlösen, war ja der Hauptzweck seiner Mission.

Der Gral aber, das Besitzthum einer ritterlichen Aristokratie, hielt sich für zu vornehm, unter den Sündern zu verweilen. Ein Wunder versetzte ihn, nachdem er bis Arles gebracht worden, durch die Lüfte über das Meer nach Asien, wo die Religion, d. h. im Sinne des Mittelalters, die Hierarchie in voller Integrität unter der Herrschaft des Priesterkönigs Johannes florirte. — Wenn ich in meiner Abhandlung behauptete, daß im Titurel die damalige christliche Weltanschauung vollständiger, als in irgend einem andern Deutschen Gedicht geschildert sei, und wenn ich dies ausdrücklich durch Auszüge dogmatischen Inhalts zu beweisen suchte, die ich in der Form von Beilagen anhängte, so ist das nicht unwahr und kann auch meine Vergleichung mit Dante rechtfertigen. Allein sie bleibt gänzlich auf dem Niveau der allgemeinen scholastischen Theologie, ohne die scholastische Lehre, wie es Dante thut, zu einer selbstständigen, von innen heraus durchdrungenen Fassung zu erheben. Die Vergleichung schlug also völlig zum Nachtheil des Titurel aus. Die verherrlichende Ueberschwänglichkeit, mit welcher die Romantik von ihm zu reden sich gewöhnt hatte, war ein Irrthum, den einzugestehen mir damals sehr schmerzlich wurde, dessen Bekenntniß abzulegen ich aber doch genöthigt war, wenn ich nicht meiner Ueberzeugung widersprechen wollte. Dies war mein erster Bruch mit der Romantik.

Dieser Bruch war jedoch nur ein erst unbewußter. Es dauerte noch Jahre und Jahre, bevor ich mich aus der romantischen Confusion herausarbeiten konnte. Nur durch eine Wechselwirkung mit der Bewegung des jungen Deutschlands kam ich dazu. Dies kehrte sich gegen die Romantik, steckte aber, so gut als ich, noch selber darin. Es war eine Scene in Gutzkow's Wally, durch welche mir das ganze Verständniß klar wurde. Im Titurel wird erzählt, wie Tschionatulander jedes Mal, wenn er von Sigunen Abschied nimmt, sich in einen Kampf zu stürzen, sie bittet, sich ihm ganz nackt in all ihrer natürlichen Schönheit zu zeigen. Sie gewährt ihm diese Bitte, indem sie nur die Mitte des Leibes mit einem Schleier verhüllt, übrigens ihm sogar gestattet, ihren Busen und ihre Hüften zu betasten. Diese Scene ahmte Gutzkow in seiner Wally, unter sonst völlig abweichenden, sehr bedenklichen Umständen, nach. Ich hatte mir damals, als ich in der Analyse des Epos an diese Scene gekommen war, durch eine Erinnerung an eine ähnliche

in Friedrich Schlegel's Lucinde zu helfen gesucht, war aber noch weit davon entfernt gewesen, diese Nuditäten anzugreifen.

Als ich mit meiner Abhandlung fertig war, schrieb ich sie sauber in's Reine und ließ sie vom Buchbinder ganz stattlich wie ein Buch einbinden. Hierüber war Weihnachten herangerückt, als Briefe von Genthe aus Halle eintrafen, in denen er meldete, daß er zum Doctor der Philosophie promovirt sei. Er wollte die akademische Laufbahn einschlagen und forderte mich auf, das Gleiche zu thun. Dieser Vorschlag traf mich in einem Moment, wo mir nichts erwünschter erscheinen konnte. Simon und Volk machten mir alle Bedenken gegen einen solchen Schritt geltend, aber ich war sogleich entschlossen, ihn zu wagen, denn ich fühlte mich durch ihn plötzlich von dem geheimen Druck befreit, der seit einigen Monaten mich schwer belastete, weil mein ganzes Treiben am Morgen mich mit dem Titurel, Nachmittags mit der Geschichte der Philosophie, Abends mit Napoleon zu beschäftigen, in der That eine höchst sonderbare Vorbereitung zum Candidatenexamen war. Die Abhandlung über den Titurel konnte ich freilich nicht zur Promotion einreichen, da sie Deusch geschrieben war, aber ich konnte sie einer Lateinischen Abhandlung über die Perioden der Deutschen Literatur in Lateinischer Sprache, die ich mir sofort entwarf, als einen Beweis beilegen, wie ernstlich und umfassend ich mit diesem Gegenstand mich beschäftigt hatte. Nun war kein Halten mehr. Der gute Vater gab mir einige hundert Thaler und ich reiste gleich nach den Feiertagen in der schon geschilderten Landkutsche nach Halle ab.

Es war eine traurige, langweilige Fahrt! Nur zwei Personen fand ich noch als Reisegefährten, eine unbekannte, sehr triviale Dame, die sich unaufhörlich mit Essen und Trinken beschäftigte, und einen Bekannten, den Dr. Rättig, Custos an der Universitätsbibliothek, mit welchem ich denn wenigstens über Bücher, über Halle und über die äußerliche Procedur meines vorhabenden Promotionsexamens plaudern konnte. Nun begegnete uns ein kleines Ereigniß, das mich, wäre ich abergläubisch gewesen, wohl hätte stutzig machen können. Wir verfuhren uns. Auf den Feldern lag weit und breit Schnee. Es war bitter kalt. Der Mond stieg zur Nacht auf. Wir Passagiere versanken in Schlaf. Plötzlich wachten wir alle drei fast zugleich dadurch auf, daß

wir fühlten, der Wagen stehe still. Aber der Kutscher auf dem Bocke schlief fest. Wir weckten ihn endlich durch Pochen und Zuruf auf und fragten, wo wir wären. Er wußte es nicht. Der Wagen stand einem einsamen Gehöft gegenüber, auf dessen von Mauern umschlossenem Hof die Hunde zu bellen begannen. Wir waren von der Chaussee auf einen Feldweg abgekommen. Es blieb nichts übrig, als im Gehöft Leute zu wecken, um zu erfahren, wo wir uns befänden. Der Kutscher mußte absteigen und Lärm machen. Es dauerte ziemlich lange, bis sich Jemand regte und verdrossen Antwort gab.

Wir waren anderthalb Stunden von der Chaussee entfernt, mußten umkehren und gelangten mit den sehr ermüdeten Pferden Nachts zwischen zwei und drei Uhr in Halle an. Ich stieg im Gasthof „zur Stadt Zürich" ab und legte mich sogleich zu Bett, denn ich war durch und durch erstarrt und mein Kopf wüst und leer. — Das war mein wenig verheißender zweiter Anfang in Halle.

XIV.

Halle. Promotion. Durchgang durch den Spinozismus. Therese von Jacob, genannt Talvj.

Am andern Morgen eilte ich zu Genthe. Dieser wohnte in der Rathhausgasse im Hause der Frau Staatsrath von Jacob. Er hatte zu ebener Erde eine Stube und Kammer gemeinschaftlich mit einem Landsmann Loof inne, welcher Mathematik und Physik studirte. Ich fand in demselben Hause im zweiten Stock eine Wohnung, ein großes, helles Zimmer mit Alkoven, das nur den Uebelstand hatte, sich schwer ausheizen zu lassen.

Die Frau Staatsrath war die Wittwe des kürzlich verstorbenen Staatsraths und Professors v. Jacob, der längere Zeit in Russischen

Dienſten geſtanden hatte. Er war es, der mich noch zwei Jahre zuvor als Prorektor zum akademiſchen Bürger vereidigt hatte. Er hinterließ drei Töchter. Die jüngſte war an den Muſikdirektor Löwe in Stettin verheirathet geweſen und bereits todt. Julian, ein Sohn derſelben, ward von der Großmutter erzogen. Die zweite Tochter, die augenblicklich verreiſt war und erſt im Frühjahr ſichtbar wurde, Emilie, war eine ſehr liebenswürdige, höchſt muſikaliſche, mehr nach Innen gewendete Perſönlichkeit. Die dritte älteſte Tochter, Thereſe, war ein außerordentlich begabtes, geiſtvolles und zur lebhafteſten Unterhaltung geneigtes Frauenzimmer. Sie verſtand die meiſten der lebenden Europäiſchen Sprachen und hatte durch einen jungen Wallachen, der das Haus ihres Vaters frequentirte, ſogar Serbiſch gelernt. Dies ſetzte ſie in den Stand, die Serbiſchen Volkslieder zu überſetzen und ſie mit einer vortrefflichen Einleitung herauszugeben. Sie hatte ſich als Schriftſtellerin den Namen Talvj gegeben. Als ich ſie kennen lernte, war ſie ſchon eine literariſche Celebrität.

Ich kann wohl ſagen, daß ich nur die angenehmſte Erinnerung an die mit ihr verbrachten Stunden behalten habe. Die Frau Staatsrath bat mich, als ich meinen Antrittsbeſuch machte, ſo oft es mir beliebe, zum Thee herunterzukommen. Ich wartete indeſſen gewöhnlich eine ausdrückliche Aufforderung ab, der ich immer gern Folge gab, denn das Geſpräch war ſtets anregend und ich lernte auch manche intereſſante Menſchen kennen, welche mit Thereſe verkehrten. Der nächſte von dieſen war der Amerikaniſche Profeſſor der Theologie Robinſon aus Boſton, der ſogar den Januar hindurch in einem Zimmer neben dem meinigen wohnte, dann aber auszog, weil er ſich, etwas ſpäter, mit Thereſe verlobte. Robinſon war ein ſehr ernſter, ſehr gelehrter, aber durchaus freundlicher Mann. Seine republikaniſche Sitteneinfalt und Ungenirtheit waren gerade nicht im Geſchmack der Frau Staatsräthin und es gab von dieſer Seite manche drollige Scenen. Robinſon hat ſich durch ſeine Topographie von Paläſtina einen bleibenden Namen in der bibliſchen Literatur erworben. Als er ſich 1838 deshalb in Paläſtina aufhielt, hatte er ſeine Frau von Boſton mit nach Deutſchland herübergebracht, wo ſie in Dresden mit ihren beiden Töchtern verweilte. Hier hielt ich mich in demſelben Jahre zufällig einige

Tage auf. Ich wohnte in der Neustadt, im Hotel zur Stadt Wien. Sie las meinen Namen in dem Fremdenrapport und gab mir durch ein Billet Nachricht, daß sie nur wenige Häuser von mir entfernt wohne. Ich eilte alsbald zu ihr und verlebte mit ihr einige genußreiche Stunden, in denen wir Altes und Neues in kaleidoskopischem Wechsel durchliefen. Ich habe sie nicht wiedergesehen, aber wir haben noch einige kleine Schriften ausgetauscht.

Doch zurück aus diesen schönen Erinnerungen zu meiner Promotion. Ich schrieb Vormittags binnen ein paar Wochen eine Lateinische Dissertation über die Periodisirung der deutschen Nationalliteratur. Die Nachmittage und einen Theil des Abends verwendete ich auf einen Auszug aus Kants Kritik der reinen Vernunft, der praktischen Vernunft, und der Urtheilskraft. Ich wußte, daß Professor Tieftrunk, ein Kantianer, mich unfehlbar hierin examiniren würde, denn er hatte mir bei meinem Besuche, den ich ihm machte und in welchem ich ihm mein Vorhaben kund gab, dies selber in Aussicht gestellt. Dekan der philosophischen Fakultät war gerade der Professor der Geschichte, der Oberbibliothekar Voigtel. Er war ein sehr ehrgeiziger Mann, der viel auf äußerliche Formen hielt. Er war kein Forscher, hatte aber einmal einen Genealogischen Atlas verfaßt und für dessen Widmung vom Könige von Dänemark den Dannübrogorden erhalten, dessen Decoration er bei Gelegenheit geltend zu machen nicht verfehlte.

Als ich meine Papiere eingereicht hatte, setzte er zum Examen den zweiten Februar 1828 fest. Nach damaliger Sitte mußte ich Vormittags die sogenannte Bellaria einsenden d. h. einige Torten und diejenigen Weinsorten, die mir vom Dekan nach vorgängiger Rücksprache als wünschenswerth bezeichnet waren. Das Examen fand in seinem großen Bibliothekzimmer statt. Torte und Wein standen auf einem langen Tisch, um welchen herum die Professoren mit mir Platz nahmen. Zuerst waren nur Voigtel und Tieftrunk anwesend. Dann kamen noch successive Schütz, Schweigger und Jacobs, der Philologe, der damals außer an der Universität auch Professor am Pädagogium war. Gruber und Hinrichs, auf die ich eigentlich gerechnet hatte, kamen nicht.

Voigtel, Tieftrunk und Schütz examinirten in Lateinischer, Schweigger und Jacobs in Deutscher Sprache. Bei Schweigger hatte ich Chemie

gehört, bei den andern aber nur, aus Neugierde, zuweilen hoſpitirt. Jacobs war mir völlig fremd. Bei allen Prüfungen kommt es auch auf Glück an. Wie grenzenlos iſt das Uebergewicht des Examinators über den Examinanden! Wenn ich in meinem ſpätern Leben hunderte von jungen Leuten examinirt habe, ſo bin ich immer der Gefahr eingedenk geweſen, mit welcher ich dieſe Stunden durchlebte. Ich hatte aber inſofern Glück, als in der Prüfung, welche der Herr Oberbibliothekar, der als Dekan den Anfang machte, mit mir anſtellte, ein Moment vorkam, der ganz zufällig ein günſtiges Vorurtheil für mich erwecken konnte. Voigtel ließ mich unter anderm die Geſchichte der Phönicier erzählen. Ich fing an und ſagte, ſie wären vom rothen Meer nach der Küſte des Mittelmeeres gewandert. Dies beanſtandete Voigtel. Ich beharrte bei meiner Behauptung. Können Sie dies beweiſen? Ich bejahete. Aus welcher Quelle? Aus dem Herodot. Ich ſah, wie der alte Hofrath Schütz bei dieſen Worten, indem er ein Glas Rothwein ſchlürfte, ſchmunzelte. Das ermuthigte mich noch mehr. Nun, ſagte Voigtel, indem er ſich an ſeine Collegen richtete, wir wollen doch ſehen, ob der Candidat den Beweis führen kann? Hiermit wandte er ſich zu einem Fache ſeiner Bibliothek und holte ein Exemplar des Herodot herab. Mit höhniſcher Miene übergab er mir daſſelbe und forderte mich auf, die Stelle beizubringen.

Daß ſie im Herodot ſtand, wußte ich, aber den Ort konnte ich nicht mit Genauigkeit angeben. Ich wußte nur noch, daß ſich die Stelle in einem der erſten Bücher und zwar gleich zu Anfang eines Capitels finden müſſe. Dieſer letzte Umſtand war offenbar der für mich günſtigſte. Fand ich die Stelle nicht, ſo war ich blamirt. Ich hatte dann nicht nur nach Voigtels Meinung falſche Antwort gegeben, ſondern auch eine Kenntniß der Quellen mir angedichtet, die ich nicht beſaß. Es war ein verhängnißvoller Augenblick. Doch ich hatte, wie geſagt, Glück. Nach einigen Minuten lachten mir die Worte Herodots: die Phönicier, gekommen vom rothen Meer, entgegen. Ich reichte den Herodot, nachdem ich ſie geleſen, an Voigtel, der ſofort einen Ton anſtimmte, als ob er nichts Anderes erwartet hätte, im Herodot zu finden. Tieftrunk und Schütz wechſelten verſtohlen lächelnde Blicke und ich war auch bei ihnen durch dieſen kleinen Triumph über den eiteln Mann in

guten Credit gekommen. Voigtel kürzte nun ſein Examen ab. Meine Abhandlung über den Titurel, welche ich meiner Lateiniſchen Diſſertation beigegeben hatte, lag auf dem Tiſch. Auch eine nur flüchtige Durchſicht derſelben konnte wohl erkennen laſſen, daß ich in der Geſchichte des Mittelalters gut zu Hauſe war. Er deutete alſo auf dieſelbe und ſagte, er wolle, durch ſie bewogen, das Mittelalter überſpringen und nur noch einige Fragen aus der neuern Geſchichte an mich richten, die ich ziemlich richtig beantwortete. Dann überließ er mich dem Philoſophen Tieftrunk, der ſich ausführlich auf die Kant'ſchen Kritiken einließ und eine ſehr gute Art zu fragen hatte. Die vortreffliche Ueberſicht, die Kant ſelber von ſeiner Kritik der reinen Vernunft gemacht hat, kam mir hier außerordentlich zu Statten. Hofrath Schütz, der Philologe, legte mir die Wolken des Ariſtophanes vor. Ich mußte eine Scene überſetzen und interpretiren. Wenn ich zuweilen ſtockte, drängte er auch nicht, gewährte mir Muße zum Nachdenken, nahm das Glas, nickte mir zu und ſagte: Interim aliquid bibamus! Bei Schweigger beantwortete ich die Fragen nach den poſitiven Beſtimmungen der chemiſchen Stoffe und Prozeſſe ſehr mangelhaft. Doch nahm die Sache bald eine Wendung, die mir vortheilhaft war, nämlich auf die Geſchichte der Chemie. Nachdem ich den Zuſammenhang von Stahls Phlogiſton einerſeits mit der Alchemie, andererſeits mit Lavoiſier glücklich zu Stande gebracht hatte, erklärte er ſich für befriedigt, da ich ja nicht Chemiker von Fach ſei, ſondern nur eine allgemeine Bildung zu documentiren habe, wie ſie einem Philoſophen wohl gezieme. Nun aber kam Jacobs an die Reihe. Dies war ein fein gebildeter Mann, der bald nachher von Halle nach Lübeck kam. Was wollte er von mir? Ich war ſchon etwas wüſt im Kopf, wie es den meiſten Examinanden gegen Ende zu ergehen pflegt, nachdem ſie in wenigen Stunden durch ſo viele Gebiete, gegenüber ſehr verſchiedenen Perſönlichkeiten, ſich haben hindurchbewegen müſſen. Ich erwartete natürlich ein philologiſches Thema. Statt deſſen kam ein philoſophiſches, woran ich gar nicht gedacht hatte, nämlich die Sprachphiloſophie. Hatte ich auch ſtets ein Intereſſe dafür gehabt, waren mir auch die Hauptmomente ihrer bisherigen Geſchichte nicht unbekannt geblieben, ſo hatte ich doch auf der Univerſität mich nie ſpeciell mit ihr beſchäftigt. Allein

hier kam mir nun zur Hilfe, daß ſie uns auf dem Gymnaſium einmal ein ganzes Semeſter hindurch ausführlich vorgetragen war. Die Erinnerung hieran ermuthigte mich, was bei einem Examen von unendlichem Werth iſt. Auch machte ich im weitern Verlauf die Erfahrung, wie unſchätzbar es in der Wiſſenſchaft ſei, durch einen Unterricht darin mit ihrem Material, mit ihrer Terminologie, mit ihren Hauptproblemen und mit den verſchiedenen Verſuchen zu ihrer Löſung vertraut geworden zu ſein. Die Fragen, welche mir Profeſſor Jacobs verlegte, überraſchten mich nicht. Ich fand ſie vielmehr ganz in der Ordnung und bemühete mich ſie ſo gut es ging zu beantworten. Da er Deutſch mit mir verhandelte, ſo wurde der Ausdruck meiner Gedanken mir erleichtert und ich gerieth zuletzt mit ihm mehr in eine Unterhaltung gemeinſchaftlichen Nachdenkens, die ihm ſelber Vergnügen zu machen ſchien. So kam ich auch hier glücklicher durch, als ich es hätte erwarten können.

Das Examen war beendet. Die Lichter brannten herunter. Ich wurde nun in ein anderes Zimmer verwieſen, wo ich in Gegenwart eines Pedells eine ängſtliche Viertelſtunde zubrachte, während die Herren Profeſſoren über den Ausfall der Prüfung beriethen. Dann wurde dem Pedell geklingelt, der gleich darauf zurückkehrte, mich hereinzuführen. Voigtel empfing mich mit Feierlichkeit, mir den glücklichen Ausgang zu verkünden und nahm, wie es damals üblich war, ſofort die Vereidigung vor, worauf mit Glückwünſchen und Champagner geendet ward.

Weil ich zuweilen geſtritten hatte, ſetzte man mir in mein Diplom die Worte: et postquam in consessu ordinis examine rigoroso studium philosophiae acerrimum comprobaverat.

So war ich denn Doctor der Philoſophie und Magiſter der freien Künſte und richtete mein Augenmerk auf den nächſten Schritt, den ich zu thun hatte, nämlich mich bei der Univerſität zu habilitiren. Doch ſollte darüber noch ein halbes Jahr vergehen, das von den mannichfaltigſten Erlebniſſen erfüllt wurde.

Ich erkannte ſehr wohl, daß, wenn ich in der Philoſophie vorwärts kommen wollte, das Studium der Hegel'ſchen Logik unvermeidlich und daher die nächſte Aufgabe in einer Zeit ſein müſſe, wo ich noch-

ganz frei über dieſelbe verfügen konnte. Ich widmete ihm daher die Monate Februar und März. Obwohl ich in ihr bereits den Unterricht des Herrn von Henning erhalten hatte, ſo war ſie mir doch ſehr ſchwer zu bezwingen und es blieben, auch nachdem ich alle drei Bände abſolvirt hatte, genug Stellen zurück, die mir noch völlig dunkel waren. Eine beſondere Hemmung erwuchs mir durch die Logik, welche Hinrichs herausgegeben und die ich auch bei ihm gehört hatte. Ich habe ſchon oben von ihr geſprochen. Sie war, wie billig man ſie auch beurtheilen mochte, eine Anbequemung an die formale Logik des herkömmlichen Curſus. Der Grundbegriff der Hegel'ſchen Logik war darin fallen gelaſſen. Die Ontologie, welche Hegel die objective Logik nannte, war mit der ſubjectiven, mit der Lehre vom Begriff, ſogar in unklarer, gezwungener Weiſe äußerlich vermiſcht. Der Begriff ſelber war aus ſeiner ſubjektiven Form nicht zur objektiven und abſoluten als Idee erhoben und, um die Verwirrung zu vollenden, war noch ein zweiter Abſchnitt hinzugefügt, der offenbar der Phänomenologie d. h. der Wiſſenſchaft vom Begriff des Bewußtſeins, angehörte. Jetzt ſehe ich dies Alles nur zu klar ein, damals aber war Hinrichs, trotz Daub's Zuſtimmung zu meinem Bedenken, noch eine ſo große Autorität für mich, daß ich irre wurde, zumal wenn ich den zuverſichtlichen Ton ſeiner Vorrede vernahm, worin er ſich geradezu als den Regenerator der Logik bezeichnete. Es hat viele Jahre gedauert, bevor ich deutlich den Zuſammenhang begriff, in welchen Hegel's Logik zu Kant's Kritik der reinen Vernunft ſteht. Aus dieſer iſt ſie Schritt vor Schritt erwachſen. Es iſt dies vorzüglich aus dem zweiten Theil, aus der Lehre vom Weſen, erkennbar. Hier hat Hegel noch viel Kampf zu beſtehen gehabt, bevor er zu der einfacheren und logiſcheren Form durchdrang, die er ſpäter in der zweiten Ausgabe ſeiner Encyklopädie aufſtellte. Weil wir Menſchen denkende Subjecte ſind, ſo blieben die meiſten dabei ſtehn, die Beſtimmungen des Denkens, gewöhnlich ſeine Geſetze genannt, als nur ſubjective Functionen zu betrachten und jene Beſtimmungen nicht an und für ſich zu nehmen, wie ſie durch ihren eigenen Inhalt ein Syſtem ausmachen. Die Kategorien haben aber ein inneres Verhältniß zu einander. Qualität und Quantität, Weſen und Erſcheinung, Inhalt und Form, Subſtantialität und Cauſalität, Allgemeinheit und Beſonderheit

u. ſ. w. hängen durch ihren eigenen Begriff mit einander zuſammen. Hat man dieſe Einſicht einmal erreicht, ſo wird man auch begreifen, daß das abſtracte Denken von einem relativ niedrigſten bis zu einem relativ höchſten Punkt ſich entwickeln müſſe. Ich ſetze das Wort relativ hinzu, um anzudeuten, daß jede Beſtimmung als ſolche abſolut, ſchlechthin nothwendig und wahr iſt, daß ſie aber, als nur ein Moment der totalen Vernunft, das, was ſie iſt, nur durch ihre Beziehung auf alle andern Kategorien ſein kann. Wenn die Philoſophie auch in ihren Disciplinen eine ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft iſt, ſo iſt ſie es durch die Logik, von welcher alle realen Wiſſenſchaften, um Wiſſenſchaft zu ſein, abhängig ſind. Die Denkbarkeit eines Gegenſtandes iſt das abſolute Kriterium der Wahrheit und Gewißheit. Die Denkbarkeit ſelber iſt aber an den Begriff der Kategorien gebunden. Daher kommt es, daß das Logiſche, obwohl es nichts Materielles iſt, doch die Herrſcherrolle in der Wiſſenſchaft übt. Bleibt man beim Begriff des Allgemeinen, Beſonderen und Einzelnen ſtehen, d. h. beſchränkt man die Logik auf die Lehre vom Begriff, Urtheil und Schluß, ſo läßt man die ontologiſchen Kategorien als Vorausſetzungen außerhalb ſtehen, wie Kant es in ſeiner analytiſchen Logik machte. Ohne ſie kann man im Begreifen, Urtheilen und Schließen nichts anfangen. Alſo, ſchloß Hegel ganz richtig, müſſen ſie vorher entwickelt werden. Die Ontologie, die Lehre von Sein und Weſen, muß der Lehre vom Begriff vorausgehen. Der Begriff aber iſt nicht blos eine Form unſeres ſubjectiven Denkens, ſondern dieſe Form hat in der uns gegenſtändlichen Welt reale Exiſtenz. Das Logiſche iſt aller Realität immanent.

Als ich Hegels Logik durchgearbeitet hatte, wurde mir klar, daß ich noch eines andern Studiums bedürfe, um ſie richtig verſtehen zu können. Dies war das Spinoza's. Die Schriften des Carteſius hatte ich mir in Heidelberg gekauft und wenigſtens die wichtigſten Abhandlungen darin über die Methode, die Affecte und Leidenſchaften geleſen. Von Spinoza aber hatte ich bis dahin nur durch die Geſchichte der Philoſophie, ſo wie durch ſeine Schilderungen von Bayle, Jacobi, Schelling, Göthe, eine Vorſtellung. Hegel aber gab ſich zu ihm eine ganz entſchiedene Stellung. Er geſtand Spinoza den Begriff der Subſtanz zu, allein er behauptete, daß das Abſolute nicht nur als

Subſtanz, ſondern zugleich als Subject gefaßt werden müſſe. Dies hatte ich oft genug vom Katheder her gehört; das hatte ich auch in Hegels Vorrede zu ſeiner Phänomenologie geleſen; das fand ich nun in der Logik ſelber weiter begründet. Ich wurde jedoch gerade durch dieſe Auslaſſungen in immer größere Verwirrung geſtürzt. Der Begriff der Subſtanz konnte doch nur ein allgemeiner ontologiſcher Begriff ſein. Von einer beſonderen Subſtantialität konnte die Logik doch nicht handeln. Es war aber unzweifelhaft, daß auch Hegel in der großen Logik von der Subſtanz in dem Sinne ſprach, darunter das Abſolute an und für ſich, alſo in gemeinem Deutſch, Gott zu verſtehen. War dies der Fall, ſo bedeutete ſeine Polemik gegen Spinoza die Ablehnung des Pantheismus und die Forderung, die Subſtanz zugleich als Subject zu ſetzen, die Anerkennung des Theismus. Dies war mir, da ich den Glauben an die Perſönlichkeit Gottes nicht verloren hatte, ganz recht. Allein wie ſollte ich damit vereinigen, daß der Begriff der Subjectivität ſich in die logiſchen Formen des Allgemeinen, Beſonderen und Einzelnen auflöſte? Es blieb mir nichts übrig, als Spinoza ſelber zu ſtudiren; um zu wiſſen, wie ich mit Hegels Polemik gegen ihn daran ſei. Es glückte mir auch, ein ſchönes Exemplar der Ausgabe ſeiner Werke von Paulus zu kaufen. So warf ich mich denn mit aller Begierde in dies neue Studium.

Während ich ſo für mich in die Abgründe der Metaphyſik verſank, wurde ich nebenher von einer ganz andern Welt, nämlich von der Komiſchen, umſpielt. Hierzu gab Genthe die Veranlaſſung. Als ich ihn wiederſah, war er damit beſchäftigt, eine Schrift über das einzige uns aus dem Alterthum erhaltene Satyrdrama, den Kyklops des Euripides, drucken zu laſſen, die eine Ueberſetzung deſſelben mit einer hiſtoriſch kritiſchen Einleitung enthielt. Nach ſeiner communicativen Art zog Genthe nicht nur mich, ſondern auch den Phyſiker Loof, der ſehr gut Griechiſch verſtand, in ſeine Beſchäftigung hinein. Das Drama wurde ſo oft Abends ſowohl Griechiſch als Deutſch durchgenommen, daß einzelne Stellen daraus bald zu ſprichwörtlicher Anwendung unter uns dreien ſich fixirten, die wir, nach Art junger Leute, die Kreuz und Quer anbrachten. Für einen vierten wäre dieſer Jargon, der uns köſtlichen Spaß bereitete, ganz ungenießbar, eine her-

metiſch verſchloſſene Welt, geweſen. Als der Kyklops beſeitigt war, kam ein anderes Thema an die Reihe. Genthe hatte ſich ſchon ſeit längerer Zeit auf die Geſchichte der Macaroniſchen Poeſie geworfen und alle Denkmale derſelben geſammelt. Er hatte eine grenzenloſe Vorliebe für dieſe groteske Poeſie. Theophilo Folengo, ein Italieniſcher Mönch, der Hauptdichter dieſer Gattung, wurde von ihm vergöttert. Ihm zu Liebe ließ ich mich nun zwar auch auf dieſelbe ein, vermochte jedoch ſein Behagen an dieſen Späßen und Künſteleien nur in ſehr mäßigem Grade zu theilen, obwohl ich ihm bei der Abfaſſung einer einleitenden Betrachtung und literariſchen Geſchichte, ſo viel ich konnte, hülfreich war. Das Macaroniſche verbindet die Lateiniſche Sprache mit einer neueren und behandelt die Wörter der letzteren nach dem Zuſchnitt der Lateiniſchen Grammatik. Dies iſt ein Scherz, mit welchem ſich Mönche in der Muße eines Kloſterlebens wohl unterhalten können. In kürzerem Umfange, wie in dem bekannten Deutſch-Macaroniſchen Gedicht: Floïa, kann man ſich auch wohl daran ergötzen. Karl Immermann hatte dies Gedicht unter dem Namen Aeander wieder herausgegeben und von hier hatte Genthe den Anſtoß zu ſeiner Schwärmerei für dieſe ſpielende Dichtung empfangen. Er hat ſie ſein ganzes Leben über bewahrt und auch die Deutſche Uebertragung von Folengo's Mückenkrieg (Moschea) herausgegeben.

Für den Verlag ſeiner Schriften hatte Genthe einen Verleger in dem Buchhändler Reinecke gefunden. Dieſer Mann, ein ächter Sachſe, hatte im ſchon vorgerückten Alter noch eine junge Frau geheirathet. Sie war eine Magdeburgerin und ich hatte ſie als Schuljunge oft geſehen, da ihre Eltern im oberen Stock der Franzöſiſchen Schule wohnten, die ich frequentirte. Durch Genthe wurde ich auch mit Reinecke bekannt. Er lud uns öfter auf den Sonntag zu kleinen Mittageſſen ein und wußte uns Mancherlei von den Deutſchen Autoren zu erzählen. Er hatte als Commis lange in Dresden conditionirt und hier Schiller zuweilen im Theater geſehen, was geradezu die größte aller ſeiner Erinnernngen war. Dieſer Enthuſiasmus kleidete ihn gut. Er wurde auch mein Verleger; bis ich von ihm zu Anton überging.

Genthe ſchrieb im Frühjahr auch noch einen Roman: Don Fernando von Toledo, in zwei Bändchen, die er Reinecke zum Verlage

aufredete. Es waren einige hübſche Erfindungen darin, aber das Ganze war flüchtig und ſtand ſeinem erſten Roman außerordentlich nach. Die romantiſche Willkür erlaubte ſich die unmotivirteſten Combinationen. Es war ſogar eine Anzahl Märchen darin eingeſchaltet, die aus einer Franzöſiſchen Sammlung des vorigen Jahrhunderts überſetzt waren. Im zweiten Theil hatte Genthe die Hegel'ſche Terminologie zum Gegenſtande ſeines Spottes gemacht. Hier fanden ſich einige glückliche, heitere Wendungen, die von Hinrichs, Loof und mir füglich belacht wurden, die jedoch dem großen Publikum, vor allem dem Roman leſenden, gänzlich unverſtanden bleiben mußten. Das Buch kam daher ſchon als Maculatur zur Welt. Genthe verließ uns bald darauf, Reiſen nach Thüringen und in die Marck zu Verwandten zu machen.

In meinen äußeren Verhältniſſen gingen auch mancherlei Veränderungen vor. Mein Zimmer war nur durch eine Bretterwand von der Nachbarwohnung getrennt. Profeſſor Robinſon, ein ſtiller Mann, war Ende Januar ausgezogen. Während des Februars wohnte ich ganz allein in der weitläufigen Etage. Hier hatte ich zuweilen romantiſch ſchauerliche Momente zu durchleben. Wenn ich öfter ſpät in der Nacht die dunkle Treppe hinaufgetaſtet war, hatte ich, oben angelangt, zur Rechten den Blick auf eine große Kammer, deren Thür zur obern Hälfte aus einem Glasfenſter beſtand, welches den vollen Einblick geſtattete. In dieſer Kammer war einige Monate zuvor ein Dachdecker geſtorben, der einen unglücklichen Fall gethan hatte. Mir war die traurige Scene mit allen Einzelheiten öfter geſchildert worden. Kam ich nun herauf, ſo wurde die Erinnerung an dieſen Vorgang zuweilen ſo lebendig in mir, daß ich, vorzüglich bei Mondſchein, mich nicht enthalten konnte, dicht an die Thür zu treten und in die leere Kammer zu blicken, gleichſam als ob ich den in Todesſchmerzen ſich Krümmenden und Angſtſeufzer Ausſtoßenden noch gegenwärtig antreffen müßte. Hier habe ich an mir ſelber beobachtet, wie nahe ſolche Situationen daran ſind, in Viſionen überzugehen und Spukgeſtalten entſtehen zu laſſen. Ich blieb mir aber, auch wenn mich Geſpenſterſchauer durchrieſelten, völlig klar. Zog ich dann den Schlüſſel, die große Flügelthür des Saales zu öffnen, den ich durchſchreiten mußte, zur Thüre meines Zimmers zu gelangen, ſo hallten meine Tritte geiſterhaft durch den öden

Raum. Hier hatte der Staatsrath von Jacob Concerte und Bälle veranſtaltet. An den Wänden liefen noch rothgepolſterte Divane ringsum, auf denen man ſich den reizenden Flor der Damenwelt vorſtellen konnte. Den Fenſtern gegenüber, in Mitten der linken Wand, ſtand der Ofen, ganz ebenſo geſtaltet, wie der im Saal meines elterlichen Hauſes. Es war dieſelbe lebensgroße Gypsſtatue der Minerva, mit Helm, Speer und Schild, die mir hier entgegen ſchimmerte. Ich begrüßte ſie immer als eine mir wohlwollende Göttin. Was die Seele Alles in ſolchen Momenten empfindet, iſt unbeſchreibbar. Die Romantik eines Arnim, Heinrich von Kleiſt, Tieck hatte nicht verfehlt, ſolche zwiſchen Wachen und Traum verdämmernde Momente zu belauſchen und hatte das Grauen, welches ſie begleitet, oft vortrefflich beſchrieben. Obwohl ich ein ganz rationaliſtiſch aufgeklärter Menſch in ſolchen Dingen war, ſo hat es mir doch nicht an myſteriöſen Anwandlungen und nicht an Erlebniſſen gefehlt, die mich bis zum Abgrund führten, wo die Nachtſeite des Lebens ſich unſerer mit unheimlicher Gewalt zu bemächtigen droht. Ich bin, wie geſagt, in ſolchen Augenblicken, immer Herr meines Bewußtſeins geblieben. Oft ſind es an ſich höchſt einfache Vorgänge, welche uns in unſerem Innerſten zu erſchüttern, und uns bis zu der Grenze zu führen vermögen, wo wir unſere Ohnmacht, eine Welt mit ſolchen Zuſtänden zu durchdringen, ſchmerzlich empfinden. Ich habe oben z. B. erzählt, wie ich bei meinem im Duell verwundeten Freunde Parow Nachtwache hielt. Während er im Alcoven fieberhaft ſtöhnte, trafen noch ganz andere Laute mein Ohr. Parow wohnte nicht weit von dem Irrenhauſe. Es war eine wunderſchöne, mondhelle Nacht. Ich konnte das Gebäude und die Fenſter deutlich ſehen. Da ertönte nun von einer der Zellen das wüthende Geſchrei eines tollen Weibes, das ſich in Schimpfwörtern gegen eine verhaßte von ihr nur vorgeſtellte Perſon Luft machte. Pauſenweiſe erſtarb das Gebelfer, dann brach es wieder los, bis es mit der aufgehenden Sonne verſtummte. Alles um mich herum lag in Lethe bringendem Schlummer, nur der Verwundete hier mit ſeinen Seufzern, die Wahnſinnige dort mit ihren heiſern Flüchen, klangen als ſchrille Diſſonanzen durch die Harmonie, die ihren beſeligenden Hauch über alles Daſein auszubreiten ſchien. Peſſimismus und Optimismus rangen in meiner jungen Seele mit ein-

ander und ich flüchtete mich in Göthes Verse, die eigends für mich gemacht schienen:

Füllest wieder Berg und Thal
Still mit Nebelglanz,
Löfest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Anfangs März zog in die Zimmer neben mir ein Baron von Münchhausen ein. Er war etwa dreißig Jahre alt, in seinen Sitten ein feiner Cavalier, die mit dem erwüchsigen Benehmen des Amerikanischen Robinson zuweilen komisch kontrastirten, wenn wir zum Thee bei der Frau Staatsrath zusammentrafen. Dieser junge Mann war hypochondrisch. Er glaubte schwindsüchtig zu sein. Er hatte alle Aerzte aufgegeben und behandelte sich selbst homöopathisch nach Hahnemann'schen Grundsätzen. Er konnte daher in keinem öffentlichen Gasthaus speisen, sondern mußte eigends für sich kochen lassen, hauptsächlich schlichte Bouillon und Rindfleisch. Glaubte er mitunter in der Bouillon ein Fäserchen Petersilie oder Zwiebel zu entdecken, so gerieth er außer sich. Seine Cur schien ihm dann rückgängig gemacht und er versank, wenn er sich ausgetobt hatte, in eine menschenfeindliche Schwermuth. Um seine Brust zu stärken, blieb er in steter Bewegung. Er ritt spazieren, er rappierte, er hielt sich einen Unteroffizier, der im Auditorium des Staatsraths, das am Ende des Hofes in einem Hintergebäude lag, mit ihm exerciren mußte. Das war aber nicht genug. Sowie er auf sein Zimmer kam, warf er sich in einen Sessel, ergriff ein Buch, und fing an, laut zu lesen. Da uns nur eine Bretterwand schied, so wurde mir dies oft bei meinem Studium der Hegel'schen Logik sehr lästig und ich entschloß mich, am Anfang April in das große Zimmer zu ebener Erde zu ziehen, welches bis dahin ein Candidat inne gehabt hatte. Es war damit die Berechtigung verbunden, den Garten zu benutzen, zu welchem man durch ein Seitengebäude vom Hof aus gelangte. Da es auch an einer großen Gartenstube nicht

fehlte, so brachte ich, so bald es wärmer wurde, einen großen Theil des Tages darin zu, fast immer mit dem Studium Spinoza's beschäftigt. Die Frau Staatsrath und ihre Töchter kamen niemals in den Garten. Sie genossen die frische Luft nur in einer Spazierfahrt, welche regelmäßig Nachmittags erfolgte.

Das weitläufige Anwesen der Frau Staatsräthin wurde durch einen Hausmeister, Namens Milradt, in Ordnung gehalten. Er hatte die untere Wohnung auf dem linken Flügel des Hofes inne. Dieser Mann war von Geburt ein Danziger, von Profession ein Schneider, von Amtswegen Nachtwächter und im Hause das Factotum, ohne dessen Beirath die Frau Staatsräthin kein Gesinde, keinen Kutscher, kein Kammermädchen anstellte. Er schloß mit den Miethern die Verträge ab, zog den Miethzins ein, besorgte die Aufwartung der Insassen, die Reinigung und Lüftung der Zimmer, die Reparatur der Möbel. Er war ein sehr verständiger Mann, der viel erfahren hatte. Er stellte in seiner Familie gleichsam das vereinigte Deutschland dar. Er, ein geborner Westpreuße, hatte eine Frau aus dem Reich, d. h. aus Bayreuth, geheirathet. Er sprach den scharfen Preußischen Dialekt, der, gegen die Naturwüchsigkeit der anderen Deutschen Dialekte gehalten, nach der Erlernung des Deutschen klingt. Seine Frau sprach den Fränkischen Dialekt und die einzige Tochter, Louise, sprach den Hallischen d. h. Thüringschen Dialekt. Das Concert dieser drei Mundarten zu hören, machte mir das größte Vergnügen. Die Tochter, Louise, ein nicht gerade schönes, aber sehr anmuthiges, wohlunterrichtetes, gutgesittetes Mädchen, kam Nachmittags nicht selten in die Gartenstube, dort, bei offnen Fenstern und Thüren zu nähen. Vormittags gab sie in mehreren Schulen Unterricht. Wir gewöhnten uns aneinander und es genirte mich nicht, in ihrer Gegenwart zu lesen und zu schreiben. Natürlich plauderten wir auch dazwischen und gingen auch im Garten zusammen, die aufgeblühten Blumen zu mustern. Da sie mit dem Candidaten, dessen Stube ich bezogen hatte, verlobt war und auf dem Sprunge stand, ihn zu heirathen, sobald er von einer Adjunctur, die er übernommen hatte, zur Pfarre gelangen würde, so war unser Verkehr vor aller Versuchung gewahrt, in Liebeleien zu verfallen. Wir leisteten uns eben gute Gesellschaft. Dies treffliche Mädchen sollte schon

im nächſten Jahre, in Folge einer heftigen Erkältung, binnen wenigen Wochen hingerafft werden. Ich beſuchte die arme Louiſe, da ich aus dieſem Hauſe verzogen war, noch ein paar Mal. Wie wehmüthig iſt doch ein ſolches Sterbelager einer Jungfrau, einer Braut! Ihre Augen brannten von dem Zehrfieber; ihre Wangen glühten von dem trügeriſchen Roth des Todes; ihre ganz vermagerte Hand zitterte in der meinigen. Ich konnte nur mühſam die Thränen zurückhalten, aber ſie ſelber war ſtill und ergeben, wie meine Couſine Lefevre in Magdeburg, an deren ganz ähnlichem Sterbebette ich auch geſeſſen hatte.

Genthe war fort. Der Baron von Münchhauſen ging Ende Mai auf ſeine Güter. Mit Hinrichs fing ich an, weite Spaziergänge in die Umgegend von Halle zu machen. Die Hinterfront eines Seitengebäudes ſeiner Wohnung begrenzte die eine Seite des Gartens, in welchem ich mich größtentheils aufzuhalten pflegte. Durch ein kleines Fenſter konnte er mir zurufen und ſich mit mir verabreden.

Mit Loof, dem Phyſiker, einem fleißigen, braven Menſchen, der in der unteren Wohnung, mir gegenüber, geblieben war, hatte ich meine beſonderen Geſpräche über Naturphiloſophie, namentlich über Licht und Wärme. Es war ein ganz idylliſcher Zuſtand, der aber unerwartet von ſehr ſtürmiſchen Momenten gefolgt und durchkreuzt werden ſollte, die mir große Noth machten, weil ich, um mich im Lehrvortrage zu üben, einige Studirende bewogen hatte, drei Mal in der Woche früh von 7 bis 8 Uhr zu mir zu kommen, ihnen Religionsphiloſophie vorzutragen. Zu dieſem Geſchäft bedurfte ich der Ruhe und Sammlung eben ſo ſehr, als zu dem Studium Spinoza's. Es ſollte aber eine Unruhe in meine Idylle von einer Seite hereinbrechen, von welcher ich ſie niemals erwartet hätte.

XV.

Mußmann und Bohtz. Philosophisches Satirspiel. Habilitation.

Um das, was sich nun ereignete, einigermaßen begreiflich zu machen, muß ich schon etwas weiter ausholen. Das Jahr 1828 schien dazu bestimmt, die Universität Halle mit einer Fluth von Docenten in der philosophischen Fakultät zu überschwemmen. Bis dahin war ein einziger Privatdocent der Philosophie vorhanden gewesen, Dr. Luther, ein Nachkomme von Martin Luther. Er war ein Anhänger Gerlach's, wohnte sehr romantisch in einem der alten Thürme am Rosenthal, litt an den Augen, mit denen er unaufhörlich zwinkerte, schrieb viel für sich, war aber — eine Seltenheit in Halle — nicht druckfüchtig und machte die Pädagogik zu seiner Specialität. Als Docent hatte er fast gar keine Wirkung. Wir vermieden uns nicht, wenn wir gerade aufeinander trafen, aber wir suchten uns auch nicht. Er heirathete später eine wohlhabende Wittwe, wurde aber ganz melancholisch und erhängte sich in der Döhlauer Haide.

Nun kam 1828 im März zunächst Dr. Georg Mußmann von Berlin nach Halle und etablirte sich sofort als Privatdocent der Philosophie. Er war der Sohn eines Schmiedes aus der Umgegend von Danzig. Er hatte als Freiwilliger noch den Feldzug von 1815 gegen Frankreich mitgemacht. Hierauf hatte er studirt, war dann Lehrer und Erzieher des ältesten Sohnes des Professors der Mathematik, Pfaff, in Halle geworden, von hier nach Berlin gegangen, hatte dort seine Studien fortgesetzt und zugleich der Tochter eines reichen Rentiers Unterricht ertheilt, der damit endete, daß er mit seiner liebenswürdigen

Schülerin sich verlobte. Er gewann den Preis für eine Schrift über den Idealismus, welche von der philosophischen Fakultät aufgegeben war. Dieser Erfolg ermuthigte ihn, selbst Lehrer der Philosophie zu werden. In Berlin aber war Alles schon von Hegelianern überfüllt. Er wandte daher sein Augenmerk auf Halle, kam hierher, miethete sich eine reizende Wohnung am Markt bei der Frau Conditor Schelling, etablirte sich als Privatdocent und fing bereits im Mai an, ein Publicum über die Geschichte der alten Philosophie zu lesen. Noch in Berlin hatte er schon ein Lehrbuch der Psychologie herausgegeben und, kaum angelangt in Halle, ließ er ein Compendium der Logik drucken, das ein noch stärkerer Abfall von Hegel's Logik war, als Hinrichs Philosophie der Logik. Mußmann hatte die Aristotelischen Bestimmungen mit Hegel'schen, er hatte die metaphysischen und logischen Kategorien mit psychologischen derartig durch eine völlig barocke Sprache zusammengeschweißt, daß man aus dem krausen Gewirr keinen reellen Nutzen ziehen konnte, auch wenn man mit gutem Willen an das Buch heranging, wie auch ich es zuerst unbefangen versuchte.

Mußmann war auf eine Umgestaltung der Philosophie gerichtet. Er schrieb noch ein Compendium, eine Geschichte der christlichen Philosophie, worin er, nach Schelling und Hegel, mit unverkennbaren Worten auf sich als den Vollender der Philosophie hindeutete. Mußmann hatte viel gelernt, hatte auch in untergeordneten Dingen gegen Hegel zuweilen nicht Unrecht, aber es fehlte ihm alle Productivität. Eine Schrift über das akademische Studium, in welcher er mit Schelling's classischen Vorträgen über denselben Gegenstand zu rivalisiren suchte, konnte, gegenüber Schelling's Größe und Kühnheit, nur seine Kleinmeisterei und anmaßliche Schwäche aufdecken.

Mußmann hatte natürlich Hinrichs seinen Besuch machen müssen. Durch diesen wurde ich mit ihm bekannt. Wir machten uns ein paar formelle Visiten. Er schenkte mir auch ein Exemplar seiner Psychologie, aber wir kamen uns nicht näher. Ich verstand nicht, was er eigentlich wollte. Daß er sich für den größten Philosophen hielt, war aus seinem Urtheil über alle andern Philosophen leicht zu erkennen. Wie er es aber sein wollte, war ihm, wie es mir schien, selber unklar. Er war gutmüthig, gefällig, arbeitsam, aber die Eitelkeit, originell zu sein, war

der hervorstechende Charakterzug an ihm. Da er der Lehrer des Dr. Karl Pfaff gewesen war, so wurde ich durch ihn auch mit diesem bekannt. Pfaff war Historiker. Er war ein junger, schöner Mann, der in seiner Erscheinung wirklich ein geniales Wesen offenbarte, welches zu Mußmann's erquälter Genialität den schneidendsten Contrast bildete, wie denn Pfaff auch der unerbittlichste Kritiker der Leistungen Mußmann's war. Dieser so hochbegabte Jüngling verfiel leider einer wüsten Lebensart, die ihn seinen gut vorbereiteten Studien entfremdete und ihn allmälig durch ein Jahr langes Krankenlager dem Untergang nahe brachte. Dr. Karl Pfaff erhielt wegen seiner vornehmen Manieren den Beinamen des „Spanischen Gesandten."

Als ich nun eines Morgens im Gartenhause dem Studium Spinoza's oblag; kam durch die Büsche plötzlich unser Hausmeister und führte mir einen Fremden zu, der kein Anderer, als der mir wohlbekannte Dr. Bohtz war, der, als er mich erblickte, sofort mit tausend Capriolen auf mich zustürzte, mich umarmte und umtanzte, so daß der Nachtwächter Milradt vor Erstaunen über diese seltsame Scene ganz verblüfft dastand. Bevor noch irgend etwas Weiteres unter uns gesprochen war, hatte er einen Band des Spinoza ergriffen, zu sehen, was ich triebe. Sofort schrie er: Rosenkränzchen studirt den großen Judenphilosophen! Ha ha! Sagen Sie, Rosenkränzchen, verstehen Sie wirklich den Spinoza? Hören Sie, was Bouterweck von ihm sagte. Und nun warf er sich in die mir bekannte Copirung Bouterweck's und ließ diesen den Pantheismus Spinoza's schelten. Kaum war er damit fertig, so sprang er in die mir ebenfalls schon von ihm geläufige Caricatur des Aenesidemus Schulze und ließ diesen Alles, was Bouterweck vorgebracht hatte, als ungewaschenes Zeug, als ästhetische Schönfärberei widerlegen. Ich lachte aus vollem Halse. Als er sich etwas ausgetobt hatte, lenkten wir auf das ruhige Fahrwasser persönlicher Mittheilungen über unsere Erlebnisse ein.

Auch er war nach Halle gekommen, Docent der Philosophie zu werden. Nun, sagte ich, das wird interessant; Sie sind nun, mich eingerechnet, der dritte Privatdocent, der sich hier aufthun will. Und wer ist der zweite? Dr. Mußmann, antwortete ich. Kaum hatte ich diesen Namen genannt, so verwandelte sich Bohtz in diesen und copirte

ihn in seinen Gesten und in seiner Sprachweise. Als ich hierüber mich verwunderte, erfuhr ich, daß er und Mußmann, einschließlich des Dr. Paff, alte Bekannte waren.

Bohtz bezog nun in der Rathhausgasse, wo ich wohnte, nur wenige Häuser entfernt, ein Quartier bei der Wittwe des Professors König. Es lag zu ebener Erde nach hinten hinaus, wo man unmittelbar vor den Fenstern den Garten vor sich hatte. Es war ein alterthümliches Haus. Die unteren Zimmer waren gewölbt. Durch ein einfenstriges Vorgemach trat man bei Bohtz in ein ziemlich großes Zimmer, das mit seinen Schwibbogen einer Capelle nicht unähnlich sah. Für den Sommer war es eine ganz poetische Wohnung. Wegen ihrer gothischen Gewölbe und einsamen Lage bekam Bohtz unter uns den Spitznamen Dr. Faust, und die alte Rieke der Frau Professor König, welche seine Aufwartung besorgte, den Namen des Famulus Wagner. Die tollste Wirthschaft hub nun an. Meinem Hausgenossen Loof war eine so elektrische Natur, wie die des Dr. Bohtz, noch nicht vorgekommen. Er fiel von einer Verwunderung in die andere, und Bohtz, als er den Effect seiner Komödie merkte, that sein Möglichstes, ihn darin zu erhalten. So dauerte es nicht zu lange, daß Loof von ihm gleichsam einexercirt wurde, ihn bei seinen Pantomimen und Rollenfächern durch eine entsprechende, von Zeit zu Zeit mit gewissen Stichwörtern eingreifende Manier zu unterstützen. Auch für Hinrichs war diese excentrische Natur ein ganz neues Schauspiel. Die Streitigkeiten zwischen den Philosophen Bouterweck und Schulze, in deren Vortrag Bohtz wirklich Außerordentliches leistete, ergötzten ihn ungemein.

Nach und nach bildete die Caricatur Mußmann's die dritte Figur, die mehr und mehr Gestalt gewann. Mußmann überkam in diesen Possen die Rolle, als Hegelianer durch das absolute Wissen die Streitigkeiten von Bouterweck und Schulze zu entscheiden. Hier wurde nun die Hegel'sche Terminologie von Bohtz auf das Barockste verwendet. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Verspottung auch bis in cynische Elemente heruntersank. Augenblicklich aber belustigten wir uns an diesen komischen Expectorationen unsterblich. Bohtz war entweder sehr schweigsam, sehr einsilbig, oder er sprudelte über. Zum Glück bot der stille, von Hinterfronten eingeschlossene Garten bei uns das Haupt-

theater für dieſe Scenen, ſo daß man ſich ungenirt gehen laſſen konnte, denn außerhalb des Hauſes war es mit Freund Bohtz oft ſchwierig, ihn in ſeiner Lebhaftigkeit zu bändigen. — Ich hatte z. B. meinen Mittagstiſch, ſeit ich wieder in Halle war, im Gaſthof „zur Stadt Zürich" genommen. Als Bohtz im Anfang Juni anlangte, folgte er mir dahin nach und wurde mein Tiſchnachbar. Sobald ihm nun etwas an einem der Tiſchgäſte auffiel, konnte er die Kritik nicht laſſen, raunte ſie mir in's Ohr, machte Witze darüber und ſetzte mich zuweilen in gelinde Verzweiflung. Die Eitelkeit Mußmann's war für ihn eine unerſchöpfliche Fundgrube zur Satire und zuweilen miſchte ſich einige Bosheit in dieſelbe, obwohl er himmelweit davon entfernt war, Mußmann irgend ſchaden zu wollen. Es war ihm nur um den Scherz und Spaß zu thun. So verſprach er uns einſt, Mußmann dahin zu bringen, ſein Leben für verfehlt zu erklären, weil er eigentlich hätte Bildhauer werden ſollen. Wie fing er das an? Er dutzte ſich mit Mußmann.

Bohtz.

Höre, Mußmann, ich glaube heute früh eine Entdeckung gemacht zu haben, die ich Dir nicht verſchweigen kann.

Mußmann.

In der That, mein Lieber, was könnte das ſein?

Bohtz.

Ich habe die Vorrede zu Deiner Pſychologie geleſen.

Mußmann.

Nun, in der That, Du haſt wohl Druckfehler darin entdeckt?

Bohtz.

Ach, von ſolchen Lappalien rede ich nicht. Es handelt ſich um etwas Großes.

Mußmann.

Alſo iſt es die Größe meiner Auffaſſung des pſychologiſchen Problems?

Bohtz.

Nein, nein, es iſt ganz etwas Anderes.

Mußmann.

In der That, mein Lieber, Du ſpannſt meine Erwartung ſehr hoch. Was kann es ſein?

Bohtz.

Ich glaube in Deinem Styl etwas Plastisches entdeckt zu haben.

Mußmann.

Das freut mich; denn in der That, mein Lieber, bemühe ich mich, anschaulich zu schreiben. Hegel hat wohl zuweilen ein Bild, allein im Ganzen schreibt er viel zu abstract.

Bohtz.

Gewiß. Aber, Mußmann, solltest Du nicht überhaupt Anlagen zur Plastik haben? Könnte das Gerundete, Vollgestaltige des Styls nicht die Folge davon sein?

Mußmann.

In der That, mein Lieber, habe ich daran noch nicht gedacht. Die psychologische Wissenschaft würde nicht widersprechen, wenn mein Talent, ohne zur Reife gekommen zu sein, sich gleichsam in meinen Styl geflüchtet hätte.

Bohtz.

Siehst Du, das ist es, was ich meine. Bedenke doch, daß Du in der Umgebung einer Schmiede aufgewachsen bist, in welcher Hammer und das Eisen tausendförmig gestalten. Sollte also nicht von Hause aus etwas Hephästisches in Dir angelegt sein?

Mußmann.

In der That, mein Lieber, fällt mir ein, daß ich gern Figuren aus Brodkrume geknetet habe.

Bohtz.

Nun, sieh' einmal, das ist ja ein ganz unverkennbares Zeugniß Deines plastischen Talents. Wer weiß, was für ein großer Bildhauer aus Dir hätte werden können.

Mußmann.

In der That, mein Lieber, ich möchte jetzt selber wohl glauben, daß, wenn ich zeitig einen Lehrer, wie Rauch, gefunden hätte, meine plastische Begabung sich vortheilhaft hätte entwickeln können.

Wir Andern hatten Mühe, während diese Komödie sich abspielte, ernsthaft zu bleiben. Sie schloß damit, daß Mußmann „in der That", wie er nämlich zu sagen pflegte, uns aufforderte, doch bei der Lectüre seiner Schrift etwas darauf zu achten, ob auch wir einen solchen

plaſtiſchen Grundzug entdeckten. Loof, der mit Bohtz immer unter einer Decke ſpielte, ermangelte nun nicht, zu verſichern, daß er „in der That", wenn er das Eigenthümliche von Mußmann's Schreibart bezeichnen ſolle, kein anderes Wort, als plaſtiſch dafür finden könne. Er müſſe Bohtz' Entdeckung völlig beiſtimmen. Wenn Bohtz manchmal noch ſpät Abends im Schlafrock zu mir kam, traf es ſich wohl, daß er den Hausſchlüſſel vergeſſen hatte. Dann blieb, bei der Taubhörigkeit ſeiner Aufwärterin, nichts übrig, als ihm auf meinem Sopha ein Lager zurecht zu machen. Es hing ihm eben ein burſchicoſes, tumultuariſches Element an. — Meine Beſchäftigung mit Spinoza, welche die äußerſte Concentration forderte, wußte ich nur dadurch zu ſchützen, daß ich ausmachte, den Vormittag über allen Beſuch auszuſchließen. Eine gewiſſe ſyſtematiſche Ordnung in meinen Spaziergängen, wie im Sommer zuvor, herzuſtellen, war unmöglich. Es blieb dem Zufall überlaſſen, ob ich allein, oder mit wem ich ging. Ein paar Gänge mit Bohtz zeichneten ſich durch ihre Romantik aus. — In Merſeburg ſpielte ein Wandertheater, welches ſeine Zettel auch in Halle anſchlagen ließ. Als ich eines Mittags mit Bohtz zum Eſſen ging, ſahen wir, daß „Don Juan" angezeigt war. Sofort beſchloſſen wir, da ſchönes Wetter und Abends Mondſchein war, gleich nach Tiſch hinüber zu wandern. Es geſchah. Die Aufführung der Oper war ſcheußlich, allein gerade dadurch beluſtigte ſie uns auf's Höchſte. Als wir, nachdem Don Juan im obligaten Feuerregen von den Teufeln geholt war, uns wieder auf der Merſeburger Chauſſee befanden, brach unſere ſo lange zurückgehaltene Lachluſt hervor und Bohtz copirte und caricirte nun die Caricaturen der Schauſpieler. Dies hielt die erſte Meile hindurch vor. Nun aber war er überreizt und fiel in eine Furchtſamkeit, Aengſtlichkeit und Graulichkeit, die ich zwar an ihm ſchon von Berlin her kannte, in ſolchem Grade aber noch nicht beobachtet hatte. Bald glaubte er Schritte von einem uns Nachſchleichenden zu hören; bald glaubte er einen Schwarm Feldmäuſe vor uns wimmeln zu ſehen; bald glaubte er in der Ferne einen Feuerſchein zu erblicken. Ein Wagen, der raſch uns entgegenfuhr, machte ihn zittern und er wich ihm bis zum äußerſten Rande der Chauſſee aus. Es war eine krankhafte Nervenüberreizung, von welcher ich, trotz meiner guten Nerven, zuletzt faſt angeſteckt worden

wäre. Ich mußte ihn endlich unter den Arm nehmen, denn er fühlte sich ganz erschöpft. Hingegen war ein anderer Gang nach Lauchstädt, dem bekannten Badeorte, einer der köstlichsten, den ich je in meinem wanderreichen Leben gemacht habe. Wir waren gleich früh Morgens aufgebrochen. Die Erinnerungen an Göthe und Schiller, deren Namen mit dem Theater von Lauchstädt so eng verknüpft sind, umschwebte uns den ganzen Tag. Wir hatten die wundervollsten Gespräche. Ein frugales Mittageſſen, das wir in einer Laube des Gasthauses mit einer Flasche Wein verzehrten, aus welcher wir den Manen Göthe's und Schiller's eine Libation darbrachten, schien uns ein Göttermahl. So oft wir uns im späteren Leben wiedergesehen haben, ist uns das Andenken an diesen „vollkommen" zu nennenden Tag zurückgekommen. Wenn ich mit Bohtz allein war, fiel unsere Unterhaltung gewöhnlich auf Kant, Tieck und Daub. Kant machte Bohtz in der Vernunftkritik schwer zu schaffen und ich wunderte mich oft, daß ich ihm, der mir fast in Allem voraus war, ihm, der Solger's Erwin so inne hatte, durch meine Auseinandersetzung hülfreich werden konnte. Mit Tieck war Bohtz seit zwei Jahren, die er in Dresden verlebt hatte, sehr genau bekannt geworden. Sie paßten vortrefflich zu einander. Bohtz unterrichtete Tieck's älteste Tochter, Dorothee, im Griechischen. Mit Tieck wurde über Euripides, welchen derselbe sehr liebte, über Aristophanes, über den Begriff der Ironie u. s. w. gesprochen. Wenn die Abendgäste sich entfernt hatten, mußte Bohtz, der gleichsam zur Familie gerechnet ward, noch dableiben, und nun hechelte man die Eigenheiten, Sonderbarkeiten, Manieren der Gäste durch, indem man sie oft copirte. War von Philosophie gesprochen, so mußte Bohtz seine Göttinger Professoren spielen und durch Bouterweck und Schulze die vorgebrachten Albernheiten abtrumpfen lassen. Ich dagegen mußte Bohtz von Heidelberg und besonders von Daub erzählen, etwa wie ich es 1837 in dem Büchlein über ihn gethan habe. Bohtz hatte zwar ursprünglich auf dem Standpunkt von Jacobi, Fries, de Wette, Salat, Jean Paul gestanden, war aber noch durch Solger gemach auch zur Aufnahme Schelling'scher Ideen herübergezogen und fing an, Daub als den größten romantischen Theologen zu verehren.

Bohtz sah bald, daß neben Mußmann und neben mir ein Auf-

kommen in Halle ſchwierig ſein dürfte, weil wir als Privatdocenten uns Concurrenz machen mußten. Er faßte daher den Entſchluß, ſich in Göttingen zu habilitiren. Um ſich für die öffentliche Disputation, die er auch dort zu beſtehen hatte, vorzubereiten, bat er mich, das Lateiniſchſprechen mit ihm zu üben. An feſtgeſetzten Tagen ging ich den Auguſt über mit ihm nach Tiſch in ſeine Wohnung, wo wir bei einer Taſſe Kaffee bis vier Uhr de rebus omnibus et quibusdam aliis Lateiniſch disputirten. Die Fenſter des Gothiſchen Studirzimmers ſtanden offen; die Weinranken und Blumen nickten vom Garten herein und Bohtz erheiterte unſer ſcholaſtiſches Geſchäft mit irgend einer ſeiner Schnurren. Wir kamen z. B. die Steintreppe im Hauſe herauf. Er ſchrie nach ſeinem Famulus Wagner, Fräulein Riecke. Sie war harthörig und er mußte daher ſehr laut mit ihr verkehren. Schlurfte ſie nun, ein altes, hochgewachſenes Frauenzimmer, von oben herab, ſo rief er wohl zuerſt: Riecke, ich ſchieße mich todt. — Ei, Herr je, der Herr Doctor werden doch nicht? — Ja, Riecke, es iſt beſchloſſen. Erſt aber machen Sie uns noch einmal einen recht guten Kaffee. — Na ja, da werden der Herr Doctor wohl auf beſſere Gedanken kommen.

Bohtz ging wirklich Ende Auguſt nach Göttingen, wo er noch jetzt, indem ich dies ſchreibe, als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie lebt. Wir ſind immer Freunde geblieben und haben uns von Zeit zu Zeit in Halle, in Berlin oder Dresden auch wieder geſprochen. Ich wurde tief in die Streitigkeiten unſerer philoſophiſchen Bewegung verwickelt, während Bohtz ihnen fern blieb und ſich in immer engeren Kreiſen einer ſtillen, aber fruchtbaren Thätigkeit erfreute. Als Schriftſteller hat er ſich nur durch ein paar ſehr geſchätzte Abhandlungen über das Tragiſche und Komiſche, wie durch eine vollſtändige und revidirte Ausgabe von Bürger's Werken bekannt gemacht.

Die Geſchichte unſerer Philoſophie war ſeit Kant von ſatiriſchen Reactionen begleitet. Nicolai hatte Kant's Apriorität und Apoſteriorität in einigen Romanen verſpottet. Fichte verſpottete wiederum Nicolai, indem er ſeinen Lebenslauf a priori deducirte. Falk verſpottete die ganze philoſophiſche Bewegung in ſeinem ſatiriſchen Taſchenbuch. Schelling verſpottete Jacobi im Anhang zu ſeinem Denkmal der Jacobi'ſchen Schrift von göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Was Wunder,

daß ich darauf verfiel, den Extract der Witze, mit denen wir uns umtrieben, in ein großes satirisches Bild zusammenzufassen. Ich konnte damals noch etwas zeichnen. Ich entwarf ein großes, symbolisch-allegorisches Bild der Geschichte unserer Philosophie von Kant ab. Binnen einigen Nachmittagen, im Beisein der sanften Louise, die ganz verwundert meinem Beginnen zuschaute, malte ich mit schwarzer Kreide und Rothstift auf einige zusammengeklebte Bogen ein abenteuerliches Bild, von welchem mir jedoch fast Nichts in der Erinnerung geblieben ist, als nur, daß Kant auf einer Wolke schwebte, welche die Transscendenz andeuten sollte. Ueber ihm war wieder eine Wolke, aus welcher eine Hand — es sollte die Jehova's sein — ihn an seinem Haarzopf festhielt. —

Kant war als eine Analogie Friedrichs des Großen mit seinem dreieckigen Hut und mit seinem Rohrstock gemalt, durch welchen ich den kategorischen Imperativ ausdrückte. Unterhalb Kant breitete sich eine große Landschaft aus. Rechts nach Oben hin erblickte man die Ostsee. Um sie zu markiren, ließ ich einen Seehund neugierig auf das Ufer schauen. Unten in die linke Ecke hatte ich einen Weinstock mit schönen Trauben gemalt, das gesegnete Schwabenland anzudeuten. Auf diesem Terrain waren nun die großen und kleinen Philosophen in verschiedenen Gruppen mit charakteristischen Stellungen und symbolischen Beiwerken vertheilt. In der Mitte des Vordergrundes erblickte man die Scene, welche Schelling am angeführten Orte beschreibt, wie Jacobi, indem er sich die Augen verbindet, Anstalt macht, über den großen Graben vor ihm zu springen. Krug war als an einer Brochürendiarrhöe leidend dargestellt, spähete aber zugleich a priori mit einem Operngucker nach der Entdeckung von Jesuiten. Schelling brachte einer vollbrüstigen Isis ein Rauchopfer dar u. s. w. u. s. w. Ich mußte zu allen den kleinen Künsten greifen, welche die satirische Malerei von jeher für solche Compositionen hat in Anwendung bringen müssen, namentlich auch zu Büchern mit ihren Titeln. Als das Bild fertig geschmiert war, versammelte ich Hinrichs, Bohtz und Loof vor demselben im Gartenhause, wo ich es an einer Wand mit Nägeln befestigt hatte, nahm eine Fischbeingerte von Louisens Nähtisch, tippte damit immer auf die Gegenstände, die ich erklären wollte und hielt nun eine

Rede in bänkelsängerischer Manier. „Hier, meine Herren, sehen Sie die wahrhaftige und getreue Abschilderung der Deutschen Philosophie. Hier, in der Mitte, erblicken Sie einen kleinen Mann, den großen Kant von Königsberg, wie es ihm gelungen ist — nicht durch ein Wunder, sondern durch seine drei Postulate — in den Himmel zu kommen" u. s. w.

Ist bei solchen satirischen Bildern der erste Prickel der Ueberraschung vorbei, so werden sie bald schaal. Nachdem ich meine bänkelsängerische Erklärung noch einmal an einem andern Tage mit einigen Varianten wiederholt hatte, wurde das Bild bei Seite gelegt. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist.

Es waren eben Späße, mit denen wir uns belustigten, uns von der angestrengten Arbeit der Vormittage zu erholen. Es waren harmlose Hanswurstiaden. Eines Nachmittags gegen fünf Uhr ging ich mit Hinrichs zu Bohtz, ihn zu einem Spaziergang abzuholen. Wir fanden die Thür seines Vorzimmers verschlossen, hörten ihn aber in seiner Stube sehr laut reden. Wir fragten die alte Riecke, ob er Besuch habe? Nein, sagte sie, der Herr Doctor sind allein und sprechen mit sich selber. Wir möchten nur in den Garten gehen; die Fenster wären dorthin offen und wir könnten ihm dann zurufen. Wir gingen leise in den Garten und lauschten zurückhaltend, was es gäbe. Wir sahen Bohtz vor einem Tische, auf welchem eine Reihe Bücher aufgestellt war. Jedes gehörte einem lebenden Philosophen. Wir entdeckten bald, daß er eine Schule fingirte. Die Bücher betrugen sich wie lebendige Philosophen auf der Schulbank. Salat saß neben Schelling, Köppen neben Jacobi, Fries neben Reinhold, Bouterweck neben Schulze, Mußmann neben Hegel. Jeder spielte seine Rolle. Bohtz examinirte. Sag' einmal, Schulze, was ist das Ding-an-sich? Schulze behauptet, es sei gar nichts. Nun wurde Mußmann aufgefordert, ihm zu sagen, was das Ding-an-sich sei. Er antwortete, er könne weder mit Kant's Ding, noch mit Hegel's Ding sich einverstanden erklären. Sein Ding sei ein ganz anderes Ding. In der That sei es kein gewöhnliches Ding. In der That unterscheide es sich von den Dingen aller andern Philosophen auf das Vortheihafteste u. s. w. Bohtz spielte den Schulmeister eben so komisch, wie die Schüler. Als Salat ihm einmal ein paar

zu schlechte Antworten gab, wurde er aus der Schule herausgeworfen, d. h. Bohtz packte das von ihm verfaßte Buch und schleuderte es auf den Boden. Bei diesem Anblick mußten wir laut auflachen. Fast erschrocken wandte er den Kopf nach dem Fenster, lachte aber auch aus voller Kehle, als er uns erblickte und scherzte, welche Noth er in seinem Privatseminar mit den berühmten Philosophen habe.

Inzwischen ging ganz leise, ganz allmälig eine große Veränderung in mir vor, die unstreitig schon lange vorbereitet war, nunmehr aber zum Durchbruch kam. Das Studium der Hegel'schen großen Logik und das ihm folgende des Spinoza gaben mir eine Befriedigung, die mich unendlich beglückte. Ich erkannte, daß ich in dasjenige Element gekommen sei, welches meinem Streben die rechte Nahrung böte. — Es vollzog sich in mir eine Umwälzung meiner bisherigen religiösen Denkungsweise. Ich konnte nicht mehr daran zweifeln, daß das Absolute in der Natur und Geschichte sich offenbare. Dies widersprach ja auch keineswegs dem christlichen Glauben, welcher die Gottheit selber in menschlicher Gestalt zur Wirklichkeit der Erscheinung kommen läßt. Ich fand im Neuen Testament, in den Aussprüchen Christi, namentlich nach dem Johanneischen Evangelium, die ausdrückliche Lehre, daß die Erkenntniß der Wahrheit uns frei mache und daß, was man Seligkeit nenne, wesentlich in dem Zustande bestehe, der in uns durch das Leben in der Wahrheit und Freiheit hervorgebracht werde. Die Bergpredigt spricht von der Seligkeit ganz unzweideutig als von einem für uns schon jetzt möglichen Zustande. Die Hegel'schen Lehren von dem Zusammenhang des Unendlichen mit dem Endlichen, des Jenseits mit dem Diesseits, des Göttlichen mit dem Menschlichen, hatten schon längere Zeit in mir gewühlt. Durch das Studium Spinoza's wurde gleichsam der letzte Vorhang weggezogen, der mir das Allerheiligste noch durch angewöhnte Vorstellungen verhüllte. Sein Satz, daß die Seligkeit nicht die Belohnung der Tugend, sondern die Tugend selber sei, traf mich auf das Tiefste. Die Seligkeit kann uns also nicht von Außen kommen. Kein Gott kann sie uns schenken. Sie ist der Zustand, der das Erkennen des Wahren, das Schauen des Schönen, das Vollbringen des Guten begleitet. Was man sich außerhalb der Einheit mit dem Wahren, Schönen und Guten als Seligkeit vorstellt, ist eine ganz

unbeſtimmte Phantasmagorie, in welche ſich mehr oder weniger ein ſinnlicher Zug einſchleicht, wie die Beſchreibung genugſam darthut, welche die verſchiedenſten Religionen von der Seligkeit im Jenſeits gemacht haben. Spinoza ſagt ſogar paradoxer Weiſe, daß wir nicht ſelig ſind, weil wir tugendhaft handeln, ſondern daß wir tugendhaft handeln, weil wir ſelig ſind. Die Noth der Endlichkeit, durch welche, wie Chriſtus ſagt, jeder Tag ſeine eigene Plage hat, kann uns nicht hindern, ſelig zu ſein. Nicht wollüſtige Extaſe in einem Lichtmeer mit muſicirenden Engeln kann die Seligkeit ſein, ſondern allein das Leben in der Wahrheit, Schönheit und Freiheit. Die Schönheit auszuſchließen, fand ich keinen Grund, denn das, was die Menſchen ſich ungefähr bei dem Worte Himmel vorzuſtellen pflegen, iſt weſentlich auch vom Genuß überſchwänglicher Schönheit erfüllt. Ohne den abſoluten Inhalt des Wahren, Schönen und Guten iſt unſer Leben nur ein ſinnliches, oberflächliches, geiſtloſes, unſeliges.

Verhält es ſich aber ſo, dann iſt, ſo ſchien es mir, ein Leben nach dem Tode, die ſogenannte Unſterblichkeit, etwas ſehr Gleichgültiges, ja Ueberflüſſiges. Von dieſer Unſterblichkeit hatte ich zwar nun ſehr viel gehört, aber ein deutliches Bild konnte ich nirgends gewinnen. Sie kam auf eine Fortſetzung des dieſſeitigen Lebens mit dem Unterſchiede hinaus, daß dieſelbe durch Befreiung von allen Uebeln der lieben Endlichkeit ein ſehr angenehmer Zuſtand ſei. Mein Vater z. B. war gewiß ein wahrhaft frommer Mann. Für die Unſterblichkeit aber, an die er feſt glaubte, war ihm die Hauptſache, durch ſie mit ſeiner Frau wieder vereinigt zu werden. Ein Himmel ohne die Geſellſchaft meiner Mutter wäre ihm kein Himmel geweſen.

Iſt das Gute, weil es dies iſt, zugleich in ſich ſelig und iſt dies allein die Seligkeit, außer welcher alles Andere, was man ſich als ſolche vorſtellt, Wahn und Täuſchung, ſo folgt, daß auch das Böſe unmittelbar mit der Unſeligkeit behaftet iſt und daß es nicht erſt des Apparates einer Hölle bedarf, es zu ſtrafen. Weil das Weſen Gottes in der Wahrheit und Freiheit, oder, wie die chriſtliche Religion es nennt, in der Liebe beſteht, ſo entzweien wir uns durch das Böſe mit ihm. Das Gefühl dieſer Entzweiung iſt Verdammniß, gegen deren

unendlichen Schmerz alle sinnliche Qual, wie die Phantasie dieselbe in den Bildern von der Hölle vorstellt, verschwindet.

Der Glaube an Unsterblichkeit schien mir damals sogar eine Hemmung für die Verwirklichung der wahren Freiheit, denn die Menschen, so glaubte ich wahrzunehmen, entleerten durch die Voraussetzung eines Jenseits das Diesseits von dem vollen Ernst, von der rechten Achtung der Gegenwart, von der Aufmerksamkeit auf die Qualität des Inhalts ihres Treibens. Besonders aber schien es mir, als wenn der Aberglaube ganz vorzüglich durch den Glauben der Unsterblichkeit befördert würde. Wie grausam hat man Thiere, Sclaven und Frauen am Grabe von Männern hingeschlachtet, um sie denselben im Jenseits zur Begleitung zu geben! Wie sehr stützt sich der Aberglaube an Gespenster, an den Verkehr mit Geistern auf den Glauben der Unsterblichkeit! Würde der Aberglaube an Seelmessen, würde die Tyrannei eines Pfaffenthums ohne ihn möglich sein? Hat für einen despotischen Polizeistaat dieser Glaube einen andern Werth, als den des physischen Zwanges, die Massen durch den Terrorismus oder auch Quietismus der Zukunft nach dem Tode zu bändigen?

Der gläubige Mensch stellt sich vor, er werde nach dem Tode zu einer unmittelbaren Anschauung der Gottheit gelangen; er stellt sich ein Local vor, wenn er vom Himmel spricht. Dies schien mir, zumal Angesichts unserer heutigen Astronomie, ganz unmöglich. Wie kann ich Gott, den absoluten Geist, das absolute, allgegenwärtige Subject, als eine endliche Person in einem endlichen Raum mir gegenüber haben? Und was hindert mich, hier und jetzt schon mit ihm in Einheit zu leben? Nur das Böse in mir ist es, das mich von ihm entfernt, mich von ihm ausschließt. Durch das Wahre, Schöne und Gute aber lebe und webe ich in ihm. Warum soll die Erde schlechter sein als andere Gestirne? Warum soll mein Verhalten zu Gott, um mit ihm mich versöhnt zu wissen, erst auf den Tod warten? Warum suchen die Menschen, wenn sie so gewiß sind, durch den Tod den Uebergang zur Seligkeit zu machen, dies, wie sie sich auszudrücken belieben, elende Leben so lange als möglich zu erhalten?

Mit voller Ueberzeugung stimmte ich Spinoza bei, daß wir Gott, sofern wir ihn erkennen, nur zu lieben vermögen und daß unser Denken

als Wahres, unſer Wollen als Gutes, von ſeinem Denken und Wollen nur der Form nach verſchieden ſein kann. In dieſen Vorſtellungen habe ich mich über fünf Jahre lang, wie man ſehen wird, immer mehr befeſtigt. Ich habe von jener Epoche her das Bedürfniß der Unſterblichkeit für meine Perſon ganz verloren. Ich habe wegen des Glaubens an ſie ſpäter ſchwere philoſophiſche Kämpfe durchgemacht, aber ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß das Aufhören meiner Exiſtenz mit dem Tode, dem ich nun ſo nahe gekommen bin, mir als ein Unglück erſchiene. Da ich mich in jener Epoche Jahre lang gewöhnte, den Zweck des menſchlichen Lebens unmittelbar in ihm ſelber zu finden, da mir das, was die Orthodoxie aller Confeſſionen Seligkeit neunt, mit dem Hervorbringen und dem Genuß des Wahren, Schönen und Guten zuſammenfiel, da ich für die Begründung der Sittlichkeit allem Eudämonismus längſt den Abſchied gegeben hatte, ſo wurzelte ſich dieſe Gleichgültigkeit gegen eine Fortdauer meiner Perſon nach dem Tode ſo tief bei mir ein, daß ich ſie nicht wieder verloren habe, obwohl ich jetzt keineswegs mehr, wie damals, mich erdreiſte, die Nichtunſterblichkeit beweiſen zu können. — Aus der Vorſtellung des Pantheismus, von einem Aufgehen unſerer Seele in die Einheit des Alls, in ein Verſchwimmen des Ichs in eine Weltſeele konnte ich durchaus nichts machen. Soll einmal Unſterblichkeit ſein, ſo muß ſie die Individualität und das Selbſtbewußtſein in ſich ſchließen. Gegen die Kant'ſchen Poſtulate der praktiſchen Vernunft ſchien mir Spinoza's Ethik unendlich erhaben.

Ich ſchrieb nun eine Lateiniſche Diſſertation über die Philoſophie Spinoza's. Der Buchhändler Reinecke nahm ſie in Verlag, ſo daß ich die Koſten für ihren Druck nicht zu beſtreiten brauchte. Er verkaufte ſie für ſechs Silbergroſchen. Sie hat aber Glück gehabt und wurde, wie ich höre, ſpäter antiquariſch mit einem Thaler bezahlt. Am 28. Juli 1828, einem heißen Sommertage, vertheidigte ich ſie öffentlich. Drei Magdeburger Landsleute, ein Theologe Dannhauer, ein Philologe Heſſe und der Phyſiker Loof waren meine beſtellten Opponenten. Ich hatte für ſie auch fünf Theſen angehängt. Doch fand keine Verabredung unter uns ſtatt. Es war wirklich eine freie Disputation. Als ich mit ihnen fertig war, forderte ich, dem Gebrauch gemäß, die Pro-

feſſoren auf, mir zu oppponiren, falls ich ihnen dazu Anlaß gegeben hätte. Der Profeſſor der Kirchengeſchichte, Guericke, trat gegen mich auf. Er griff eine Theſe an, in welcher ich geſagt hatte, daß die Einrichtung eines Königthums bei den Juden mit ihrer Theokratie im Widerſpruch geſtanden habe und daß folgerichtig der Jüdiſche Staat an dieſem Widerſpruch zu Grunde gegangen ſei. Guericke machte mir wohl eine Stunde lang zu ſchaffen. Ich war von der Richtigkeit meiner Behauptung ſo durchdrungen, daß ich mich durchaus nicht ergab. Guericke, ein ſtrenger Lutheraner, that dies eben ſo wenig. Wir ermüdeten uns endlich gegenſeitig. Der Streit war halb philoſophiſch, ſofern es auf den Begriff der Theokratie ankam; halb hiſtoriſch, ſofern das Verhältniß des Prophetenthums zum Königthum auch thatſächlich durchgenommen werden mußte. Daß ich gegen einen gelehrten und orthodoxen Theologen mich muthig und tapfer gehalten hatte, brachte in einer Univerſität, wie das damalige Halle, wo die theologiſchen Intereſſen noch alle andern überwogen, mir ſchnell eine gewiſſe Popularität zu Wege. — Kaum hatte ich in den bekannten Lateiniſchen Höflichkeitsphraſen Guericke für ſeine Oppoſition gedankt und das Vergnügen ausgedrückt, welches eine Fortſetzung unſeres Streites mir privatim gewähren würde, trat zu meinem Schrecken, als ich die Zuhörer außerhalb der Schranken zur Oppoſition aufforderte, noch ein ganz Unbekannter auf. Er trieb ſich aber nur eine Viertelſtunde lang in Aeußerlichkeiten umher, denn es war ihm gar nicht, wie ſich gleich darauf ergab, um eine ernſtliche Bekämpfung, ſondern nur darum zu thun, von mir ein Zeugniß zu erhalten, daß er mir opponirt habe, weil er eines ſolchen bedurfte, um ein Stipendium zu erhalten, das eine ſolche Bedingung in ſich ſchloß. Es herrſchte damals in Halle die Sitte, daß der Doctor, welcher ſich habilitiren wollte, auf ein Zimmer in der Waage, wo man ſich verſammelte, einige Torten nebſt genügendem Weinvorrath ſchicken mußte. Es wurde vor und nach der Disputation getrunken. Was übrig blieb, fiel den Pedellen anheim. Für den Abend hatte ich meine Freunde zu einem frugalen Imbiß nach dem Weinberge von Seeben eingeladen. Auch in der Converſation haben wir unſern Silberblick. An dieſem Abend war es Karl Pfaff, der durch eine Fülle von Gedanken, durch ſchlagenden Ausdruck und

glücklichen Witz uns Alle, selbst Mußmann, zur Bewunderung hinriß. Ich weiß nicht mehr, was er vorbrachte, aber ich weiß, daß wir die größten Erwartungen von ihm zu hegen anfingen.

Als Dekan der philosophischen Fakultät fungirte bei meiner Habilitation der Professor Wahl, ein sehr gelehrter Orientalist, von welchem die Sage ging, daß er auch Alchymist sei. Ich habe zu diesem wunderlichen Manne weiter kein Verhältniß gehabt, allein er hat auf mein Studium einen unglücklichen Einfluß geübt. Er gab damals Boysen's Uebersetzung des Koran mit einer Biographie Muhamed's und mit erläuternden Anmerkungen von neuem heraus, die sich allerdings theilweise auf die richtige Lesart, theilweise aber auf den Inhalt beziehen. Wahl tritt hier als ein fanatischer Gegner Muhamed's auf. Er ereifert sich in seinem Zorn bis zu Schimpfreden. Betrüger ist das gelindeste Wort, das er von Muhamed gebraucht. Wir hatten damals noch keine andere Deutsche Uebersetzung. Ich schaffte mir daher das dickleibige Wahl'sche Werk an, da mir die Kenntniß des Koran zu wichtig war. Ich verdankte also auch Wahl diese Kenntniß, allein ich sog zugleich eine Menge schiefer Vorstellungen durch ihn ein. Ich fand zwar seine Wuth gegen Muhamed lächerlich; ich ärgerte mich über seinen beschränkten Standpunkt; ich begriff nicht, wie ein Mann, der sich auch mit der Uebersetzung Firdusi's beschäftigte, für die Poesie des Koran gar kein Auge zu haben schien; allein schließlich ging doch ein großer Theil seiner verächtlichen Behandlung des Koran und des Islam überhaupt auf mich über. Es hat noch Jahrzehnte bedurft, bis ich durch immer erweitertes und vertieftes Studium der Cultur und Sitte der Muhamedanischen Völker die theologische Befangenheit, um nicht zu sagen feindselige Gesinnung gegen den Islam, welche Wahl's Behandlung des Koran mir eingeimpft hatte, durch eine gerechtere und liberalere Auffassung überwinden lernte.

Was nun meine Arbeit über Spinoza betrifft, so lag ihr Schwerpunkt darin, daß ich Spinoza als die Mitte zwischen Descartes und Leibnitz faßte. Spinoza hob den Dualismus der Cartesianischen Substanz in den Monismus der Einen Substanz auf, in welcher Ausdehnung und Denken nur Attribute sind. Er nennt die Substanz Gott. Insofern ist sein System Pantheismus oder, da eine Welt im Unter-

ſchiede von Gott bei ihm nicht exiſtirt, Akosmismus, Weltloſigkeit, wie Hegel es betiteln wollte. Aber zu Anfang des dritten Buches ſeiner Ethik, wo er zur Unterſuchung des Urſprungs der Affecte übergeht, ſtellt er den Satz auf, daß jedes Ding in ſeinem Weſen zu beharren ſtrebe. Um Thun und Leiden, Freude und Trauer, Liebe und Haß erklären zu können, konnte er den Begriff des Individuums, wenn er ihn auch nur als einen bloßen Modus der Subſtanz nahm, nicht umgehen. Hierin erblickte ich den Keim der Leibnitz'ſchen Monade. Sie war es, welche gegen die Nothwendigkeit der Ein und Alles beſtimmenden Subſtanz die Freiheit der Individualität errettete. Ich kann wohl ſagen, daß das Studium Spinoza's für meine weitere Entwickelung zur größten Wohlthat für mich wurde, weil die Wirkſamkeit Spinoza's in unſerem Jahrhundert zu einer immer größeren Macht und Wichtigkeit gelangt iſt. Da ich ſeine Philoſophie vier Monate hindurch Tag und Nacht zum Gegenſtand meines Nachdenkens gemacht hatte, ſo gewann ich hiedurch eine gewiſſe Sicherheit in Anſehnung der fundamentalen Beſtimmungen, um die es ſich bei dieſem großen Philoſophen handelt. Ich vermochte die ſo verſchiedenen Schilderungen, die man von ihm zu entwerfen nicht aufgehört hat, aus ihm ſelber zu beurtheilen. Ich war dadurch auch ausgerüſtet, Hegel's Polemik gegen Spinoza, daß die Subſtanz als Subject gefaßt werden müßte, richtiger zu verſtehen.

XVI.

Reiſe nach Berlin. Halle. Calderon's wunderthätiger Magus. Neue Bekanntſchaften. Lafontaine. Vorleſungen des Teufels über ſich ſelbſt.

Hinrichs trieb mich unaufhörlich an, nach Berlin zu reiſen, die perſönliche Bekanntſchaft Hegels und der dortigen Hegelianer zu machen. Es ſei dies für mein Fortkommen nothwendig. Mir wollte das gar

nicht einleuchten, denn ich hatte ja noch nichts geleistet, aber seine Autorität war damals so groß über mich, daß ich mich endlich dazu entschloß. Ich ging Michaelis 1828 über Magdeburg nach Berlin. Es war eine durch und durch verfehlte Reise. Von den widrigen Abenteuern der buntesten Art, die ich auf ihr erlebte, ließen sich leicht Bogen füllen. Ich unterdrücke die Erzählung derselben, da sie ohne weitläufiges Detail gar kein Interesse haben können. Als Großvaterchronik an langen Winterabenden lassen sie sich eher verarbeiten. Ich erwähne also nur, daß ich natürlich vor Allem Hegel besuchte. Was sollten wir aber zusammen reden? Ich hatte ihn zwar als Student schon genug gesehen; ich hatte ihn auch schon auf dem Katheder einige Mal sprechen gehört; allein ich hatte nie ein Collegium bei ihm gehört und war ihm also ein wildfremder Mensch, der ihn plötzlich an seinem Schreibtisch störte. Ich wüßte schlechterdings nicht zu sagen, was ich in der Viertelstunde Unterhaltung mit ihm gesprochen hätte. Ich erwähnte Hinrichs und Daub's, ich erwähnte meiner Habilitation, aber ich war schüchtern und er, der von so vielen Menschen überlaufen wurde, gewiß herzlich froh, als ich wieder aufstand, mich zu empfehlen. Wie hätte ich ahnen können, daß ich zehn Jahre später in Berlin seiner Familie das Versprechen geben würde, seine Biographie zu schreiben und wie hätte er ahnen können, daß dieser junge, frisch gebackene Doctor der Philosophie aus Halle, der etwas verlegen vor ihm saß, sein Biograph werden würde! — So wunderbar sind unsere Lebensläufe.

Ich blieb nun acht Tage in Berlin und war recht froh, als ich über Wittenberg wieder nach Halle zurückgekehrt war.

Am liebsten hätte ich nun noch einige Jahre dem Studium der Wissenschaft gewidmet, bevor ich als öffentlicher Lehrer aufgetreten wäre. Das war aber unmöglich. Mein Vater betrachtete meine Habilitation als den Abschluß meiner Studien. Ich mußte, nach seiner Meinung, nunmehr im Stande sein, mich selbst zu unterhalten, nachdem ich so viel Geld gekostet hatte. Das Privat-Docententhum ist aber zunächst ein sehr problematisches Experiment, seine Subsistenz zu gewinnen. Ich verglich es für meinen Vater mit dem Candidatenthum, das ja auch auf andern Erwerb zu sinnen hat, bevor man zu einer Pfarre gelangt.

Der Vater setzte mir daher, bis ich eine Professur erlangen würde, noch ein mäßiges Jahrgeld aus. Was ich darüber hinaus verbrauchte, sollte ich mir selber verdienen. — Das Leben war damals noch einfacher, bedürfnißloser, wohlfeiler, als jetzt, und so konnte ich mit jenem Zuschuß wenigstens die nothwendigsten Ausgaben bestreiten. Es half also nichts. Ich mußte den Versuch machen, als öffentlicher Lehrer zu wirken.

Was sollte ich aber vortragen? Worin wußte ich wirklich etwas? Hier zeigten sich nun zwei Extreme, von denen ich ausgehen mußte, weil sie die Substanz meiner bisherigen Bildung in sich schlossen. Es war die Beschäftigung mit der altdeutschen Literatur einerseits, mit der Theologie andererseits. Ich kündigte daher ein Publicum über die Nibelungen und ein Privatcollegium über die Religionsphilosophie an. Als der Tag heranrückte, wo ich das erstere Mittwoch Nachmittag fünf Uhr eröffnen sollte, wurde ich von der äußersten Unruhe ergriffen. Nach Tisch lief ich auf die Merseburger Chaussee, allein zu sein und meine Gedanken zu ordnen. Um fünf Uhr ging ich auf die Waage, wo ich im größten Auditorium das Katheder bestieg, auf welchem ich Gesenius, Tholuck, Hinrichs als meine Lehrer sitzen gesehen hatte. Das Auditorium war bis zu den letzten Bänken gefüllt, weil die Burschenschaft die Nibelungen zu den Traditionen ihres Studiums zählte.

Gott weiß, wie ich meinen Vortrag durchbrachte. Aber ich mußte den Studenten doch zugesagt haben, denn als ich andern Tages die Religionsphilosophie um dieselbe Stunde eröffnete, fand ich auch zwar eine kleinere Zuhörerschaft, doch wenigstens über Hundert. Das letztere Collegium brachte ich auch ziemlich in derselben Stärke glücklich durch, während das erstere, sobald ich nach Neujahr zur Interpretation ausgewählter Capitel überging, immer mehr zusammenschmolz. Diese ersten, meine Erwartung weit übertreffenden Erfolge gaben mir die Zuversicht, mich in dem Glauben an meinen Beruf zum akademischen Lehrer nicht geirrt zu haben. Dies ist für den Anfang einer so problematischen Laufbahn unstreitig das Wichtigste. Diese beiden Collegia, die Nibelungen und die Religionsphilosophie, habe ich in den nächsten Jahren ganz ebenso wiederholt. Den historischen Stoff, der mir aus dem fortgesetzten Studium der Religion in einem größeren Maaße

zuwuchs, lagerte ich zuletzt in einem zweistündigen Publicum über Mythologie ab, das sich schnell eine große Popularität erwarb, so daß auch ältere Männer aus der Stadt es besuchten. Für den Sommer setzte ich als Publicum eine einstündige Vorlesung über die Deutschen Volksbücher und ein vierstündiges Privatcollegium über die Ethik an; mit dieser Wissenschaft hatte ich mich doch wenigstens nächst der Religion am Ausführlichsten und Gründlichsten beschäftigt und durfte also hoffen, meinen Zuhörern darin einigermaßen etwas Befriedigendes zu bieten. Ich las es früh Morgens in einem kleinen Auditorium auf der Residenz und hatte auch nur etwa zehn bis funfzehn Zuhörer darin, die mir aber treu blieben.

Man sieht, daß ich mich mit Vorlesungen nicht übernahm und daher Zeit genug zu meiner Selbstbildung übrig behielt. Die ungemeine Leichtigkeit, in Halle etwas zum Druck zu bringen, fing an, auf mich ihre Wirkung zu äußern und mich in diesem Betracht an einen gewissen Leichtsinn zu gewöhnen, den ich zu meinem Verderben nicht wieder los geworden bin.

Reinecke hatte mit meiner Dissertation über Spinoza ein ganz leidliches Geschäft gemacht. Wenn ich kein Honorar begehrte, war er sehr bereit, von mir weiter zu verlegen.

Ich gab ihm zunächst meine Abhandlung über den Titurel. Ich fügte aber noch eine Untersuchung über die geistlichen Ritterorden hinzu. Dies war meine erste geschichtsphilosophische Arbeit. Das Mittelalter mußte im geistlichen Ritterthum sein höchstes Ideal erblicken, weil es die Extreme des Mönchthums und des Ritterthums in sich vereinigte. Ich blieb aber nicht bei dieser Vereinigung stehen, sondern glaubte auch ihre Auflösung zeigen zu müssen. Dies führte mich von Seiten des Mönchthums zum Jesuitismus, der die Kunst verstanden hat, das Mönchthum zu verweltlichen. Sein Ziel ist nicht mehr ein particuläres Geschäft, wie bei den übrigen Orden, sondern die Eroberung der Weltherrschaft. Dieser Gedanke hat etwas dämonisch Begeisterndes. Der Jesuitismus tritt daher in der Form weltmännisch auf. Er wirft allen Cynismus der Möncherei bei Seite. Er macht sich in der Tracht salonfähig. Er baut nicht mehr einsame, düstere Klöster, sondern palastartige Profeßhäuser und Collegien mitten in das Gewühl der Welt-

städte hinein. Er nennt sich nicht mehr Congregation, sondern Societät. Er organisirt sich militärisch und unterwirft den Einzelnen einem unbedingten, kritiklosen Gehorsam gegen die Befehle seiner Oberen. Er cultivirt die Wissenschaft, um durch Einsicht Meister der Bewegung bleiben und die Massen durch ein Voraus seiner Bildung leiten zu können. Er ist den Künsten nicht abhold; seine Kirchen mit einer gewissen koketten Ueppigkeit ausschmücken und in ihnen der Phantasie der Gläubigen einen sinnlichen Vorgeschmack des Himmels geben zu können. Nun führte mich aber die Erinnerung an die Tradition der Freimaurer, mit den Templern im Zusammenhang gestanden zu haben, von den Templeisen des Grals zur Erwähnung des Freimaurerordens. Ich stellte ihn ganz richtig als denjenigen hin, dessen Tendenz als die der Aufklärung und Humanität, der des Jesuitismus entgegengesetzt sei. Ich behauptete demgemäß auch, daß seine Religion des Weltbaumeisterthums Deismus sei. Ich glaube noch jetzt, daß das nicht unrichtig ist, allein die Art, wie ich mich ausdrückte, hatte wohl einen Anflug von romantischer Abgeneigtheit gegen den Theismus, wie er als Deismus Gott in dem Abstractum eines höchsten Wesens verehrte. Genug, mir wurde meine nicht gerade polemisch gemeinte Aeußerung zwar nicht in Halle, aber in Leipzig sehr übel genommen. Der dortige Professor der Philosophie, Wendt, schrieb in einigen Journalen gegen mich. Ich schwieg, und das war sehr weise, denn ich hätte von diesem unbedeutenden Anlaß aus leicht in eine höchst unangenehme Stellung gerathen können. Ich habe einige Jahre später aus dem Leben des Philosophen Krause gesehen, wie gefährlich es ist, sich mit einem so mächtigen Orden, als dem der Freimaurer, in einen Conflict gebracht zu finden, der bei seinen Mitgliedern die Vorstellung verbreitet, daß man ihrem Institut feindselig gesinnt sei. Da bei uns die meisten Buchhändler Freimaurer zu sein pflegen, so ist eine solche Situation für einen angehenden Schriftsteller doppelt gefährlich.

Die zweite Schrift, die ich 1829 bei Reinecke drucken ließ, war eine weitere Wirkung des großen Interesses, welches ich fortwährend an der Faustsage und Faustdichtung nahm. Ich verfolgte ihre Spuren durch die gesammte Literatur. So war ich dazu gekommen, in Calderon's Magico prodigioso dasselbe Thema, wie im Deutschen Faust zu

erkennen. Sobald dies geſchehen, ließ es mir keine Ruhe, mich daran in ähnlicher Weiſe, wie Hinrichs am Göthe'ſchen Fauſt, als Commentator zu verſuchen. Hinrichs war mir noch eine ſtarke Auctorität. Wenn er aber in ſeiner Auslegung der Göthe'ſchen Tragödie die Perſonen faſt zu bloßen allegoriſchen Repräſentanten der Idee gemacht und das eigentlich äſthetiſche Element über dem philoſophiſchen einer Expoſition der Begriffe Wiſſenſchaft, Glaube, Zweifel, Volksſitte, Gemeinde, vernachläſſigt hatte, ſo verfuhr ich in meiner Nachahmung ſchon menſchlicher. Doch blieb noch ein gutes Stück Scholaſticismus hangen. Ich erzählte z. B. den Fortgang des Drama's in pretiöſer Manier, daß ich von dem anſchauenden Bewußtſein, vulgo Publicum, ſprach, welches auf der Scene dieſen oder jenen Vorgang erblicke. Als Gruppe daher einige Jahre ſpäter, 1831, ſeine Komödie: die Winde, gegen die Hegel'ſche Philoſophie herausgab, hatte er ganz Recht, mich zu verſpotten. Er ließ einen katholiſchen Roſenkranz, der auf einem Tiſch lag, durch dieſe Verſe erklären:

Der Roſenkranz hier, käm', Ihr Herrn,
Zum anſchauenden Bewußtſein gern;
Er betet pünctlich jede Stunde
Sich ſelbſt im Stillen in die Runde,
Daß ſich mehre des Abſoluten Heil
Und werd' auch Ungläubigen zu Theil.

Ich nannte meine kleine, anſpruchsloſe Schrift: „Ueber Calderon's Tragödie vom wunderthätigen Magus. Ein Beitrag zum Verſtändniß der Fauſtfabel." Dieſer Zuſatz muß irgend einem Schriftſteller Veranlaſſung gegeben haben, ſich eine beſondere Schrift darunter vorzuſtellen. Genug, ich habe in vielen literariſchen Ueberſichten zur Fauſtliteratur von mir zwei Schriften angeführt gefunden, obwohl ich nur dieſe eine habe drucken laſſen, wenn ich auch ſpäter noch verſchiedene Abhandlungen über Göthe's Fauſt geſchrieben habe. Ich proteſtirte öffentlich ein paar Mal gegen meine Autorſchaft eines gar nicht exiſtirenden Büchleins. Es hat mir aber nichts geholfen. Ich traf den Titel immer von Neuem. Da es gar nicht exiſtirte, konnte es Niemand geleſen haben, allein, um nicht der Unvollſtändigkeit bezüchtigt zu werden, ſchrieb Einer es immer wieder dem Andern nach.

Calderon's Tragödie war ganz dazu gemacht, mich damals zu

befriedigen. Sie behandelte die Legende vom Märtyrer Cyprianus. Zu Anfang des Drama's tritt er noch als Heide auf, der jedoch durch die Philoſophie zum Zweifel an der Wahrheit des Polytheismus gelangt iſt. Er führt den Beweis aus, daß Gott nur Einer ſein könne. Hier wird er von einem Dämon unterbrochen, der als ein Reiſender erſcheint, mit ihm ſich in philoſophiſche Disputationen einläßt, und ihn, gegen das Verſprechen der Hingabe ſeiner unſterblichen Seele, welches durch ausdrücklichen Vertrag beſiegelt wird, in die Magie einzuweihen verheißt. Er zeigt ihm die Kraft der Magie z. B. dadurch, daß er einen Berg verſetzt. Er reizt aber auch ſeine Sinnlichkeit durch ein ſchönes, junges Mädchen, Juſtine, die ſchon Chriſtin geworden iſt. Sie widerſtrebt ihm. Der Dämon verſucht, ihn durch ein Trugbild zu täuſchen. Tief erſchüttert durch dieſen Vorgang, wendet Cyprianus ſich ſelber dem Glauben Juſtinens zu, wird aber eben deswegen vom Römiſchen Statthalter in's Gefängniß geworfen. Hier trifft er mit Juſtine zuſammen, die aus gleichem Grunde gefangen worden. Jetzt vereinigen ſich ihre Seelen durch die Gemeinſchaft ihres Glaubens, der alle ſinnliche Begier von ihnen abſtreift und ſie zur höchſten Andacht erhebt. Sie werden zuſammen hingerichtet. Gott zwingt den Dämon, auf einer Schlange reitend, über dem Schaffot zu erſcheinen und die Heiligkeit der Liebenden allem Volk zu verkünden. Dies ungefähr ſind die Grundzüge der Tragödie, deren philoſophiſcher Tiefſinn mich unwiderſtehlich anzog. Durch den Uebergang des Cyprianus vom heidniſchen Volksglauben zum chriſtlichen Weltglauben vermöge der Vermittelung der Philoſophie war ſie einer phänomenologiſchen Behandlung durchaus günſtig. Hegel's Phänomenologie beherrſchte mich noch völlig, doch hatte ich mir die erſte Rohheit ihrer Anwendung auf einen concreten Stoff ſchon in der Analyſe von Immermann's Cardenio und Celinde abgearbeitet, wie ich früher erzählt habe. Ich habe mich daher ſehr gefreut, als ich nach vielen Jahren in der claſſiſchen Geſchichte des Spaniſchen Drama's von Herrn von Schack meine kleine Schrift noch mit einer mich überraſchenden Anerkennung erwähnt fand. Ich kann mich jetzt nicht genug wundern, daß ich in der äſthetiſch-literariſchen Einleitung, die ich ſchrieb, bei Erwähnung des Engliſchen Fauſt von Marlowe nicht darauf eingegangen bin, den Gegenſatz in der Geſtaltung

der Faustfabel, Verschreibung der Seele an den Teufel gegen Dienstleistungen desselben, von dem katholischen und protestantischen Standpunkt aus genauer zu erörtern. Die Tendenz Calderon's ist, zu zeigen, wie gegen die Macht des christlichen Glaubens sogar das Recht eines förmlichen Vertrages mit dem Teufel hinfällig wird, und wie die Liebe Gottes den Teufel selber zwingt, Zeugniß für die Wahrheit des Glaubens abzulegen.

Meine äußeren Verhältnisse änderten sich allmälig. Bohtz war nach Göttingen, Loof nach Berlin gegangen. Genthe war ein Versuch, sich in Halle zu habilitiren, mißglückt. Er war bei der Disputation durch einen unerwarteten Angriff ganz außer Fassung gebracht worden. Er gab den Gedanken an eine akademische Laufbahn auf, ging zunächst nach Magdeburg, wo er am Pädagogium Kloster Lieben Frauen sein Probejahr absolvirte und dann nach Eisleben versetzt ward, wo er als Lehrer am Gymnasium bis zu seinem Tode 1865 gewirkt hat. Ich zog Ostern 1829 aus dem Hause der Frau von Jacob in das einer Wittwe Deibald in der kleinen Ulrichsstraße und kam dadurch in eine neue Bekanntschaft, die mir ganz unerwartete Anregungen bringen sollte. August Lafontaine nämlich, der bekannte Romandichter, wohnte jetzt in diesem Hause zu ebener Erde. Er hatte etwa zehn Jahre zuvor sein reizend gelegenes Landhaus bei Giebichenstein verkauft und sich bei der Wittwe Deibald in Pension gegeben. Er bewohnte ein großes Zimmer, hinter welchem eine Schlafkammer lag. Die Repositorien seiner Bibliothek machten den einzigen Schmuck des Zimmers aus, in dessen Mitte ein großer viereckiger Tisch stand, der mit Büchern, Zeitungen und Papieren bekramt war. Er selber saß gewöhnlich auf einem großen Lehnstuhl am Fenster, wo er fleißig las und rauchte. Er war ein großer, behäbiger Mann, leutselig, freundlich, zum Disputiren und Scherzen aufgelegt. Die Güte seines Herzens war unerschöpflich und man konnte ihn als Menschen nur lieben und verehren, wie dies auch von allen seinen Freunden geschah. Als ich ihn kennen lernte, war er schon zweiundsiebzig Jahre alt, aber, eine gewisse Schwäche des Gedächtnisses abgerechnet, noch durchaus voll geistiger Frische. Das Gehen fing an, ihm beschwerlich zu werden. Er machte nur noch kleine Spaziergänge in der nächsten Umgebung, bis auch diese, weil

ihm die Füße zu ſchwellen begannen, aufhörten. Er lebte theils von den Zinſen des Capitals, das er aus dem Verkauf ſeines Grundſtücks erhalten hatte, theils von einer Präbende, die er als Canonicus bezog. Dies war der Titel, unter welchem man mit ihm verkehrte. Er hatte ſein Predigeramt ſchon 1802 aufgegeben und ſeitdem theils der Poeſie, theils dem Cultus der Wiſſenſchaften in freier Muße gelebt. Als ich ſein Hausgenoſſe wurde, hatte er die meiſten ſeiner Freunde ſchon durch den Tod verloren. Die Profeſſoren Wegſcheider, Voigtel und Gruber waren faſt allein übrig geblieben und der letztere beſonders, der auch ſeine Biographie geſchrieben hat, beſuchte ihn häufig. Er ſelber ging zu Niemand. Einfach in ſeinen Sitten, lebte er wie ein antiker Philoſoph. Das Humanitätsideal der Aufklärung war in ihm auf die liebenswürdigſte Weiſe verkörpert. Hatte ich zwei Jahre zuvor durch Daub in Heidelberg mich in einen Mittelpunkt der Romantik verſetzt gefunden, ſo trat mir nun in Lafontaine das achtzehnte Jahrhundert mit der ausgeſprochenſten Energie ſeiner revolutionären Tendenzen entgegen. Lafontaine hatte als Feldprediger der Preußiſchen Armee die Wirkungen der Franzöſiſchen Revolution in nächſter Nähe geſehen und für die ſittlichen Bedürfniſſe, die ihr zu Grunde lagen, eine unleugbare Sympathie eingeſogen. Seine erſten Romane bewegten ſich auch auf Franzöſiſchem Boden in den Schickſalen ariſtokratiſcher Familien. Lafontaine behandelte die Vorurtheile der Ariſtokratie mit feiner Satire. Er läßt z. B. ſeinen Quintus Heymeran von Flaming eifrige genealogiſche Studien machen, die ihn zu der Ueberzeugung führen, daß die Celtiſche Race die vorzüglichſte in Europa ſei. Er läßt ihn conſequent eine Ehe nur mit einer Celtin als wünſchenswerth ſuchen. Aber Flaming verliebt ſich ſchließlich in eine Negerin. Er verliebt ſich nicht nur in ſie, ſondern er heirathet ſie auch. Und er heirathet ſie nicht nur, ſondern lebt auch mit ihr ſehr glücklich. Dieſe Schalkheit war ächt Lafontainiſch. Die Geſetze, die Triebe, die Rechte der Natur waren die Hauptkategorien, auf die er fußte. Seine Naturkinder erfahren die Macht der Natur, welche ſie zum Widerſpruch mit dem Syſtem der conventionellen Schranken führt. Wenn ſich nun die Reſultate zeigen, d. h. wenn die jungen unſchuldigen Mädchen durch ihre jungen unſchuldigen Liebhaber auf dem natürlichſten Wege von

der Welt in intereſſante Umſtände verſetzt ſind, ſo bricht der ſentimentale Jammer los. Frühe Gräber und heiße Thränen, welche ihren Raſen benetzen, pflegen das Ende auszumachen.

Der Contraſt zwiſchen Lafontaine und mir war ein ungeheurer. Ich war zwar durch Hegel's Phänomenologie bereits principiell von der Romantik losgeriſſen, aber ich ſteckte doch noch tief in ihr. Wenn Lafontaine durch Grube gehört hatte, daß ich ein Hegelianer ſei, daß ich über Spinoza, über den Titurel und Dante, über den Fauſt und Calderon geſchrieben habe, daß ich ein Collegium über die Nibelungen leſe, ſo konnte er meinen Beſuch zuerſt nur mit einem mißtrauiſchen Vorurtheil empfangen. Und ebenſo brachte auch ich aus den Erinnerungen des Schlegel'ſchen Athenäums zunächſt nur Vorurtheile gegen ihn als einen längſt antiquirten ſentimentalen Romanſchreiber mit. Aber es ſollte unter uns ganz anders kommen. Erſtlich war ich mit Lafontaine in der Anerkennung des Humanitätsideals durchaus einverſtanden. Seine Denkweiſe war ja im Weſentlichen dieſelbe, wie bei meinem Vater, wie bei meinem Oheim. Ich war ja ganz rationaliſtiſch erzogen und erſt allmälig in die Romantik hineingerathen. — In meinen Vorleſungen über Religion und Ethik war ich weit davon entfernt, der Vernunft das Geringſte vergeben zu wollen, wenn ich auch oft die Beſchränktheit des Kant'ſchen Standpunktes bekämpfte. Feudale Anmaaßung, Ungleichheit der Bürger vor dem Geſetze, Preßzwang, Cenſur, Aberglauben, Pfaffenherrſchaft, haßte ich von ganzem Herzen ſo gut als Lafontaine. Es war die Zeit dicht vor der Julirevolution, deren Ausbruch Lafontaine noch erlebte. Als er ſah, daß ich zwar ein Hegelianer, allein kein Obſcurant, kein Serviler ſei, faßte er bald große Neigung zu mir, wie ich ſie kaum verdiente. Er ließ nun Manches, das ihn in meinen Aeußerungen befremdete, hingehen, oder ſtritt darüber mit mir in naivſter Offenheit. Zweitens aber liebte Lafontaine die Griechen im höchſten Grade. Im Homer, in den Tragikern, in Platon, in Xenophon und Lucian war er gründlich zu Hauſe. Er las ſie beſtändig im Original. Als er Romane zu ſchreiben aufhörte, warf er ſich ſogar auf die Kritik des Textes der Tragiker. Er behauptete, daß die Abſchreiber die Poeſie derſelben oft nicht verſtanden und durch höchſt proſaiſche Lesarten entſtellt hätten. Er glaubte nun,

dieſe beſſeren Lesarten vorſchlagen zu können. Seine gelehrten Freunde ſuchten vergeblich ihn abzuhalten, die Reſultate ſeiner Studien zu veröffentlichen. Warum ſollte ich nicht ſo gut, als ein Zunftphiloloqe, das Recht der Textemendirung haben? Warum ſoll mein poetiſches Gefühl ſchlechter ſein, weil ich nicht den Titel Profeſſor habe? So pflegte er zu ſagen. Den Abmahnungen ſeiner Freunde zum Trotz hatte er 1822 den Agemonon, 1824 die Choëphoren des Aeſchylus, 1826 die Hekuba des Euripides herausgegeben. Er hatte erwartet, wenigſtens heftig angegriffen zu werden, allein man zog gegen den Neuerer das Mittel des Todtſchweigens vor. Das ärgerte ihn. Gegen ſeine älteren Freunde, die ſelber wohlbeſtallte Profeſſoren und Kritiker waren, äußerte er ſich weniger hierüber, aber gegen Jüngere ließ er ſeinem Unmuth freien Lauf. — Er hatte ſich für ſeine Griechiſchen Lieblinge Animadverſarien angelegt. Er buchte auch die Fehler, die er in Wieland's Ueberſetzung des Lucian zu finden glaubte. Da er ſelber ein Neuerer war, ſo intereſſirte er ſich auch lebhaft für alle Forſchungen, welche die Philologie von Seiten der Geſchichte betrafen. Gegen mich, einen Philoſophen, der nicht Philoloqe von Profeſſion, nur ein Dilettant der Philologie war, äußerte er ſich, wenn ich auf ſein Erſuchen Abends zu ihm kam, ohne allen Rückhalt. Er verglich ſich ſcherzhaft auch wohl mit der Lage, in welcher ſich Göthe durch ſeine Farbenlehre der Zunftwiſſenſchaft gegenüber befand. — Dieſe Studien Lafontaine's gaben ein reiches, mannichfaltiges Material zu unſerer Unterhaltung. Zuweilen wurde auch wohl ein Chor aus Aeſchylus durchüberſetzt. Sokrates in den kleinen Platoniſchen Dialogen im Verhältniß zu Xenophon's Memorabilien kam auch häufig auf's Tapet. Vor Allem aber wurde Lucian bevorzugt, nicht nur, weil er ſelber ihn damals täglich las, ſondern auch, weil ich ihn noch gar nicht kannte. Ich hatte nur eine allgemeine Vorſtellung von ihm, wie man ſie aus Literaturgeſchichten überkommt. Lafontaine lieh mir nun einen Band nach dem andern und dann ſprachen wir darüber. Wie dankbar muß ich ihm bis auf den heutigen Tag dafür ſein, denn ich bekam dadurch eine viel genauere Anſchauung der Auflöſung des Polytheismus und der Stellung der Philoſophie zu derſelben. Lucian wurde aber auch der Schriftſteller für mich, durch welchen ich den Kampf des

Gedankens mit den Vorſtellungen meines religiöſen Glaubens viel beſſer verſtehen lernte. Bei Ariſtophanes, den ich ſchon kennen gelernt hatte, waltet dieſer Kampf auch ſchon. Ariſtophanes aber iſt Romantiker. Er ſteht ſelber noch auf Seiten der alten Sitte und des alten Glaubens. Er will die Aufklärung durch cyniſche Uebertreibung ihrer Conſequenzen lächerlich machen. Lucian hingegen ſteht umgekehrt auf Seiten der Aufklärung und macht die Romantik des Wunderglaubens lächerlich. Parny's Guerre des Dieux, den ich zufällig in dieſer Zeit bei einem Antiquar kaufte, ſchloß ſich dieſer Lectüre höchſt ſympathiſch an. Die Vorſtellung ſucht den allgemeinen Inhalt der Religion für das Bewußtſein faßlich auszudrücken. Hierin liegt ihre Berechtigung und ihr hoher Werth. Allein gegen die Kritik des reinen Gedankens kann ſie ihre Form nicht erhalten. Sobald dieſe Entdeckung gemacht iſt, wird es nicht ſchwer, ſie gerade dadurch, daß man ſie ganz buchſtäblich nimmt, in's Lächerliche zu ziehen. Was Lucian mit den Griechiſchen Göttern, das that Parny mit den Perſonen der chriſtlichen Trinität in Verbindung mit den Vorſtellungen von der Mutter Maria und den Engeln. Lucian iſt aber viel anmuthiger und bei weitem weniger frivol, als der Franzoſe.

Lafontaine erzählte nach Greiſenart gern von den früheren Ereigniſſen ſeines Lebens. Die Erinnerungen an den Feldzug in Frankreich, an eine Reiſe mit dem Kanzler Niemeyer nach Wien, ſowie an die Schickſale ſeiner Romane ſtachen darin hervor.

Aus den erſteren ſchien mir der Eindruck, den er vom Beginn der Schlacht bei Valmy empfangen hatte, faſt der höchſte Moment ſeines Lebens. Der Morgen der Schlacht war gekommen. Die Preußen ſtanden den Franzoſen auf einem niedrigeren Terrain gegenüber. Sie gaben das übliche Signal zum Beginn des Kampfes durch ein paar Kanonenſchüſſe. Die Franzoſen erwiderten mit keinem Schuß, aber plötzlich fing die ganze Armee die Marſeillaiſe zu ſingen an. Dieſer ganz unerwartete geiſterfüllte Gegengruß machte, wie Lafontaine verſicherte, einen furchtbaren Eindruck. Wenn er, wie mehrmals geſchah, auf dies Ereigniß zurückkam, ſo gerieth er in die höchſte Aufregung, ſtand auf und ſang die Marſeillaiſe. Als er am 19. April 1831 ſehr ſchwach wurde und wir, auch nach den Andeutungen des Arztes, ſeinen

Tod fürchteten, der in der That bald nach Mitternacht eintrat, war von seinen Freunden Professor Gruber noch bis nach eilf Uhr zugegen und hat in seiner Biographie die Thatsache mitgetheilt, daß Lafontaine, den wir in seinem Lehnstuhl sitzen gelassen hatten, weil er zu unruhig war, im Bett auszuhalten, sich auf einmal erhob und den ersten Vers der Marseillaise sang. Erschöpft lehnte er sich in die Kissen zurück und sprach nichts mehr der Erwähnung Werthes. Gruber giebt als Ursache an, er hätte uns zeigen wollen, daß er noch genug bei Kraft und Stimme sei, singen zu können, uns über seinen Zustand zu beruhigen. Das sieht ihm ähnlich; allein ich habe nur die Vorstellung behalten, daß eben das Ereigniß, das ihn im Leben auf das Tiefste gepackt hatte, sich ihm zum Schluß noch einmal vergegenwärtigte.

Die Reise mit dem Kanzler Niemeyer nach Wien war ein komisches Cabinetsstück und wäre werth gewesen, von einem Jean Paul beschrieben zu werden. Sie machte mir so viel Vergnügen, daß ich Lafontaine zuweilen absichtlich darauf zurückbrachte. Niemeyer war sein Freund gewesen, aber das hinderte Lafontaine nicht, die Schwäche desselben, überall als berühmter Mann eine hervorragende Rolle zu spielen, von ihrer lächerlichen Seite zu fassen. Die kleinen Züge, durch welche diese Schilderung erst volles Leben erhielt, kann ich hier nicht wiedergeben. Zum Theil habe ich sie sogar vergessen. Ich begnüge mich, eine kleine Probe zu geben.

Wenn die Reisenden in einem Gasthof abgestiegen waren und ihren Namen in das Fremdenbuch eingezeichnet hatten, so erstaunte Niemeyer, wie sehr er von der Bedienung bei Seite gelassen, Lafontaine dagegen von Kellnern, Stubenmädchen, Wirth und Wirthin auf das Freundlichste und Aufmerksamste, fast wie ein alter verehrter Freund, bedient ward. Natürlich, sagte Lafontaine mit schelmischem Schmunzeln, Niemand kannte in Süddeutschland den Professor der Theologie, den Kanzler der Universität Halle, aber meine Romane, einen oder den andern, hatten selbst die Kellner und Kammerkätzchen gelesen. Glauben Sie mir, ich war einmal berühmt. In Wien steigerten sich die Contraste zwischen Niemeyer und Lafontaine. Jener machte die Runde bei allen Berühmtheiten und Fürstlichkeiten, dieser zog sich in den Genuß des behaglichen Wiener Stilllebens zurück und verkehrte im

Prater und im Augarten wochenlang ganz gemüthlich mit Bürgern, die gar nicht nach seinem Namen fragten, was ihm eben recht war. Endlich wurde Lafontaine gleichsam entdeckt. Niemeyer war, wie gewöhnlich, ausgefahren, Lafontaine allein zu Hause geblieben, als eine fürstliche Equipage vorfuhr, dem Kanzler der Universität Halle den schuldigen Gegenbesuch zu machen. Lafontaine entschloß sich, seinen Bedienten zu spielen. Er entschuldigte die Abwesenheit Niemeyer's, aber in einer so interessanten Weise, daß der Fürst sich mit ihm längere Zeit einließ und einige Tage später Niemeyer die größten Complimente machte, was er für einen ausgezeichneten, wahrhaft gebildeten Bedienten besitze.

Bei seinen literarischen Erinnerungen beschuldigte er sich vorweg des sträflichen Leichtsinns, mit welchem er seine Romane geschrieben habe. Er hatte eine Epoche gehabt, in welcher er so gelesen war, daß die Buchhändler nicht genug von ihm drucken konnten. Da kam es denn vor, daß er, weil man ihm das nasse Manuscript zur Druckerei wegholte, beim Schreiben des zweiten Bandes vergessen hatte, was im ersten Alles angelegt war. Er hatte z. B. im ersten Theil einen Ring theilen und den beiden Hälften eine besondere Bedeutung geben lassen. Während des Niederschreibens des zweiten hatte er diesen Umstand ganz vergessen. Glücklicher Weise erinnerte ihn die Aeußerung einer Dame, welche den ersten Theil schon gelesen hatte, wieder daran, indem sie ihm ihre große Neugier kund gab, zu erfahren, was aus dem Ringe werden würde. Zur Zeit, als ich mit Lafontaine verkehrte, las er einen seiner Romane, die er vergessen hatte, in Holländischer oder Französischer Uebersetzung. So, behauptete er, wären sie ihm wirklich neu und könne er ihren Werth unbefangen schätzen.

Lafontaine war ein feiner Beobachter des Zeitgeistes. Er hielt sich die Augsburger Allgemeine Zeitung selber, weil sie ihm das vorzüglichste Organ der allgemeinen Weltanschauung, auch für das Culturleben, zu sein schien. Als wir einst über die Fortschritte gesprochen hatten, welche der literarische Verkehr gemacht habe, schenkte er mir das Exemplar des Vertrages, den er 1798 mit der Allgemeinen Jenenser Literaturzeitung, damals unter Bertuch und Hufland, geschlossen hatte, Recensionen für das schönwissenschaftliche Fach zu liefern. Ich habe

dieſen Vertrag zum Andenken an Lafontaine bis jetzt aufbewahrt. Man kann ſich jetzt kaum eine Vorſtellung von ſolchem Pedantismus und Egoismus einer Redaction machen, als er auf den acht Folioſeiten dieſes mit fünf Siegeln beurkundeten Vertrags zum Vorſchein kommt.

Von Lafontaine's außerordentlicher Gutherzigkeit könnte ich mancherlei Thatſachen anführen. Um ihre Art und Weiſe zu ſchildern, will ich mich auf ein paar Beiſpiele beſchränken. Wenn es im Sommer ſehr heiße Tage gab, ſo pflegte er ſich damit zu beſchäftigen, aus Selterwaſſer, Zucker und verſchiedenen Weinſorten erfriſchende Getränke zuſammenzubrauen. Glaubte er nun eine recht ſchöne Miſchung erfunden zu haben, ſo lief er damit zu mir und brachte mir ein großes Glas voll. Wenn es mir recht mundete, ſo freute er ſich wie ein Vater, der ſeinen ſchmachtenden Sohn erquickt hat. Einmal hatten wir ſcharf über die Beweiſe für das Daſein Gottes disputirt. Er verwarf ſie ganz nach der Kant'ſchen Theorie. Ich ſuchte gerade den ontologiſchen Beweis aufrecht zu halten. Endlich gingen wir auseinander. Ich hatte anfänglich im oberen Stock des Hauſes gewohnt, war aber nach Unten gezogen, ſo daß nur der Hausflur uns trennte. Ich ging ſofort in mein Schlafzimmer, zog mich aus und legte mich nieder. Kaum lag ich, ſo hörte ich die Thür meines Arbeitszimmers, das vor dem Schlafzimmer lag, ſich öffnen. Ich horchte auf, wer da noch kommen könnte, da die Hausthür nicht geklingelt hatte. Bald klopfte es an meine Schlafſtubenthür. Ich ſpringe auf, den Riegel, den ich vorgeſtoßen hatte, wegzuziehen. Als ich, im Hemde, öffne, ſteht Lafontaine vor mir, einen brennenden Wachsſtock in der einen Hand. „Mein junger Freund," ſagte er, „ich habe da zwar eifrig disputirt, daß man das Daſein Gottes nicht beweiſen könne. Seien Sie aber verſichert, daß ich an ihn glaube und noch eben recht innig zu ihm gebetet habe. Ich kann nicht ſchlafen gehen, ohne Ihnen dies geſagt zu haben. Nun ſchlafen Sie ruhig." Dabei liefen ihm die Thränen über die Backen. Er drückte meine Hand, die ich ihm mit bewegtem Gemüth reichte und verſchwand. Welch eine himmliſche, rührende, liebevolle, wahrhaft religiöſe Seele, dieſer Lafontaine! Welch eine humoriſtiſche Scene für einen Maler, wie Chodoviecki, ich im Hemde, barfuß,

Lafontaine im Schlafpelz, mit dem Wachsstock in der Hand, wir Beide zwischen Thür und Angel!

Einerseits die unausgesetzten Studien für die Religionsphilosophie, bei denen ab und zu auch Jacob Böhme wieder vorgenommen wurde, andererseits die Beschäftigung mit Lucian, welche Lafontaine veranlaßte, brachten mich auf einen sonderbaren, höchst romantischen Einfall. Jacob Böhme stand mir immer noch unendlich hoch. Der Teufel spielt, wie man weiß, eine große Rolle bei ihm. Ich hatte aber niemals an einen persönlichen Teufel geglaubt, weil ich erkannte, daß wir Menschen, auch ohne Voraussetzung eines solchen Subjectes, das Böse aus unserer Freiheit auf das Vollkommenste hervorzubringen, daß wir selbst leider das Diabolische zu erzeugen im Stande wären. Daub's Judas Ischariot war für mich eben dadurch so wichtig geworden, daß ich sah, wie Daub's Versuch, die orthodoxe Satanalogie zu retten, gescheitert war. Lucian's Verspottung der schönen Götter Griechenlands eröffneten mir die tiefsten Einblicke in den Proceß des Untergangs der mythischen Vorstellungen einer Religion. Im Uebermuth satirischer Laune fiel ich eines guten Tages darauf, Vorlesungen des Teufels über sich selbst zu schreiben. Es war eine Anwandlung ähnlicher Art, wie die, aus welcher ich im Sommer 1827 das geistliche Nachspiel zu Faust, im Sommer 1828 das satirische Gemälde auf die Geschichte der Deutschen Philosophie entworfen hatte. Mit großer Leichtigkeit schrieb ich binnen einer Woche drei Vorlesungen. Weiter kam ich nicht, wahrscheinlich, weil ich hiermit auch das Wesentliche des flüchtigen Einfalls erschöpft hatte. Wie Diderot mit seinen petits papiers, amüsirte ich mich und meine nächsten Freunde damit. Was aus dem Manuscript geworden, weiß ich nicht. Der Teufel, könnte ich sagen, von dem es handelte, hat es geholt. Hierher, nach Königsberg, habe ich es nicht mehr gebracht. Doch besitze ich noch eine ziemlich lebhafte Erinnerung davon, aus welcher ich eine kleine Vorstellung der Manier geben kann. Ich ließ den Teufel etwa so beginnen:

Meine Herren!

Indem ich die Ehre habe, das erste Mal zu Ihnen zu sprechen, werde ich zunächst die Motive darlegen, die mich zu diesem außerordentlichen Schritt bewegen, damit wir uns gegenseitig über unser

Verhältniß ganz klar werden. Meine Herren! Einige von Ihnen erinnern sich unstreitig noch der Erzählungen, welche unser geehrter Commilitone Schlauch vor mehreren Jahren hier in Halle über meine Wanderungen zur Entdeckung der besten Dogmatik in Gemeinschaft mit Serenissimo unternommen hatte. Ich wurde, wenn ich auch die Bemühungen einiger Professoren um die Erhaltung des Glaubens an meine Existenz dankbar anzuerkennen hatte, doch keineswegs befriedigt. Ich wohnte hierauf incognito auch den Vorträgen bei, welche der Professor Hinrichs hierselbst über Göthe's Faust zu halten pflegt. Er nahm eine Miene an, als ob er ganz und gar mit meinem Wesen vertraut sei. Er deducirte sogar meine Nothwendigkeit. Diese Bemühungen schmeichelten mir und da Hinrichs ein Hegelianer ist, glaubte ich, die Hegel'sche Philosophie an der Quelle studiren zu müssen, weil ich von ihr die größte Unterstützung hoffte. Ich begab mich also nach Berlin, den großen Hegel selber zu hören. Aber wie wurde ich enttäuscht! Denken Sie, meine Herren, dieser Philosoph erdreistete sich, mich in einen bloßen Begriff aufzulösen, den er mit Emphase die Negativität nannte. Die Zuhörer schienen ganz hingerissen von dieser dialektischen Taschenspielerkunst. Ich war über diese Frechheit empört. Arme Jugend, sagte ich zu mir, wie betrügt man dich! Aber dir soll geholfen werden. Ich selber werde sie über mich belehren. Aber nicht in Berlin, in Halle werde ich dies thun, denn Berlin ist schon zu verweltlicht. Hier in Halle ist noch classischer Boden für die Theologie; hier ist noch ein wahres Bedürfniß vorhanden, sich über meine Person zu orientiren. Hier schlagen noch Herzen in bangen Zweifeln über mein Sein oder Nichtsein. Hier ist noch ein Publicum, welches von dir selber mit Erbauung die Berichtigungen empfangen wird, welche der traurige Zustand des locus de diabolo in der heutigen Dogmatik erfordert. Hier, in Halle, wirst du einem tief gefühlten Bedürfniß entgegenkommen. Ich bin zwar nicht von einer Facultät zum Doctor der Theologie promovirt worden, allein ohne unbescheiden zu sein, glaube ich mich berechtigt, mich als Mitglied der theologischen Facultät betrachten zu dürfen. Fragen Sie sich selbst, was man in der Anthropologie, Soterologie und Eschatologie der Dogmatik ohne mich anfangen will.

Ich habe dieses Collegium als ein Privatcollegium angekündigt,

denn es ist mir um solide Zuhörer, denen die Sache Ernst ist, nicht um den Beifall einer Menge zu thun, die ich leicht mit rednerischem Floskelthum zu gewinnen vermöchte. Ich verachte auch das Geld keineswegs, da ich, wie einmal der Welt Lauf ist, beständig ungeheure Summen verbrauche und daher, trotz der Mittel, über die ich verfüge, nicht mit Unrecht von Volkes Gnaden der „arme Teufel" genannt zu werden pflege. Ich habe den Reinertrag dieses Collegiums zur Unterstützung meiner alten Freunde, der Jesuiten, bestimmt. Lange waren dieselben höchst ungerecht unterdrückt. Erst seit einiger Zeit dürfen sie sich wieder frei hervorwagen, allein ohne Geld, das glauben Sie mir, würden sie wenig ausrichten. Mit Geld aber, mit immer mehr Geld, werden sie die Welt sich unterthan machen, denn das Geld ist kosmopolitisch. Alle Nationen, alle Confessionen sind von gleicher Liebe zu ihm beseelt.

Wenn Sie mir aufmerksam folgen, so werden Ihnen die albernen Vorurtheile gegen meine Person wie Spinnwebe zerreißen. Sie werden den organischen Zusammenhang der dogmatischen Paragraphen mit Klarheit durchschauen. — Ich werde nämlich, um nunmehr zur Sache zu kommen, erstens von meiner Entstehung durch mich selbst, zweitens von der Modalität meiner Wirksamkeit, drittens von den wunderbaren Wirkungen derselben handeln. Ich werde dabei mit aller Aufrichtigkeit zu Werke gehen. Um sogleich einen Mißverstand abzuschneiden, bemerke ich, daß ich mit den soeben gebrauchten Worten: Entstehung durch mich selbst, keineswegs leugnen will, von Serenissimo erschaffen zu sein. Dies hat seine volle Richtigkeit. Ich will damit nur sagen, daß ich, sofern ich Teufel bin, mich selbst hervorgebracht habe und hervorbringe. Diese meine specifische Qualität verdanke ich mir selber. In der modernen Sprache ausgedrückt, könnte ich sagen, ich entstand in demselben Augenblick, als ich den Muth hatte, Revolutionär zu werden u. s. w.

So ungefähr ließ ich den Teufel über sich selbst dociren.

XVII.

Hotho. Varnhagen. Friedrich Lorentz. Moritz Veſſer und Heinrich Leo. Das Problem der perſönlichen Unſterblichkeit. Friedrich Richter von Magdeburg. Kritik der Schriften de tribus impostoribus. Geſchichte der Deutſchen Poeſie im Mittelalter. Pfingſtreiſe nach Dresden. Beſuch bei Tieck. Die Naturreligion. Kritik der Schleiermacherſchen Glaubenslehre. Encyclopädie der theologiſchen Wiſſenſchaften. Cholnck.

Während dieſes zweijährigen ſtillen Verkehrs mit Lafontaine erfuhr mein Leben im Innern wie im Aeußern die heftigſten Umwandlungen. Ich war Oſtern 1829 über Magdeburg nach Berlin gereiſt und hatte mich dort mit einer meiner ſchönen Couſinen verlobt. Hierdurch wurde ich veranlaßt, jedes Jahr die großen Herbſtferien in Berlin zuzubringen. Ich lebte dann mit meiner Braut in den Zerſtreuungen der Hauptſtadt und in kleinen Excurſionen in deren Umgegend, wozu Familienverhältniſſe den Grund legten, namentlich nach Potsdam, wo eine Schweſter meiner Braut an einen Oberbaurath Berring verheirathet war. Aber ich kam durch dieſen Aufenthalt auch mit faſt allen Berliner Hegelianern, ſowie allmälig mit Hegel ſelber und mit Marheineke in nähere perſönliche Beziehung. Unter den Hegelianern war einer, der für mich die größte Anziehungskraft ausübte. Es war Hotho, der Kunſthiſtoriker. Er ſowohl als ſeine von mir hochverehrte Frau, eine Tochter des Geheimen Raths Uhden, haben mir mein ganzes Leben hindurch ſo unendlich viel Liebes und Gutes erwieſen, daß ich gegen Beide nie dankbar genug ſein kann. Ohne daß ich meinerſeits jemals das geringſte Verdienſt mir um ſie hätte erwerben können, haben ſie mich mit einer

Uneigennützigkeit und Zartheit, wie ich sie sonst von Niemandem erfahren habe, in reinstem Wohlwollen gehegt und gepflegt. Hotho hat den Gang seiner Bildung in einem Buche geschildert, welches er mir 1835 zugeeignet hat. Es führt den Titel: Vorstudien für Leben und Kunst. Es ist selber ein ausgezeichnetes Kunstwerk, in welchem eine Analyse von Mozart's Don Juan, eine Darstellung der Niederländischen Malerei und eine Schilderung Hegel's besondere Glanzpunkte bilden, welche das Buch zu einem damals sehr viel gelesenen machten. Es wird seinen Werth auch ferner behaupten. Hotho war, wie ich, aus den Kreisen der Reformirten hervorgegangen; er war, wie ich, in die unvermeidliche Romantik gefallen; er hatte, wie ich, Verse und Dramen gedichtet, aber er war ursprünglich Jurist gewesen und war, da er nur in Berlin studirte, einer der eifrigsten Zuhörer Hegel's geworden, der ihn zum ausschließlichen Studium der Philosophie hinüberzog, in welcher er sich der Aesthetik widmete. Welch eine Fülle von gediegenem Wissen, welch eine geschmeidige Phantasie, welch ein tiefer, sittlicher Ernst, welch eine unendliche, mich stets bezaubernde Feinsittigkeit und persönliche Anmuth fand ich in diesem neuen Freunde vereinigt. Er stand schon auf einer viel höheren Stufe der Gesammtcultur, als ich, und ich wurde durch jedes seiner Worte, durch jeden seiner Briefe, durch Alles, was er drucken ließ, stets auf das Wohlthätigste angeregt. Wenn wir drei Menschen, Hotho, seine Frau Louise und ich, in seiner Wohnung, dicht am Garten von Monbijou zusammen waren, so habe ich geradezu die höchste Seligkeit geisterfüllter Freundschaft und Geselligkeit genossen. So wie ich nur Hotho's Studirzimmer betreten, so wie ich nur in sein liebes Gesicht geblickt, so wie ich nur den Ton seiner Stimme vernommen hatte, so war ich elektrisirt. Alle Musen und Grazien umschwebten mich. Hotho und seine Frau wirkten magisch auf mich ein und versetzten mich sofort in idealische Ekstase, deren Sturm und Drang ich in meiner aufsprudelnden Rede oft kaum zu bändigen wußte. Wie schonend, wie entgegenkommend, wie Alles zum Guten auslegend haben diese herrlichen Menschen die Unarten meiner ungestümen Lebhaftigkeit ertragen und mir, wenn die Gewalt meiner Affecte mich hinriß, das Gefühl des Maaßes und der Harmonie eingeprägt.

Ich wurde nun auch der Societät für wissenschaftliche Kritik

präſentirt und von ihr als Mitglied aufgenommen, wie die nächſte Nummer ihres Journals verkündete. Ich wohnte auch einer Sitzung derſelben im Hôtel du Nord bei und ſtaunte Hegel an, als er mit Varnhagen wegen eines Werkes, welches ſich auf die Feldzüge der Freiheitskriege bezog, in einen lebhaften Streit über die Darſtellung einer Schlacht gerathen war. Varnhagen, der Offizier geweſen war, konnte als Sachverſtändiger gelten. Er ging ſcharf gegen Hegel's Anſichten heraus, aber dieſer war ſchwer zu überzeugen, daß er Unrecht haben ſollte und ſchien mit ſeinen Gründen unerſchöpflich zu ſein. Der Streit wurde zuletzt für die Uebrigen peinlich, bis Herr von Henning, der den Krieg ſelbſt mitgemacht hatte, mit ſeiner glücklichen Gabe zu calmiren, zu vergleichen, zu begütigen, die beiden Kämpfer zu einem heiteren Austrag brachte. Ich habe in ſpäteren Jahren manchmal mit Varnhagen mich dieſer Scene wieder erinnert, allein er verſicherte mich, daß die Heftigkeit, wie ich ſie damals an Hegel geſehen, nur ein geringer Grad derſelben geweſen ſei und daß ſein Zorn und ſein Schelten in der That fürchterlich habe werden können. Mit Varnhagen trat ich damals noch in keinen beſonderen Verkehr; erſt als er das Buch zum Andenken Rahel's herausgegeben und mir geſchenkt hatte, fing eine Correſpondenz unter uns an. Zwiſchendurch beſuchte ich ihn auch manchmal. — Daß ich mit meinen alten Freunden, Buſchmann und Kugler, in Verbindung blieb, habe ich ſchon erwähnt. Man könnte vielleicht erwarten, daß Kugler auch mit Hotho einen Zuſammenhang gehabt hätte. Dies war aber nicht der Fall. Schon die äußere Weitläufigkeit der Stadt trennt in Berlin Menſchen, die ſich ſonſt in ihren Beſtrebungen ſehr nahe berühren. Kugler heirathete eine Tochter des bekannten, höchſt verdienten Criminalrathes Hitzig und wohnte in deſſen Hauſe in der großen Friedrichsſtraße, unfern vom Halleſchen Thore; Hotho wohnte dicht am Garten von Monbijou. Kugler hielt ſich von der Hegel'ſchen Schule entfernt, ohne ſie vermeiden zu wollen. Er verkehrte mit mir und Droyſen auf das Innigſte und nahm eben ſo an unſern Arbeiten, wie wir an den ſeinigen, Theil. Hotho war in der damaligen Hegel'ſchen Schule der Hauptrepräſentant der Aeſthetik. Er hatte in der Societät für wiſſenſchaftliche Kritik die ſpecielle Redaction dieſes Fachs übernommen und lieferte in die Jahrbücher eben

so gehaltvolle als elegant stylisirte Kritiken, von denen namentlich eine über Heinrich von Kleist das größte Aufsehen machte, weil sie einer der ersten öffentlichen Angriffe auf die Schwächen nnd Auswüchse der romantischen Schule von Seiten der Hegel'schen Philosophie war. Die wahrhafte Romantik suchte Hotho dagegen in Göthe's Romanen nachzuweisen. In seinen zuvor erwähnten Vorstudien gab er dann eine Analyse der Tieck'schen Poesie, welche der Anfang einer sich immer mehr erweiternden Opposition der Hegel'schen Schule gegen die romantische wurde. Ich folgte 1838 in den Halleschen Jahrbüchern mit einer Abhandlung: Ludwig Tieck und die romantische Schule. Ihr folgte dann in denselben Jahrbüchern das bekannte Manifest von Ruge und Echtermeyer gegen die Romantik, aus welchem abermals das umfassende Werk von Julian Schmidt über die romantische Poesie hervorging. Den Standpunkt für die in allen diesen Arbeiten herrschende Auffassung hatte Hegel selber durch seine Kritik von Solger's nachgelassenen Schriften in den Berliner Jahrbüchern gegeben.

Ich wohnte in Berlin als Chambregarnist gewöhnlich bei einer Wittwe Golde am Alexanderplatz, wo ich ein großes, helles, wanzenfreies Zimmer im dritten Stock mit einer schönen Aussicht theils auf den Alexanderplatz, theils auf die Brücke hatte, die von ihr zur Neuen Königsstraße führt. Ich habe hier Gelegenheit gehabt, das Kleinleben der Berliner nach vielen Seiten hin kennen zu lernen. Die Mannichfaltigkeit der Erwerbszweige, mit deren Hülfe man sich durchzubringen sucht, war mir ganz interessant zu beobachten. Die Komik, die sich oft daraus ergab, ergötzte mich. Ich hatte z. B. einen Stiefelputzer, der zugleich am Königsstädter Theater Statist war. Es machte mir nun den größten Spaß, Morgens mit ihm über den vorigen Theaterabend zu plaudern und ihn von seinem Standpunkt aus die Stücke wie die Aufführungen beurtheilen zu hören. Daß er nur Statist war, hinderte ihn nicht, sich doch für einen Künstler zu halten, und er setzte mir manchmal im reinsten Berliner Jargon auseinander, wie ohne seine Mitwirkung in der und der Scene der ganze „Krempel" unmöglich gewesen wäre. — Madame Golde hatte eine kleine Schule, d. h. es kamen sieben bis acht kleine Kinder zu ihr, welche sie im Stillsitzen, im Lesen, Schreiben und Zählen unterrichtete. Sie hatte aber auch

eine wunderschöne Tochter, Nanni geheißen, welche sich auch außerordentlich geschmackvoll zu kleiden verstand. Sie war stets mit einem jungen Manne von elegantem Aeußern verlobt, mit welchem sie die öffentlichen Promenaden, Concerte, Theater, Kaffeegärten u. s. w. Arm in Arm besuchte. Jedes Jahr aber, wenn ich wieder kam, war die Verlobung des vorigen Jahres aufgelöst. Es wurde mir nun von der Mutter eine famose Geschichte erzählt, wie das Betragen des jungen Mannes ihre Tochter gezwungen habe, ihm den Abschied zu geben. An seine Stelle war aber schon wieder ein anderer junger eleganter Mann getreten, auf den man die größten Hoffnungen baute.

Wenn ich so durch meinen wiederholten längeren Aufenthalt in Berlin mit den dortigen Hegelianern, Michelet ausgenommen, verwuchs, so erweiterten und veränderten sich auch meine persönlichen Verhältnisse in Halle. Die Frau Staatsrath von Jacob starb. Fräulein Therese verheirathete sich mit Professor Robinson. Sie bezogen eine Wohnung in der Märkerstraße, wohin sie mich, bis sie nach Amerika abreisten, noch manchmal zum Thee einluden. Mußmann wurde zum außerordentlichen Professor ernannt, heirathete und starb einige Monate nachher. Erdmann sagt in seinem Grundriß der Geschichte der Philosophie ganz richtig von ihm, daß er, nachdem er in Berlin Hegel's Größe mit Ueberschwänglichkeit gepriesen, in Halle damit endete, auf das Kleinlichste daran herumzumäkeln. Lorentz, ein Rheinländer, der in Berlin bei dem Ministerialrath Johannes Schulze Hauslehrer gewesen war, habilitirte sich als Privatdocent der Geschichte, vorzüglich der Deutschen. Er war ein offener, braver Mensch. Wir gewannen uns lieb und sind zeitlebens Freunde geblieben. Als er viele Jahre später von Petersburg nach Bonn hin durch Königsberg kam, hat er mich noch mit Frau und Kind auf einige Tage besucht. Moritz Besser aus Zeitz habilitirte sich als Privatdocent für Naturrecht und Nationalökonomie. Er war ein äußerst liebenswürdiger Mensch, der auch einen poetischen Fond hatte. Wir befreundeten uns auf das Innigste und sind auch Freunde geblieben. Lorentz wie Besser hielten sich von Seiten der Philosophie zu Hegel, was unsern Verkehr wesentlich belebte und förderte. Besser gab 1830 ein Naturrecht heraus. Er war mit Echtermeyer bekannt, weil dieser sein Landsmann aus Zeitz war. Durch ihn

wurde ich nun auch mit Echtermeyer bekannt, der damals Lehrer am Pädagogium war und sich ebenfalls zur Hegel'schen Philosophie hielt. Echtermeyer ist von Arnold Ruge in seinen Memoiren: Aus früherer Zeit, ausführlicher geschildert worden, so daß ich darauf verweisen kann. Er war ein reiner, sinniger Mensch, dessen tiefes und poetisches Gemüth für mich eine starke Aehnlichkeit mit dem meines geliebten Kugler hatte. Durch Echtermeyer wurden wir wieder mit Dr. Adolf Stahr bekannt, der ebenfalls Lehrer am Pädagogium war und philosophisch sich ebenfalls an Hegel anschloß.

So schlang sich unter uns Jüngern Bekanntschaft in Bekanntschaft. Mit Ritschl, der sich ebenfalls als Privatdocent für Philologie habilitirte, wurde ich erst etwas später genauer bekannt und im weiteren Verlauf befreundet, so daß wir bis diesen Augenblick uns noch desselben freundschaftlichen Verhältnisses erfreuen. — Leo war in Folge einer eigenthümlichen Katastrophe von Berlin über Jena fast gleichzeitig mit Arnold Ruge nach Halle gekommen, wo er bald als mündlicher Lehrer ein ganz neues Leben in die historische Wissenschaft brachte und zunächst sein Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters schrieb. Er verkehrte anfänglich besonders mit Reisig und Ritschl. Mein Studium über die Poesie des Mittelalters brachte mich allmälig in eine wissenschaftliche Beziehung zu ihm, die immer mehr auch eine freundschaftliche wurde, vorzüglich nachdem wir uns Beide verheirathet hatten und auch unsere Frauen sich eng aneinander anschlossen. Trotz der großen Kluft, die sich später zwischen uns durch meinen Rationalismus und Liberalismus aufthat, sind wir doch Freunde geblieben. Damals war Leo noch ein Anhänger Hegel's, correspondirte mit diesem und schrieb fleißig für die Berliner Jahrbücher die Kritiken. — In Raumer hatte ich einen Historiker kennen gelernt, der zwar durch seine Geschichte der Hohenstaufen der dichtenden und malenden Romantik einen großen Stoff geliefert hatte, selber aber kein Romantiker war. In Leo dagegen fand ich einen Historiker, der durch und durch Romantiker war oder, richtiger ausgedrückt, wurde; denn in der Periode, in welcher wir uns kennen lernten, lag er noch mit sich im Kampf und wurde eben dadurch eine um so anziehendere Erscheinung. Man kann sich den Unterschied des damaligen und des späteren Leo hauptsächlich durch die verschiedene

Behandlung klar machen, welche er der Geſchichte des Jüdiſchen Volkes in Vorleſungen, die er darüber herausgab, und im erſten Bande ſeiner Univerſalhiſtorie angedeihen ließ. Dort ſteht er auf dem Standpunkt de Wette's, hier auf dem Hengſtenberg's. Seine Darſtellung der Geſchichte des Herodiſchen Hauſes im erſteren Buche wird immer ein Meiſterwerk bleiben. Leo ſchloß ſein im Inhalt wie in der Form claſſiſches Werk über die Italieniſche Geſchichte in Halle ab. Die Niederländiſche Geſchichte, die er hier einige Jahre ſpäter herausgab, ſteht derſelben, wie ich glaube, ſchon bedeutend nach. Seine offene Parteinahme für die Spaniſche Politik und für Alba's Fanatismus ſtießen mich ab. Er ſchrieb nun noch ein Luſtrum hindurch ſein großes Lehrbuch der Univerſalgeſchichte, welches ſehr ungleiche Theile enthält. Hier war es nun, wo ſeine Polemik gegen die Deutſche Reformation, wie gegen die Franzöſiſche Revolution mich noch weiter von ſeinen Anſichten entfernte. Ich wußte aber, wie dies Alles in ihm zuſammenhing. Leo war es ernſtlich um hiſtoriſche Wahrheit zu thun und er fiel in ein, nach meiner Meinung, ſelber wieder unwahres Extrem nur deshalb, weil ihn das Extrem einer ſeichten Lobhudelei der Reformation und der Revolution, wie ſie ſich von Seiten des Liberalismus oft breit machte, anekelte. Als ich noch perſönlich mit ihm in Halle verkehrte, brach der barocke Cynismus, dem er ſpäter ſo oft in Journalartikeln huldigte, erſt in der mündlichen Unterhaltung blitzartig hervor, eine wohlthätige und kräftige Anregung zu geben. Seine Leidenſchaftlichkeit, von der ich mit Staunen einige ſehr wilde Ausbrüche erlebte, hatte für mich eine gewiſſe originelle Größe, wie ich ſie noch niemals erfahren hatte. Ich war auch noch ſehr leidenſchaftlich, aber wie zahm erſchien mein Affect gegen den Sturm und Drang des Leo'ſchen. Wie ſehr ich oft ganz anders dachte, als er, ſo fühlte ich doch, daß er mich, ſobald ich mit ihm zuſammen war, beherrſchte. Ich kam dann gegen ſeine Entſchiedenheit, Beredſamkeit, Ironie und Satire nicht auf. Er war dann immer ſo neu, ſo intereſſant für mich, daß ich ihn bewunderte und hinterher, wenn ich wieder mit mir allein war, gegen ſeine Uebermacht durch Verſe reagirte, die ich ihm zuſchickte. Ich finde unter den wenigen vergilbten Papieren, die mir aus jener romantiſchen Zeit verblieben ſind, z. B. noch den Entwurf einiger Verſe, die ich ihm

am 2. Juni 1830 sandte, als ich von ihm Rückert's Uebersetzung der Makamen Hariri's geliehen erhalten hatte und ihm das Buch zurückschickte. Ich setze sie zur Charakteristik jener Epoche hierher und bemerke nur noch, daß ich damals mit der Ausarbeitung meiner Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter beschäftigt gewesen war und darauf anspiele.

Ich schrieb also:

„Hiemit sende ich Ihnen den zierlichen — manierlichen — Ebu Seid von Serug zurück — und preise das Glück — was ihn mir gerade jetzt gegönnt. — Denn wenn man immer Einem Volk nachrennt — und darüber dies endlich am meisten verkennt, — so wird einem die Welt so klein, — daß man nicht länger möchte darinnen sein — und hätte man beständig vom besten Wein. Und so hat mich die stets gleiche Unruhe und die stets wechselnde Ruhe in Damask und Merjad, in Mekka und Bagdad, über die Maaßen ergötzt, wenn mich auch zuweilen verletzt, daß Ebu Seid immer dasselbe Messer wetzt, seiner Kost wegen sich wenig in Unkosten setzt und den Durstigen immer dasselbe Getränk vorsetzt, daß der Reiche solle geben dem Armen vom Ueberfluß in seinem Leben.

Aber die wunderbaren Gestalten, worin sich der Alte weiß zusammenzufalten und die er plastisch versteht auseinander zu halten, ohne in seiner Rolle je zu erkalten; die Weite der Weltbetrachtung, die kühne Menschen- und Gottesverachtung, die pfiffige Befrachtung mit dem ungerechten Gut der Gerechten. — Das Grauen von trüben Mächten, welche durch sonnige Tage sich flechten, — das Morgenroth schönerer Tage, als das Abendroth späterer Klage; — das Colorit, schön prangend, alle Sinne umfangend, mir immer noch im Rhythmus anhangend, daß ich im Deutschen noch lange nicht bin wieder anlangend; — des Reimes klingende Wellen, wie silberne Blüthen emporquellen, wie sich Sterne zu Sternen gesellen; — die spielende Sicherheit, edle Geschmeidigkeit, Tüchtigkeit, Richtigkeit — es ist unbeschreiblich und unsagbar, nur von eines Rückert's Rücken ertragbar.

Unwidertreiblich will ich nun schließen, und Ihnen sollen meines Dankes Blumen sprießen, daß Sie diesen Genuß mich ließen genießen."

Während sich meine persönlichen Verhältnisse auf die angedeutete Weise in Berlin und Halle erweiterten, sollte sich in der letztern Stadt eine sehr eigenthümliche Situation gestalten, welche durch ihre Consequenzen in meine ganze Folgezeit eingriff. Ich hatte in Magdeburg, als meine Eltern der Jacobikirche gegenüber wohnten, unter den Knaben, mit denen ich spielte, auch Friedrich Richter, der sich später von Magdeburg zubenannt hat, als Genossen gehabt. Ich war zwei Jahre älter, besuchte eine andere Schule und stand daher mit ihm nur in losem Verkehr. Er war der Sohn eines originellen Mannes, der sich als Schaafzüchter in Sachsen ein Vermögen erworben und von dort nach Magdeburg zurückgezogen hatte, wo er sein Geld in vielerlei kleinen Geschäften anlegte. Friedrich Richter war ein sehr mannichfaltig begabtes Kind. Anfänglich sollte er Musiker werden und lernte die Violine spielen. Schon hatte er hier einen guten Grund gelegt, als sein Vater den Plan änderte und ihn zum Apotheker bestimmte. Er kam als Lehrling nach Calbe an der Saale, wo er einige Jahre verblieb. Dann trat er zu Magdeburg in die große Heukenkamp'sche Apotheke am Markt ein. Die Hintergebäude derselben gingen auf einen kleinen Platz hinaus, der vor der Wohnung meiner Eltern lag. Hier war es nun, wo zwischen uns dadurch ein Verkehr sich anspann, daß Richter sich in der Cultur des Deutschen Styls üben wollte und Sonntags während der Kirche oder wenn er sonst abkommen konnte, mich besuchte, mir seine Arbeiten vorzulegen und meinen Rath einzuholen. — Richter hat dem Publikum in mehrfachen Schilderungen, namentlich in einem Anhang zu seinen Vorträgen über die persönliche Fortdauer 1854 seine Biographie erzählt. Aus dieser habe ich ersehen, daß damals schon ein starker Zug in ihm sich geregt hat, sich für eine außerordentliche Mission bestimmt zu halten. Er sagt, daß er in der Apotheke, in schlaflosen Nächten, den Ruf vernommen habe: „Mache dich auf! Gott hat einen Plan mit dir!" d. h. er gab, als ich Ostern 1824 nach Berlin zur Universität abging, die Apothekerkunst auf, um noch das Gymnasium zu beziehen. Durch den Verkehr mit Leuten aus allen Ständen, wie die Apotheke ihn mit sich bringt, hatte er eine große Kenntniß des Details des Lebens erworben. Er hatte gelernt, die verschiedensten Menschen nach ihrer Eigenthümlichkeit zu behandeln.

Er war aber auch über die Verhältniſſe eines Gymnaſiaſten, welcher ſich der Disciplin zu fügen hat, ſchon herausgewachſen. Er intereſſirte ſich z. B. ſehr für das Talent einer Sängerin bei der Magdeburger Oper, die eine Katholikin war, welcher Umſtand vielleicht die erſten Keime in Richter erweckte, Katholicismus und Proteſtantismus zu vereinigen. Er ſchrieb zu Gunſten jener Sängerin Theaterkritiken für das Magdeburger Wochenblatt, verwickelte ſich dadurch in Streit und ſah ſich genöthigt, das Gymnaſium zu verlaſſen, ohne das Abiturientenexamen gemacht zu haben. Er ging nun 1826, als ich in Halle war, nach Berlin, machte das Examen bei der dortigen Prüfungscommiſſion, ſtudirte Theologie und hörte bei Marheineke und Hegel. Dort ſah ich ihn Michaelis 1828 wieder, als ich nach Berlin gereiſt war, Hegel's perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Ich wohnte im Gaſthof „zum ſchwarzen Adler" in der Heiligengeiſtſtraße. Richter ließ mir keine Ruhe, bei ihm zu logiren. Er wohnte bei dem Küſter der Jeruſalemer Kirche. Ich erfahre nun aus dem, was er über mich hat drucken laſſen, daß er das für ihn Wichtigſte von meinen damaligen Aeußerungen zunächſt mit Kreide an ſeine Kammerthür ſchrieb, wie einſt mein guter Münich in Halle die Kirchenväter, Päpſte und Concilien. Er ſchwärmte für mich und kam Oſtern 1829 zu mir nach Halle, wo ich ihm neben meiner Wohnung ein Zimmer hatte miethen müſſen. Dies brachte uns in ſehr enge Gemeinſchaft. Er hörte auch meine Vorleſungen. Ich war neben denſelben das ganze Jahr hindurch bis Oſtern 1830 mit einer Arbeit beſchäftigt, welche dem Geſichtskreiſe Richter's gänzlich fern lag, nämlich mit meiner Geſchichte der Deutſchen Poeſie im Mittelalter. Richter nahm mit Dr. Beſſer auf meiner zweiten Stube den Mittagstiſch, den uns meine Wirthin bereitete. Dies waren ſehr vergnügte Stunden. Nach Tiſch gingen wir auf meine Arbeitsſtube, Kaffee zu trinken und etwas gemeinſchaftlich zu leſen, wobei Richter uns aus ſeinen bei Hegel und Marheineke nachgeſchriebenen Heften öfter recht intereſſante Mittheilungen machte. Zuweilen gingen wir auch, nach Verabredung, Abends zuſammen vor's Thor in einen Garten. Einmal ging ich, bei wunderſchönem Wetter, mit Richter allein nach dem Petersberge, der anderthalb Meilen von Halle ſich als eine iſolirte Bergkuppe erhebt, die von einer Ruine bekrönt iſt. Man ſieht ihn in der Flach-

landschaft von überall, etwa so, wie die Landeskrone bei Görlitz. Dieser Gang war ein eben so vollendeter, an Naturgenuß, wie an geistiger Unterhaltung überschwänglich reicher, wie der mit Bohtz nach Lauchstädt. Unser Hauptthema war der Unsterblichkeitsglaube. Ich fand, wie ich schon gebeichtet habe, damals denselben überflüssig, weil ich außer dem Leben in Wahrheit, Güte und Schönheit, keines Himmels, außer der Qual des Gewissens keiner Hölle mehr bedurfte, weil der Werth der Gegenwart mir unendlich erhöht schien, wenn wir nicht erst auf den Tod warteten, zur Vollkommenheit zu gelangen; endlich weil es mir unmöglich blieb, mir von der Art und Weise unserer Fortexistenz eine Vorstellung zu machen. Den Inhalt der Eschatologie löste ich in den Prozeß der Geschichte auf. Ich suchte Tod und Auferstehung als perennirende Momente in der Idee der Wiedergeburt zu vereinigen. Zu der Wirkung, welche Spinoza ein Jahr zuvor auf mich gehabt hatte, kam jetzt noch die eines Buches von Blasche, einem Sächsischen Pädagogen, welches den Titel führt: Das Böse im Einklang mit der Weltordnung. Es bestärkte mich in meinem Glauben, das Gericht Gottes sich schon in der Geschichte vollziehen zu sehen. Wie ich damals gedacht, und was und wie ich zu Richter gesprochen habe, ist in einem Buch enthalten, welches 1834 zu Heidelberg unter dem Titel: „Erfahrungen eines jungen Magisters" erschien. Ich erfuhr von seiner Existenz zuerst durch eine briefliche Mittheilung Richter's, worin er ausdrücklich hervorhob, wie merkwürdig es sei, daß der Inhalt fast ganz mit den Gesprächen übereinstimme, die wir 1829 in Halle geführt hätten. 1854 hat er drucken lassen, daß nur Jemand, der ihn sehr genau kenne, nur Jemand, der seine Correspondenzen und Tagebücher benutzt habe, Verfasser des Buches sein könne. Ich zweifle nicht im Geringsten, daß er selber der anonyme Autor ist. Das Verhältniß, worin er in einer Jean Paulisirenden Einkleidung seinen Helden Quartus zu einem Privatdocenten Sextus Kranz treten läßt, ist auf ein Haar das, in welchem wir standen, und zu den mir in den Mund gelegten Aeußerungen kann ich mich noch jetzt als zu den meinigen bekennen. Daß Richter das Wesentlichste von dem, was ich mit ihm gesprochen, oft noch bis spät in die Nacht hin aufzeichnete, hat er mir selber einmal in Halle gesagt.

Die ersten Monate hindurch war mein Verhältniß zu Richter ein ganz ungetrübtes, gemüthliches. Allmälig aber trat die Verschiedenheit unserer Meinungen und Charaktere hervor. Ich war nur auf die Wissenschaft und Kunst gerichtet. Was durch sie mittelbar in der Weltverbesserung hervorgebracht werden würde, ließ ich als problematisch dahingestellt sein. Richter hingegen hatte einen Hang zum Praktischen. Er wollte auf die Menschen direct einwirken. Die Resultate der Wissenschaft sollten durch ihn die Gesinnung der Menschen reformiren. Diese Neigung zeigte sich in meiner nächsten Nähe zuerst darin, daß er anfing, sich für die Bildung eines kleinen Kreises junger Mädchen zu interessiren, welche Nachmittags bei der Tochter meiner Wirthin Schneidern und Putzmachen lernten. Er konnte dem Drange nicht widerstehen, mit ihnen Gespräche anzuknüpfen und ihnen Wilhelm Meister's Lehrjahre vorzulesen und pausenweise zu erläutern. Richter war in allen solchen Situationen von einer Geschicklichkeit, die großes pädagogisches Talent verrieth. Er hatte auch schon viel durchgemacht und war sogar schon einmal ein ganzes Jahr hindurch verlobt gewesen. Auch einen Roman, „Gelöstine", in Jean Paul'scher Manier, hatte er bereits geschrieben. Nun wollte er auch als Träger einer neuen Aera des Geistes auftreten. Er concipirte den Plan eines großen Romans: „Der Himmel, wie er ist." In demselben wollte er die christlichen Confessionen, außerdem Religion und Kunst mit einander versöhnen. Er konnte aber später nur ein Programm dazu unter dem Titel: „Der Vorhof zum Himmel, wie er ist", zum Druck bringen. Auf eigene Kosten ließ er im August und September 1829 sieben Predigten, die er in Berlin und Magdeburg gehalten hatte, unter dem Titel: „Gott unter Menschen" drucken und stellte in der Vorrede dazu den Plan, den er verwirklichen wollte, in einer Reihe von Sätzen zur öffentlichen Prüfung auf. Diese aufgeregte, hastige Weise, die Wissenschaft, die nach meiner Ansicht noch in den schwierigsten Kämpfen begriffen war, zu populariſiren, stieß mich ab. So sehr ich Richter liebte, so sehr ich seine Begeisterung für die Veredelung des religiösen Glaubens schätzte, so vermochte ich doch diesem herausfordernden Ton, der sich an das große Publicum wandte, keinen warmen Antheil zu schenken und fing an, mich in satirischen und ironischen Formen dagegen aus-

zusprechen, wodurch ich Richter oft verletzte, so daß er sich, wie er mir andern Tages manchmal gestand, über mein hartes Gebahren heimlich ausweinte. In der Reaction gegen mich fing er nun an, nach der Art solcher auf sichtbare Wirksamkeit gerichteten Naturen, mich des Mangels an Muth zu zeihen, offen und entschieden hervorzutreten. Eines Tages kam es daher zwischen uns schon zu einem Bruch. — Richter hatte ein Bad im Reil'schen Badehause genommen. Er hatte längere Zeit im Wartesaal harren müssen. Da fand er nun über dem Sopha die Bilder von Luther und Melanchthon hängen. Sofort, nach seiner schwärmerischen Anlage, wurde ihm klar, daß er zum Luther, ich zum Melanchthon der neuen Reformation bestimmt sei. Ich sollte die esoterische Rolle der Bearbeitung der theologischen Wissenschaft übernehmen, während er sich der exoterischen, der praktischen Bearbeitung der Massen gewachsen glaubte. Mit strahlendem Angesicht kam er auf meine Stube, fiel mir um den Hals, weinte und konnte vor Erregung kaum das Wort finden. Als er endlich sich ausgesprochen hatte, ich aber seine Emphase ziemlich kühl anhörte, kränkte ihn mein Verhalten schmerzlich. Je mehr er sich erhitzte, um so kälter wurde ich und sagte endlich: „Nun ja, wir müßten auf den Jahrmärkten mit einer Bude à la Reformation umherziehen, mit einem Bureau für die Angelegenheiten der Wissenschaft, mit einem zweiten für die des Kirchenthums." Diese sarkastische Ablehnung eines Bündnisses mit ihm, das er mir so enthusiastisch angetragen, verwundete ihn im Innersten. Da wir uns aber persönlich liebten, so überwanden wir nach einigen Tagen die Verstimmung und er hielt sich mit seinem Andringen zurück. Dennoch hatte sich die Vorstellung, daß wir Beide zusammen zur Reformation der Zeit berufen seien, bei ihm so fest gesetzt, daß er späterhin, wie er in jener Druckschrift 1854 sagt, mich dadurch heranziehen wollte, wenn er zuerst allein die That vollbrächte, denn er hielt es für einen Mangel an Muth bei mir, daß ich ihm nicht sofort beipflichtete. In dieser Auffassung hat er sich dann von mir so zu sprechen gewöhnt, als ob ich ein Apostat seiner Sache geworden sei. Hierin hat Richter mich aber gänzlich verkannt. Mir war das Bedürfniß eines solchen tumultuarischen Handelns, als worin er sich stürzen wollte, völlig fremd. Ein Versprechen, ihm darin zu helfen, habe ich ihm nie gegeben. Meine

Ueberzeugungen habe ich nie verhehlt, aber Lärm damit zu machen oder unreife, noch sehr zweifelhafte Ansichten auf den Markt der Oeffentlichkeit zu bringen und mit Ostentation die Sympathie der Massen dafür herauszufordern, ist mir zuwider. In Richter hingegen waltete jenes prophetische Element, welches eine ganze Zeitlage von dem Individuum auf sich beziehen läßt, um den großen Schlag auszuführen, zu dem es sich von Gott prädestinirt glaubt. Der Sectirer Edelmann hat dies Gefühl, als er sich zum ersten Mal Berlin näherte, im vorigen Jahrhundert in diese Kraftworte zusammengefaßt, die mir immer für den Affect solcher Naturen höchst treffend erschienen sind:

Gieb mir heute, gieb mir heute
Der Propheten Geist,
Der die Leute, der die Leute
In die Wahrheit reißt;
Gieb mir Eifer, gieb mir Luft,
Einen Harnisch vor die Brust,
Eine Kraft, die Alles niederreißt.

Richter erzählt am angeführten Ort, daß er, nach Erwägung aller Zeitumstände, die zu erforschen er eigens eine Reise durch Deutschland unternahm, noch 1848 nicht daran habe zweifeln können, wie Gott ihn berufen habe, seinen Finger auf die Zunge der Waage zu legen.

Doch will ich nicht weiter vorgreifen, und bemerke daher nur, daß Richter, noch bevor sein akademisches Triennium abgelaufen war, plötzlich schon im Herbst 1829 von Halle nach Magdeburg abreiste und nicht zurückkam, so daß ich ihm seine Sachen nachsenden mußte. Er schickte eine Abhandlung nach Jena und ließ sich zum Doctor der Philosophie promoviren, wie mir ein großes Schild schon an der Hausthür verkündigte, als ich ihn in Magdeburg 1830 wieder aufsuchte. Es war mir nun klar, daß das engere Zusammensein mit mir, das er erst so lebhaft gewünscht hatte, ihm für seine großartigen Entwürfe hemmend, ja drückend geworden war.

In der Verschiedenartigkeit unserer Individualität lag der Keim zu unserem späteren Mißverhalten. Ich erkannte im weiteren Verlauf meiner wissenschaftlichen Bildung, daß ich die unbedingte Negation der Unsterblichkeit nicht festhalten könne. Ich gestand hier dem Glauben

eine mystische Berechtigung zu, während Richter auf dem polemischen Standpunkt beharrte. Sein Streben ging auf Massenwirkung aus. Er beobachtete die Zeitumstände, um ihre Gunst oder Ungunst für seine Thätigkeit zu berechnen. Er besaß ein vorzügliches rhetorisches Talent, das ihn sehr wohl zum Volksredner geschickt gemacht hätte. — Eine neue Sammlung Predigten, die er unter dem Titel: „Der Gottmensch" zusammenfaßte, beurkundete dies. — Aber sein Drang, für eine reformatorische That einen localen Ausgangspunkt zu gewinnen, führte ihn zu falschen Voraussetzungen und zu localen Beschränktheiten, welche der Allgemeinheit seines eigentlichen Thema's widersprachen. — Als 1831 die dreihundertjährige Feier der Zerstörung Magdeburgs bevorstand, brachte ihn dies zu der Vorstellung, daß die radicale Wiedergeburt der Menschheit, die er beabsichtigte, von Magdeburg ausgehen müsse. Er arbeitete während des Jahres 1830 eine Schrift aus, welche ihn den Magdeburgern als den Propheten der Neuzeit insinuiren sollte. Er machte einen Auszug aus Gerhard's „Chronik der Stadt Magdeburg" und fügte eine Censur der Sitten der Magdeburger, sowie eine Art Nachweis hinzu, daß Magdeburg der Ausgangspunkt einer großen weltgeschichtlichen Reform werden müsse. Er betitelte das Buch: „Magdeburg, die Stadt Gottes auf Erden" und benannte sich von hier ab auf dem Titel seiner Schriften Richter von Magdeburg. Diese Manier war gar nicht nach meinem Geschmack und erschien mir als eine schwärmerische Ueberstürzung. Sie war aber auch nicht nach dem Geschmack der Magdeburger, die es dem jungen Doctor der Philosophie sehr übel nahmen, sie mit catonischer Strenge zu censuriren. Für die hohe Ehre, die er ihrer Stadt zugedacht hatte, zeigten sie nicht die geringste Empfänglichkeit. Sie spotteten nicht nur über ihn, sondern gingen zu einer so ernsten Verstimmung gegen ihn fort, daß er 1831 Magdeburg aufgab und sich nach Breslau wandte, dem er nunmehr dieselbe Rolle, wie Magdeburg, zutheilte und als Prophet darin auftrat, auch ein Journal mit diesem Titel herausgab. Aber auch Breslau bewährte sich nicht als das erhoffte Jerusalem, und so sollte 1848 Berlin die Stadt sein, von wo Richter seine Reform glaubte bewerkstelligen zu können. Da er jedoch immer auf eine Initiative der Vorsehung wartete, die ihn speciell berufen sollte, die Bewegung der Licht-

freunde, der Deutſchkatholiken, der Diſſidenten überhaupt, zu concentriren, ſo verlief auch dieſe Epoche für ihn ohne das gewünſchte Reſultat.

Durch alle Aeußerungen, welche Richter ſeit unſerer Trennung in Halle über mich hat drucken laſſen, tönt der Vorwurf, daß, wenn ich nur gewollt hätte, Alles anders gekommen wäre. Ich weiſe dieſe Beſchuldigung zurück, denn ich habe ſtets nur die Wiſſenſchaft im Auge gehabt. Suchte ich auch in dieſer eine Form zu gewinnen, welche ſie für alle Gebildete genießbar machen ſollte, ſo war mir doch der Hang, das Publicum zu bearbeiten, um eine Maſſenbewegung zu erzeugen, gänzlich fremd. Richter's Gehülfe zu werden, wie er es ſich träumte, hätte ich meine Eigenthümlichkeit der ſeinigen opfern müſſen, wozu gar kein Grund vorhanden war. Ich meinerſeits habe von Richter nie die geringſte Unterſtützung meiner Wirkſamkeit gefordert. Mir iſt aus dieſem geſammten Diſſenſus eine lange Reihe von Unannehmlichkeiten und Verbitterungen erwachſen, die mich oft ſchmerzlich bewegt haben. Was ich mit Richter erlebte, ſollte ich oft auch mit Andern erleben, daß ſie mir die Schuld zuſchoben, ihr Schickſal gemacht zu haben. Wenn ich nur gewollt hätte, ſo lautete der Refrain, ſo wäre es anders gekommen. Man kam an mich heran, man ſuchte meinen Beiſtand. Ich ging auf eine Theilnahme ein, wie ſie die perſönlichen Umſtände, die Noth des Augenblicks, die mir zu Gebote ſtehenden Hülfsmittel und meine wiſſenſchaftliche Bildung ermöglichten. Im weiteren Verlauf mußte aber nur zu oft eine Grenze meiner Theilnahme eintreten, die ich nicht überſchreiten durfte, ohne höhere Pflichten zu verletzen. Ich war doch nicht allmächtig, aber man genirte ſich nicht, mir eine Macht zuzuſchreiben, die ich gar nicht beſaß. So lange ich freundlich, entgegenkommend, förderlich war, ſo lange war ich ein humaner, liebenswürdiger Menſch. Sobald ich aber ablehnend zu werden anfing, ſobald ich mich, weil ich das fremde Treiben nicht mehr billigen konnte, zurückzog, ſobald ich wohl gar die Ausſchreitungen, in die man ſich fallen ließ, ſcharf zu tadeln und das Verkehrte der Hypotheſe, die man in Betreff meiner an Sympathie und Thätigkeit machte, als entſchiedenen Irrthum zurückwies; ja, da war es aus. Da wurde ich für ſchwach und treulos erklärt; da wurde mir das Mißlingen, das ich vorausſagte, als Schuld zugeſchoben; auf meine Individualität aber,

auf meine Bedürfnisse, auf meine Stellung, auf meine sonstigen Verpflichtungen wurde keine Rücksicht genommen. Jeder hatte nur seine Sache im Sinn und wollte eine Nothwendigkeit der Begrenzung meiner Theilnahme für dieselbe nicht gelten lassen.

Wenn Richter in dem Büchlein von den Erfahrungen eines jungen Magisters dem Publicum die Gespräche mitgetheilt hat, die ich 1829 in Halle mit ihm geführt habe, so sollte er auch die zufällige Veranlassung werden, daß ich die religiöse Ueberzeugung, die mich damals beseelte, zu Anfang des Jahres 1830 selber öffentlich aussprach. Dies hing wunderlich zusammen. Ich war in der Festwoche zu Weihnachten 1829 zum Besuch bei meinen Lieben in Magdeburg gewesen. Der Vater hatte sich pensioniren lassen, war aber noch immer mit kleinen statistischen Arbeiten zur Verbesserung unserer mercantilen Gesetzgebung beschäftigt, die er dem Handelsministerium als freiwillige Beiträge von Zeit zu Zeit einsandte. Daß er noch mehr als sonst las, war natürlich. Er war für sein hohes Alter noch recht rüstig und besuchte mit mir sogar noch zuweilen den Volkmar'schen Weinkeller am Neuen Markt. — Da empfing ich von meiner Schwester in den ersten Tagen des Februars 1830 einen kurzen Brief, der mich beschwor, sogleich zu kommen, wenn ich den Vater noch lebend treffen wolle, da er plötzlich sehr schwach geworden sei. Wer mir bis hierher gefolgt ist, wird ermessen können, welch ein furchtbarer Schmerz mir der Gedanke war, meinen geliebten Vater verlieren zu sollen. Ich setzte mich sofort auf die Post und eilte im heftigsten Frostwetter nach Magdeburg. Als ich ankam, fand ich den Vater, der im Bette lag, schon so krank, daß er mich nicht erkannte, was mir entsetzlich war. Am andern Morgen aber hatte er noch einige Stunden vollkommenen Bewußtseins. Er nahm Abschied von mir. Ich konnte seine liebe, schon stark geschwollene Hand nur mit Küssen bedecken und mit Thränen überströmen. In der folgenden Nacht, vom sechsten auf den siebenten Februar, schlief er sanft gegen Morgen ein. Seine Grabstätte konnte nicht neben der meiner Mutter bereitet werden, weil unterdessen die Kirchhöfe aus der Stadt nach Außen hin verlegt waren. Der Anfang war soeben erst am ersten Januar 1830 gemacht und das Grab meines Vaters war erst das neunte. Diese Veränderung hatte natürlich noch andere im Gefolge,

denn der Sarg konnte nun nicht mehr getragen, ſondern mußte gefahren werden. Ach! wie lang wurde mir der Weg durch die öden Feſtungswerke am Krökenthor nach dem mit Eis und Schnee bedeckten Friedhof, der gegenwärtig wie ein großer Park ausſieht, damals aber höchſt ungaſtlich als eine kahle Ebene mich anſtarrte. So wunderbar iſt das menſchliche Leben! Wie hätte mein Vater, als wir in der Neuſtadt wohnten, ſich jemals können einfallen laſſen, daß er unſerem Hauſe ungefähr gegenüber einſt würde begraben werden! Standen doch hier nichts als hohe, ſtattliche, vom Reichthum des Lebens geſättigte Häuſer.

Volk, Simon und Genthe begleiteten mich in einer Kutſche zur Beſtattung des lieben Todten. — Während der ſchmerzlichen Unruhe dieſer Tage war mir durch Genthe ein Manuſcript in die Hände gerathen, welches Richter gehörte und auf einer Auction in ſeinen Beſitz gelangt war. Es war das ein Quartband in Leder, aus der Bibliothek des Prinzen Eugen von Savoyen, wie ein Stempel und ein eingeklebter Kupferſtich auf der Innenſeite des Vorderdeckels bezeugte, der das Wappen des Prinzen darſtellte und die Worte enthielt: Ex bibliotheca Eugenii Principis Sabaudiae. Wie es von da auf jene Auction gekommen, iſt mir gänzlich unbekannt. Es enthielt zwei verſchiedene Schriften über denſelben Gegenſtand, nämlich über den Gedanken, daß die Religion nichts als ein Selbſtbetrug der Menſchen, und daß die Stifter der Weltreligion, Moſes, Chriſtus und Muhamed, Betrüger ſeien. Die eine Schrift, offenbar die ältere, einfachere und gemäßigtere, war Lateiniſch unter dem Titel: De impostura religionum; die andere, weitläufigere, fanatiſchere Franzöſiſch unter dem Titel: Le Livre des trois imposteurs, abgefaßt. Die eine mag am Anfang, die andere am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts entſtanden ſein. In einem Augenblick, wo mein Gemüth von den tiefſten religiöſen Empfindungen am Sarge und am Grabe meines ſo unbeſchreiblich geliebten Vaters heftig durchbebt wurde, packte mich die Lectüre dieſer verrufenen Schriften auf das Gewaltigſte. So unumwunden hatte ich die Sprache des Materialismus und Atheismus noch nicht vernommen. Ich konnte mir jedoch nicht verhehlen, daß ich keineswegs ein orthodoxer Chriſt im Sinne der kirchlichen Bekenntniſſe ſei, wenn man ſie buchſtäblich verſtehen wolle. Hierdurch entſtand ein Kampf in mir, der die Schrift:

Der Zweifel am Glauben; Kritik der Schriften de tribus Impostoribus, hervorrief, welche ich nach ihren Grundzügen noch in Magdeburg niederschrieb und in Halle vollendete, so daß Freund Reinecke sie noch auf die Ostermesse bringen konnte. Mich interessirte nur der Inhalt, der eine bestimmtere Ausführung der Ueberzeugungen war, welche ich 1827 von Wippermann in Heidelberg zuerst eindringlicher vernommen hatte, als sie uns in der Form von literarischen Berichten anzusprechen pflegen. Ueber die Unsterblichkeit ließ ich mich, so offen ich sonst mit meiner Heterodoxie vorging, nicht aus, weil sie in den betreffenden Schriften selber nicht besonders betont wird. Strauß hat meine kleine Schrift, wie er mir einmal in einem Briefe erzählte, eine Zeit lang als sein theosophisches Taschenbuch mit sich herumgetragen. Wenn er aber in einer der Anmerkungen zu seiner christlichen Glaubenslehre dieselbe in dem Sinne erwähnt, als ob ich damals einer größeren Kühnheit des Zweifels gehuldigt hätte, so kann ich dies nicht finden. Durch Schwankungen bin ich allerdings eben so gut, wie er selber, fortgegangen und es wäre lächerlich, mir einzubilden, als ob ich jetzt etwa, nach so vielen Jahren, nach so heißen Kämpfen, Natur und Geschichte vollkommen durchschaute, als wenn ich nicht noch immer durch den Zweifel zu neuem Nachdenken und Prüfen angeregt würde, aber von dem Standpunkt der kritischen Freiheit, auf welchem ich damals stand, bin ich nicht wieder abgefallen. Richter und Strauß haben mir meine wissenschaftliche Beschränkung der Negation der Unsterblichkeit als einen Moderatismus zum Vorwurf gemacht, der eine Inconsequenz sei. Weil ich aber die Schwierigkeiten nie unterschätzte, welche das Problem der Unsterblichkeit in sich schließt, so hatte ich mich auch niemals in einer Druckschrift für den Unglauben an die Unsterblichkeit ausgesprochen, obwohl ich sein Bekenntniß, wenn es von mir gefordert wurde, persönlich nicht verhehlte. Ich hatte also nichts zurückzunehmen und nur die Polemik Richter's gegen mich, als ob ich einem Vertrage gegen ihn untreu geworden sei, zwang mich 1836 zu einer offenen Darlegung meines Verhältnisses zu dieser Frage. Alles, was die Theologie von Ludwig Feuerbach später Negatives vorbrachte, hatte ich in der Kritik jener berüchtigten Schriften in der concentrirtesten Gestalt vorgenossen.

Die Arbeit jedoch, welche mich seit Ostern 1829 unausgesetzt

beschäftigt hatte und welche ebenfalls Ostern 1830 zum Abschluß gelangte, war die Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter. Jahre lang hatte ich mich mit ihr in aller Breite von den verschiedensten Punkten her wie mit einem Räthsel bemühet, dessen Auflösung ich suchte. Vergeblich blickte ich nach einem Buche umher, das mir als Ariadnefaden in dem Labyrinth ihrer Erscheinungen hätte dienen können. Einzelne Gegenstände waren zwar von vorzüglichen Forschern eingehend beleuchtet worden, allein die Masse des Ganzen war eine formlose, chaotische. Die Behandlung, welche ich mit den Gedichten von der Gralsage vorgenommen, brachte mich auf den Gedanken, sie auf die Totalität des Stoffes auszudehnen. Ich hatte dabei eine Nebenabsicht. Mir schien das, was Hegel in der Phänomenologie des Geistes in den beiden Capiteln vom unglücklichen Bewußtsein und von der Welt des sich entfremdeten Geistes mit Beziehung auf das Mittelalter gesagt hatte, zu einseitig und ungenügend, weshalb ich den Versuch machen wollte, es zu ergänzen und zu vervollständigen. Der Verfolg der Geschichte des Bewußtseins, wie sie in den poetischen Erzeugnissen des Mittelalters sich abspiegelt, wurde daher mein leitender Gesichtspunkt. Handschriften, Drucke, Chronologie, Biographie blieben für mich untergeordnete Momente. Ich war mit ihnen, so weit es damals möglich war, ziemlich vertraut, aber ich machte diesen großen empirischen Apparat, über den ich gebot, nur zu einer materiellen Voraussetzung, die Seele des Bewußtseins darin aufzusuchen. Für den Zweck, die literarischen Resultate meiner vieljährigen Studien nützlich und fruchtbar zu machen, war dies die größte Verkehrtheit. Ich hätte es nicht schlimmer anfangen können, mein Buch für das größere Publicum unzugänglich und ungenießbar zu machen. Es gehörte meine ganze Befangenheit in Hegel's Phänomenologie dazu, ein solches Verfahren für das schönste zu halten. Die Kühnheit, mit welcher ich vorging, war nur dem jugendlichen Enthusiasmus möglich. Da ich aber die Thatsachen, um die es sich handelte, kannte, so gab dies meiner Darstellung einen realistischen Zug, der sie nicht in's Leere ausirren ließ. Und da ich diese Thatsachen so lange mit so vieler Liebe gehegt hatte, so entsprang daraus ein dichterischer Hauch, der die Gestalten des Bewußtseins, wie sie sich entwickelten, farbenhell für die Phantasie erscheinen ließ. Dieser

malerische Duft war es, welcher den Leser meiner Abstractionen, meiner zuerst vielleicht sonderbar aussehenden neuen Kategorien, mit dem Nachdruck objectiver Wahrheit erfüllte und allmälig eine Wirkung hervorbrachte, welche meine Erwartung übertraf. Von Hegel hatte ich keine directe Erwähnung gemacht, da eine bestimmte Anknüpfung an ihn nicht möglich war. Noch war ich selber nicht als eines jener Monstra verrufen, welche man Hegelianer zu nennen pflegte. Noch hatte Lachmann meine kleine Schrift über den Titurel in der Halleschen Literaturzeitung zwar nicht beistimmend, aber doch anerkennend recensirt. Das Vorurtheil, daß ich einen historischen Gegenstand durch Anwendung der Hegel'schen Philosophie verdorben haben müßte, war daher noch nicht stark genug, dem Aufsehen meines Buches in unbefangenen Kreisen, die nicht zur Schule der exacten altdeutschen Philologie gehörten, hemmend entgegenzutreten. Ferdinand Wolf, der Scriptor der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien, gab in den Wiener Jahrbüchern einen Auszug, der mit Begeisterung für mich geschrieben war und mich mit dem trefflichen Manne in ein persönliches, freundschaftliches Verhältniß brachte, das bis zu seinem Tode fortgedauert hat. Ohne mein Buch, ohne meinen Namen zu nennen, wurden meine Auffassungen in den folgenden Decennien überall wiederholt und Echtermeyer hat noch in den Halleschen Jahrbüchern bei Gelegenheit von Laube's Deutscher Literaturgeschichte ein ausführliches und interessantes Beispiel davon bemerklich gemacht. Im Brockhaus'schen literarischen Conversationsblatt zu Leipzig erschien freilich eine Beurtheilung, welche dem Publicum die Augen öffnete, daß es hier mit einem Mißproduct der widerspruchvollen Modephilosophie zu thun habe. Sie machte den Mangel eines literarischen Apparats zum Grund einer völligen Verwerfung meines Buches. Allein dieser, ganz geschickte Angriff hat doch die im Stillen fortdauernde Wirksamkeit meiner Arbeit nicht aufhalten können. Es steckte ein zu sachlicher Kern in ihr, welcher dem Bedürfniß, jene hingeschwundene Welt in ihrem Wesen zu begreifen, zu hülfreich entgegenkam. Ich selber schloß mit ihr eine große Periode meiner Entwickelung ab. Was ich späterhin auf diesem Gebiet noch gethan habe, ist im Vergleich zu ihr nicht der Rede werth. Aber ich machte nun auch bald die Erfahrung, was es auf sich hat, wenn man, dem Publicum gegenüber,

nicht in demſelben Fach, in welchem man ſich ihm zuerſt präſentirt hat, fortarbeitet. Die Erwartung, daß dies geſchehen werde, iſt eine zu natürliche, als daß der Uebergang eines Schriftſtellers zu andern Fächern ihm nicht für die Bequemlichkeit, ihn in ſein Tagesbewußtſein unterzubringen, ſtörend werden müßte. Diejenigen namentlich, die als Fachmänner zuerſt eine Aufmerkſamkeit auf den Neuling gewendet hatten, ihn als Zunftgenoſſen zu begrüßen und weiterhin neben ſich zu hegen, laſſen ihn bald als ein Meteor fallen, welches ihre Atmosphäre nur zufällig und vorübergehend gekreuzt habe. Sobald es ſpäter durch meine Anſtellung als Profeſſor der Philoſophie feſt ſtand, daß die Philoſophie mein Fach ſei, wurde mein Name nicht mehr neben den ihrigen genannt, wurden meine Arbeiten ignorirt, wurden Citate derſelben, die Andere gemacht hatten, bei neuen Auflagen geſtrichen. Ich wurde nunmehr eben als ein Laie betrachtet, der als Philoſoph das Recht verwirkt habe, mitſprechen zu dürfen.

Obwohl ich kryptiſcher Weiſe durch Hegel'ſche Philoſophie der Begriffloſigkeit der Romantik in meinem Buche entgegenzutreten verſuchte, ſo fand daſſelbe doch bei den Romantikern ſelber noch die günſtigſte Aufnahme, weil ich auch noch tief in dem romantiſchen Elemente ſteckte. Ich kämpfte ſchon mit ihm, allein ich hing ihm noch mit Begeiſterung an. Dieſer Zuſtand fand einen ſehr beſtimmten Ausdruck durch eine Reiſe, die ich Pfingſten nach Dresden unternahm, mich etwas zu zerſtreuen. Ein Student der Theologie, Cloſter aus Oldenburg, der ſich mir näher angeſchloſſen hatte, begleitete mich. Es war ein ſchöner, liebenswürdiger, junger Mann, der ſich dem Orientaliſchen Sprachſtudium widmen wollte und deshalb Michaelis von Halle nach Erlangen ging, unter Rückert's Leitung das Arabiſche und Perſiſche zu ſtudiren. Er machte auch recht hübſche Gedichte. In Halle erſchien er als ein Bild blühendſter Geſundheit, in Erlangen aber verfiel er einem ſchrecklichen Siechthum, welches ihn zwang, ſeine wiſſenſchaftlichen Pläne aufzugeben und ſich mit einer Pfarre auf der Inſel Nordernay zu begnügen. Merkwürdiger Weiſe kam er aber von hier als Pfarrer eines Patronats des Grafen Dohna doch in die Nähe von Dresden. Wir brauchten damals drei Tage, dahin zu gelangen. Den erſten Tag kamen wir nach Leipzig, wo wir im Hôtel de Pologne

mit einem Italieniſchen Profeſſor der Magie, Conte di Petorelli, gemeinſchaftlich einen Hauderer nach Dresden mietheten. Die Unterhaltung mit ihm und ſeinem Gehülfen verkürzte uns die langdauernde Fahrt. In Oſchatz übernachteten wir. Am dritten Tage kamen wir gegen Mittag nach Meißen, wo wir die Porzellanfabrik und den Dom beſahen, von deſſen Thurm wir eine herrliche Ausſicht auf das Elbthal genoſſen. In dem großen Saal eines Gaſthauſes wurde ein heiteres Mittagsmahl an einer zahlreichen Wirthstafel eingenommen. Beim Deſſert unterhielt der Graf, um Reclame für ſich zu machen, die Geſellſchaft mit einigen Proben ſeiner Kunſt. Endlich langten wir Abends in Dresden an, wo wir im bekannten kleinen Rauchhauſe logirten. Hier hatte ein wunderſchönes Frauenzimmer, angeblich die Frau ſeines Gehülfen, bereits Quartier für den Grafen beſtellt. Sie hatte bei ſeinen Vorſtellungen an der Caſſe den Billetverkauf zu beſorgen. Uns wurde nicht zu wohl in dieſer etwas zweideutigen Geſellſchaft und wir ſuchten uns, ſo viel wie möglich von ihr zu iſoliren. — Ich werde natürlich nichts von Dresden und ſeinen Kunſtſchätzen ſagen. Ich bin ſpäter noch dreimal in Dresden geweſen und habe die reizende Stadt nie ohne die vielſeitigſte Anregung verlaſſen.

Ich komme nun zur Romantik zurück. Ich hatte ein Exemplar meiner Geſchichte der Deutſchen Poeſie des Mittelalters in Kalbleder binden laſſen und eilte damit zu Ludwig Tieck, es ihm ehrfurchtsvoll und dankbar zu überreichen. Tieck empfing mich mit der größten Freundlichkeit. Da ich durch Bohtz ganz genau mit ſeinem Hausweſen bekannt war, ſo orientirte ich mich raſch mit dem Local, wie mit den Perſonen. Die Erinnerung an Bohtz brachte mich ſchnell auch der älteſten Tochter Tieck's, Dorothea, näher. Mit der jüngeren, Franziska, kam ich durch Scherz und Lachen auch bald in gute Beziehung. Mit der Mutter blieb ich bei dem Austauſch der gewöhnlichen Höflichkeiten ſtehen. Ebenſo mit der Gräfin von Finkenſtein. Nur mit der Frau Profeſſor Solger hatte ich einige tiefer gehende Geſpräche, welche ſich auf ihren verſtorbenen, von mir hochverehrten Mann bezogen. Es traf ſich, daß Tieck's Geburtstag in meine Anweſenheit fiel. Ich wurde zu ſeiner Feier eingeladen. Sie iſt mir unvergeßlich geblieben. Tieck las Göthe's kleine Singſpiele vor. Ich ſchweige auch hierüber, denn

seine Kunst, zu lesen, ist ebenfalls oft genug geschildert worden. — Ich brachte die ganze Pfingstwoche in Dresden zu. Ich schwelgte in dem Reichthum ästhetischer Genüsse und im Entzücken über die persönliche Bekanntschaft mit dem Haupt der romantischen Schule. Als bei der Abreise der Hausknecht schon mein Felleisen schnürte, ergriff mich die Zärtlichkeit und Dankbarkeit gegen Tieck so heftig, daß ich nicht ohne ein poetisches Lebewohl von ihm scheiden wollte. Da es aber rasch gehen mußte, so schrieb ich eine Ode im Alcäischen Metrum, das mir ganz geläufig war und nicht durch Reimschwierigkeiten verzögern konnte. Das ist der Humor des Lebens! In antiker Form huldigte ich dem romantischen Dichter. Obwohl ich nun später von ihm mich in gar manchem Betracht entfernte, so bin ich doch stets persönlich sein Verehrer geblieben und habe ihn auch noch in Berlin besucht, als er dort, schon gelähmt, in der großen Friedrichsstraße wohnte. Ach, wie wehmüthig war es mir, ihn hier eigentlich vereinsamt zu finden! Alle jene Frauen, in deren Mitte ich ihn zuerst gesehen hatte, waren todt. Nur Franziska lebte noch. Sie war verheirathet, aber nicht in Berlin, und es war ein Zufall, daß ich sie einst traf, als sie auf ein paar Tage zum Besuch gekommen war. Tieck ist der einzige Dichter, welchen Berlin in der classischen Epoche hervorgebracht hat. Wird man ihm nicht ein Denkmal setzen, damit doch unter den Feldherren und Fachmännern, welche durch Monumente verherrlicht sind, auch ein Dichter repräsentirt sei?

Ich kann meine Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter nicht verlassen, ohne noch eine Bemerkung hinzuzufügen, welche die Stimmung der Zeit charakterisirt. Ich schrieb sie in dem Gefühl, mit ihr für die Nation zu arbeiten, ein Gefühl, das mir von hier ab verblieben ist. — Der Horizont eines Faches oder einer Schule ist mir immer zu eng gewesen. Als ich nun, voll von meinem Unternehmen, meinen Freunden mittheilte, daß ich ein Werk für die Nation schaffen wolle, fanden sie diese Kategorie bei einer gelehrten Arbeit höchst sonderbar und fingen in ihrer alten Weise an, mich deshalb zu verspotten. In meiner nächsten Umgebung war es nur Moritz Besser, der mich verstand. Sein Studium der Volkswirthschaft war geeignet, ihm den nationalen Standpunkt der Arbeit überhaupt aufzuschließen. Aber er

war auch sonst ein für die Poesie und ihre Geschichte zugängliches Gemüth. Ich wollte sogar mit ihm gemeinschaftlich eine eigenthümliche Arbeit ausführen. Ich hatte bei dem Antiquar Lippert ein Exemplar der Nordischen Geschichte des Saxo Grammaticus gekauft und wurde durch die Lectüre der ersten acht Bücher desselben zu dem Entschluß angeregt, sie mit Besser in's Deutsche zu übersetzen. Wir wollten immer ein um das andere Buch vornehmen, so daß auf Jeden vier Bücher fielen. Die Verse der alten Lieder, welche Saxo citirt, wollten wir aus den Horazischen Metren, worin er sie verkünstelt hat, in alliterirende Skaldenmaaße übertragen. Leider wurde dies für die Auffassung der Nordischen Sagengeschichte sehr nützliche Unterfangen durch Besser's Abgang nach Petersburg im Keim erstickt, denn für mich allein war es zu zeitraubend. Wenn Dergleichen nicht im ersten Stadium der Begeisterung durchgesetzt wird, so ist es schwer, es pausenweise zu verwirklichen. Ich habe dies später bei einer ähnlichen Arbeit erfahren. Mone gab den Reinhardus vulpes heraus. Ich schrieb 1834 eine Recension desselben für die Hallesche Literaturzeitung und faßte eine große Liebe zu dem Gedicht. Als ich nun späterhin sah, wie Wenige dasselbe gelesen hatten, so wollte ich es der Nation durch eine Deutsche Uebersetzung zugänglich machen. Das Verständniß der Wolfs- und Fuchssage mußte dann auch unendlich an Klarheit gewinnen. Da Göthe den Sassischen Reineke de Voß im antiken Metrum populär gemacht hatte, so war diese Form des Gedichts kein Hinderniß. Es ist aber nicht nur in Hexametern, sondern in elegischem Versmaaß abgefaßt. Ich machte nun den Fehler, dasselbe nachbilden zu wollen. Das war aber bei der Schwierigkeit, das mönchische Latein treu und doch poetisch zu übersetzen, sehr schwer. Die Arbeit, die ich nur von Zeit zu Zeit, wenn mein Amt und die Philosophie mir einmal Muße und Stimmung gönnten, durch Jahre fortschleppen konnte, ging langsam und stockte endlich ganz. Da wurde mir plötzlich klar, daß ich den Pentameter ganz aufgeben und nur Hexameter dichten sollte, wodurch der epische Charakter der Sage sich offenbar noch vortheilhafter herausstellen mußte. Als ich nun aber die Umgestaltung mit den schon gemachten Versen vornehmen wollte, fand ich sehr begreiflich große Schwierigkeiten, da ich mir Mühe genug hatte geben müssen, die Penta-

meter herauszubringen. Darüber wurde ich verdrießlich, und die ganze schöne Arbeit unterblieb.

Von meinen älteren Freunden lebte damals Wilhelm Klee als Regierungsreferendarius zu Merseburg einige Jahre in meiner Nähe. Wir veranstalteten durch briefliche Verabredung Zusammenkünfte am Sonntag Nachmittag in einer Schänke bei der langen Brücke, die ziemlich in der Mitte zwischen Halle und Merseburg über die Saale führt, so daß Jeder die Hälfte des Weges zu machen hatte. Jean Paul, Heinrich Jacobi, Tennemann's große Geschichte der Philosophie blieben die Hauptthemata unserer Unterhaltung. Klee hat später lange in Posen als Regierungsrath gelebt. Er wurde kirchlich orthodox und hat auch als Schriftsteller in diesem Sinn gewirkt. Wir blieben aber, trotz unserer großen Differenzen auf dem kirchlich-politischen Gebiet, immer Freunde. Ich sah den guten Menschen, dessen aufrichtige Frömmigkeit nichts Düsteres an sich hatte, zuletzt 1849 in Berlin, wo er sich einige Tage aufhielt und ich noch am letzten Abend mit ihm einem Concert in Sommer's Local beiwohnte. Ich sollte ihn nicht wiedersehen, denn er starb einige Jahre später an einem Hirnleiden.

Die Julirevolution erschütterte 1830 ganz Europa und äußerte auf das jüngere Geschlecht einen gewaltigen Einfluß, der von Heine wohl am Treffendsten geschildert ist. Besser übersetzte Delavigne's Nationalhymne in Deutsche Verse. Bei meinem Aufenthalt in Berlin im September wurde ich Augenzeuge der revolutionären Bewegung, welche sich hier als ein Rückschlag der Pariser in den Massen vollzog. Ich war mit meiner Braut und einer Schwester derselben nach Tivoli, einem damals sehr beliebten Vergnügungsort am Kreuzberge, gefahren. Wir fanden die sonst so stark besuchten Gärten und Hallen trotz des schönen Wetters menschenleer. Als wir eben beim Abendbrod saßen, bemerkten wir eine eigenthümliche Unruhe. Die wenigen Menschen, die im Local vorhanden waren, sprangen von ihren Sitzen auf. Man drängte sich um einzelne Personen, die aus der Stadt kamen und den Zustand in derselben geradezu als den Ausbruch einer Revolution schilderten, die zu einem Kampf mit den Truppen führen würde. Tausende von Menschen seien mit wildem Geschrei vom Thiergarten die Linden herab nach dem Schloßplatz gezogen. Sie hätten die Laternen zer-

ſchlagen und Steinwürfe gegen die Fenſter des Schloſſes gerichtet. Bäckerläden würden geſtürmt. Der Generalmarſch werde geſchlagen. Schon fange man an, Barricaden zu bauen. Ich war in der größten Verlegenheit. Sollte ich die Unſrigen in der Stadt in Ungewißheit laſſen, was aus uns geworden? Der Kutſcher weigerte ſich, zu fahren, da er fürchtete, daß man ihm die Pferde ausſpannen und ſeinen Wagen auf eine Barricade werfen werde. Meine Begleiterinnen waren voll unbeſchreiblicher Angſt in dieſer für ſie ſo neuen und drohenden Situation. Ich entwarf endlich einen Fahrplan, der uns von dem Hauptſtrom der Bewegung ſo viel wie möglich entfernen mußte, und bewog den Kutſcher, gegen das Verſprechen eines hohen Trinkgeldes, zu fahren. Mit Noth und Mühe, nicht ohne Gefahr, kamen wir auf Umwegen durch das in allen Straßen wogende Gewühl nach Hauſe. Als es Mitternacht war, wagte ich mich zu Fuß in meine Wohnung am Alexanderplatz. Hier fand ich die Truppen marſchbereit aufgeſtellt. Sie hatten ihre Gewehre in Piquets zuſammengeſetzt und gingen zwiſchen ihnen in fieberhafter Spannung umher, jeden Augenblick zum Antreten commandirt zu werden. Das Volk wußte noch nicht, was es wollte. Es war noch kein beſtimmter Ruf formulirt; es fehlte noch an Führern; bei Vielen war es nur die Neugierde, welche ſie auf die Straße trieb. Aber die unſinnigſten Gerüchte fanden Glauben. Von Zeit zu Zeit kamen ſtarke Patrouillen, die Maſſen zu durchbrechen und einzelne Verhaftungen vorzunehmen. — Als ich auf meinem Zimmer bei der Wittwe Golde angelangt war, blickte ich noch eine Stunde lang aus dem Fenſter, bis die Natur durch das Bedürfniß des Schlafes mich in's Bett trieb. Auch in Revolutionen muß man ſchlafen, muß man eſſen und trinken! Während ich erſchöpft in Schlummer verſank, hörte ich noch den Hufſchlag der Pferde einer Cavalleriepatrouille, welche über die Alexanderbrücke ritt. Da die Perſpective meines Zimmers zu verlockend war, ſo hatte ich am nächſten Morgen den Beſuch der Herren zu erdulden, die ebenfalls als Chambregarniſten bei Madame Golde, aber tiefer am Canal hinab, wohnten.

Einer derſelben, ein Weinreiſender, überbot die Anderen in den fabelhafteſten Hypotheſen über dieſe ſogenannte „Schneiderrevolution.“ Dieſe dumpfe Gährung dauerte ein paar Tage, bis die Berliner ſie

langweilig fanden. Sie war jedoch ein unverkennbares Symptom der Sympathieen, deren sich die liberale Partei im Volk erfreute. — Ich hatte nebenher im Sommer 1829 auf Ersuchen Reinecke's eine vierte Ausgabe von Maaß' Rhetorik veranstaltet und eine Vorrede dazu geschrieben, worin ich auch die politische Beredsamkeit erwähnte. Diese Worte legen Zeugniß von dem Interesse ab, welches auch in mir sich für die Entwickelung des Verfassungslebens zu regen begann. Doch überwog noch das religiöse und kirchliche, und erst in Königsberg fing ich an, tiefer in das politische Element mich einzulassen, namentlich seitdem ich zu dem Oberpräsidenten von Preußen, Theodor von Schön, in ein persönlich intimes Verhältniß getreten war.

Zufällig wurde ich in Berlin mit einem jungen Buchhändler Langewiesche aus Iserlohn bekannt. Er war ein sehr ernster, vielseitig gebildeter, liebenswürdiger Mann, der sich später auch als lyrischer Dichter vortheilhaft bekannt gemacht hat. Er wünschte Verlag von mir zu übernehmen. Ich fiel darauf, ihm mein geistliches Nachspiel zum Faust anzubieten. Er nahm es an. Es wurde in Leipzig gedruckt. Als es aber in Iserlohn die Censur passirte, verweigerte der Censor, Consistorialrath Hasenclever, das Imprimatur, weil er in dem kleinen Drama eine Verhöhnung der Religion erblicke. Langewiesche sandte mir dies Decret zu, damit ich mich an das Obercensurcollegium in Berlin, damals unter dem Directorium eines Herrn von Raumer, wenden sollte. Ich that dies, indem ich ausführte, daß der Herr Consistorialrath Religion und Theologie mit einander verwechsele. Nicht die Religion, sondern die theologischen Parteien, welche die Idee derselben zu Zerrbildern herabgebracht hätten, seien von mir lächerlich gemacht. Die Rothstiftstriche des Censors, der immer nur Tagespointen der Rationalisten, Supranaturalisten und Mystiker angemerkt hätte, seien der thatsächliche Beweis dafür. Nach einigen Wochen empfing ich den Bescheid, daß es bei dem Urtheil des Herrn Hasenclever sein Bewenden haben müsse. Ich war außer mir, denn ich hatte eine solche Blindheit in Berlin nicht für möglich gehalten. Dies war mein erster Kampf mit der Censur. Es blieb nun nichts übrig, als daß Langewiesche das Büchlein einer Leipziger Firma zum Vertrieb übergab. Verboten wurde dasselbe in Preußen nicht. Ich staune jetzt, daß ich

damals gewagt habe, es Göthe zu widmen, ohne bei ihm vorher anzufragen, indem ich ganz einfach nur die Worte: An Göthe, gefolgt von einem Dedicationssonnet, drucken ließ. Ich hatte in dem Sonnet gesagt, daß Göthe mir erlauben wolle, seinem Dom eine kleine Capelle anbauen zu dürfen. Wolfgang Menzel, der mich als einen Hegelianer stets feindselig behandelt hat, sagte in seinem Literaturblatt ganz witzig, ich hätte dem Göthe'schen Faust eine theologische Nachtmütze aufgesetzt, und Zelter schrieb an Göthe, ich käme ihm wie ein Glöckner vor, der die Glocke läutet, damit die Leute sich das Heil am rechten Orte selbst holen möchten. Da ich die theologischen Parteien so keck angegriffen hatte und als Philosoph für einen Hegelianer galt, so durfte ich auf wenig Gunst rechnen. Doch wurde sie mir im Stillen zu Theil, denn mein kleines Drama war, wenn auch einseitig, der Anfang der Fortsetzungen des Faust in einem zweiten Theil, woran sich hinterher so Viele versucht haben.

Ich gab Langewiesche aber auch eine wissenschaftliche Arbeit in Verlag. Es war dies eine Schrift über die Naturreligion; ein philosophisch-historischer Versuch über die Religion der sogenannten wilden Völker. Mein Interesse für dieselben war durch die vielen Reisebeschreibungen, die ich gelesen hatte, stets ein sehr großes gewesen.

Ich verfügte über ein bedeutendes empirisches Material. Ich zeigte, daß die Elemente der Religion bei den Naturvölkern, wie sehr sie durch Race, Klima und Localität verschieden seien, doch im Wesentlichen übereinstimmten, und führte dies besonders im Begriff der Zauberei durch. Ich behauptete aber auch, daß diese Gestaltung der Religion als ihre primitive auch ihre nothwendige Urgestalt sei. Hierdurch trat ich mit dem Supranaturalismus in den schroffsten Widerspruch, allein die weitere Entwickelung der Geschichte der Religion hat meine Ansicht bestätigt. Ich will von den jüngeren Forschungen auf diesem Gebiet nur die von Waitz in Marburg und Gerlandt in Magdeburg anführen. Uebrigens war mein Buch, obwohl im Geiste der Hegel'schen Philosophie gedacht, doch in einer Sprache geschrieben, welche den Schulstaub bereits von den Füßen abgeschüttelt hatte. Es war und ist für jeden Gebildeten lesbar und ist, trotz des halben Jahrhunderts, das seit seiner Abfassung verflossen ist, noch jetzt weder dem Inhalt, noch der Form nach, veraltet.

Ich würde jetzt über ein viel größeres und noch interessanteres Material, besonders für Afrika, verfügen können, aber in der Bestimmung und Darstellung der Grundbegriffe wenig zu ändern vermögen. Bei einigen jüngeren Theologen, wie z. B. Usteri's Paulinischer Lehrbegriff zeigt, zündete es, allein das wohlfeile Vorurtheil, welches die Theologen verbreiteten, daß ich dem Stoff durch die Hegel'sche Dialektik Gewalt angethan, verdrängte das Buch bald von der Bühne des Tages. Nur einzelne Forscher, Fallati, Wuttke, Schulze, haben es von Zeit zu Zeit wieder in Erinnerung gebracht.

Wenn ich vorhin sagte, daß ich durch meine Arbeit mit dem Supranaturalismus in den schroffsten Widerspruch getreten sei, so will ich dies noch kurz erläutern. Der Supranaturalismus betrachtet die Religion der Naturvölker nicht als eine nothwendige Form, welche die Religion auf der Stufe anfänglicher Bildung annehmen müsse. Er erblickt nur Aberglauben und Abirrung von der geoffenbarten Religion darin. Nun ist keine Frage, daß wir von unserem Standpunkt aus Recht haben, die sogenannten Wilden als abergläubisch, d. h. als Menschen anzusehen, welche sich mit ihren religiösen Vorstellungen im Irrthum befinden. Ist denn aber in diesem Irrthum gar keine Wahrheit? Wenn wir alle Jahrtausende hindurch, aus denen wir eine geschichtliche Ueberlieferung besitzen, wenn wir bei allen Naturvölkern überall dieselben religiösen Elemente: den Glauben an weissagende Träume, an die Aussprüche und transscendente Macht der Zauberer, an Fetische, an die Geister der Verstorbenen, an die Kraft der Opfer, antreffen, und wenn sich diese nämlichen Elemente auch auf höheren Stufen der Religion wieder als Momente derselben darbieten, so werden wir doch wohl eine so constante Erscheinung nicht für zufällig halten können. Der religiöse Proceß, wie er aus dem Bewußtsein und aus der Freiheit der Menschen entspringt, ist in seinem Wesen überall und zu allen Zeiten derselbe.

Mein Bemühen ging nun dahin, aus den psychologischen und ethischen Gesetzen der menschlichen Natur den wahrhaft religiösen Inhalt auch in der uns zunächst fremd erscheinenden Form der Naturreligion nachzuweisen. Das Bizarre und Groteske, das Wilde und Grause, das Dürftige und Verkommene in diesen Gestalten darf uns

das Princip nicht verkennen lassen, aus welchem sie hervorgehen. Unsere Missionare gehen an die Bekehrung der Naturvölker oft mit der ganz rohen und unwahren Vorstellung, im Glauben derselben nur ein Werk des Teufels zu erblicken, der sie in den Banden eines verächtlichen Aberglaubens gefangen halte.

Eine richtigere philosophische Auffassung würde ihnen ihr Geschäft sehr erleichtern. Nicht selten tauschen die Bekehrten für ihren naturalistischen Aberglauben auch nur einen andern ein, der sich den Namen des Christenthums giebt. Umgekehrt werden die Zauberer und Priester von den Missionaren in der Regel für aufgeklärte, hab- und herrschsüchtige Subjecte gehalten, welche absichtlich den Aberglauben des Volkes pflegen, im Stillen aber darüber lachen. Sie sind aber selbst in dem Glauben befangen, aus welchem heraus sie Wunder thun, und es ist ein Irrthum, sie, weil sie erfahrene und kluge Männer sind, für Betrüger zu halten. Erst im Verkehr mit Europäern bilden sich Einzelne zu solchem Jesuitismus fort.

Während ich mich nun in die elementarsten Anfänge aller Religionen versenkte, beschäftigte mich zugleich die neueste Gestalt, welche das Christenthum im Protestantismus angenommen hatte, auf das Lebhafteste. Dies war wiederum Schleiermacher's Glaubenslehre. War ich auch durch Hegel's Phänomenologie principiell von ihr losgerissen, so war sie doch zu tief in mein Gemüth eingelebt, als daß ich nicht unaufhörlich noch den Kampf mit ihr fortzusetzen gehabt hätte. War doch auch nicht Weniges in ihr, dem ich aus voller Ueberzeugung zustimmen mußte. Ich krankte noch immer an der Schönseligkeit, wie Hegel sie in dem Kapitel der Phänomenologie beschrieben hat, welches betitelt ist: „Das Gewissen, die schöne Seele, das Böse und seine Verzeihung." Wer dies nicht gelesen hat, kann sich von der moralischen und religiösen Tiefe Hegel's gar keine adäquate Vorstellung machen. Mich hatte es im Innersten gepackt. Der Zustand, in welchem ich mich befand, war darin mit einer Klarheit geschildert, die mich zermalmte. Aber es war nicht leicht, aus ihm herauszukommen; denn es handelte sich darin um das Höchste, um die Reinheit der Gesinnung. Was die alte Persische Religion ihren Bekennern zugerufen hat, rein zu sein in Gedanke, Wort und That, das schwebte mir in dem Vor-

bilde Christi als Ideal vor, dem gegenüber ich mich nur als einen Sünder verwerfen mußte, der bald so, bald so sich befleckt hatte. So lange ich am frühen Morgen für mich allein war, so lange ging es leidlich. Sowie ich aber im Laufe des Tages in's Handeln hineinkam, ließ ich mich bald in diese, bald in jene Schwäche und moralische Verirrung fallen, die, wie subtil sie oft sein mochten, doch der Heiligkeit widersprachen, die ich als meine Pflicht anerkennen mußte. Das Bewußtsein hierüber machte mich selbst höchst unglücklich, und ich sah ein, daß, gar nicht zu handeln, der naheliegende Ausweg war, wie Hegel ihn richtig geschildert hatte. Da aber Thatlosigkeit unmöglich war, so kam ich aus der Entzweiung immer nur relativ und momentan heraus. — Ich hatte in Heidelberg in meinem kleinen Fastdrama die schöne Seele bitter zu persifliren nicht vergessen, allein das verschlug nichts. Die Sehnsucht, mein ganzes Dasein zu einem göttlichen Kunstwerk zu machen, flammte immer wieder in mir auf. Ebenso aber hörte die Reflexion nicht auf, mir, wenn ich mich mit meinem Urbilde, mit Christus, verglich, in meiner empirischen Wirklichkeit das Zerrbild zu zeigen. Wie oft mußte ich mir mit Paulus sagen, daß ich that, was ich nicht wollte, und daß ich nicht that, was ich wollte. Der Ausdruck: schöne Seele, hat auch einen guten, positiven Sinn, in welchem, wie ich später gefunden habe, Hegel ihn auch gebraucht, dann aber das Wort: wahrhaft, hinzufügt. Am angeführten Ort hat er ihn aber unstreitig mit Anspielung auf die Bekenntnisse einer schönen Seele in Göthe's Roman von Wilhelm Meister's Lehrjahren negativ genommen, die furchtbare Seelenqual zu bezeichnen, welche dadurch entsteht, daß man, statt einfach seine Pflicht zu thun und sich an die Sache zu halten, immer in die Bespiegelung seiner Innerlichkeit zurückfällt und, um mit Hamlet zu reden, der Farbe der Entschließung die Bläße des Gedankens ankränkelt. Die große Gesinnung, mit welcher Hegel das Bekenntniß und die Vergebung des Bösen aufgefaßt hat, war ein Balsam für mein wundes Herz gewesen. Hegel zeigt, wie die Schönseligkeit die Eitelkeit in sich berge und selber böse werde. Ich mußte ihm Recht geben, daß die anhaltende polizeiliche Beschäftigung mit unsern Sünden uns in die Gefahr eines sentimentalen Pharisäismus wirft. Trotz alledem kam ich von dem Kampfe überhaupt nicht

los, und als Menſchen können und ſollen wir's auch nicht. Wir beten im Vaterunſer alle Tage, daß Gott uns nicht verſuchen, ſondern vom Böſen erlöſen wolle. Aber die Schönſeligkeit als eine Abſtraction von Leben und Handeln ſoll nicht ſein. Sie ſoll, als Kritik, in unſerem Gewiſſen nur ein Moment ausmachen und uns nicht mit dem Wahn einer Unfehlbarkeit theils ſchmeicheln, theils ängſtigen. Als Schriftſteller war ich mit dem reſoluten Ton aufgetreten, der aus der Ueberzeugung entſpringt, daß man dem Böſen, als einem in ſich ſelbſt Nichtigen, keinen falſchen Werth geben ſolle, aber als Menſch war ich noch in einen ſchönſeligen Pietismus, in den härteſten Kampf meines Bewußtſeins zwiſchen Sünde und Gnade eingetaucht.

Es iſt entſetzlich, daß die empiriſche Exiſtenz des Böſen nie wieder ungeſchehen gemacht werden kann und mit ihren Folgen in alle Zukunft fortwirken muß. Es iſt noch entſetzlicher, daß das Böſe, was wir gethan, von uns nie vergeſſen werden kann. Es iſt daher das einzige Glück, daß wir das Böſe geiſtig zu vernichten, d. h. zu bereuen und daß Andere, welche wir dadurch gekränkt, uns unſere That zu vergeben vermögen. Die chriſtliche Kirche erklärt ſogar den Zweifel an der Möglichkeit der Vergebung der Sünden ſelber für Sünde.

Als nun Schleiermacher 1830 ſeine Glaubenslehre auf's Neue herausgab, erbat ich mir von der Redaction der Berliner Jahrbücher für Kritik ihre Beurtheilung. Ich wollte, was mich ſo tief bewegte, öffentlich im Kampf mit Schleiermacher ſelber zur Sprache bringen und hoffte dadurch in meiner Selbſtbefreiung einen großen Schritt vorwärts zu thun. Damals war mir dieſer Schritt ſo natürlich, daß ich gar nicht daran dachte, wie vermeſſen es von mir war, mit dem großen Schleiermacher mich in einen Kampf einzulaſſen. Im Gegentheil erwartete ich ſehnlichſt eine Replik von ihm, wie herbe ſie auch ausfallen mochte. Ich nahm übrigens die Gelegenheit wahr, ein möglichſt vollſtändiges Bild von Schleiermacher aufzuſtellen, um die Entſtehung ſeiner Glaubenslehre genetiſch nachzuweiſen. Dies mit Liebe ausgeführte literariſche Bild des trefflichen Mannes hat auch jetzt noch ſeinen Werth und hat, ſeit ich meine Kritik 1836 in einem Sonderabdruck habe erſcheinen laſſen, vielen ähnlichen Schilderungen den Weg gebahnt.

Weder Schleiermacher, noch einer ſeiner Schüler haben meine Kritik widerlegt. —

Ich war in den Berliner Jahrbüchern 1829 zuerſt mit einer Kritik über eine Apologetik des Profeſſors und Conſiſtorialraths Sack in Bonn aufgetreten. Ich hatte Glück damit gehabt. — Alle erſten Schritte ſind für uns von größter Wichtigkeit. — Man vertraute mir Schleiermacher's Glaubenslehre an. Nach Allem, was ich früher über die Stellung von Schleiermacher und Hegel an der Berliner Univerſität geſagt habe, wird man mir wohl zugeben, daß meine Kritik eine für Hegel und ſeine Philoſophie entſcheidende Bedeutung hatte. Die pſychologiſche Analyſe, die ich vom Weſen des Gefühls machte, mußte hier den Ausſchlag geben, weil Schleiermacher's Standpunkt der des Abhängigkeitsgefühls war. In Betreff der einzelnen Dogmen hätte ich ebenfalls den pſychologiſchen Unterſchied von Vorſtellung und Gedanke zum leitenden Kriterium machen ſollen, fiel aber mehr in's Dogmatiſche, weil Schleiermacher auf dem Titel ſeines Buches von den Grundſätzen der evangeliſchen Kirche auszugehen behauptete. Als Schleiermacher auf Veranlaſſung der Feier der Uebergabe der Augsburger Confeſſion 1830 in einen Streit über die Bekenntnißtreue der Geiſtlichen gerieth, beurtheilte ich denſelben ebenfalls in den Jahrbüchern. Jetzt wundere ich mich, daß ich auch hier nicht auf jenen Unterſchied als den eigentlichen Grund des ganzen Streites, zurückging. Schleiermacher hatte behauptet, daß ein Geiſtlicher die Symbole einer Kirche recitiren könne, ohne von ihrer Wahrheit überzeugt zu ſein, indem er ſich ſagen müſſe, Worte zu verleſen, die für ihn gar keinen Sinn hätten. Er handle hier nur als ein von der Gemeinde zu einem liturgiſchen Act Beauftragter, der privatim eine ganz andere Meinung haben könne. Ja, er ging ſo weit, die Aufſtellung eines Symbols überhaupt zu verwerfen.

Seine Freunde wandten gegen ihn ein, daß ſein Indifferentismus gegen die Bekenntnißſchriften einer Gemeinde zuletzt den Proteſtanten berechtigen würde, bei den Katholiken Meſſe zu leſen.

Die Lage der Dinge war und iſt hier in der That eine ſchwierige. Die Union hat die ſchroffe Entgegenſetzung der Lutheriſchen und reformirten Kirche aufgehoben, aber noch keine neue, poſitive Einheit derſelben hervorgebracht, die ſich in einem Symbol hätte darſtellen müſſen.

An die Stelle eines ſolchen war die königliche Agende getreten. Wie ich dies liturgiſche Werk anſah, habe ich früher berichtet. Nachdem ſie ſo großen Erfolg gehabt, begriff ich, daß ſie ein Bedürfniß befriedige. Sie war der Ausdruck der gemeinſchaftlichen Indifferenz der beiden Confeſſionen. Auch Schleiermacher, der ſie als Pacificus sincerus kräftig bekämpft hatte, konnte ihre hiſtoriſche Berechtigung nicht mehr leugnen, ſtieß ſich nun aber an die Aufnahme des Apoſtoliſchen Symbolums in dieſelbe, weil er hier die Empfängniß Chriſti durch den heiligen Geiſt und die Höllenfahrt Chriſti mit ſeiner Theologie unvereinbar fand. Hier müſſe der Geiſtliche etwas öffentlich ausſprechen, was er gar nicht verſtehe. Ich behauptete nun, daß man ſich bei jenen Worten ſehr wohl eine Idee denken könne, welche dem Begriff des Chriſtenthums nicht widerſpräche. Ich gab dabei Schleiermacher zu, daß meine Auslegung eine allegoriſche ſei, da ich ſo wenig wie er dabei an eine ſinnliche Thatſache denken könne. Chriſtus, der eingeborene Sohn Gottes des Vaters, lehrt ausdrücklich, daß der heilige Geiſt von dem Vater und von ihm zugleich ausgehe, und hier wird er — der heilige Geiſt — als derjenige vorgeſtellt, der ihn im Schooß Maria's hervorbringt. Wir ſehen, wie der Anſtoß, den Schleiermacher genommen, bis auf unſere Tage, bis auf Lisco und Sydow in Berlin, fortdauert. Aber er wird auch weiterhin fortdauern, weil die Vorſtellung der Phantaſie zwar nicht dem Inhalt, wohl aber der Form nach, dem Begriffe widerſpricht. Die Orthodoxie will die ſinnliche Thatſache retten, welche für die Religion gar keinen Werth hat. Sie iſt in dieſem Punkt von äußerſter Reizbarkeit. Das Aufgeben des Glaubens an den ſinnlichen Vorgang ſcheint ihr ein Aufgeben des Glaubens an die Wahrheit ſelber zu ſein. Hier wird es noch vielen Kampf koſten, die Denk- und Gewiſſensfreiheit der proteſtantiſchen Kirche mit der Tradition auszuſöhnen, denn das Apoſtoliſche Symbolum, obwohl es keineswegs von den Apoſteln herrührt und erſt ſpäter in Umlauf gekommen iſt, würde nie kanoniſch geworden ſein, wenn es nicht den Cyklus der urſprünglichen Vorſtellungen der Chriſten in eine für die Phantaſie allgemein faßliche Form zuſammengefaßt hätte.

Wie oft ſollte ich in meinem Leben noch dem Dualismus der Phantaſie und des Verſtandes auf dem religiöſen Gebiet begegnen!

In Halle ſelber hatte ich damals an Tholuck intereſſante Erfahrungen darüber zu machen. Tholuck war ein Jahr lang in Rom interimiſtiſcher Prediger bei der dortigen Geſandtſchaft geweſen. Er hatte ſich in dieſer Zeit außerordentlich fortgebildet. Ich erregte ſeine Aufmerkſamkeit. Er beſuchte zuweilen mein Collegium über Religionsphiloſophie, lud mich öfter zu ſich ein und holte mich auch einige Male zu Spaziergängen ab. Hier kam es bald zum theoretiſchen Bruch zwiſchen uns, denn perſönlich ſind wir einander nie feindſelig entgegengetreten, und bei meinem Fortgang von Halle habe ich ihm meinen freundſchaftlichen Abſchiedsbeſuch gemacht. Es iſt bekannt, wie Tholuck auch für Scherz und Witz empfänglich, wie witzig er ſelber war und wie glücklich er dahin ſtrebte, der Unterhaltung ſtets einen anregenden, geiſtlich oder gemüthlich fruchtbaren Inhalt zu geben. Sein Studium der Perſiſchen Myſtiker, von denen er ſo treffliche Ueberſetzungen gegeben, führte uns häufig auf den Pantheismus und auf das Verhältniß der Hegel'ſchen Philoſophie zu demſelben. Eines Tages aber, als wir auf der Merſeburger Chauſſee einherwanderten, bediente ich mich des Ausdrucks, vom alten Proteſtantismus zu ſprechen. Tholuck fragte mich, was ich denn für den neuen hielt? Nun rückte ich kurzweg mit dem Bekenntniß vor, daß ich denjenigen Proteſtantismus den neuen nenne, der weder an Wunder, noch an Engel und Teufel glaube. Tholuck blieb ſofort bei dem letzteren ſtehen und wir geriethen nun in eine lebhafte Controverſe, welche die zwiſchen unſerem Glauben beſtehende Kluft bloß legte, ſo daß wir an eine weitere Verſtändigung nicht denken konnten. Tholuck erklärte ſich für das unbedingte Feſthalten an der Confessio Augustana. Wir gingen nicht wieder zuſammen ſpazieren. Wir disputirten auch nicht mehr, wenn wir uns einmal zufällig, z. B. beim Abendeſſen in der Montagsgeſellſchaft, trafen.

Tholuck gab auch einen Literariſchen Anzeiger heraus, für welchen er meine Betheiligung dringend wünſchte. Ich gab ihm eine Kritik von Friedrich Schlegel's Vorleſungen über die Philoſophie der Geſchichte, die ihm zuſagte, weil ich darin gegen Schlegel's reformationsfeindlichen Katholicismus Front machte. Hierauf bat er mich um eine Kritik der zweiten Ausgabe der Logik von Heinrich Ritter. Ich übernahm ſie. Er ſchickte aber meine Recenſion an Ritter, mit dem er befreundet war,

zu hören, ob er nicht Einwendungen dagegen zu machen habe. Natürlich hatte er sie zu machen. Tholuck theilte mir die mit Randglossen beschriebene Recension wieder mit, Remeduren vorzunehmen. Dazu konnte ich mich nicht verstehen. Die Recension blieb ungedruckt und ich schrieb nichts weiter für den Anzeiger.

In Halle war damals die ganze Atmosphäre von theologischen Interessen inficirt. Mein vorzüglichstes Collegium war und blieb dort die Religionsphilosophie. Nur langsam ging ich dazu fort, auch ein Collegium über allgemeine Geschichte der Philosophie zu versuchen, und erst im Sommer 1833 gelangte ich dazu, auch die Aesthetik in Angriff zu nehmen. Die Gegenstände, welche ich für die Berliner Jahrbücher behandelte, betrafen ebenfalls — mit Ausnahme einiger auf die altdeutsche Literatur bezüglichen — die speculative Theologie, und so ist es denn wohl erklärlich, daß ich darauf verfiel, eine Encyklopädie der theologischen Wissenschaften zu verfassen und 1832 herauszugeben.

Schon der Titel verräth, daß ich damit ein Seitenstück zu Hegel's Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften liefern wollte. — Ich staune jetzt in meinem Alter auch über diese Kühnheit, aber damals schien mir nichts natürlicher und nothwendiger. Wenn ich mich einmal in eine Idee verloren hatte, so verschwand bei mir jede äußere Rücksicht. Das Neue meiner Arbeit bestand darin, daß ich die gesammte Theologie ihrem Inhalt nach als ein organisches Ganze darzustellen versuchte und die einzelnen Wissenschaften nicht blos, wie man zu thun pflegte, methodologisch und literar-historisch besprach. Das war nun zwar einerseits keine ganz geringe Leistung, andererseits aber, für den pädagischen Zweck der Encyklopädie, eine ganz ungeschickte Auffassung. Nichtsdestoweniger machte das Buch durch seine Frische und seinen Freimuth eine gewisse Epoche. Ich habe 1845 eine zweite Ausgabe davon veranstaltet, die im Inhalt wie in der Form viel gediegener und worin namentlich die speculative und die praktische Theologie ganz umgearbeitet ist; allein sie hat trotzdem nicht den Erfolg der ersten gehabt, welche von dem Protestanten Pelt und dem Katholiken Staudenmaier nachgeahmt wurde. Als ein literarisches Curiosum will ich erwähnen, daß David Strauß in den Berliner Jahrbüchern mein Recensent wurde. Dies erste kritische Debut Strauß' zeigte schon die

ganze Weite und Tiefe seiner Richtung und markirte schon leise die Punkte, wo wir später auseinandergehen würden. — Tholuck konnte nun schwarz auf weiß lesen, was ich unter dem neuen Protestantismus dachte, denn ich hatte in meinem Buche gleichsam ein motivirtes Bekenntniß desselben abgelegt.

So hatte ich mich nun durch die Arbeit über die Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter von der Romantik meiner Jugendträume, durch die theologische Encyklopädie aber von der Romantik der Theologie befreit und vermochte nunmehr um so unbefangener und selbstbewußter mich der philosophischen Wissenschaft zuzuwenden, wie dies auch in der Erweiterung des Kreises meiner Vorträge zur Erscheinung kam. Wenn es gewöhnlich ist, daß junge Docenten der Philosophie mit dem Vortrag der Logik, auch wohl der Psychologie, anfangen, so habe ich einen ganz umgekehrten Weg der Bildung genommen. Ich begann von den höchsten Gebieten her. Religion, Ethik, Geschichte der Philosophie, Aesthetik, folgten sich bei mir im Laufe von fünf Jahren, und erst in Königsberg ging ich, weil mein Amt es forderte, zur Logik und Psychologie über.

XVIII.

Märchenhafte Zustände. Die Bergstadt Eisleben. Der Neuchlitzer Weinberg. Die Pfarre in Giebichenstein. Secretariat des thüringisch-sächsischen Alterthumsvereins. Neue Zeitschrift für die Geschichte der Germanischen Völker. Hofrath Dorow. Die Gesellschaft vom ungelegten Ei. Studentencultur.

Diese der Religionswissenschaft gewidmeten Studien wurden von neuen Umgestaltungen meiner geselligen Verhältnisse begleitet, die zuletzt in eine bedenkliche Breite ausliefen. Sie waren sehr mannichfaltig. Genthe

hatte ſich Oſtern 1831 mit meiner Schweſter verheirathet. Ich war zur Hochzeit nach Magdeburg gefahren. Zu Pfingſten wanderte ich, angethan mit meiner grünen Studentenblouſe, über den ſüßen und ſalzigen See am Fuß des alten Schloſſes Seeburg nach Eisleben und wurde in der alten Lutherſtadt, da ich dieſe kleine Reiſe auch ſchon das Jahr zuvor, zum erſten Mal noch als Student 1826 gemacht hatte, ſie auch noch einige Male wiederholte, ſehr einheimiſch. Mit Bequemlichkeit konnte ich auch einer näheren Kenntnißnahme des Berg- und Hüttenweſens mich hingeben. Unter der Stadt Eisleben ſelber zieht ſich ein langer Schacht hin, der bis auf ſiebenhundert Fuß Tiefe geht. — Umgekehrt beſuchte mich auch Geuthe, theils allein, theils mit meiner Schweſter in Halle, da meine gefällige Wirthin Raum zum Logiren bot. Auch Freund Bohtz wohnte bei mir, wenn er von Göttingen, wo es ihm nach Wunſch erging, zu ſeinem jährlichen Beſuch der Seinigen in Dresden durch Halle kam. Ich ließ dann ſofort Beſſer und Hinrichs von ſeiner Anweſenheit benachrichtigen, und Bohtz beluſtigte uns nun wie ſonſt mit ſeiner unerſchöpflichen Komik und mit ſeiner Kunſt, Perſonen zu copiren und zu carikiren. Es waren noch harmloſe, glückliche Tage! Einmal fuhr ich auch mit Hinrichs und Beſſer auf einige Tage nach Leipzig, lediglich, um dort das Gefühl eines eleganten Comforts zu genießen, woran damals in Halle noch großer Mangel war. Wir logirten im Birnbaum (Hôtel de Pologne), machten an der Wirthstafel die Bekanntſchaft der Leipziger Journaliſten, unter denen Herloszon beſonders hervorſtach, tranken mit ihnen Kaffee im Roſenthal, beſahen die Gemäldegallerie des Barons von Speck, ſchlenderten auf der Esplanade umher und ſchloſſen am Abend im Theater. Wir ſuchten eben Alles auf, was uns, im Gegenſatz zu Halle, die Empfindung großſtädtiſcher Exiſtenz geben konnte. — Ein andermal wanderten Hinrichs, Beſſer, Lorentz, Scherk, der Mathematiker, Wilhelm Weber, der Phyſiker, und meine Wenigkeit über den Kamm der fetten Henne nach Naumburg, wo wir den ſchönen Dom beſahen, dann nach Schulpforta, wo Profeſſor Koberſtein uns zu Mittag bei ſich behielt. Ueber Köſen ging es hierauf nach Freiburg an der Unſtrut. Unterwegs hatten wir ein furchtbares Gewitter zu beſtehen, das uns bis auf die Haut durchnäßte. Im Gaſthof zu Freiburg mußte der Wirth uns

Pantoffeln und alte Röcke und Mäntel borgen, um unſere Kleider am Feuer zu trocknen. Wir nahmen uns in den Trachten, die uns ſchlottrig um den Leib hingen, drollig genug aus und geriethen in die tollſte Ausgelaſſenheit, in welcher Scherk es uns Allen zuvorthat und ſelbſt ſeinen Freund, den ſonſt ſo geſetzten Weber, mit fortriß. Andern Tags kehrten wir über Merſeburg nach Halle zurück.

Mit Hinrichs ſetzte ich meine Gänge in die Umgebungen von Halle fort. Es blieb wohl kein Punkt von uns unbeſucht, und die Namen Trotha, Giebichenſtein, Kröllwitz, Bardt'ſcher Weinberg, Rabeninſel, Diemitz, klingen noch heute ſüß in meinen Ohren. Unſer Hauptgang aber war zur Sommerzeit nach dem Weinberge von Beuchlitz, eine Meile vor dem Clausthor. Man kann dahin die Chauſſee über Niebleben oder die Wieſe über Paſſendorf gehen. So lange die Jahreszeit es erlaubte, ſchlugen wir dieſen Weg ein. Erſt wenn wir die Pulverweiden und die lange Saalbrücke mit ihrem Wahrzeichen, dem Saalaffen, hinter uns hatten, wurde uns ganz wohl. Der Braunkohlenſtaub und die Salzdampfatmoſphäre Halle's lagen hinter uns. Kein Menſch ſtörte uns nun weiter in unſern rückſichtsloſen Geſprächen. Der Weinberg liegt auf einer Anhöhe, die ſich in ein kleines Plateau fortzieht, das ſich nach hinten zu in eine von Kaninchen bevölkerte Senke abdachte. Hier befand ſich das mit großen rohen Steinen überdeckte Grab eines Herrn von Witzleben, der ſich aus Melancholie ſelber getödtet hatte, unter einem Rund von Bäumen. Das Plateau enthielt einen Wein- und Gemüſegarten, woran ſich nach der freien Feldſeite Kartoffel- und Getreideäcker anſchloſſen. Vorne, nach der Kante des Hügels zu, ſtand ein einfaches Haus. Hierin wohnte der Weinbauer, der alte Günther. Er war ein Wittwer und hatte einen einzigen Sohn, Wilhelm, der ſich, während wir dort verkehrten, mit einem ſchmucken Mädchen verheirathete. Eine Magd und ein paar Hunde vervollſtändigten das Hausweſen. Wilhelm war zugleich der Jäger der Frau von Witzleben auf dem Gute in Paſſendorf, von welcher Günther den Berg in Pacht hatte. Hier ſaßen wir denn in einer kleinen Laube, tranken Kaffee oder Erlanger Bier und lebten ein ſeliges Leben, denn wir ſchwebten in unſerer Unterhaltung wie Olympiſche Götter, die von der Höhe des Ida bei Nektar und Ambroſia über die weite Erdſcheibe

dahinſchauen, wirklich im Aether der Ideen, als ächte Platoniſche Enthuſiaſten. O himmliſche Stunden, in denen wir den bunteſten Wechſel der Vorſtellungen durchliefen! Je länger wir zuſammen waren, um ſo unerſchöpflicher ſchien uns, was wir durchzuſprechen hätten. Zwiſchendurch beluſtigte ſich Hinrichs auch damit, dem alten Günther von der Pracht und Herrlichkeit Wiens zu erzählen, wozu derſelbe ungläubig den Kopf ſchüttelte. Ich ging auch wohl allein auf den Weinberg, wenn Hinrichs verhindert oder, was öfter vorkam, ſehr unpäßlich war. Ach, wie fehlte er mir dann und wie wehmüthig ſah ich dann die Sonne ſinken! Ich nahm dann einen Band von einer Taſchenausgabe Byron's mit, in der Laube zu leſen. Ich hatte Byron ſeit 1824 liegen laſſen, aber nun ihn mit der innigſten Hingabe wieder aufgenommen. Nächſt Homer und Shakeſpeare, nächſt Göthe und Schiller, hat kein Dichter meine Seele ſo, wie Byron, ergriffen. Bei einer unendlich reichen, concreten Anſchauung von Natur und Menſchenleben beſitzt er eine unvergleichlich metaphyſiſche Tiefe, die alle Räthſel unſeres Daſeins durchwühlt.

Ich habe ſchon früher den Dualismus geſchildert, der in Hinrichs waltete. Einerſeits war er voll von den lebendigſten Anſchauungen, andererſeits, ſobald er im engeren Sinne philoſophirte oder ſchrieb, unterlag er einer Neigung zu einem methodiſchen Fanatismus, der von der Mannichfaltigkeit ſeines Innern wenig zu Tage kommen ließ. Er fühlte ſelber dieſe Doppelheit ſeines Weſens, die eine Folge ſeines eigenthümlichen Bildungsganges war, und ſuchte darüber hinauszukommen. Die kritiſchen Arbeiten, die er ſehr fleißig für die Berliner Jahrbücher ſchrieb, wurden für ihn eine gute ſtyliſtiſche Schule, weil ſie ihn zwangen, aus dem Syſtem herauszugehen, ſich in andere Individualitäten zu vertiefen und auf die Lesbarkeit für das Publicum eine billige Rückſicht zu nehmen. Er machte darin mit der Zeit Fortſchritte, die für ihn erſtaunlich zu nennen waren. Für mich, einen polyhiſtoriſchen, zur Ausſchweifung nach allen Seiten geneigten Geiſt, der im Grunde Alles intereſſant fand, ſobald man ſich nur genau damit befreunden wollte, war ſein Dringen auf Feſthalten der Methode wohlthätig. Umgekehrt wirkte die freie Beweglichkeit der Form, die mir eigen war, günſtig auf ihn zurück. Während der Zeit, in welcher wir uns ſo innig in

einander hineinlebten, kam nun sein Dualismus in zwei Arbeiten zum Vorschein, mit denen er sich lange trug. Die eine war ein pures Gemächte der gewaltsamsten Abstraction. Hinrichs wollte eine Genesis des Wissens als ein Werk totaler Reform der Philosophie schreiben. Er wurde sich aber nicht klar, daß für das Hegel'sche System, dem er doch anhing, durch die Phänomenologie des Geistes dies bereits geschehen, ja von ihm selber theilweise schon im zweiten Abschnitt seiner Logik ausgeführt war. Was er hier das immanente Denken genannt hatte, war doch nichts, als der Nachweis, wie wir von der sinnlichen Gewißheit bis zum begriffsmäßigen Wissen gelangen. Jetzt wollte er das unmittelbare, das reflectirte und das absolute Wissen unterscheiden. Stellenweis kamen vortreffliche Expositionen darin vor, aber das Ganze blieb ein eben so mühsames, als todtes und unfruchtbares Product. Wenn ich ihm, sobald er mir von dem Fortgang seiner Arbeit Mittheilung machte, in aller Bescheidenheit opponirte, so behauptete er natürlich, daß ich ihn nicht genugsam verstände. Später würde ich es einsehen. Das Buch kam 1834 wirklich heraus, ohne in der Entwickelung der Wissenschaft die geringste Spur zu hinterlassen. Es ist diesem ersten Theil kein zweiter gefolgt. — Die andere Arbeit, welche Hinrichs damals unternahm, war eine Darstellung der Schiller'schen Dichtungen. Er trug sie in einem großen Publicum mit gutem Erfolge vor. Als ich nun 1833 von Halle wegging, schenkte er mir das Manuscript mit der Absicht, daß ich es stylistisch zurecht machen sollte. Das Heft war ein ganz kleines Format, mit ganz kleinen Buchstaben bis an den Rand beschrieben. Ich war gerührt von seinem Vertrauen, aber ich wußte nicht recht, was ich mit dem Geschenk anfangen sollte. Endlich ließ ich es in Folio mit breitem Rande abschreiben, versuchte hier und da eine formelle Aenderung und machte Anmerkungen auf dem breiten Rande. Aber eine gänzliche Umschreibung, wie Hinrichs sie sich als möglich vorstellte, konnte ich nicht erzwingen. Ich war ja eben eine ganz andere Individualität, und wenn ich über Schiller hätte schreiben wollen, würde es eben in ganz anderer Weise geschehen sein. Hinrichs meinte, er habe die Sache, d. h. die philosophische Durchdringung des Dichters, gelöst und für mich käme es nur darauf an, seine abstracten Gestalten mit warmem Colorit zu

illuminiren. Jetzt machte ich ihm nun wieder diese Abschrift mit ihren Noten zum Geschenk und forderte ihn auf zur größeren Belebung doch auch die Urtheile von Göthe, W. v. Humboldt, Tieck und Anderen heranzuziehen.

Nun warf sich Hinrichs mit Eifer in diese Lectüre und schrieb ein dreibändiges Werk über Schillers Dichtungen, das er mir am Schluß der Vorrede zum ersten Bande widmete. Hierin finden sich nun sehr gelungene Untersuchungen in einer bereits vom Schuljargon emancipirten Sprache, aber eine gewisse Unfreiheit und Sonderbarkeit der Behandlung blieb doch noch zurück. Wie ist es möglich, ein Werk über Schiller mit den Worten anzufangen: „Die Liebe ist die Rosenzeit der Jugend" und zu glauben, damit auf populäre Weise die Gedichte, welche Laura feiern, eingeleitet zu haben! Hinrichs sehnlichster Wunsch war immer, mit mir eine Reise über Wien nach Konstantinopel, von da nach Athen und zurück über Venedig und Innsbruck zu machen. Das Stange'sche Reisebüreau, mit welchem heut zu Tage eine solche große Tour so bequem und wohlfeil gemacht wird, existirte noch nicht. Es gehörten bedeutende Mittel dazu. Der berühmte Reisende Seetzen war Hinrichs Oheim gewesen. Er war in Syrien ermordet. Seine Papiere waren gestohlen und verschleppt. Hinrichs, als Erbe, bemühte sich Jahre lang um ihre Wiederentdeckung und es gelang endlich der Oestereichischen Polizei, sie ausfindig zu machen. Hinrichs kannte meine Vorliebe für Geographie und meine Belesenheit in Reisebeschreibungen. Er sandte mir die Manuscripte nach Königsberg, weil er ohne Weiteres annahm, daß ich dieselben für den Druck bearbeiten und mit einer Biographie Seetzen's einleiten könnte. Für das Geld, was das Unternehmen abwerfen müßte, sollte dann jene Reise von uns gemacht werden. Allein abgesehn von dem Zeitaufwande, den eine solche Arbeit erforderte und den ich in meinen damaligen Verhältnissen und Studien nicht aufbringen konnte, fehlte es mir auch an den dazu nothwendigen exacten historischen und geographischen Kenntnissen. Hinrichs war schwer zu überzeugen, daß ich der Redaction nicht gewachsen sei. Er hat sich dann an den Professor Kruse in Dorpat gewendet und mit ihm die Manuscripte herausgegeben. Als er in vorgerückten Jahren schwere häusliche Leiden durchzukämpfen

hatte, munterte ich ihn auf, ſich in eine große Arbeit zu ſtürzen, die ihn aus ſich herauszugehen zwänge. Ich ſchlug ihm die von der Hegelſchen Schule ſo ſehr vernachläſſigte Naturphiloſophie vor. Er ging auch darauf ein. Wie er aber ſtatt einer Religionsphiloſophie nur ein Buch über das Verhältniß von Religion und Wiſſenſchaft, ſtatt einer Pſychologie eine Geneſis des Wiſſens, ſtatt einer Philoſophie der Geſchichte ein Buch der Könige ſchrieb, ſo auch ſtatt einer Naturphiloſophie zunächſt eine kleine Schrift über die Entwicklung von Pflanze, Thier und Menſch und ſodann ein Buch, das er, im Gegenſatz zu Humboldt's Kosmos, Tellus benannte. Im Grunde mußte er doch dabei alle Hauptpunkte der Naturphiloſophie berühren, aber er verzwergte gleichſam die Natur in die Entwicklung nur unſres Planeten. Es kamen, wie in allen Arbeiten von Hinrichs, ausgezeichnete Momente darin vor, aber zweierlei machte das Ganze unzugänglich. Das Eine war ein ſtetes Reflectiren auf den Gegenſatz von Empirie und Spekulation, das Andre eine Vermiſchung von Reſten der alten Schelling'ſchen Naturphiloſophie, von der auch Hegel noch nicht ganz frei war, mit den Reſultaten der neuern Forſchungen, die er ſich gewiſſenhaft anzueignen trachtete. Er ſchickte mir nun ſein Werk zweimal nach Königsberg zur Reviſion. Ich verfolgte das erſte Mal die Punkte, die ich in thatſächlicher Hinſicht für irrig oder für wenigſtens bedenklich hielt und rieth ihm, die Einleitung über die Methode, die einen heutigen Leſer nur abſchrecken würde, ganz fortzulaſſen. Er hatte die Ausdauer, das ganze Werk umzuſchreiben. Ich empfing es zum zweiten Mal. Jetzt konnte ich mich mehr auf die Formſeite beſchränken. Er ging nun an eine theilweiſe Umgeſtaltung über die er leider plötzlich dahin ſtarb. Ich bekam nun nach ſeinem Tode die Arbeit zum dritten Mal, ob ich ſie druckfertig machen könnte, allein ich überzeugte mich bald, daß es nicht möglich war. Meine Schreibart war zu disparat mit der ſeinigen, als daß ich ſtückweiſe Einſchaltungen und Aenderungen hätte vornehmen können. Die Geologie aber iſt bei uns in einer ſo heftigen und rapiden Umgeſtaltung begriffen, daß die Ausführungen von Hinrichs veraltet erſcheinen mußten, bevor ſie zum Druck gelangten. Ich konnte, bei der Zwieſpältigkeit meiner Anſichten, die Redaction nicht übernehmen. Ich war mit Hinrichs 1859 eine Woche hindurch in

Marienbad zuſammen, wohin ich gereiſt war, uns noch einmal wiederzuſehen und ungeſtört zu ſprechen. Hier ging ich eines Tages mit ihm nach dem Podhorn, in welchem, wie im Kammerbühl bei Franzensbad, der Granit und Baſalt in ſo merkwürdiger Weiſe neben einander auftreten. Hier kam denn die Unvereinbarkeit unſerer Meinungen ganz klar zum Vorſchein.

Hinrichs fühlte ſich in Halle nie glücklich. Er ſehnte ſich nach dem deutſchen Süden, beſonders nach Wien, das er leidenſchaftlich liebte. Er hat auch viel dort gelebt, zumal ſeine Frau eine ſehr angeſehene und anſehnliche Verwandtſchaft in Wien beſaß. Er machte aber auch längere Aufenthalte in Paris, London und Italien. So wie die Sommerferien kamen, litt es ihn nicht mehr in Halle und doch mußte er ſein ganzes Leben darin zubringen.

Die Erinnerung läßt mir den Beuchlitzer Weinberg wie ein Märchen in der ſonſtigen Halleſchen Proſa erſcheinen. Aber auch auf der andern Seite der Saale, in Giebichenſtein ſollte ſich für mich unerwartet eine märchenhafte Welt aufthun. Unter den Studirenden, die ſich mir anzuhängen pflegten, war ein Schweizer, Rudolph Müller aus Lenzburg im Aargau. Er ſchwärmte für mich und hat dies noch 1836 öffentlich in einer Widmungsepiſtel an mich ausgeſprochen, die er einer Schrift: Studien im Fache der Dramatik, vorſetzte. Er war ein großer, hagrer Menſch mit einem Knebelbart. Er trug eine Brille, weil er ſehr kurzſichtig war. Er war ein edles Gemüth, aber nicht ohne eine gewiſſe krankhafte Reizbarkeit, die ihn ſpäter in den Parteikämpfen der Schweiz zu einem wechſelvollen, oft ſehr kümmerlichen Leben verdammte, in deſſen kleinlichen Reibungen ſein an ſich großer Sinn die ſchmerzlichſten Qualen erduldete. Dieſer Müller alſo kam eines Morgens zu mir, und brachte mir von dem Pfarrer Neide und ſeiner Familie in Giebichenſtein Grüße mit einer Aufforderung zum Beſuch. Wie Müller dort bekannt geworden war, habe ich vergeſſen. Ich hatte nichts davon gehört, daß mein alter Rector aus Magdeburg als Pfarrer nach Giebichenſtein verſetzt war. Das erſte Mal ging ich am Abend mit Müller zuſammen hinaus. Ja, es war mein alter Rector, den ich ſo oft durch mein ſchlechtes Rechnen geärgert hatte. Er hatte ſehr gealtert, ſchnupfte noch mehr Tabak als ſonſt und

brachte, wie ſonſt, den größten Theil des Tages in ſeiner Studirſtube zu. Dagegen waren die Kinder, die ich ganz klein gekannt hatte, herangewachſen. Die älteſte Tochter, Luiſe, war ein ſchönes, höchſt anziehendes Mädchen geworden. Ihre Schweſtern, Marie und Sophie, befanden ſich in jenem reizenden Stadium zwiſchen Kindhaftigkeit und Damenhaftigkeit, welches man das Backfiſchalter zu nennen pflegt. Der älteſte Bruder Auguſt, mit dem ich 1826 in Halle noch zuſammen ſtudirt hatte, war bereits in Magdeburg als praktiſcher Arzt etablirt. Aber es war noch ein jüngerer Bruder, das jüngſte Kind, ein ganz pudelnärriſches Subject mit den drolligſten Einfällen, vorhanden. Die Frau Pfarrer war eine ſtattliche, heitere Frau. Da ich nun von der Schule her mit den früheren Zuſtänden der Familie bekannt war, da wir außerdem über Magdeburg und viele ſeiner Inwohner reden konnten, ſo kamen wir dadurch bald in eine große Vertraulichkeit des Umgangs. Der Hund wedelte mir entgegen, die Kinder ſprangen mit Halloh auf mich zu, wenn ich gegen Abend eintraf. Dann wurden von uns die tollſten Scherze getrieben, in deren kräuſelnder Fluth beſonders die beiden Backfiſche ſich als in ihrem rechten Element mit Uebermuth tummelten. Die Mutter hielt uns, ohne uns in unſern ſchlechten Witzen zu hindern, in Ordnung und die ſchöne Luiſe war gewöhnlich die heimliche Anſtifterin der Richtung, welche wir einſchlugen. Oft lachten wir über eine Hecke von Unſinn, ſogar über ein Nichts, aber wir lachten mit einer unbeſchreiblichen Seligkeit. War dies nicht märchenhaft? Da oben über uns in ſeiner Stube ſaß mein alter Rector, vor dem ich gebebt hatte, wenn er meine Rechentafel in die Hand nahm. Hier, dicht neben mir, ſaß die gute Luiſe, die ich als kleines Mädchen mit dem Korb an dem wohlgerundeten Arm ſo oft hatte zur Schule wandern ſehen. Da ſaß auf dem Sopha die Mutter, vor welcher ich ſonſt die Mütze in ſcheuer Ehrfurcht abgezogen, und ermuthigte mich, mich als ein Glied der Familie, als ein Kind unter Kindern zu fühlen. Wie aus dieſer heitern Geſelligkeit, die im herbſtlichen Wurſtfeſt culminirte, endlich auch ſehr elegiſche Laute hervorbrechen ſollten, das zu erzählen iſt mir unmöglich. Der alte Herr ſtarb ſchon nach einigen Jahren. Die Mutter zog mit den Kindern in die Stadt. Hier beſuchte ich ſie auf einer Reiſe 1838. Die Back-

fiſche waren nun zu jungen Damen herangewachſen, Luiſe war die Verlobte eines Candidaten geworden; die Muttter hatte mit manchen Sorgen zu kämpfen. Ein ernſter Ton überſchwebte jetzt das ganze Familiengemälde. Wir brachen alle in Thränen aus, als wir uns unwillkürlich der glücklichen Stunden in Giebichenſtein erinnerten. Zwanzig Jahre ſpäter war ich wieder auf einer Reiſe in Halle. Jetzt war die ganze Familie zerſtoben. Mit welchen Empfindungen ſchlich ich den Weg am Pfarrhauſe hin, deſſen mir ganz fremde Inſaſſen nicht ahnen konnten, was mir das Herz bewegte, als ich einen Augenblick in Wehmuth verloren vor der kleinen Pforte ſtill ſtand, wo die drei Mädchen mir ſo manchmal die freundliche, liebe Hand zum Abſchied gereicht hatten.

Außer mit den Familien Hinrichs und Reide habe ich in Halle keinen Familienumgang und daher auch weder mit Frauen noch mit Mädchen einen genaueren Verkehr gehabt. Da man wußte, daß ich verlobt war, ſo war ich für alle Mütter im Beſitz heirathsfähiger Töchter kein Gegenſtand. Nur Eine Frau war es, mit welcher mich allmälig innige Freundſchaft verband. Es war die Frau Hofräthin Karoline Pfaff, die Wittwe des Mathematikers, die Mutter des Hiſtorikers Karl Pfaff, von welchem früher die Rede geweſen iſt und der auch das Leben ſeines Vaters ausführlich beſchrieben hat. Karoline Pfaff ſtammte aus dem Würtembergiſchen Adel. Ein Bruder von ihr, der General von Brandt, war eine Zeitlang Würtembergiſcher Kriegsminiſter. In dieſer Frau habe ich alle vorzüglichen Eigenſchaften des Schwäbiſchen Naturells im Verein mit einer ſeltenen Bildung des Geiſtes und Herzens lieben gelernt. Als ich mich verheirathete, war es mir ſehr angenehm, daß meine Frau, obwohl eine prononcirte Berlinerin, ſich unwiderſtehlich von ihr angezogen fand. Ich ſtand noch Jahre lang mit ihr von Königsberg aus in brieflichem Verkehr, bis derſelbe, wie die meiſten meiner perſönlichen Verhältniſſe zu Deutſchland, bei der Weite der Entfernung und dem immer größeren Auseinandergehen unſerer Schickſale allmälig abſtarb.

Ich übergehe eine Menge von untergeordneten oder vorübergehenden Beziehungen, wie ſie von einem akademiſchen Lehramt unzertrennlich zu ſein pflegen. Man hatte mich, ohne daß ich irgend darum

angesucht hätte, am 18. Juli 1831 zum außerordentlichen Professor mit zweihundert Thalern Gehalt ernannt. Heffter, der Professor des Staats- und Völkerrechts, mit welchem ich 1848 zu Berlin unter ganz anderen Verhältnissen wieder zusammentreffen und auf dem Leipziger Platz nachbarlich wohnen sollte, vereidigte mich. Auch Freund Ritschl wurde zum Professor ernannt und die Fakultät wählte uns Beide als Commissarien für die Erledigung der Gesuche von Studirenden um Stundung der Honorare, denn sie that jetzt erst den Schritt, nach dem Beispiel der theologischen Fakultät, sich ebenfalls der Quästureinrichtung anzuschließen, während man bis dahin das widrige Geschäft der Honorarerlegung und des dabei vorkommenden Marktens persönlich hatte durchmachen müssen. Ich erwähne diese Thatsache, weil sie beweist, daß wir jungen Leute bei aller Excentricität, welche unser Treiben für die älteren Professoren haben mochte, doch eines sehr soliden Rufes uns erfreuen mußten, wenn man uns das Vertrauen schenkte, ein solches Finanzgeschäft mit Einsicht, Billigkeit und Gerechtigkeit zu verwalten.

Es entstand damals überhaupt eine Bewegung, die man als das Vorspiel der späteren ansehen kann, die sich unter Arnold Ruge und den von ihm redigirten Halleschen Jahrbüchern vollzog.

Während des Sommers 1830 hatte Hinrichs mit Besser Mittags bei mir gegessen, weil seine Familie in Giebichenstein eine Sommerwohnung bezogen hatte. Von Michaelis 1830 hatte ich mich wieder zur Stadt Zürich gewendet und mit Rosenberger, dem Professor der Astronomie, mit Ritschl, Lorentz, Besser, Blasius, Professor der Chirurgie, und einem Mathematiker, Dr. Bahrt aus Königsberg, eine eigene Tischgesellschaft in einem großen, nach dem Hof zu gelegenen Zimmer gebildet. Scherk, Professor der Mathematik, Friedländer, Professor der Medicin — beide von Haus aus Königsberger — kamen häufig zu uns, wenn wir noch Kaffee tranken, eine Cigarre rauchten und plauderten. Dies gab Veranlassung, daß wir nun auch zuweilen Abendzusammenkünfte verabredeten, woran sich allmälig Leo, Meier, Ullmann, der Germanist Wilda, Dr. von Madai, ein Jurist, derselbe, der durch seine Ereignisse als Professor in Dorpat später bekannt wurde, Hinrichs, Rödiger, Ruge und ich weiß nicht, wer sonst noch, betheiligten. Als der Sommer kam, zogen wir schon als eine geschlossene Gesellschaft

alle zwei Wochen an einem bestimmten Tage nach dem Schmidt'schen Garten vor dem Ranschen Thore. Die Gesellschaft wählte mich zu ihrem Vorstande. Ich hatte den Umlauf zur Einladung und die Handhabung des Mechanismus der äußeren Ordnung zu besorgen. — Es wurden humoristisch sein sollende Vorträge gehalten und Jeder konnte, was er für besonders interessant hielt, mittheilen. Die Stadt gab uns den Spottnamen der „Gesellschaft vom ungelegten Ei." Lorentz und Besser verloren wir leider bald, da sie als Professoren an das pädagogische Hauptinstitut nach Petersburg abgingen. Im Sommer 1832 siedelten wir die Gesellschaft nach dem Gasthaus „zur Traube" in Giebichenstein über. Als sich nun aber Leo, Blasius und ich verheiratheten, gab dies Veranlassung, im Sommer 1833 auch Damen zum Abendessen mitzubringen, und damit war die Gesellschaft, welche Ruge in seinen Memoiren der Burgundergesellschaft in der Sonne zu Jena verglichen hat, schon so gut als aufgelöst. Als ich im Sommer 1833 Halle verließ, kam zwar Herr von Madai an meine Stelle, aber die Epoche, welche jene sociale Welle erzeugt hatte, war vorüber, und es entstand eine ganz neue Parteibildung in Halle. Leo verfaßte einmal komische Statuten einer Verfassung der Gesellschaft vom ungelegten Ei, die er in alterthümlicher Weise mit einem Titel in rothen und schwarzen Buchstaben drucken ließ. Er faßte ihre Weisheit zuletzt in die Generalregel des alten Sprüchworts zusammen: O Jüngling, wasch den Pelz, doch mach' ihn dir nicht naß! Das konnte man von der Gesellschaft überhaupt sagen. Es herrschte in ihr eine dumpfe geistige Gährung, die zu keiner Klarheit gelangte, kein irgend bedeutendes Resultat ergab, doch aber Regsamkeit genug besaß, durch ihr Treiben die alten Herren zu beunruhigen. —

Ich war von dem Buchhändler Reineke mit meinem Verlag zu Anton übergegangen, dessen Laden am Markt, dicht neben der Waage lag und der selber noch ein junger, unternehmender Mann war. Er wurde auch der Verleger von Lorentz, Leo und Burmeister. Von Zeit zu Zeit lud er uns Sonntags zu kleinen Mittagessen ein, nach deren Beendigung wir zur sommerlichen Zeit den Kaffee bei ihm im Garten tranken. Dies waren oft sehr vergnügte Stunden, in denen es auch zu recht ernsten Gesprächen kam. Anton besaß auch eine schöne Muschel-

sammlung, die mich, da ich selber Sammler in diesem Fach gewesen war, lebhaft interessirte, und Burmeister, obwohl er sich damals mehr mit den Insekten beschäftigte, zu manchen lehrreichen Auseinandersetzungen veranlaßte. Anton faßte eine große Neigung zu mir, die er mir durch sein ganzes Leben bewahrt und gelegentlich auch bethätigt hat. Als Lorentz nach Petersburg abging, überredete er mich, das Secretariat der Thüringisch-Sächsischen Alterthumsgesellschaft, das er bis dahin bekleidet hatte, zu übernehmen. Er schlug mich dem Präsidium vor, auf dessen Antrag ich einging. An der Spitze des Vereins stand als Protector der Kronprinz Friedrich Wilhelm. Dann folgte der Präsident, Oberberghauptmann von Veltheim; diesem der Vicepräsident Dr. Weber, ein Arzt. Unter mir hatte ich einen besoldeten Secretariatsadjuncten, einen alten Candidaten der Theologie, Wiltzsch, und eine Botenfrau Gesner, welche das Geschäft ihres verstorbenen Mannes für den Verein fortsetzte. Auf einem langen Corridor der schon mehrfach erwähnten Residenz befand sich eine Reihe von Zimmern, in denen die Sammlungen des Vereins aufgestellt waren. Ein großes salonartiges Zimmer enthielt die Bibliothek, einige mittelalterliche Kunstwerke und einige Oelgemälde, unter denen — mir unerklärlich, wie sie dahin gekommen — sich auch eine Copie der Jo Coreggio's befand. Die kleinen Gemächer waren mit Repositorien angefüllt, auf deren Brettern die Aschenkrüge, Waffen, Zierrathen aufgestellt waren, die sich bei Ausgrabungen gefunden hatten. Es war die Romantik des Mittelalters, welche mich verführte, mich auf diese Welt einzulassen. Anfangs gab mir auch die Musterung der Bibliothek und der alterthümlichen Gegenstände eine anregende Unterhaltung. Ich fand den Verein in gänzlicher Verwahrlosung, die mich anreizte, ihn neu zu organisiren. Das Präsidium kümmerte sich um nichts. Es ließ mich schalten und walten, wie ich wollte. Dr. Weber bezeigte noch am meisten ein sachliches Interesse. Der Verein hatte früher unter dem Secretariat des Professors Kruse eine Zeitschrift herausgegeben. Mit seinem Abgang nach Dorpat hatte sie aufgehört, und seitdem war der Verein so verfallen, daß die spärlich einlaufenden Beiträge kaum hinreichten, die Kosten für Herrn Wiltzsch, Frau Gesner und die Bibliothek zu tragen. Ich beschloß also, den Verein durch ein neues Organ wieder

zu beleben und überredete Anton, daſſelbe unter dem Titel: „Neue Zeitſchrift für die Geſchichte der Germaniſchen Völker" in vier jährlichen Heften herauszugeben. Im erſten Heft motivirte ich mein Vorhaben ausführlich. Sofort zeigte ſich auch die Wirkung. Eine Menge von Vereinen — bis nach Kopenhagen hin — ernannte mich zu ihrem Ehrenmitgliede.

Auch an Beiträgen fehlte es nicht, aber das Wenigſte davon war zu gebrauchen. Aus Weſtphalen namentlich wurde ich mit Nachweiſen von Paſtoren und Gutsherren überſchüttet, daß in ihrer Gegend die Hermannsſchlacht ſtattgefunden haben müſſe. Eine Hauptrolle ſpielte dabei der Name Blutbach (Blootbeek), welchen die Herren auf eine Stelle im Tacitus, auf das vom Blut der Kämpfenden geröthete Waſſer bezogen. Allein dieſer Name kommt oft vor, weil er von dem Blut der Opferthiere herrührt, das von einer Rinne am Altar in den nächſten Bach abfloß. Ohne Waſſer in der Nähe war ein Opferplatz für Thiere nicht möglich. Viele Briefe forderten auch Unterſtützung, um Hügel aufgraben zu laſſen, in denen man Gräber vermuthete. Da der Verein aber ſo gut wie keine Mittel beſaß, ſo verdroß es mich bald, immer ablehnend antworten zu müſſen. Dieſe breite und inhaltloſe Correſpondenz, die oft vergeblichen Verſuche zur Einziehung der reſtirenden Beiträge, die Anordnung und Correctur der Hefte der Zeitſchrift nahmen mich ſo in Anſpruch, daß ich nicht dazu kam, ſelber eine Arbeit beizuſteuern, obwohl ich mich mit einigen ſehr ſchönen Entwürfen, namentlich mit dem einer Archäologie des Deutſchen Mittelalters, trug. Auch eine Vergleichung der noch vorhandenen Glaubensbekenntniſſe der Germaniſchen Völker lag mir am Herzen.

Eines Morgens erſchien im ſchwarzen Frack, einen Orden im Knopfloch, ein Herr von ſehr eleganten, weltmänniſchen Manieren bei mir, mit der Bitte, ihm die Sammlungen des Vereins zu zeigen, was auch geſchah, und wobei er vielerlei Kenntniß ſolcher Dinge an den Tag legte. Es war der Hofrath Dr. Dorow. Dieſer Mann war aus Königsberg gebürtig, wo er mich auch ſpäterhin noch beſucht hat. Er hatte eine abenteuerliche Laufbahn durchmeſſen, halb Diplomat, halb Gelehrter. Er hatte ſich immer auf Reiſen in Europa umhergetrieben und überall, nach Oben wie nach Unten, Bekanntſchaften gemacht.

Er war ohne alle Productivität, aber er verſtand es, Briefe und Manuſcripte zu ſammeln und Andere arbeiten zu laſſen. Dieſe Miscellen übergab er dann dem Druck und gelangte dadurch auch zu einem literariſchen Rufe. So war er z. B. in Toscana gereiſt, hatte dort viele Gräber unterſucht und beſchrieben, die Berichte hierüber nebſt den Zeichnungen, die er hatte machen laſſen, an den berühmten Archäologen Raoul Rochette in Paris geſandt, und ſie dann mit gelehrten Bemerkungen, ſowie mit einem Heft von lithographirten Zeichnungen als eine Voyage en Etrurie drucken laſſen. Dieſer Mann nun lebte im Sommer 1832 zu Merſeburg bei ſeinem Freunde, dem Hofrath Römer, mit welchem er unter Hardenberg's Miniſterium gemeinſchaftlich beſchäftigt geweſen war. Im Schloßgarten von Merſeburg befindet ſich ein altes Grab, das auch ſchon viel gezeichnet und beſchrieben war. Als Dorow es kennen lernte, verlieh er ihm eine ganz außerordentliche Wichtigkeit. Er bewog den Verein, eine neue, größere und vollſtändigere Zeichnung in farbigem Steindruck machen zu laſſen und ſandte ſie an ſeinen Freund, Freiherrn Auguſt von Haxthauſen in Weſtphalen. Dieſer ſchrieb ihm darüber, daß das Grab kein Germaniſches, ſondern das eines Heerführers Attila's ſei, als derſelbe auf ſeinem Zug nach Frankreich durch Thüringen gekommen. Als Honorar für dieſe Arbeit, welche Dorow in meiner Zeitſchrift herausgab, wurden hundert Separatabdrücke nebſt den Zeichnungen ausbedungen, welche Dorow und Haxthauſen in die weite Welt verſandten. Auch hier hatte Dorow nur eine formelle Thätigkeit geübt, allein ſein Name hatte ſich wieder geltend gemacht. Da die Koſten dieſes Unternehmens durch die Steindrücke zuletzt weit über die Mittel des Vereins hinausliefen, ſo war das Ende vom Liede, daß ich, um nur Frieden zu haben, noch einige ſechszig Thaler aus meiner Taſche opferte.

Dieſe Erfahrung war nicht ſehr ermuthigend. Anton kam mit dem Verlag auch auf keinen grünen Zweig. Aus den Sammlungen konnte ich auch keinen geiſtigen Gewinn ziehen. Da ſtand ich manchmal vor den Todtenurnen. Meine Hand hielt den Staub einer vor Jahrhunderten verbrannten Leiche zwiſchen den Fingern. Dieſer Zuſammenhang der Gegenwart mit einer weit entlegenen Vergangenheit war romantiſch, aber inhaltlos. Ich nahm die Kopfringe und Spangen

in die Hand, welche das Haupt eines Priesters geschmückt haben konnten. Ich berührte die angebrannten Getreidekörner, die in den Spalten eines Altarsteins gefunden waren, mit Gedanken an die von mir beschriebene Naturreligion. Aber das war auch Alles. Die weißen oder rothen Streifen und Zickzacklinien auf den Aschenkrügen, aus denen Dorow so viel machte, ließen mich in ihrer Rohheit ganz kalt. Die Schlüsse, welche Dorow aus ganz kleinen Modificationen derselben für die Unterscheidung verschiedener Stämme ziehen wollte, schien mir äußerst problematisch. Wir treffen solche rohe Anfänge einer linearen Ornamentik auf einer gewissen Culturstufe in ganz ähnlicher Form bei allen Völkern.

Eine Zeitschrift, welche kein Honorar zahlt, sondern von zufälligen Beiträgen abhängt, kann nur unter sehr günstigen Umständen etwas Gutes leisten. Von allen namhaften Gelehrten, die mir zuerst ihre Theilnahme zugesagt hatten, war Freund Leo der einzige, der mir eine Abhandlung über die Ahnen Karl's des Großen beisteuerte. Ich verschwor es, je wieder die Redaction einer Zeitschrift zu übernehmen und habe von so vielen guten Vorsätzen, denen ich doch wieder untreu wurde, wenigstens diesen gehalten, obwohl mir später oft sehr lockende Anerbietungen gemacht wurden. Ich beschloß die Zeitschrift mit dem vierten Heft und legte auch das Secretariat am Ende des Jahres 1832 nieder. Indessen hatte mein Versuch wenigstens eine frische Anregung gegeben, so daß der Bibliothekar, Dr. Förstemann, der an meine Stelle trat, die Zeitschrift unter etwas veränderter Gestalt wieder aufnehmen konnte.

Halle sollte nun auch ein Universitätsgebäude erhalten. Die Feier seiner Grundsteinlegung habe ich noch mitgemacht. Der Bauführer Stapel, ein Berliner, ein sehr liebenswürdiger Mann, der auch ein guter Landschaftmaler war und von seinen Reisen ein interessantes Album zusammengebracht hatte, wurde mir und dann auch meiner Frau befreundet. Auch ein Museum mit einem Lese- und Sprechzimmer, wo auch das Rauchen erlaubt war, wurde durch Professor Blume, dem bekannten Juristen, eingerichtet. Auch Ballabende schlossen sich im Winter diesem geselligen Institute an. Das war für Halle, wo bis dahin der Berg an der Moritzburg der einzige Vereinigungspunkt der besseren Gesellschaft gewesen war, ein großer Fortschritt. Das Museum miethete die oberen Räume des Rathskellers und wir Jüngeren unter-

ſtützten Blume aus allen Kräften. Er wollte auch die Studirenden zur Theilnahme heranziehen, ſtieß aber hier bei den Corps auf Widerſtand, weil ſie darin eine Abſicht witterten, ihrem wilden Gebahren in Trinkgelagen und Raufereien entgegenzutreten. Blume ſollte geſagt haben, er hoffe, daß das Muſeum die Sitten der Studirenden geſchliffener machen würde. Die Corps ließen nun einen Pfeifenkopf mit einer Caricatur verfertigen. In der Mitte des Bildes ſtand ein Schleifſtein. Links von ihm Blume im ſchwarzen Frack, hinter dem Schleifſtein die Gesenia, d. h. die hübſche Tochter des Profeſſors Geſenius, die eine ſehr beliebte Tänzerin war. Rechts ſtand der Pedell Häniſch und bog einen Studenten im Flauſchrock zum Schleifſtein hinab. Sein Cerevisköppchen lag neben ihm auf dem Boden und ſeine langen Haare ſtrudelten auf den Stein hinab. Fräulein Geſenius drehte die Kurbel deſſelben. Unter dem Bilde ſtanden die Worte:

„Wie ein Hallenſer Student geſchliffener wird.“

XIX.

Die Cholera. Berlin. Hegel's letzter Geburtstag. Cholera-quarantaine im Gaſthof Mailand vor Wittenberg. Halle. Hegel's Tod. Winterreiſe nach dem Harz. Halle. Die Cholera bringt mich dem Tode nahe.

In dieſen märchenhaften Zuſtand ſollte nun eine fürchterliche Proſa, die Cholera, einbrechen. Ich übergehe eine Beſchreibung der Beängſtigung der Gemüther, welche das Herannahen dieſer geheimnißvollen Krankheit damals verbreitete. Sie wurde der unaufhörliche Gegenſtand der Unterhaltung. Die Regierung faßte ſie bekanntlich als eine contagiöſe Krankheit auf und traf darnach ihre Einrichtungen. Da nun auch die Geſpräche unſerer Tiſchgeſellſchaft in der Stadt Zürich gar

nicht von dem leidigen Thema loskommen konnten, ſo beſchloſſen wir, nach dem Eſſen, ſtatt uns zu unterhalten, Karte zu ſpielen. Wir wechſelten mit Whiſt und Boſton. Gegen Ende Auguſt reiſte ich nach Berlin und erlebte hier den Ausbruch der Cholera. Wer irgend die Stadt hatte verlaſſen können, war entflohen. Dr. Matthies, ſpäter Profeſſor in Greifswald, wollte ſich als Licentiat der Theologie habilitiren. Da es an Opponenten mangelte, that ich ihm den Gefallen, ihm bei der Disputation in der großen Aula der Univerſität zu opponiren. Die Theſen dazu hatte ich Tags vorher per Stadtpoſt durchſtochen und durchräuchert zugeſchickt erhalten. Marheineke fungirte bei der Feierlichkeit als Dekan. Hegel wohnte vor dem Halleſchen Thor im ſogenannten Schlößchen am Kreuzberge, und ich erlebte die Feier ſeines letzten Geburtstages in Tivoli, die ich in ſeiner Biographie beſchrieben habe.

Ich war ganz ſorglos und beobachtete mit Intereſſe die Wirkungen, welche die Krankheit in der Stadt hervorbrachte. Ich nahm ſie als eine ſociale Studie und hatte mich bald an den Anblick der in ſchwarze Wachsleinwand gehüllten Männer gewöhnt, welche die Kranken in verhüllten Körben zu den Hospitälern trugen.

In dieſer traurigen Zeit war es, wo ich Hegel und Marheineke perſönlich näher trat, weil die meiſten ihrer Bekannten verreiſt waren und ſie deshalb mir eher ein Stündchen ſchenken konnten. — Ende September nahm ich wohlgemuth Abſchied von ihnen und reiſte mit der Schnellpoſt bis nach der Stadt Mailand, d. h. bis zu einem Gaſthof dieſes Namens auf einer Anhöhe vor Wittenberg, wo die Regierung eine Quarantaineanſtalt eingerichtet hatte, die ſich, wie ich erfuhr, unter der Leitung eines meiner ehemaligen Schulkameraden vom Kloſter, des Regierungsrathes Danneil, befand. — Der Gaſthof war ein großes viereckiges Gebäude, das einen Hof einſchloß, in deſſen Mitte eine kleine Fontaine plätſcherte. Sie ſollte vielleicht die Italieniſche Benamſung des Hôtels rechtfertigen; denn — gewiſſe Schmuzereien ausgenommen — erinnerte ſonſt nichts hier an Italien. Neben dieſem Hauptgebäude lagen Stallungen und Scheunen. Die letzteren waren zur Aufnahme der Handwerksburſchen eingerichtet, die hier mit einem Strohlager vorlieb nehmen mußten. An jeder Ecke des Gaſthofs und

der Scheunen ſtand ein Wachtpoſten mit ſcharf geladenem Gewehr. Ich war von Berlin aus der einzige Paſſagier in der Poſt geweſen. Im Dämmergrauen des Morgens, bei einem kalten Herbſtnebel, langte ich an. Mein Koffer war ſchon in Berlin desinficirt und mit einem Kreuz von Chlorkalk bemalt. Ich ſelber wurde ſogleich in eine Kammer geführt, die man hinter mir zuſchloß. Man entwickelte darin Chlordämpfe. Ich mußte ſo lange darin bleiben, bis ein an Erſtickung grenzender Huſten aufmerkſam machte, mich herauszulaſſen, wenn man mich nicht tödten wollte. Nun wurde ich in das mir beſtimmte Zimmer geführt, wohin mein Koffer bereits gebracht war. Hier fand ich zwei Perſonen vor, die nicht ſehr zufrieden waren, ſich ſo früh in ihrem Schlaf geſtört zu ſehen. Ich ſetzte mich ſtillſchweigend auf einen Stuhl vor dem dritten, mir beſtimmten Bett. Es verfloſſen nun ein paar ſehr unerquickliche Stunden, bis wir beim Kaffee Bekanntſchaft mit einander machten. Da ergab es ſich denn, daß wir, im Ganzen genommen, gut zu einander paßten. Der eine der Herren war ein Pädagoge, Dr. Friedmann, der von einer Reiſe nach Rom und Neapel zurückkam, der andere ein Aſſeſſor Grimm. Wir hielten nun in unſerer Gefangenſchaft zuſammen, gingen auf den Hof und die Chauſſee, ſo weit die Schildwachen es erlaubten, zuſammen ſpazieren, beobachteten die neu Ankommenden und die Abreiſenden, kritiſirten die Einrichtungen, rauchten viel Cigarren und tranken viel Rothwein, den wir uns durch einen Boten von Wittenberg bringen ließen. Zuweilen erwiſchten wir auch ein Exemplar der Zeitung, die uns von der übrigen Welt und von dem weiteren Vorrücken der Cholera Kunde gab. Wenn wir Abends von dem ſteilen Rande der einen Chauſſeeſeite die Stadt Wittenberg in der Ferne vom Sonnenſchein überglänzt als ein verbotenes Paradies vor uns erblickten, ſo hätte ich nie geglaubt, daß ſie mir ſo poetiſch erſcheinen könnte, als meine Situation mir jetzt ihre Mauern und Thürme vorführte. Acht Tage lang mußte ich in derſelben aushalten. Am fünften Tage reiſte Dr. Friedmann, am ſechsten Aſſeſſor Grimm ab, ſo daß ich am ſiebenten das Gefühl der Gefangenſchaft in meiner Vereinſamung noch ſtärker empfand, bis ich am achten mit der Schnellpoſt nach Halle abfahren durfte.

Hier trat ich nun in den gewöhnlichen Lauf der Dinge ein, bis

Leo mir am sechszehnten November die Nachricht brachte, daß Hegel am vierzehnten an der Cholera gestorben sei. Dies war ein harter Schlag, der mich in's Innerste traf, denn Hegel war nicht nur ein großer Philosoph und großer Lehrer, er war auch ein höchst rechtschaffener, liebevoller Mensch, den ich bei meinem letzten Aufenthalte in Berlin, wo ich ihn auch in seinem glücklichen Familienleben kennen lernte, tief in mein Herz geschlossen hatte. Auch Leo fühlte den Verlust des Lehrers und Freundes, der sich seiner bei den Schwierigkeiten seiner Lage, seit er von Berlin nach Halle übergesiedelt war, mit warmer und wirksamer Theilnahme angenommen hatte, auf das schmerzlichste. Mich rührte die Sympathie, welche Leo mir bei dieser Gelegenheit zeigte. Er hatte mir sein Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters geschenkt. Da nun meine theologische Encyklopädie eben herausgekommen war, so schickte ich ihm den Tag nach diesem Besuch ein Exemplar derselben, welches ich mit folgenden Versen begleitete, weil ich sie sowohl für den Zeitmoment, wie für unser persönliches Verhältniß als charakteristisch ansehen muß:

In einsamer Klause saß ich gestern Abend trüb' gestimmt,
Was das Leben giebt, bedenkend, und wie es der Tod uns nimmt;
Wie so wohl es thut im Leben, nicht zu sein verwaist, verlassen:
Mitgefühl, es stärkt zum Lieben, Mitgefühl, es stärkt zum Hassen.

Und tief fühlt' ich das Vertrauen, was Du gestern mir gezeigt,
Als Du jener Trauerkunde herben Kelch mir dargereicht;
Und ich dachte, wie so Vieles Du bei mir gewirkt im Stillen,
Angeregt entschied'ne Bildung, Kräftigung dem schwanken Willen.

Hieroglyphisch Dir zu zeigen, was ich stets für Dich empfunden,
Send' ich dieses Buch Dir jetzo, Frucht von arbeitsel'gen Stunden,
Denn es ist von dem Geliebten, der dahin nun, ausgegangen,
Und zugleich von Deiner Forschung hat es manchen Keim empfangen.

Lebe wohl und denk' bei diesem Buch an das, was wir verloren,
Denke, wie durch seine Weihe viel im Geiste neugeboren,
Und wie alles Thun und Wissen doppelt uns durchdringt das Herz,
Wenn ein Andrer theilt des Wissens, wie des Lebens Freud' und Schmerz.

Im Verlauf der Zeit konnte es nicht fehlen, daß die große Verschiedenheit unserer Individualität, trotz unserer starken Sympathien, immer entschiedener hervortrat. Im Frühjahr 1833 gab ich diesem

Gefühl auch in einem Gedicht an Leo einen ahnungsvollen Ausdruck. Er hatte die Sammlung holländiſcher Volkslieder, die von Hoffmann von Fallersleben herausgegeben war, in den Berliner Jahrbüchern zu einer ganz vortrefflichen Anzeige gebracht, die mich, da ich damals noch ſo tief in das Germaniſche Volksthum verſunken war, entzückte und die geheimſten Empfindungen meines Gemüths berührte. Ich ſetze daher zur weiteren Charakteriſtik die erſten Strophen jenes Gedichtes hierher:

Einen Menſchen muß ich haben, dem ich widme meine Klagen,
Drum verzeih', daß ich in Verſen, was mich dränget Dir muß ſagen.
Wenn ich ſcheu, auch wohl befangen, oft in Deiner Näh' erſcheine,
Doch im Stillen deſto tiefer Deinem Geiſt ich mich vereine.

Tauſendfache Widerſprüche mögen zwiſchen uns ſich heben,
Beide mögen wir geharniſcht, feindlich uns entgegenſtreben,
Dennoch wohnt im Herzensgrunde ein geheimes Liebeswalten,
Das mich, wie ich fern Dir ſtehe, immer treu Dir wird erhalten.

Denn von Allen, die mich kennen, kannſt Du meine Schmerzen deuten
Weil Dich gleiche Leiden trafen, gleiche Wonnen Dich erfreuten,
Weil Du zwiſchen Volk und Kirche Deine Seele auch getheilet,
So daß ſie in beiden Sphären liebeſehnſuchtsvoll verweilet.

Und ſo iſt es in der That zwiſchen uns geblieben. — Ich kann nicht umhin, mich hier unwillkürlich einer merkwürdigen Scene zu erinnern, die ſich öfter auf der Stube des Profeſſors Meier in jener Zeit wiederholte. Dieſer lud nämlich uns drei — Leo, Ruge und mich — gern zu einer Whiſtpartie zu ſich ein. Da ſaßen wir denn ganz friedlich unter Scherz und Lachen zuſammen. Ruge war mit Leo ſchon ſeit 1821 bekannt, wo Ruge ihn zuerſt auf einer Fußwanderung von Halle aus in Erlangen getroffen hatte. Beide waren damals Burſchenſchafter. Leo gehörte ſchon zu den Berühmtheiten der Verbindung und hatte ſich auch ſonſt durch ſeine Schrift über Othin hervorgethan. Ich hatte inzwiſchen ſowohl mit Leo als mit Ruge Brüderſchaft getrunken, ſo daß wir drei uns in ſehr cordialer Weiſe unterhielten. Und gerade wir drei ſollten es ſein, in deren Perſon ſich die ſpätere Entwickelung der Hegel'ſchen Schule am ſchärfſten ausprägte. Ich wurde das Centrum derſelben. Leo wurde der Sprecher der rechten Seite, welcher die Anklage auf Atheismus gegen die Jung-Hegelianer erhob, die er, um ſie von den alten Hegelianern zu unterſcheiden, die Hegelingen taufte.

Ruge wurde der Chef des Jung-Hegelianismus, dem er durch die Stiftung der Halleschen Jahrbücher ein so mächtiges und geistreiches Organ schuf. Nun sitze ich hier in der äußersten Peripherie Deutschlands, in Königsberg, Leo in Halle und Ruge in Brigthon bei London.

Um Weihnachten ließ ich mich durch Freund Volk verführen, eine Reise nach Hädersleben und nach der Domaine Kloster Gröningen zu machen. Es reizte mich, den Harz auch einmal im Schnee- und Eisgewande zu sehen. Ich fuhr mit der Post über Quedlinburg, wo ich wieder in der Pölle logirte, und wohnte bei Strebe in Hädersleben. Auf einer unserer Excursionen hatte ich das Unglück, bei dem Versuch, über die erst leicht zugefrorene Bode zu springen, mitten in dieselbe zu stürzen. Ich konnte damals nicht nur im figürlichen, sondern im wirklichen Sinne noch über Tisch und Bänke springen, hatte aber nicht berechnet, daß der große Wintermantel, den ich trug, den Sprung verkürzen müßte. Eben dieser Mantel rettete mich aber, denn er legte sich, indem er sich aufsteifte, wie ein Wulst auf dem Eise um mich herum und verhinderte ein tieferes Untersinken. Volk und Strebe hatten vorsichtiger nach einer schon fester zugefrorenen Stelle gesucht und waren glücklich auf das andere Ufer gekommen, von wo sie mir nun zu Hülfe eilten und mich, nicht ohne Anstrengung, aus dem Wasser zogen. Die Bode ist ein Bergfluß, der, je nach den Jahreszeiten, zwar tief, aber der Breite nach nur schmal ist. Zunächst ergriff ich einen Stock, den mir Strebe darreichte. Volk gelang es dann, meinen Mantelkragen zu packen, und so kam ich auf's Trockene, wo meine Freunde mich unter den Arm nahmen und noch eine Viertelmeile etwa nach Haus geleiteten. Sie brachten mich zu Bett und ich schlief auch alsbald ein. Als ich am andern Morgen erwachte, fühlte ich heftige Schmerzen an den Hüften, die ganz zerschunden waren, war aber gegen Mittag wieder ziemlich im Schick.

Dies war nur einer der vielen Fälle in meinem Leben, in denen ich aus Unbedachtsamkeit mich in die Gefahr des Todes stürzte. — Ich schäme mich noch jetzt, es einzugestehen, daß das Kraftgefühl, welches mich beseelte, mich trotz der üblen Folgen, die mein Leichtsinn mir öfter zuzog, doch immer von Neuem zu einer Verwegenheit hinriß, die im höchsten Grade tadelnswerth war. Ich könnte eine ganze

Reihe von Fällen erzählen, in denen ich mich an den Rand des Todes brachte und ihm dann nur mit Aufbietung aller meiner Kräfte entging. Furcht kannte ich nicht. Meinen Leib beherrſchte ich als reines Werkzeug und ich konnte ſchwindelfrei am Rande eines Abgrundes hingehen. Daß ich von den mancherlei Fällen, aus denen nur ein kleiner Umſtand mich vor dem Untergang bewahrte, dieſen herausgehoben und ihn ſtatt aller andern erzählt haben will, hat ſeinen Grund in den Folgen, wie ſich weiter ergeben wird.

In den erſten Tagen des Januars 1832 fuhr ich über Aſchersleben nach Halle zurück. In Aſchersleben war Loof Lehrer der Mathematik und Phyſik an der dortigen Realſchule geworden und zeichnete ſich ſo aus, daß er einige Jahre darauf als Schulrath nach Gotha berufen ward.

In Halle nahm ich den gewöhnlichen Gang meiner Thätigkeit wieder auf, fühlte aber eine mir ganz fremde Dumpfheit im Kopf und fiel am ſiebzehnten Januar an der Cholera krank. Sie war bei mir, wie ich glaube, durch den Sturz in die eiskalte Bode vorbereitet. Ich war ſtatiſtiſch der dritte Menſch, der damals in Halle der furchtbaren Krankheit anheimfiel. Man wußte ſie noch nicht recht zu behandeln und ich ſchwebte einige Tage zwiſchen Himmel und Erde. Daß ich leben blieb, verdankte ich, außer meiner guten Conſtitution, der treuen Abwartung, welche mir Brockhaus, mein Diener, den ich mir zum Reinigen meiner Kleider und Stiefel, zur Beſorgung meiner Wäſche und zum Auslaufen hielt, mit liebevoller Pflege angedeihen ließ. Er ließ es ſich nicht nehmen, die erſten ſchlimmen Nächte bei mir zu wachen und mir alle jene Dienſte zu leiſten, welche in dieſer abſcheulichen, noch immer räthſelhaften Krankheit vielleicht noch wichtiger ſind, als die Heilmittel, die uns aus den Büchſen der Apotheke verabreicht werden.

Ich hatte den Ausbruch der Cholera in Berlin erlebt; ich hatte die Choleraquarantaine vor Wittenberg mit leidlichem Humor überſtanden; ich hatte natürlich für möglich gehalten, von dem unheimlichen Aſiatiſchen Gaſte ergriffen zu werden, aber ich hatte in meiner Lebensweiſe nichts geändert und in Halle am wenigſten gedacht, eins der erſten Opfer zu ſein. Als die Symptome ſchon ſehr deutlich dafür ſprachen, glaubte ich es noch nicht, bis meine Wirthin zum Arzt ſchickte. Daher kam

es nun wohl, daß ich bis zum Sterben krank wurde. Ich fühlte mich in manchen Augenblicken so elend, daß ich den Tod erwartete. Der Zustand war furchtbar, aber am dritten Tage trat Besserung ein. Nun dauerte es jedoch Wochen lang, bis ich wieder zu Kräften kam. Als Freund Ritschl mich das erste Mal unter den Arm nahm und in der kleinen Ulrichsstraße ein paar Mal auf- und abführte, fühlte ich mich der Realität so entfremdet, daß die Hunde, die auf der Straße umherliefen, mir Scheu, wie einem Kinde, einflößten. Die Krankheit hatte in meinem innersten Mark gewühlt und alle Bekannten, die meine Erscheinung vorher und nachher vergleichen konnten, stimmten später darin überein, daß das elektrische Feuer, in welchem ich bis dahin gesprüht hatte, wenn nicht erloschen, doch sehr gedämpft war. Mir selbst scheint Alles, was ich von eigentlichen Ideen mein nennen könnte, jenseits jener traurigen Wochen zu liegen. Ich habe zwar noch Vieles gelernt; ich habe noch Vieles gearbeitet; ich bin als öffentlicher Lehrer noch vierzig Jahre hindurch ununterbrochen thätig gewesen, allein der productive Drang, in dessen Effulgurationen ich geschwelgt hatte, war seitdem auf ein geringeres Maaß herabgesetzt. Das Arbeiten am Abend, auch wohl in die Nacht hinein, gab ich von hier ab auf. Mit großem Dank erinnere ich mich, daß ich während meiner Genesung Abends ein Buch las, welcher Professor Friedländer mir geliehen hatte. Es waren die Briefe eines Verstorbenen, als deren Verfasser der Fürst Pückler-Muskau bekannt wurde. Sie bieten so frische und anmuthige Schilderungen von Land und Leuten in Frankreich, England und Irland, daß der Reiz zum Leben im höchsten Grade durch sie angefacht wird. Der Fürst, ein vollendeter Virtuose der Lebenskunst, widmete auch dem Comfort der Küche eine ausgedehnte Rücksicht, die mir damals außerordentlich zusagte. Im Ankampf gegen die Erschöpfung, welche die Cholera bei mir zurückgelassen, wurde ich eine Zeit lang im Essen und Trinken sehr materiell.

XX.

Heinrich Stieglitz. Die Geschichte der Poesie.

Ich war zuerst mit poetischen und literarischen Arbeiten aufgetreten. Durch Hofrath Gruber war ich sodann veranlaßt worden, Schriften aus diesem Gebiet in der Halleschen Literaturzeitung zu recensiren. Hiervon war die weitere Folge, daß auch die Berliner Jahrbücher mir solche Aufgaben zumutheten. — Von hier ab hat mich die Deutsche Belletristik nicht wieder losgelassen, mir ihre Producte zur Kritik unterzubreiten, bis ich vor etwa zehn Jahren jedes Ansinnen solcher Art ganz entschieden ablehnte. Ich war es müde geworden, Manuscripte zu lesen und Erstlingsversuche zu beurtheilen. Ich war es noch müder geworden, den Dichtern oder Philosophen Verleger für ihre Schöpfungen zu empfehlen. Von allen Bitten, die im Leben eines Schriftstellers zu den unangenehmen gerechnet werden müssen, sind die unangenehmsten die, welche die Noth um einen Verleger hervorruft. Nur die Bitte dramatischer Autoren, ihre Trauerspiele auf einer Bühne zur Aufführung bringen zu helfen, übertrifft sie noch an Peinlichkeit. — Es ist übrigens unglaublich, wie viel Verse in Deutschland gemacht werden, und noch unglaublicher, wie viel von diesen Versen wirklich zum Druck gelangen. Der größte Theil dieser Dichtungen ist nur eine mehr oder weniger geschickte Reproduction schon vorhandener, als classisch anerkannter Muster. Das Genie ist, der Natur der Sache nach, selten. Nun halten sich aber die Dichter in der Regel für Genie's. Sie haben über den Werth ihrer Production, was auch ganz begreiflich, kein klares Urtheil, sondern nur das Vorurtheil, daß man sie vortrefflich finden müsse. Dies ist der schwierige Punct für den Kritiker. Wenn er lobt, ist man mit ihm zufrieden. Tadelt er aber, oder verwirft er wohl die

ganze Poeterei, so hat er sich damit einen unversöhnlichen Feind geschaffen. Man hat zwar von dem Kritiker die Wahrheit zu hören gewünscht, allein wenn er sie aufrichtig ausspricht — sei es auch im höflichsten Ton — so fühlt man sich beleidigt. Das verletzte Selbstgefühl reagirt, und der Kritiker, dessen Urtheil man soeben noch mit größter Bescheidenheit, mit unbedingtem Vertrauen als maaßgebend anrief, wird plötzlich zum beschränkten Menschen, der das Neue, das Große, das Bedeutende, das Geschmackvolle der höchst interessanten Dichtungen nicht zu fassen vermag. Man geht auch wohl noch weiter und beschuldigt ihn des üblen Willens. — Ich kann mir nun das Zeugniß geben, daß ich mit aller Höflichkeit der Wahrheit treu zu bleiben gestrebt habe. Hiervon aber ist die Folge gewesen, daß sehr viele Personen, die meine Auctorität erbeten hatten, gegen mich, um es ganz gelinde auszudrücken, verstimmt wurden. Zuweilen gerieth ich mit den Verfassern ganz unmittelbar in üble Lage. So mit einem Mann, Namens Heidelberg, der ein großes Gedicht: „Orpheus" hatte drucken lassen, das von der Leipziger Kritik günstig aufgenommen war. Dieser Mann kam nun mit einem zweiten epischen Gedicht im Manuscript: „Jesus Christus", zu mir. Er besuchte mich wiederholt, aber ich konnte seinem Werke keinen Geschmack abgewinnen, worüber er schließlich ganz außer sich wurde. Nach einer heftigen Scene kam er glücklicher Weise nicht wieder. Schlimmer erging es mir mit einem Studenten, der unstreitig Talent für das Drama besaß. Ich hatte ein Trauerspiel von ihm gelobt. Er brachte mir ein zweites. Ich ersuchte ihn, zu mir zu kommen, es mit ihm durchzugehen. Es hatte einzelne Schönheiten, allein auch viel Verfehltes und bedurfte starker Remeduren. Als ich ihm dies auseinanderzusetzen suchte, wurde er, weil er vielleicht nur Lob zu hören gekommen war, allmälig so wüthend und unmanierlich gegen mich, daß ich, so schwer es mir wurde, ihm die Thür wies. Ich war auch in Affect gerathen und hatte zuletzt mit fürchterlicher Stimme auf ihn losgescholten. Ich erwartete nun einige Tage nach dem Zuschnitt des damaligen Studentenlebens in Halle, daß mir, wie es Leo wiederholt gegangen war, die Fenster eingeworfen werden würden, und bereitete meine junge Frau darauf vor. Doch verzog sich die Sache wieder. Auch verließ ich Halle bald nach diesem Auftritt für immer.

Doch ſind mir aus der Theilnahme an den Arbeiten Anderer auch ſehr erfreuliche Verhältniſſe erwachſen, die öfter zu lebenslänglicher Freundſchaft ſich befeſtigten. Sehr begreiflich waren es gerade die Talentvolleren, mit denen ſich ſolche Verbindungen ſchloſſen. Ich beſaß die Gabe der productiven Kritik, d. h. ich erkannte nicht nur paſſiv das Gute an, ich tadelte nicht nur polemiſch, was mißlungen und verwerflich ſchien, ſondern ich hatte auch eine ſympathiſche Erfindungsgabe, durch welche ich poſitiv nützlich und förderlich werden konnte. Sobald die Beſſeren dies wahrnahmen, wuchs ihr Vertrauen zu mir bis zur Rückhaltloſigkeit eben ſo ſehr, als die Schwächeren und mit dem Dünkel der Originalität Behafteten ſich gerade hierdurch abgeſtoßen fühlten. Meine Theilnahme war immer ſachlich und uneigennützig, aber ſie erblickten in meinen Verbeſſerungsvorſchlägen eine ſchulmeiſterliche Bevormundung, die ihnen unbequem war. Sie zogen ſich daher von mir zurück, während die Gemeinſchaftlichkeit des Suchens und Geſtaltens mit Andern nicht ſelten zu den intereſſanteſten Geſprächen oder Briefwechſeln führte. Manchmal war mir die individuelle Lage des Andern zu fremd, um ihm, trotz meines guten Willens und trotz ſeiner hingebenden Offenheit, hülfreich werden zu können. So erging es mir mit Enk. Dies war ein Oeſterreichiſcher Mönch, der als Lehrer am Lyceum in Mölk wirkte. Er war ein Freund von Ferdinand Wolf in Wien, und durch dieſen wurde er mit mir in Zuſammenhang gebracht. Ich empfing von ihm ſehr ausführliche Briefe. Ich recenſirte ſeinen Roman: „Don Tiburzio“; ſeine Theorie der Tragödie, die er unter dem Titel: „Melpomene“ herausgab; ich verſuchte, auf ſeine Fragen und Pläne einzugehen, allein es blieb mir immer etwas Undurchdringliches bei ihm zurück, wie es ihm wahrſcheinlich umgekehrt mit mir eben ſo ergangen iſt. Nachdem er noch eine recht gründliche Schrift über Lope de Vega und Calderon hatte drucken laſſen, ſtürzte er ſich aus Melancholie in die Wellen der Donau, die an dem Felſen vorüberrauſchten, auf welchem das Kloſter Mölk erbaut iſt.

Die Hegel'ſche Schule hatte damals auch eine poetiſche Phaſe, die ſich theils an Göthe, theils an Heine anſchloß. Wegen meines Nachſpiels zum Fauſt konnte man mich ſelber dazu rechnen. Es waren aber vorzüglich zwei Dichter in Berlin, welche ſie vertraten: Heinrich

Stieglitz und Karl Werder. Den letzteren habe ich persönlich erst 1848 kennen gelernt, mit dem ersteren jedoch war ich durch meinen häufigen Aufenthalt in Berlin schon früher in näheren Verkehr gerathen. Da er mich zuweilen zum Thee zu sich einlud, so machte ich auch die Bekanntschaft seiner höchst liebenswürdigen Frau, die ein so unglückliches Ende nehmen sollte. Stieglitz gab mit Werder einen Berliner Musen-Almanach heraus. Sie luden mich zur Theilnahme daran ein, die ich ablehnen mußte, jedoch den ersten Jahrgang in der Halleschen Literaturzeitung recensirte. Nach dem Vorgang von Göthe und Rückert in ihren Westöstlichen Dichtungen gab Stieglitz in vier Bänden Bilder des Orients heraus, worin er eine Gallerie seiner Nationen von China bis zur Türkei schilderte. Ich recensirte sie in den Berliner Jahrbüchern. Es steckt eine gewaltige Arbeit darin. Ihre Physiognomie trägt einen unverkennbaren Zug aus Hegel's Auffassung der Weltgeschichte. Was er später noch hervorgebracht hat, reicht nicht an sie heran. Seine Frau Charlotte hatte durch ihren Tod ihn auf einen höheren Standpunkt zu erheben gehofft. Der Schmerz über das Opfer, welches sie ihm brachte, sollte seinem krankhaften Streben nach Größe eine entsprechende Kraft verleihen, allein er wurde nur gänzlich dadurch gebrochen. Zwar kämpfte er redlich mit seinem Geschick, allein er siechte in geistiger Schwindsucht hin, irrte unstät umher und starb einsam in Venedig, ohne sich genug gethan zu haben.

Obwohl Stieglitz ein Hegelianer geworden war, so blieb er doch als Dichter wesentlich ein Romantiker. Auch sein Schicksal war ein romantisches, ganz im Sinne der Tieck'schen Ironie, denn der Selbstmord seiner Frau, den sie mit heroischer Resignation vollbrachte, ihren Gatten von seiner Hypochondrie zu heilen und ihn mit einer Begeisterung zu erfüllen, wie etwa Dante für seine Beatrice empfand, bewirkte nicht, was er bewirken sollte. Die ganze Zeit war eben noch von der Romantik erfüllt. Gruppe bekämpfte die Hegel'sche Philosophie noch kurz vor Hegel's Tode 1831 mit einer Komödie: „Die Winde oder die absolute Construction", die halb nach Platen's Romantischem Oedipus, halb nach Tieck's Zerbino organisirt war. Die romantischen Dichter lebten ja auch noch. Lernte ich doch noch Fouqué persönlich kennen, als er sich nach Halle übersiedelte. Wie hätte ich gedacht, als

ich mit meiner Schweſter in ſeinen Dichtungen ſchwelgte, einſt die Ehre zu haben, daß der Dichter des Zauberrings mir in der Uniform eines Preußiſchen Obriſten die Viſite machen würde, wie dies eines Tages geſchah. Fouqué beſchäftigte ſich in Halle auch mit Philoſophie, inſofern er eine Biographie des romantiſchen Philoſophen Jakob Böhme drucken ließ, die ich auf ſeine Bitte in der Halleſchen Literaturzeitung anzeigte. — Es war eine ſehr gut gemeinte, aber ganz oberflächliche Arbeit, in welcher von einem Verſtändniß der Speculation Böhme's keine Spur zu finden war. Aus Verehrung für den Dichtergreis, dem meine Jugend ſo köſtliche Stunden verdankt hatte, behandelte ich ſie kurz und mit zarter Schonung.

Nun ſollte ich aber nicht nur mit werdenden und fertigen Poeten verkehren, ſondern ich ſollte auch durch eine eigenthümliche Entdeckung zu einer anhaltenden Beſchäftigung mit der Geſchichte der Poeſie vom Sommer 1831 bis zum Sommer 1833 beſtimmt werden. Als ich das erſte Mal den Verſuch machte, die Geſchichte der Philoſophie vorzutragen, boten mir die Handbücher von Tennemann und von Rixner, die ich früher erwähnt habe, einen ſehr willkommenen Anhalt. Eines Tages fiel ich darauf, ob von der Geſchichte der Poeſie nicht ähnliche Handbücher exiſtirten. Zu meinem Erſtaunen konnte ich ſolche nicht entdecken. Ich fand dieſe Geſchichte theils nur als Specialgeſchichte der Poeſie der einzelnen Völker, theils als Moment in den Geſchichten der Literatur von Meuſel und Wachler, theils in den allgemeinen Weltgeſchichten, wo ſie den Ueberſichten der Culturentwickelung der Völker incorporirt waren. Ich fand, daß die Geſchichtſchreiber in der Regel ſo verfuhren, daß ſie eine kurze biographiſche Notiz über die Dichter, eine Titelangabe ihrer Werke und ein äſthetiſches Urtheil über ihren Styl mittheilten, welches letztere gewöhnlich ſich auf bloße Prädikate, wie kühn, glänzend, anmuthig, trocken, ſchwülſtig und dergleichen beſchränkte. Von einem höheren Geſichtspunkte, von einer inneren Entwickelung war keine Spur zu finden! Ich entdeckte ferner, daß am Ende des vorigen Jahrhunderts ein Rector des Gymnaſiums zu Herford, Hartmann, 1797 und 1798 den erſten Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Poeſie mit äußerſter Schüchternheit und Befangenheit gemacht hatte. Er kann in ſeiner Vorrede ſich nicht genug entſchuldigen,

einen solchen Versuch zu wagen, indem er sich hinter die Kategorie der Nützlichkeit und Brauchbarkeit eines solchen Unternehmens verschanzt. Im Gefühl, wie dürr seine eigene Erzählung ausfiel, wollte er durch Uebersetzung sogenannter Proben aus den Dichtern nachhelfen. Er theilte die ganze Geschichte in drei Perioden; die erste von der Schöpfung bis zur Gründung des Jüdischen Staates 1516 vor Christus; die zweite von hier bis zur Völkerwanderung 496 nach Christus; die dritte von hier bis auf die Gegenwart. Innerhalb dieser Perioden betrachtete er die Völker synchronistisch. Bei der zweiten Periode sah er sich jedoch genöthigt, 336 vor Christus mit dem Macedonischen Reiche noch einen besonderen Abschnitt zu machen. Er hielt dann innerhalb eines jeden Zeitraumes eine Heerschau über die verschiedenen, neben einander hingestellten Völker, d. h. er befolgte die synchronistische Methode. Er blieb aber bei der Völkerwanderung mit dem zweiten Bande stehen. Der dritte Band erschien nicht. Wenn ich nun dies unvollständig gebliebene Buch mit dem Standpunkt verglich, zu welchem sich inzwischen die Deutsche Philosophie für den Begriff der Kunst und besonders der Poesie erhoben hatte, so konnte sich mir nur ein schreiendes Mißverhältniß für die Darstellung der Geschichte der Poesie ergeben. Es ist jetzt Mode geworden, von der romantischen Schule nur verächtlich zu sprechen, allein man wird ihr das Verdienst nicht ableugnen können, die Geschichte der Poesie poetischer, inniger, tiefer, würdiger aufgefaßt zu haben. Herder und Schiller legten den Grund zu der neuen Anschauung; Friedrich und August Wilhelm Schlegel, Jean Paul, Solger, Wilhelm von Humboldt, hatten dann nach verschiedenen Seiten hin weiter gearbeitet. Meine Belesenheit auf dem ästhetischen und literarhistorischen Gebiet war damals wirklich sehr ausgedehnt, und so fiel ich auf den Gedanken, ein Handbuch der allgemeinen Geschichte der Poesie zu schreiben, welches dem Standpunkt der Gegenwart entspräche. Dies geschah auch, und so wurde dies Werk in drei Bänden mit einem Register das erste vollständige Gemälde der Geschichte der Poesie.

Ich würde vielleicht nicht den Muth gehabt haben, es zu unternehmen, wenn es mir nicht einerseits unendliches Vergnügen gemacht, andererseits auch eine gute Summe Geld eingebracht hätte, dessen ich gerade sehr bedurfte, weil ich mich im September 1832 verheirathete.

Ich habe ökonomiſch eigentlich immer nur ein negatives Princip verfolgt, nämlich keine Schulden zu haben, welches durchzuſetzen mir auch gelungen iſt. Die Kunſt des Geldſammelns habe ich nie verſtanden. Es ging mir, wie Leſſing. Wenn ich Geld hatte, ſchien es mir höchſt entbehrlich, wenn ich es aber nicht hatte, das Unentbehrlichſte. Ich war kein Verſchwender, allein ich verſagte mir eigentlich wenig. Reiſen, Bücher, Kupferſtiche, Theater und Concerte waren die Gegenſtände, für welche ich einen verhältnißmäßig großen Aufwand machte. Auch die Gaſtfreiheit, die ich gegen Fremde nach damaliger Sittte üben mußte, welche mir ihren Beſuch ſchenkten, verurſachte manche Koſten. — In der humoriſtiſchen Vorrede, die ich zum erſten Bande jenes Handbuchs ſchrieb, habe ich eine verblümte Schilderung meiner damaligen Situation gemacht. Hätte Hegel noch gelebt, ſo fragt ſich, ob ich mich ſo leichtſinnig in die zu Halle graſſirende Schreibſeligkeit hätte fallen laſſen, um mit einer bloßen Compilation hervorzutreten, in welcher die Philoſophie ſich auf eine Conſtruction des Stoffes beſchränkte.

Mit Hegel war die Auctorität verſchwunden, die er auf ſeine Schule übte. Die Anarchie der Schüler begann. Die Strenge der Forderungen kehrte zwar ein Schüler gegen den andern hervor, allein gegen ſich ſelbſt wurde man immer nachſichtiger. Ich hatte von der Kritik, ſo weit ſie den vorhegel'ſchen Standpunkt vertrat, genug zu leiden gehabt. Das unaufhörliche Gerede gegen die Dialektik brachte mich jetzt dahin, ſie zwar in der Sache walten zu laſſen, ſie jedoch nach Außen hin aller Schulform und methodiſchen Feierlichkeit zu entkleiden. Es kam darauf an, die Reſultate der vielen Specialarbeiten mit kritiſchem Tact richtig auszuwählen und ſie in der Einheit der geſammten Anſchauung ſo zu verarbeiten, daß eine harmoniſche Ausgleichung des Mannichfaltigen, das ich von Andern entlehnte, möglich wurde. Ich citirte die jedesmalige Quelle, aus welcher ich ſchöpfte und rechtfertigte bei wichtigen Puncten die Gründe, die mich zu meiner Beurtheilung beſtimmten. Die außerordentliche Gewandtheit, die ich damals in der Anwendung der dialektiſchen Methode auf concrete Gegenſtände beſaß, erleichterte es mir, den ungeheuren Stoff mit glücklichem Inſtinct zu durchdringen. — Alles hat in uns ſeine Epoche, und ſo bewegte ich mich einige Jahre in einer unendlich fruchtbaren Reflexion

über die Erzeugniſſe der Poeſie. Meine Arbeit war einerſeits eine durchaus gelehrte, ſofern man unter Gelehrſamkeit ein die Thatſachen einer Sphäre umfaſſendes, reiches Wiſſen verſteht. Andererſeits war ſie eine philoſophiſche, ſofern ich an die Stelle der rohen Begriffloſigkeit, die ich vorfand, eine Entwickelung ſetzen wollte, welche in der Erſcheinung das Weſen der Idee offenbar machte.

Für den inneren Proceß der Poeſie verfolgte ich überall ihren Gang von der Naturpoeſie zur Kunſtpoeſie. Die Naturpoeſie hebt ſich auf, ſobald ein Volk zur Schrift gelangt. Sie dauert aber neben der Kunſtpoeſie als Volkspoeſie fort. Wenn die Kunſtpoeſie ſich nicht der Urſprünglichkeit des Volkslebens entfremdet, wie es durch eine einſeitige Hofpoeſie zu geſchehen pflegt, ſo kann ſie als Nationalpoeſie den individuellen Gehalt der Volksdichtung mit der Vollendung der höfiſchen Form vereinigen. Dieſe claſſiſche Popularität iſt die höchſte Stufe der Ausbildung der Dichtkunſt.

Für die Eintheilung hielt ich mich an die weltgeſchichtliche Trias des Orients, der antiken und der chriſtlichen Welt. Die Orientaliſche und die Helleniſche Poeſie ſind einander entgegengeſetzt. In jener kämpft der Verſtand mit der Phantaſie. Der Verſtand wird didaktiſch, die Phantaſie phantaſtiſch. Gegen das Zerfließen in dieſe Extreme macht die Griechiſche Individualität die ſchöne Mitte derſelben, die abſolute Einheit von Inhalt und Form, aus. Das Maaß überwindet die Maaßloſigkeit und ſetzt ſie im Koloſſalen zu einem Moment herab, wie die ſchönen Götter die hunderthändigen Titanen in den Tartarus werfen, über deſſen Dunkel ſie auf den heiteren Höhen des Olympos thronen. Die chriſtliche Welt macht die Innerlichkeit des Gemüths, die abſolute Verſöhnung Gottes mit dem Menſchen zum Princip. Schon in ſeinem erſten Auftreten nimmt das Chriſtenthum durch ſeine heilige Schrift das Orientaliſche und das Helleniſche Element in ſich auf. Jedes Volk aber, welches von der chriſtlichen Religion als der Weltreligion einverleibt wird, muß ſeine Beſonderheit mit der Allgemeinheit des Menſchlichen durchdringen. In dieſem Kampf erneut ſich das abſolute Ideal in einer höheren Geſtalt.

Im Orient unterſchied ich die Chineſiſche, die Indiſche und die Vorderaſiatiſche Poeſie. Die erſtere iſt verſtändig, die zweite phantaſtiſch,

die dritte gemüthvoll. Die beiden erſteren Völker ſtehen gleichſam als beſondere Menſchheiten neben einander, bis der Buddhismus aus ihrem Gegenſatz, aber in einer nur negativen Weiſe, zum Gedanken des allgemein Menſchlichen in allen Völkern vordringt. In Vorderaſien geht die Poeſie in der vorchriſtlichen Zeit von der Hebräiſchen, in der nachchriſtlichen von der Muhamedaniſchen Theokratie aus, welche die Volkspoeſie der Arabiſchen Lyrik und der Perſiſchen Epik in ſich aufzehrt, die dramatiſche Dichtung aber, zu welcher China und Indien gelangten, von ſich ausſchließt.

In der antiken Poeſie iſt die Griechiſche in der Totalität aller Gattungen die wahrhaft ſchöpferiſche, die Römiſche nur eine formelle Fortſetzung derſelben. Die Helleniſche Kunſtdichtung war zugleich Nationalpoeſie. In Alexandrien kam ſie durch die Kritik zum Bewußtſein über ihre Form und wurde zugleich unter den Ptolomäern Hofpoeſie. Die Alexandriniſche Poeſie macht die Mitte zwiſchen der volksmäßigen Griechiſchen Poeſie und zwiſchen ihrer Römiſchen Nachbildung aus. In der Erotik der Idylle, der Elegie und des Romans, in der Abſchilderung des Privatlebens durch das Drama und im theils gnomiſchen, theils deſcriptiven Lehrgedicht ſtarb die antike Poeſie dahin.

Die moderne Poeſie iſt viel ſchwerer zu faſſen, weil ſie aus ſehr verſchiedenen Elementen entſpringt. Die nationale Individualität wird überall durch das Ideal der Humanität durchbrochen, welches die chriſtliche Religion aufſtellt. Mit ihrem Glauben verbreitet ſich aber zugleich überall eine gewiſſe Kenntniß der antiken Poeſie, welche die Nachahmung der gelehrten Kleriker und ſpäter der Humaniſten zur Folge hat. Bis zum funfzehnten Jahrhundert überwiegen noch Stoff und Form der urſprünglichen Celtiſchen oder Germaniſchen Volkspoeſie. Dann ſteht dieſe eine lange Zeit der gelehrten Lateiniſchen oder in der Form der Nationalſprache ſich ihr eng anſchließenden künſtlichen Dichtung gegenüber, bis die moderne Poeſie mit ſelbſtſtändiger Kraft als nationale hervorbricht. — Ich ging nun von den Romaniſchen Völkern zu den Germaniſchen, und von dieſen zu den Slaviſchen über. Unter den erſteren ſtellte ich die Franzoſen voran, weil ſie am ſelbſtſtändigſten — ſowohl dem Inhalt als der Form nach — die ungeheure Mannichfaltigkeit der neuen Stoffe geſtalteten. Durch das verſtändige Geſchick,

mit welchem sie sich dabei benahmen, sind sie die Meister der Europäischen Poesie geblieben. Die Italiener erhoben die Poesie zur reinsten Kunstform. Dante bezwang in seinen Terzinen die ganze Scholastik, Petrarca in seinen Sonetten den Minnegesang, Boccaccio in der Prosa seines Decamerone die Novelle, Bojardo, Ariosto und Tasso in der schön gebauten Stanze das heroische Epos zur durchsichtigen Klarheit der Gestalten. Die Plastik des Italienischen Styls war zugleich musikalisch vollendet. Die Oper, das eigenthümlichste Product der modernen Kunst, ging von Florenz und Venedig aus. Die Spanier und Portugiesen nahmen die Italienische Form auf. Die Dialektik des alleinseligmachenden katholischen Glaubens, der ritterlichen Ehre der Vasallen und der Leidenschaft der Liebe wurde der Inhalt ihrer Romanzen und Dramen, bis ihre originelle Productivität mit Calderon ihre höchste künstlerische Verklärung erreichte. Die Englische Poesie hat im Gegensatz zur Spanischen einen skeptischen Zug, der sich zur absoluten Befreiung im Humor forttreibt. Die Deutschen fangen zwar mit nationalen Dichtungen an, fallen aber bald in Abhängigkeit von den Franzosen und Engländern und gelangen erst durch Lessing und Klopstock, Göthe und Schiller zu einer selbstständiger Poesie. An Erfindung bleiben Franzosen und Engländer ihnen überlegen, so daß die Abhängigkeit von denselben in Drama und Roman nicht aufhört.

Dies ungefähr war der Gang, den ich nahm. Da derselbe das ethnographische Princip stark betonte, so gab ich am Schluß eine Uebersicht des genetischen Verlaufs nach allgemeinen Perioden und Epochen. Diese Uebersicht ist eine nach Inhalt wie nach Form gelungene Arbeit, welche fortzuleben verdient, wenn auch alles Uebrige der Vergessenheit anheimfällt. Ich bin selbst Schuld, daß ein so mühsames Werk, welches die Geschichte der Poesie durch Verarbeitung der vorzüglichen Leistungen von den Gebrüdern Schlegel, von Görres, Wilson, Hammer-Purgstall, Schlosser, Valentin Schmidt, Jakob und Wilhelm Grimm, Franz Horn, Tieck, Solger, Göthe, Schiller und so vielen Anderen auf eine ganz neue Stufe gehoben und mit einer glänzenden Gallerie inhaltvoller Anschauungen bereichert hatte, ein Werk, welches der erste vollständig durchgeführte Versuch auf diesem Felde nach festen ästhetischen Prin-

cipien und mit weltgeschichtlichem Sinn geschrieben war, nicht den Erfolg hatte, der ihm hätte zufallen sollen. Ich schrieb nämlich die Geschichte hinter einander fort und machte, wenn ich mit einem Volk zu Ende war, nur einen dünnen Strich. Dann ging es weiter. Den Ueberblick der Entwickelung nach Perioden, Epochen und Namen gab ich, sehr genau mit Zahlen und Buchstaben gesondert, in einer vor jedem Bande abgedruckten Inhaltsanzeige. Wie dumm! Ich mußte diese Architektonik im Innern des Buches durch Ueberschriften markiren. Dann hätte sich diese schöne Organisation, die mein Hauptverdienst war, dem Auge des Lesers einladend präsentirt und ich hätte für die Poesie ein Buch geschaffen, wie mein Freund Kugler für die Geschichte der Malerei. Kugler hat mir selber manchmal erzählt, wie sehr mein Buch ihm geholfen habe, dem Proceß der Entwickelung auf die Spur zu kommen, wenn er um die Auffindung von Perioden und um die Charakteristik des Geistes der Nationen und Zeitalter sich in Verlegenheit befand. Das Lesen in meinem Buche brachte sein Denken in Fluß und half ihm, auf richtige Fährten zu kommen. — Außer dem Fehler, die Eintheilung nicht überschriftlich für das Auge des Lesers in das Innere des Buches aufgenommen zu haben, machte ich, wie ich glaube, noch einen andern. Ich schrieb öfter zu poetisch und zu pathetisch. Aber ein Handbuch verlangt einen gleichmäßigen Ton, einen mittleren Styl, der ruhig und klar, nur den Verstand beschäftigt. Es ist nicht nöthig, deshalb so langweilig zu werden, wie der Rector Hartmann, allein man sollte, was er Nützlichkeit und Brauchbarkeit nennt, im Auge behalten.

Ich widmete mein Buch meinen Freunden Hotho in Berlin und Besser in Petersburg.

Ich bin nun ein so großer Liebhaber der Poesie aller Völker, daß ich die in jener Compilation behandelte Aufgabe während meines spätern Lebens immer von Neuem aufgenommen, zweimal sogar ein Collegium darüber gelesen und 1855 von einem ganz andern Standpunkte aus noch ein Buch darüber geschrieben habe, über welches ich auch schon wieder fort bin. Ich werde in der Regel bald nachdem ich etwas abgeschlossen habe, damit unzufrieden. Die Kritik, die ich an mir selber

übe, iſt unerbittlich. Ich verwünſche daher oft, daß ich etwas habe drucken laſſen und kann mich nur durch den Gedanken tröſten, daß ich ohne den relativen Abſchluß nicht zur Kritik, nicht zur Unzufriedenheit mit mir, nicht zum Fortſchritt hätte gelangen können.

XXI.

Uebergang in die Proſa. Entſcheidung für Königsberg. Abreiſe von Halle.

Mit dieſer Geſchichte der Poeſie beſchloß ſich auch die Geſchichte der Poeſie meines Lebens, denn es erfolgte mit raſchen Schritten der Uebergang in die Proſa des Mannesalters.

Der erſte Schritt dazu war meine Verheirathung. Mit der Ehe erſt lernt man die ganze Endlichkeit und Unendlichkeit des Lebens, den abſoluten Ernſt der Geſchichte kennen.

Der zweite Schritt zur Proſa war eine Thorheit, zu welcher ich mich durch meine Tiſchfreunde hatte hinreißen laſſen. Dr. Bahrt, der ſeiner Augen halber das ſtürmiſche und kalte Königsberg mit Halle vertauſcht hatte, wollte eine ſogenannte höhere Töchterſchule begründen, für welche ſich ein Bedürfniß geregt hatte. Um ihm aufzuhelfen, wurde in unſerer Tiſchgeſellſchaft, deren Mitglied er war, beſchloſſen, daß wir das erſte halbe Jahr unentgeltlich als Lehrer bei ihm eintreten wollten. Roſenberger und Scherk übernahmen das Rechnen und ich weiß nicht, was ſonſt noch, ich in der erſten Klaſſe das Franzöſiſche. Ich hatte vier Stunden jede Woche zu geben und jede zweite Woche die Correctur eines Exercitiums. Die Wittwe des Linguiſten Profeſſor Vater übernahm das Protectorat der Schule und ertheilte mit ihrer Tochter Julie ebenfalls Unterricht. Als das erſte Semeſter Oſtern 1833 geſchloſſen wurde, veranſtaltete Dr. Bahrt eine öffentliche Prüfung im Saal des Kronprinzen, welcher damals das vornehmſte Hôtel in Halle

war, und ich führte hier auch mein Dutzend Schülerinnen vor. Die ganze Stadt konnte sich nun überzeugen, ob sie etwas bei mir gelernt hätten. Eine kleine Gräfin von Schulenburg, die mich auch später noch zuweilen hat grüßen lassen, zeichnete sich vorzüglich aus. Ich bin also auch Schulmeister in optima forma gewesen. Der Unterricht wurde mir ganz leicht und machte mir Vergnügen, aber er war insofern eine Thorheit, als ich die Zeit für meine übrigen Arbeiten viel besser hätte gebrauchen können, zumal meine Verheirathung sehr begreiflich gar mancherlei Zerstreuung mit sich brachte.

Der dritte Schritt zur Prosa war, daß ich vom 1. Januar 1833 ab Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission für die Fächer der Philosophie, der Pädagogik und der Deutschen Sprache wurde. Bernhardy, der Philologe, der in Berlin mein Lehrer gewesen war, Kämpz, der Physiker, Leo, der Historiker, Guericke, der Theologe, der mir so scharf bei meiner Habilitation opponirt hatte, wurden meine Collegen. Wie wunderbar war mir das! Ich mußte mich tüchtig zusammennehmen, die neuen Aufgaben, die sich mir hier stellten, richtig aufzufassen und zu lösen. Ich hatte Themata zu geben, Arbeiten zu beurtheilen, Examina und Probelectionen abzuhalten, Schulacten mit den Berichten von den Abiturientenprüfungen zu lesen und zu begutachten und sogenannte Wilde zu prüfen, d. h. solche junge Leute, die von keinem Gymnasium entlassen waren, sondern, was damals noch gestattet war, die Prüfung bei der Commission machten. Die Deutsche Clausurarbeit wurde von den Wilden auf der Waage im Senatszimmer gemacht. Es waren einige zwanzig. Ich mußte sie überwachen. Nur während ich zum Essen ging, löste mich der Universitätssecretär, Herr von Leonhardi, ab. Es war aber schwer, fast unmöglich, Durchstechereien zu verhüten. Neben dem Senatszimmer war nämlich ein langes Zimmer. Hier war ein Apparat für die Bedürfnisse der jungen Leute aufgestellt. Bei der schmorenden Julihitze mußte das Fenster geöffnet bleiben, da man es sonst vor üblem Geruch nicht aushalten konnte. Die Praxis bestand nun darin, daß die Wilden unter dem Vorwand der Nothdurft sich in das Nebenzimmer begaben und das Thema einem auf der Straße lauernden guten Freunde zuwarfen, der zur Disposition oder auch Ausarbeitung des Thema's geschickter war und dieselbe durch

den bestochenen Wärter unter allerlei Formen dem Abgesperrten zugehen ließ. Es war wohl nicht gerade leicht, solche Verhältnisse, ohne Fehler zu begehen, zu behandeln, und ich glaube namentlich, daß ich als Neuling anfänglich bei den Probelectionen zu hohe Forderungen machte. Doch half mir meine natürliche Unbefangenheit, und ich muß den Erwartungen der Behörden genügt haben, weil ich sonst schwerlich im Januar 1834 zu Königsberg dasselbe Amt überkommen hätte, welches ich dort gerade dreißig Jahre lang verwaltet habe. Ich bin im Docíren und Examiniren grau geworden.

Endlich der vierte Schritt zur Prosa bestand darin, daß ich Halle verließ und eine ordentliche Professur der Philosophie in Königsberg annahm. Hier hatte Herbart vierundzwanzig Jahre gelehrt. Er hatte erwartet, nach Hegel's Tode nach Berlin berufen zu werden. Als dies nicht geschah, nahm er einen Ruf nach Göttingen an, wo Schulze gestorben war. Er kehrte zu der Universität zurück, an welcher er im Anfang des Jahrhunderts als Privatdocent aufgetreten war. Aber so einfach, als ich hier erzähle, machte sich die Sache bei mir nicht. Ich hatte einen schweren Kampf zu bestehen, das Anerbieten des Ministeriums anzunehmen.

Das Anerbieten schien zunächst ein großes Glück. Vom außerordentlichen Professor nach wenigen Jahren zum ordentlichen befördert zu werden und im Gehalt von zweihundert Thalern auf tausend Thaler zu steigen, war jedenfalls ein unleugbarer Fortschritt. Was jedoch den ersten Punkt anbetraf, so reizte er mich wenig, da ich niemals nach äußerer Macht und Ehre gestrebt habe. Ich bin zu großen Ehren gelangt. Ich bin Inhaber hoher Orden, ich bin Rath erster Classe, ich bin Doctor der Theologie, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, selbst in Nordamerika, geworden, allein ich habe dies Alles nie gesucht. Es ist mir ohne mein Zuthun zugefallen. Was den zweiten Punkt betrifft, so war er für einen verheiratheten Mann von unbestreitbarer Wichtigkeit. Meine Frau wurde durch ihn ganz entschieden für die Annahme der Professur gewonnen. Ich wußte aber durch meine Freunde Rosenberger, Friedländer, Scherk, die in Königsberg studirt hatten, daß die Honorareinnahme des Philosophen daselbst gleich Null war. Die Anzahl der Studenten betrug nur zwischen drei- bis vierhundert. Die

meiſten derſelben waren arm und bezogen die Univerſität, um von ihr als einer wahrhaften alma mater mit Freitiſchen und Stipendien ernährt zu werden. Mediciner und Juriſten, welche durchſchnittlich vermögenden Kreiſen der Geſellſchaft angehörten, kümmerten ſich wenig um die Philoſophie. Logik und Pſychologie wurden von Herbart nach einer Beſtimmung der Vocation, die auch auf mich überging, unentgeltlich geleſen, indem darin geſagt iſt, daß der Profeſſor gehalten ſei, in jedem Semeſter einen Hauptzweig ſeiner Wiſſenſchaft gratis zu leſen. Ich habe dies Alles auch vollkommen beſtätigt gefunden, denn ich habe es im Honorar im Maximum das ganze Jahr hindurch nie über hundert Thaler gebracht, obwohl es mir keineswegs an Zuhörern gemangelt hat. Den fleißigen Theologen und Philologen, die ſich hauptſächlich um das Studium der Philoſophie kümmern, wird hier in einem Umfang das Honorar geſtundet, wie es in Deutſchland unbekannt iſt. — Herbart ſuchte den Ausfall der Collegiengelder dadurch zu erſetzen, daß er in ſeinem Hauſe eine Erziehungsanſtalt für Söhne der reichen und vornehmen Familien einrichtete. Die Zeit, wo reiche Kur- und Liefländer in Königsberg ſtudirt hatten, war längſt vorüber. In Halle dagegen war ich in der baaren Honorareinnahme bereits bis über fünfhundert Thaler gekommen, ſo daß der Quäſtor Leißring mir von der Annahme in Königsberg abrieth.

Nun aber Königsberg und Halle als Wohnſitz verglichen, ſchwankte ich keinen Augenblick, das letztere vorzuziehen. Ich wohnte hier im Mittelpunkt Deutſchlands. Halle war kein Paradies, aber man konnte von hier bald nach dem Harz und dem Thüringerwalde, nach der Sächſiſchen Schweiz und Böhmen, nach Leipzig und Jena, nach Dresden und Berlin gelangen. Königsberg liegt an der äußerſten Grenze Deutſcher Cultur in einer kahlen Umgebung, die nicht zum Fußwandern, das ich ſo ſehr liebte, verlockt. Es wird immer als eine Merkwürdigkeit angeführt, daß Kant von Königsberg nie weiter, als bis nach Pillau, ſeiner Hafenſtadt, d. h. nur ſieben Meilen weit fortgekommen iſt. Wer aber Königsberg kennt, welches damals mit Berlin nicht einmal durch eine Chauſſee verbunden war, die erſt nach den Freiheitskriegen gebaut wurde, wird dies ganz begreiflich finden. — Ullmann, ein Badenſer, klagte ſchon über das rauhe Klima in Halle und ging auch von ihm

nach Heidelberg zurück. Aber verglichen mit dem Klima Königsbergs ist es ein Italienisches. Königsberg liegt auf einer Wetterscheide, hat daher ein höchst unbeständiges Wetter und macht in einem Tage die extremsten Absprünge in der Temperatur. Schlimmer als dieser Wechsel ist jedoch der naßkalte Untergrund der Stadt, worin überdem viele moraſtige, mit faulen Dünſten freigebige Stellen vorhanden ſind, welche es erklären, daß Königsberg ſchon funfzehn Choleraepidemien gehabt hat. Der berühmte Profeſſor Dieffenbach, ein geborener Königsberger, ſagte mir in Berlin, ich ſolle mir das Klima der Stadt als feuchte Kellerluft vorſtellen. Damit es aber nicht den Anſchein gewinnt, als wolle ich das mir ſonſt ſo werthe Königsberg verrufen, bemerke ich, daß ich nun vierzig Jahre hier lebe, ohne krank geweſen zu ſein. Nur an Augenentzündung habe ich in Folge ſchrecklicher Kälte und orkanartiger Stürme zu leiden gehabt.

Schwerer als Gegend und Klima wog jedoch bei mir der Gedanke, mich von meinen Verwandten und Freunden in eine ſo weite Ferne hin trennen zu ſollen. Von Halle aus hatte ich meine einzige geliebte Schweſter in Eisleben vier Meilen, meine Vaterſtadt Magdeburg eilf Meilen, meine übrigen Verwandten in Berlin einige zwanzig Meilen nahe, während von Berlin bis Königsberg noch über achtzig Meilen ſich hinziehen. Es war mir, zumal bei der damaligen Schwerfälligkeit und Theurung des Poſtverkehrs, als ſollte ich mich von ihnen für das Leben ſcheiden. Und in der That iſt es auch mit Vielen ſo gekommen. Ich trat in eine ganz neue, ganz andere Welt ein, welche meine Freunde in Deutſchland nicht kannten, während ich theils durch mein Amt als öffentlicher Lehrer, das mich mit einer großen Menge von Perſonen in Berührung brachte, theils durch meine Kinder, die hier aufwuchſen, immer enger mit Preußen verſchmolz. — Wie Göthe's Leben in zwei Perioden zerfällt, welche durch Frankfurt und Weimar bezeichnet werden, ſo iſt auch mein Leben in zwei Hälften zerfallen, deren eine mein poetiſches Jugendleben in Magdeburg, deren andere mein proſaiſches Wirken in Königsberg umfaßt.

In Königsberg ſelbſt kannte ich Niemand, war aber durch meine von dorther ſtammenden Freunde gewiſſermaßen darauf präparirt. Durch ſie hatte ich auch eine flüchtige Berührung mit dem Philologen Lehrs

gehabt, als er auf einer Reiſe nach der Schweiz durch Halle kam und Scherk und Roſenberger beſuchte, welcher letztere ihn zu unſerem Mittagstiſch in der Stadt Zürich mitbrachte. Wie hätte ich ahnen können, daß mit dieſem großen Gelehrten, mit dieſem herrlichen Menſchen mich in Königsberg die innigſte Freundſchaft verbinden ſollte, welche im Wandel der Zeiten auch die ſchwerſten Prüfungen der Meinungsverſchiedenheit glücklich beſtanden hat.

Einige Wochen wurde nun in Halle über meine Berufung lebhaft hin- und hergeſprochen. Die alte Partei, um ſie kurz ſo zu nennen, ſah mich gern fortgehen, da ich immer weiter ging und ohne ſchroffe Polemik gegen die Perſonen, wie Hinrichs ſie geübt und ſich dadurch gänzlich iſolirt hatte, allmälig auch auf ſie einen ſachlichen Einfluß gewann, indem ich z. B. in der Halleſchen Literaturzeitung auch philoſophiſche Schriften, wie Weiße's Mythologie, Ruge's Platoniſche Aeſthetik zu recenſiren, oder für die Encyklopädie von Erſch und Gruber Artikel, wie Ontologie, Opfer u. a. übernahm, zu denen mich Meyer, als Dirigent der dritten Section, aufforderte. Ein Landsmann von mir, Schaller aus Magdeburg, war durch meine Collegia zur Hegel'ſchen Philoſophie herangezogen und habilitirte ſich 1833 als Privatdocent, indem er durch eine Diſſertation über Leibnitz ſich an die meinige über Spinoza anſchloß. Durch meine Vorträge über Geſchichte der Philoſophie und über Aeſthetik hatte ich angefangen, meinem ſehr verehrten Hofrath Gruber, der mir perſönlich wohlwollte, eine nicht unbedeutende Concurrenz zu machen.

Durch meine Mitgliedſchaft in der wiſſenſchaftlichen Prüfungscommiſſion war mir ein wichtiger Einfluß auf die Schulen und Pädagogen eröffnet, wie Hinrichs ihn nie gehabt hatte. Die Studenten, vorzüglich Weſtphalen und Schleſier, waren mir ſehr gewogen. So war es denn in der Ordnung, daß man mich los zu werden wünſchte, da die verhaßte Hegel'ſche Philoſophie durch mich eine gefährliche Propaganda machte. Die junge Partei ſah mich gewiß, und zum Theil aus denſelben Gründen, ſehr ungern ſcheiden. Meine Freunde waren jedoch in dem Urtheil einſtimmig, daß ich die Profeſſur annehmen müſſe, theils um die Hegel'ſche Philoſophie nach Königsberg zu verpflanzen, wo ſie eben ſo unbekannt war, als die Herbart'ſche in Halle,

theils weil ich durch eine abschlägige Antwort das Ministerium gegen mich verstimmen und abgeneigt machen würde, für mich weiter etwas zu thun. —

Preußen lag aber in so nebelgrauer Ferne. Es gehörte damals noch nicht zu Deutschland. Wenn den Hohenzollern die Deutschen Besitzungen einmal wieder verloren gingen, so besaßen sie in Ost- und Westpreußen, wohin sie ja schon einmal geflüchtet waren, noch ein ganz anständiges Königreich. Um mir eine genauere Vorstellung von der Stadt Königsberg zu machen, hatte mir Freund Rosenberger eine Beschreibung derselben vom Buchhändler Nicolovius mit Kupfern geliehen. Sie vermochte mir aber kein besonderes Interesse einzuflößen. Herbart, dessen Nachfolger ich werden sollte, war mir von meinen Freunden als eine so bedeutende Persönlichkeit, als ein so genialer und beredter Lehrer, als ein so gelehrter, vielseitiger Forscher, gewandter Pädagoge und eleganter Gesellschafter geschildert worden, daß ich mich recht klein und schwach gegen ihn fühlte. Ich hatte mich wenig um ihn gekümmert. Ein sonderbarer Zufall hatte mich 1831 aufmerksam auf ihn gemacht. Da mein Freund Anton keine theologischen Schriften verlegte, so hatte ich meine theologische Encyklopädie an Schwetschke gegeben Während sie in seiner Officin gedruckt wurde, brachte ich eines Morgens selber eine Correctur ab, fand das ganze Personal im Laden neugierig um ein Poststück versammelt, das man soeben, von einer Matte und Leinwand enthülfte, worauf ein blanker metallner Kern, ein Blechkasten, zum Vorschein kam, in welchem sich ein höchst sauber geschriebenes, zierlich aussehendes Manuscript befand. Es war Herbart's Philosophische Encyklopädie, welche Schwetschke gleichzeitig mit meiner theologischen verlegte und auf demselben Papier mit denselben Lettern druckte. Sehr komisch schwitzten wir beide also, jeder mit einer Encyklopädie, unter demselben Preßbengel. Ich las nun auch diese Encyklopädie, durch welche Herbart in der Lehre vom Widerspruch eine gewisse Annäherung an Hegel's Dialektik versuchte. Sonst aber blieb mir Herbart eine sehr unbekannte Größe, die ich, wo ich auf sie gestoßen war, angestaunt, aber nie begriffen hatte. Hinrichs, als Oldenburger ein Landsmann von Herbart, hatte 1829 die Metaphysik desselben zur Kritik übernommen, mir fleißig daraus berichtet und lange Gespräche

darüber, namentlich im Garten von Trotha, gepflogen. Aber die realen Weſen Herbart's waren mir undurchdringlich geblieben und nun ſollte ich in eine Welt eintreten, in welcher die Auctorität Herbart's durch Jahre lange Herrſchaft befeſtigt war. Hinter Herbart aber ſtand in weiterer Perſpective noch die große Geſtalt Kant's, denn Herbart ſaß auf deſſen Lehrſtuhl. Zwiſchen Kant und Herbart war der Leipziger Krug drei Jahre hindurch Kant's unmittelbarer Nachfolger geweſen. Ich kam alſo durch Annahme der Profeſſur in eine Beziehung zu Kant, die mich erſchreckte. War ich auch gewohnt worden, ihn von der Hegel'ſchen Schule aus ſehr polemiſch, ſogar geringſchätzig behandelt zu ſehen, war namentlich Hinrichs ein heftiger Gegner ſeiner kritiſchen Philoſophie, ſo war ich doch von höchſter Ehrfurcht vor ſeinem Genie und ſeinem Charakter durchdrungen. Und ich Zwerg ſollte nun auf den Lehrſtuhl treten, der durch dieſen Rieſen weltberühmt geworden?

Ich werde nun aufrichtig erzählen, wie die Sache weiter verlief. Gegen den Wunſch meiner Frau, gegen den Wunſch meiner Gegner, gegen den Rath meiner Freunde, gegen die Erwartung der öffentlichen Meinung — ſchrieb ich dem Miniſterium einen Abſagebrief. Ich trug ihn ſelbſt auf die Poſt. Als ich nach Hauſe zurückkehrte, ſagte ich meiner Frau, daß unſer Bleiben in Halle nunmehr entſchieden ſei. Dies gab Veranlaſſung, den gethanen Schritt noch einmal durchzuſprechen, und diesmal ſiegte meine Frau. Außer den für die Annahme auf der Hand liegenden Gründen ſetzte ſie dem ſchlechten Klima Königsbergs die Annehmlichkeit entgegen, daß es doch eine große Stadt ſei; denn ſie ſtellte ſich als Berlinerin, da es eine Haupt- und Reſidenzſtadt genannt wurde, etwas wenigſtens Aehnliches, wie Berlin, vor. Gegen meine Scheu aber, einen Lehrſtuhl zu betreten, wo ich ſo große Vorgänger gehabt, machte ſie theils meine bisherigen Erfolge geltend, theils appellirte ſie an meine Zukunft. Als Herbart nach Königsberg gegangen ſei, ſei er doch auch noch ein junger Mann geweſen.

Ich gab nach, eilte auf die Poſt, meinen Brief zurückzunehmen, was noch möglich war, ſchrieb dann einen Zuſagebrief und trug ihn ſogleich, um alles Schwanken zu verhindern, ſelber noch vor Poſtſchluß fort. — So war denn mein Schickſal entſchieden und ich verfiel zunächſt einer unendlichen Wehmuth. Meine Frau konnte dieſe Empfin-

dung nicht theilen, da ſie erſt ſeit kaum einem Jahr in Halle lebte, allein für mich war dieſe Stadt voll von den intereſſanteſten Erinnerungen, die von dem Augenblicke ab, wo ich ſie für immer verlaſſen ſollte, mit zauberiſcher Gewalt mein Herz bedrängten. Selbſt die Wohnung, worin wir uns befanden, war für mich ein kleines Monument meiner ganzen Halleſchen Geſchichte. Hier hatte Hinrichs bis Oſtern 1832 gewohnt, wo er ſie verließ, weil er für ſeine Kinder eine Wohnung mit einem Garten ſuchte. Ich hatte ſie nach ihm gemiethet. Hier war ich als Student, als Privatdocent, als Profeſſor aus- und eingegangen und blickte aus den Fenſtern des Seitenflügels in den Garten des Hauſes der Staatsräthin von Jacob, wo ich die Diſſertation über Spinoza geſchrieben und worin ich noch mit Genthe, Loof und Bohtz ſo tolle Späße getrieben hatte. Doch, es half nichts. Das Schickſal hatte mich einmal gepackt und wir mußten endlich fort. Von Benchlitz und Giebichenſtein, von der Frau Hofräthin Pfaff, von Leo und Hinrichs, von Roſenberger und Scherk, von Ritſchl und Meier riß ich mich mit manchem Ach und Weh los. Die Studenten, die mir anhingen, brachten mir einen Fackelzug und ich hielt meine erſte öffentliche Rede zum Fenſter hinaus. Mit meiner Frau fuhr ich nach Eisleben, meiner Schweſter und ihrem Mann Lebewohl zu ſagen. Zurückgekommen, gaben wir unſern Freunden und Freundinnen im Saal der Stadt Zürich ein Mittageſſen zum Abſchied und rollten am andern Morgen in einem ſchwerbeladenen Reiſewagen zum Thor hinaus. Der getreue Brockhaus, den ich beibehalten hatte, Hanne, unſer redſeliges Mädchen, gaben uns noch eine Stunde das Geleit, reichten uns dann die Hand, wiſchten ſich die Augen und überließen uns dem Gefühl der Vereinſamung. Es iſt eine ganz müßige Frage, was aus mir geworden wäre, wenn ich in Halle blieb. Jedenfalls ſetzte mich das Amt, welches ich in Königsberg übernahm, in ein beſtimmtes Verhältniß zu den centralen Wiſſenſchaften der Philoſophie, zur Logik und zur Pſychologie. Ich hatte ſie nicht vernachläſſigt, allein ich hatte ſie nur ſtudirt, nicht vorgetragen. Da ich Hegel ſelber nicht gehört hatte und ſeine Vorleſungen über Weltgeſchichte, Religion, Kunſt und Geſchichte der Philoſophie noch nicht gedruckt waren, ſo kam ich auf dieſen Gebieten zu einer ſelbſtſtändigeren Auffaſſung, welche die Streitigkeiten erklärt, in welche ich

ſpäter mit der Schule Hegel's gerieth, ſofern ſie im Dogmatismus der Hegel'ſchen Traditionen ſtehen blieb und nur die Wiederholung deſſelben für correct anſah. Als eine weitere heilſame Folge meiner Lage in Königsberg muß ich die entſchiedene Concentration auf philoſophiſche Arbeiten im engeren Sinne betrachten. Ich war in Halle durch die allſeitige Empfänglichkeit meiner Natur nach zu vielen Richtungen hin zerſtreut. Mir wurde noch kurz vor meiner Abreiſe das Extrem von literariſcher und theologiſcher Thätigkeit, worin ich mich bewegt hatte, recht anſchaulich zum Bewußtſein gebracht. Der Biſchof Tegner, der Dichter der romantiſchen Frithjofsſage, kam von einer Badekur in Teplitz durch Halle und hielt ſich hier einige Tage auf. Er beſuchte mich und ſprach mit mir über meine Geſchichte der Deutſchen Poeſie im Mittelalter, die er mit Intereſſe geleſen hatte. Von hier aus kamen wir auch auf die Edda und auf Saxo Grammaticus. Wir vertieften uns in den alten Norden. Als Tegner nach einigen Stunden lebhafter Unterhaltung aufſtand, um zu gehen, fragte er mich, ob ich mit dem Theologen Roſenkranz verwandt ſei, der eine Encyklopädie der theologiſchen Wiſſenſchaften herausgegeben habe, die er noch nicht kenne, von der er aber ſchon Manches gehört habe? Als ich ihm nun ſagte, daß ich der Verfaſſer derſelben ſei, wollte er dies anfänglich kaum glauben. Die Verſchiedenartigkeit dieſer Leiſtungen ſchien ihm zu groß und ich erinnerte gegen ſein offenbar bedenkliches Erſtaunen zu meiner Entſchuldigung an Herder, der ja auch literariſche, theologiſche und philoſophiſche Arbeiten durcheinander gemacht habe. Ich kam noch in einigen Geſellſchaften mit ihm zuſammen, mußte ihm beim Abſchied verſprechen, ihn einmal von Königsberg aus in Schweden auf ſeinem Biſchofsſitz zu beſuchen, woraus, wie aus ſo vielen andern ſchönen Vorſätzen, trotz einer wiederholten Mahnung Tegner's, leider nichts geworden iſt. Ich begreife jetzt nicht, wo ich damals den Muth und die Kraft hergenommen habe, Alles zu bewältigen. Ich kann es nur dem leichten Sinn der Jugend und dem Ungeſtüm meiner Neigungen zuſchreiben. Wenn ich mit meinem Leben verſchwenderiſch umging, ſo geſchah es, weil mein jedesmaliges Thun mir im Augenblick durchaus nothwendig erſchien. Ich bemerkte z. B., als ich an dem dritten Theil meiner allgemeinen Geſchichte der Poeſie ſchrieb, wie ſehr ich doch im Engliſchen zurück-

geblieben ſei. Kaum hatte ich nun den Franzöſiſchen Unterricht in Dr. Bahrt's Töchterſchule um Oſtern aufgegeben, als ich ſofort ſelber Unterricht im Engliſchen nahm, vorzüglich meiner ſchlechten Ausſprache nachzuhelfen. Mir wurde ein Herrnhuter empfohlen, der lange mit ſeinem Vater, einem Herrnhutiſchen Buchhändler, in Norwegen und England gelebt hatte. Wir laſen Mittwoch und Sonnabend Nachmittag den Oſſian zuſammen, bis dieſer Unterricht Anfangs Juni ein plötzliches Ende dadurch fand, daß mein trefflicher, von der gemüthvollſten Frömmigkeit erfüllter Lehrer an einem ſchönen Sonntag Morgen ertrank. Er war mit einigen Knaben botaniſiren gegangen, hatte ſich, die Blüthe einer Waſſerpflanze zu pflücken, von einer Felsplatte bei Kröllwitz zu weit übergebogen, das Gleichgewicht verloren und war in die Saale geſtürzt, die hier ſehr tief iſt.

Ich ſchied von Halle mit den beſten Vorſätzen, mich nicht durch neue Thorheiten zu einer unruhigen Vielthätigkeit verlocken zu laſſen. Die neuen Thorheiten aber, in die wir verfallen, ſind liſtig genug, uns zunächſt als ſehr vernünftig zu erſcheinen. Ich trat in Königsberg in einen mir ganz fremden Kreis von Erſcheinungen, die mir den Stoff zu friſchen Verirrungen und Verkehrtheiten lieferten, obwohl ich nun in der Stadt der reinen Vernunft lebte; — denn es irrt der Menſch, und — wie ich zu dem Wort des Dichters hinzuſetze — beſonders der Philoſoph, ſo lang' er ſtrebt.

Druck von R. Boll in Berlin, Mittelstr. 29.

Druck von Bockwitz & Wöbel in Leipzig.

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

OCT 15 1935
OCT 16 1935

MAY 27 1936

OCT 22 1937

300ct'63DC
REC'D LD
DEC 19'63-8 AM

FEB 24 1980
REC. CIR. SEP 14 1979

LD 21-100m-7,'33

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C046745465

900710

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY